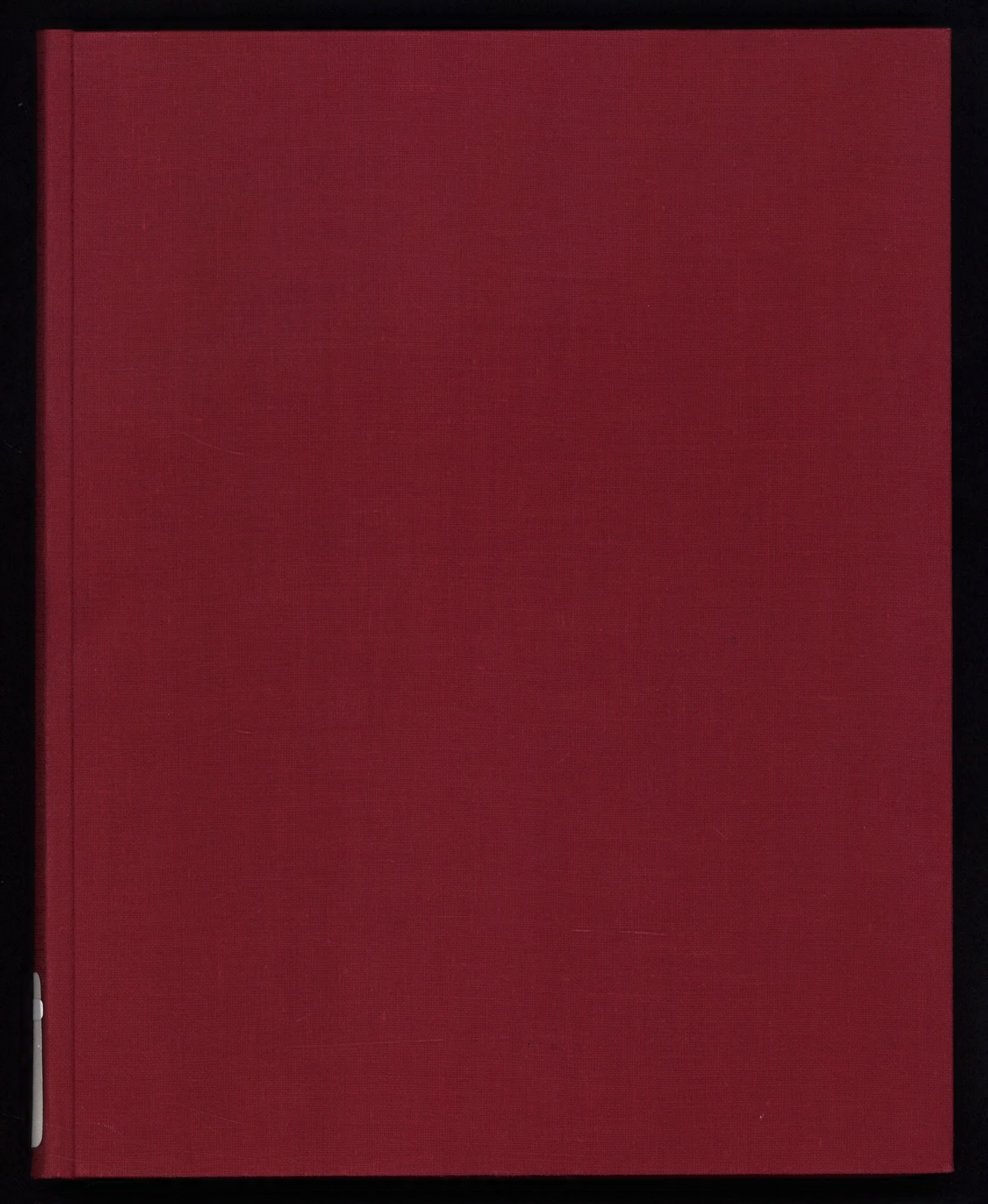
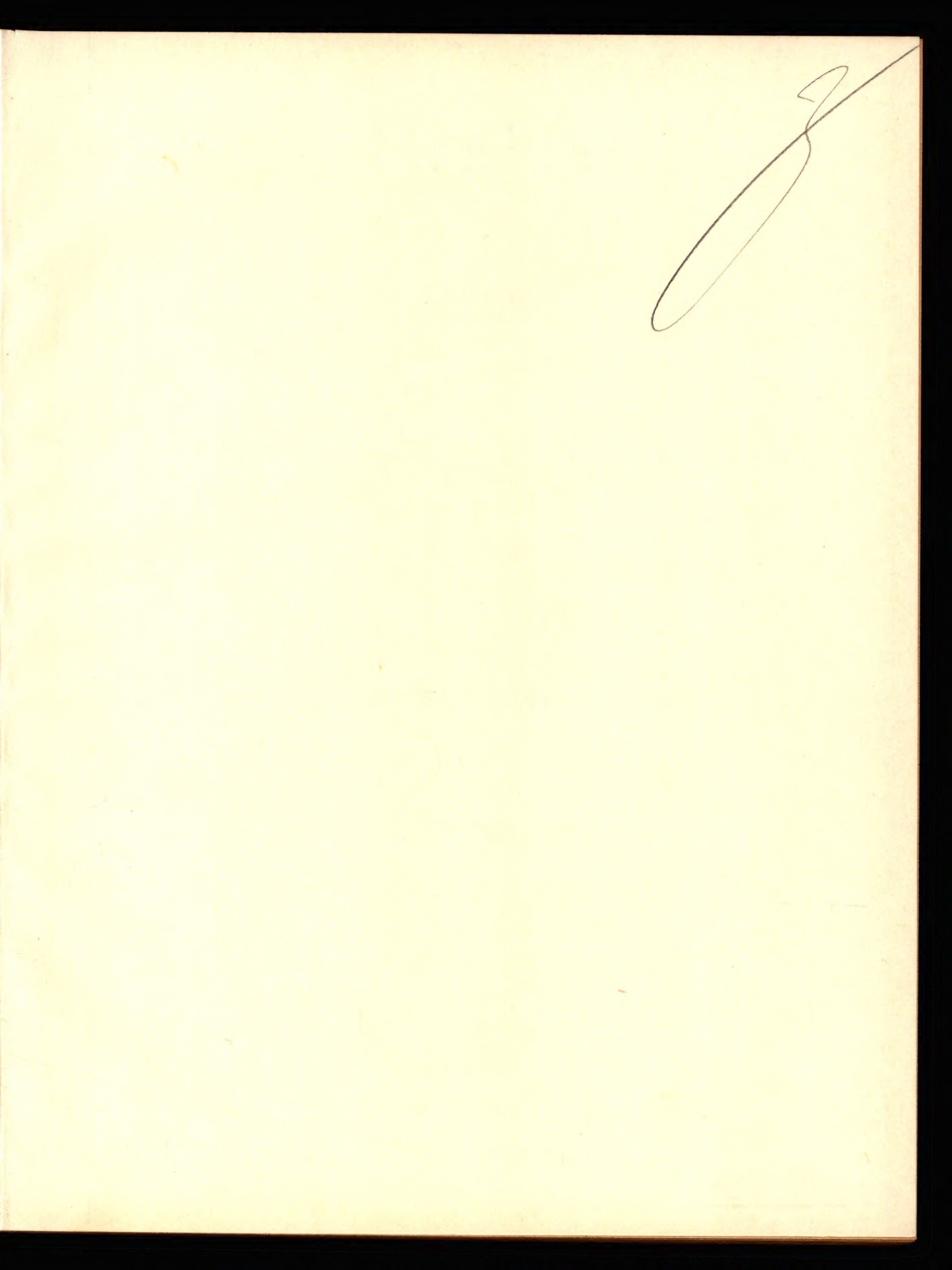


6 a.π.1



Hessenland.

Zeitschrift

für

hessische Geschichte und Literatur.

Sechster Jahrgang.

Herausgegeben

unter Mitwirkung namhafter hessischer Schriftsteller

von

F. Zwenger.



Kassel 1892.

Druck und Verlag von Friedr. Scheel.

THE GETTY CENTER
LIBRARY

Inhalts-Verzeichniß des Jahrgangs 1892.

Aus alter und neuer Zeit.

Aus Heimath und Fremde.

Hessische Bücherschau.

Briefkasten.



№ 1. Kassel, 4. Januar 1892.

Das „**Hessenland**", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2934.

Traum meiner Kinderzeit.

Wo find' ich deine Spuren,
Traum meiner Kinderzeit?
Im Winter wie die Fluren
Bist du oft tief verschneit.

Wo einst die Blumen standen,
Blitzt's wie Demanten hell,
Es liegt in starren Banden
Der alte warme Quell.

Doch nur ein lenzlich Säuseln,
Ein Rauschen und ein Weh'n,
Die klaren Wellen kräuseln,
Die Blumen aufersteh'n.

Schnell ist das Eis zerronnen,
Wie wird das Herz mir weit:
Du nahst mit Weh und Wonnen,
Traum meiner Kinderzeit.

E. Mentzel.



Neue Untersuchungen über den Namen und über die Schuljahre des Dichters Euricius Cordus.

Von C. Krause.[1])

(Schluß.)

Cordus siedelte also im Herbste des Jahres 1505 von der Marburger Schule zur Universität Erfurt über. Möglicherweise findet hier ein Zusammenhang mit einem merkwürdigen Ereignisse der Erfurter Schule statt. Im Sommer des Jahres 1505 zogen nämlich eine Anzahl Erfurter Lehrer und Schüler, unter ihnen auch Eob. Hessus, der später den Auszug in einem heroischen Gedichte beschrieben hat, wegen der Pest von Erfurt nach Frankenberg, hielten hier als Gäste der Einwohner ihre Vorlesungen weiter und kehrten im Herbste oder später wieder nach Erfurt zurück. Es liegt nahe, anzunehmen, daß Cordus sich den Heimkehrenden angeschlossen habe.

Er kam unmittelbar von der Schule der „breiessenden Gugler“ in Marburg. Diese „atharaphagi[2]) cucullati“ waren jedenfalls die von ihrer Tracht so genannten Gogel- oder Kugelherrn, die sich auch in ihrer Lebensweise durch bestimmte Mäßigkeitsgrundsätze, z. B. gänzliche oder theilweise Enthaltung von Fleisch, hervorgethan haben mögen. Es war ein halb geistlicher, halb weltlicher Erziehungsverein, schon durch Landgraf Ludwig den Friedsamen von Münster nach Kassel berufen, der in Marburg, Butzbach und andern Orten sich um das Unterrichtswesen verdient zu machen suchte[3]), jedoch seine Schulen natürlich noch nach mittelalterlich-barbarischer Weise eingerichtet hatte. Das Letztere ist ganz unzweifelhaft wenigstens das Urtheil des Cordus selbst, der wiederholt hervorhebt, daß er auf den Schulen „nichts als Barbarisches“ gelernt habe, so z. B. in der früher mitgetheilten zweiten Krankheitselegie. Auch der Lehrer

1) Berichtigungen zum zweiten Artikel in Nr. 24 des vor. Jahrg.: In der Ueberschrift ist 1) zu streichen. S. 319, 1. Kolumne, Z. 14 von unten: statt Krank ist zu lesen Krause. Der ganze Satz, bei der Korrektur hinzugefügt, weil dem Verfasser das vorangehende Stück nur unvollständig im Satze vorlag, ist besser zu streichen.

2) Vom griechischen ἀθάρα, Spelt- oder Milchbrei.

3) Chr. Koch, Gesch. des akad. Pädagogiums in Marburg. Wieder herausgeg. von F. Münscher. Progr. Marb. 1868, S. 4.

Johannes von Kassel, der die Poetenklasse hatte, betrieb den Unterricht offenbar noch nach alter barbarischer Methode.[1]) Er wird wohl auch der Lehrer gewesen sein, über welchen Cordus nach Thilonin's Enthüllung (sie mag natürlich etwas übertrieben sein) sich in pietätloser, wegwerfender Weise geäußert haben soll. Thilonin's Angabe läßt es übrigens unbestimmt, ob jener Lehrer zu den Kugelherrn gehört hat, oder ob sein Unterricht an der Schule nur auf einem privaten Abkommen beruhte. Eine überraschende Bestätigung erfährt die ganze Mittheilung dadurch, daß ein Johannes Kassel seit 1530 (soviel bis jetzt bekannt) in Urkunden genannt wird, und zwar als Prior des Deutschen Hauses in Marburg.[2]) Dagegen ist von dem Dasein der „Lullarden“ (Lollharden) in Marburg sonst nichts bekannt, und da mit dieser Bezeichnung vielfach ein ketzerischer Nebengeschmack verbunden war, so könnte Thilonin die Lehrer des Cordus absichtlich nach dieser Seite haben verdächtigen wollen.

Nicht so bestimmt, wie dies bei der Marburger Schule der Fall ist, erfahren wir, daß Cordus die Frankenberger besucht hat, vielmehr gründet sich unsere bisherige Annahme hierüber nur auf Muthmaßungen, die allerdings einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit haben. Er sagt in der zweiten Krankheitselegie (V. 97 bis 104) von sich:

Nicht zu den Griechen, noch auch Franzosen und Italienern
bin ich gewallfahrt, blieb einzig im heimischen Land.
Hier in die Nachbarstädt' hat auf niedere Schulen der Vater
einst mich gesandt, und gelernt hab' ich Barbarisches nur.
Uebel verwahrlost bin ich daselbst zwölf Jahre geblieben,
und selbst, Tityrus, du wurdest mir nimmer bekannt.
Mählich wuchs mir indessen der Bart und die männliche Vollkraft,
voller Lustren vier schwanden des Lebens dahin.

1) Ich berichtige hier ein Versehen in Nr. 23 dieser Ztschr. S. 309, A. 2, wo zu lesen ist: „in Alanum, Floristam, Graecistam.“ Es sind drei verschiedene Dichter des M. A. bezeichnet. Vgl. Böcking, Opp. Hutt. Suppl. II, S. 360, 372.

2) Dankenswerthe Mittheilung des Kgl. Staatsarchivs zu Marburg vom 23. Januar 1891.

Bei den Nachbarstädten ist man zunächst versucht, an Frankenberg zu denken, wo auch Eob. Hessus seine Vorbildung erhielt. Und Cordus giebt davon in seinen Gedichten verschiedene Andeutungen, obwohl er es nirgends bestimmt sagt. Die sich schlängelnde Edder und der „Gosberg" bei Frankenberg werden mehrfach erwähnt. In der zweiten Ekloge sagt der Hirte Simithusius Aegon (d. i. Cordus), das Rohr zu seiner Hirtenpfeife sei an der Edder gewachsen. Ferner nannte er sich Anfangs Francobergius, und endlich heirathete er eine Frankenbergerin — lauter Umstände, die auf eine nähere Beziehung zu jener Stadt hindeuten. Andererseits ist aber gewiß, daß er die Frankenberger Schule nicht zugleich mit Eob. Hessus (1502—1504) und nicht unter dem damals gerühmten Schulmanne Jakob Hurle (Horle, Horläus) besucht haben kann, wie man bisher angenommen hat. Denn da er selber den „gelehrten Horle" wiederholt mit Auszeichnung nennt und als den bezeichnet, der zuerst die Musen nach Hessen geführt habe, so könnte er von sich, wäre er des Horlus Schüler, nicht sagen, er sei nur barbarisch unterrichtet worden. Noch bestimmter schließt ein Epigramm aus dem Jahre 1529 „an die studierende Jugend" (XI, 3) einen Besuch der Schule des Horläus aus. Das Epigramm ist in Frankenberg selber gedichtet zu einer Zeit, wo die Marburger Universität wegen einer Pest dahin verlegt worden war. Es heißt darin:

Plätschernd fließt die Edder vorbei in mäandrischer Windung,
und des Gosbergs Haupt steigt in der Sonne empor,
Den sich der Musenchor, sobald er nach Hessen gekommen,
lieber gewählt als manch' früher bewohnete Höh'.
Dazu zwang keusch liebend ihn einst der gelehrte Horläus,
der ihm lockendern Sitz bot und ein besseres Heim.
Hier geht, der mich und Hessus gelehrt in den Tagen der Kindheit,
Ludwig als weidender Hirt christlicher Herde voran,
Der nach Christus mit Recht sich seinen Namen gewählet;
Denn ächt christlicher Sinn zieret den trefflichen Mann."

Hier wird Horle als Frankenberger Kind, gleichsam als eine Berühmtheit der Stadt, genannt und gleich darauf Ludwig Christiani, einst Lehrer der Erfurter Schule, später Pfarrer in seiner Heimathstadt Frankenberg. Nur Letzteren aber nennt er seinen und des Hessus Lehrer. Er hätte hier gewiß die Gelegenheit nicht versäumt, sich als Schüler des gerühmten Horle zu bezeichnen, wäre er es wirklich gewesen.

Einen weiteren Beweis bietet eine Stelle der vierten Ekloge. Ein Hirte Meliböus unterredet sich mit dem Mithirten Möris über ein Gedicht, das letzterer in die Rinde eines Buchbaumes eingeschnitten gefunden hat. Ersterer äußert sich über den muthmaßlichen Verfasser:

— „Es ist wohl der Gosische Horle.
Dieser schaute, so sagt man, die Gipfel des heiligen Berges,
Führte von allen zuerst nach Hessen die musischen Schwestern,
Auch wohl zu singen versteht er des Phöbus würdige Lieder.
Aber es lebt ein Schüler von ihm, Mnasylus der Kluge,
Welcher mit Rohr und Gesang noch den trefflichen Meister besieget."

Dieser Mnasylus ist natürlich Horle's Schüler Eobanus Hessus, dem Cordus hier eine den Poeten jener Zeit immer willkommene Schmeichelei sagt. Möris liest nun den Anfang des Gedichtes, — es ist vom Simtshäuser Aegon (Cordus) an Mnasylus gerichtet —, mit den Worten vom Baume ab:

„Wer es gewesen, besagt, — hör' zu —, der Anfang des Liedes:
Aegon von Simtshausen, der Ziegenhirte, hat spielend,
Was auch immer es sei, dem geliebten Freunde gewidmet."

Hier bezeichnet der Dichter zwar den Hessus, nicht aber sich selber als Horle's Schüler. Da nun Horle 1498 nach Erfurt zum Studium ging und hier 1501 Bakularius wurde, so kann er die Frankenberger Schule frühestens 1501 übernommen haben. Daher kann Cordus sie nur vor 1501, wo sie noch den alten barbarischen Charakter trug, von dem sie erst Horle befreite, besucht haben. Sein Aufenthalt auf der Marburger Kugelherrnschule muß also in die Jahre 1501 (1502)—1505 fallen.

Es mag auffallen, daß Cordus uns von seinen Schuljahren weder in Frankenberg noch in Marburg etwas Bestimmtes mittheilt. Es erklärt sich zur Genüge aus dem bitteren Gefühle seiner späteren Jahre, daß er in der Jugend arg vernachläßigt worden sei. So meldet er uns denn in der Krankheitselegie weiter nichts, als daß er zwölf Jahre lang in den Nachbarstädten auf barbarische Schulen gegangen sei, und in dem Epigramme „über seine Heimath" (V, 100) übergeht er seine Schulzeit ganz und gar und führt uns aus dem Vaterhause gleich auf die Universität Erfurt:

„Aermliche Eltern, — ich will es gestehn —, doch ehrlich und bieder,
haben an Jahren betagt hier mich als Spätling gezeugt.
Hier kroch einst ich herum auf allen Vieren und tummelt'
mich auf den Wiesen, so schwand zweimal ein Lustrum dahin.
Nicht weit strömet von selbst ein Quell mit reichlichem Wasser,
mächtig zogen zu ihm später die Musen mich hin,
Führten geneigt mich empor in ihren erhabenen Tempel;
also in leichtem Vers spiel' ich als neuer Poet."

Es war zu natürlich, daß man bisher unter der nahen Musenquelle die Frankenberger Schule des Horle verstand.[1]) Nach unseren früheren Ausführungen ist jetzt diese Annahme hinfällig. Es kann nur die Erfurter Universität gemeint sein. Uebrigens ergiebt sich in den Angaben des Dichters eine kleine Abweichung. Wenn er

[1]) So faßte ich auch selber die Stelle früher auf. Cordus, S. 6.

sagt, er sei zwölf Jahre auf die Schulen gegangen, so führt uns dies von 1505 rückwärts gerechnet auf das Jahr 1493, wo er sieben Jahr alt war. Im obigen Epigramm aber sagt er, er habe sich zehn Jahre lang auf den Fluren der Heimath herumgetummelt. Entweder ist die Abweichung eine dichterische Freiheit, oder der Dichter hat in die zehn Jahre seines Verweilens im Elternhause die ersten Schuljahre miteingerechnet, die er etwa auf dem nahen Nachbarorte Wetter durchgemacht haben kann, ohne das Elternhaus deshalb verlassen zu haben.

Wir wenden uns zum Schlusse noch einmal zu den Universitätsjahren des Dichters und zu deren muthmaßlicher Dauer. Ueber das Jahr 1507 hinaus, in welchem er Bakularius wurde, können wir seine Anwesenheit in Erfurt nicht mehr nachweisen. Seine ersten dichterischen Versuche mögen die Verse gegen Thilonin und die Inschrift auf Goede's Haus gewesen sein. Er selber sagt in der Krankheitselegie, er habe, bald nachdem er 20 Jahre alt gewesen (also nach 1506), dem Beispiele des Hessus folgend, seine ersten schüchternen Versuche, mit den Musen zu verkehren, gemacht. Aber leider hätte er seiner Neigung nicht in dem Maße, wie er gewünscht, folgen können, da ihn die Armuth gezwungen, für seinen Lebensunterhalt zu sorgen. Die Liebe hatte ihm ja inzwischen, wie er so schön in der Elegie an seine Söhne erzählt, einen bösen Streich gespielt. Cupido's Pfeil, den er bisher verachtet, traf ihn unerwartet, und so tief, daß er das wegen seiner Schönheit, Keuschheit und Unschuld glühend geliebte Mädchen kurzer Hand heimführte. Nur in der ehelichen Verbindung glaubte er für sein aufgeregtes Herz Ruhe finden zu können. Diese Studentenliebe unseres Dichters, der etwa 21 Jahre zählte, mit bald nachfolgender Heirath klingt so romanhaft, daß man versucht ist, sie für eine poetische Erfindung zu halten. Aber sie wird durch verschiedene andere Umstände völlig bestätigt. In einem Epigramme nämlich „an das Schicksal" (Opera I, 78. 1. Ausg. II, 4), das 1517 veröffentlicht wurde, heißt es nach dem ursprünglichen Texte (der in den späteren Ausgaben geändert wurde):

Sex mihi neverunt fatales lustra sorores,
  iamque mei decimus coniugii annus adest.

Lustren haben mir sechs nun die Schicksalsschwestern gesponnen,
  und von den Jahren der Eh' naht mir das zehnte heran.

Aus dieser Angabe würde sich als Jahr der Verheirathung 1508 ergeben. Und dazu stimmt auch, daß der am 18. Februar 1515 geborene Valerius der dritte Sohn des Dichters war, und daß der Vater an die beiden älteren Söhne 1516 eine lateinische Elegie richtete, welche doch mindestens ein Alter von sechs bis acht Jahren voraussetzt. Schon damals fiel die Verheirathung des 22jährigen Bakularius seinen Mitstudenten auf, denn Thilonin nannte ihn, als er 1513 mit Weib und Kind zum zweiten Male in Erfurt einzog, γυναικοκρατούμενος. Dieser von vornherein etwas auffallende Ausdruck gewinnt nun jetzt erst seine volle Bedeutung.

Cordus führte eine Frankenbergerin, Kunigunde Ralla, heim, die ihm kein Vermögen, wohl aber reiche Schätze des Geistes und Herzens zubrachte [1]. Die Eile, mit welcher der Dichter zur Ehe schritt, wäre trotz allen Liebesfeuers unerklärlich, wenn sich ihm nicht um das Jahr 1508 eine Aussicht auf ein bescheidenes Unterkommen, vielleicht in Hessen, gezeigt hätte. Darauf führen auch die Worte in der Threnodie, daß Landgraf Wilhelm ihm seine Hülfe versprochen gehabt, und daß nun dessen Gemahlin das Versprechen einlösen möge. In wieweit seine Anwesenheit in Marburg bei der Beisetzung 1509 hiermit zusammenhängt, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls muß er damals, wo er ganz sicher verheirathet war, die Universität bereits verlassen haben.

Weiteres wissen wir über die Zeit bis 1513 nichts von ihm. Es ist hier eine Lücke in den Nachrichten, die sich nur vermuthungsweise ausfüllen läßt. Es steht nämlich fest (durch eigene Angaben des Dichters in einem Epigramm ad Ficinum, Opera I, 70), daß er vor dem Jahr 1517 eine Lehrerstelle an einer Schule in Kassel bekleidet haben muß. Unter den Epigrammen, die 1517 veröffentlicht wurden, befindet sich eins „auf die Orgel der Kasseler", das in den späteren Ausgaben wieder weggelassen wurde und daher unbekannt geblieben ist. Es lautet (1. Ausg. II, 82):

In organa Casselensium.

Phidiaco iures insculpta toreumata caelo,
  si prope suspectum contuearis opus,
Si tamen audieris, vocales inter Ulyssis
  carbasa Sirenas concinuisse putes.
Cornua, cymbla, tubae, psalteria, tympana, cannae,
  et quicquid blandae musica vocis habet,
Hic sonat artifici concors symphonia tactu,
  totus ut ex solis auribus esse velis.

Dieses Epigramm kann natürlich nur in Kassel gedichtet sein. Es ist nun am einfachsten, den Kasseler Aufenthalt in den ohnehin dunkeln Zeitraum von 1509—1513 zu verlegen. Dann würde der in der Threnodie ausgesprochene

[1] Ueber die Armuth tröstet der Dichter seine Frau mehrfach in den Epigrammen. Nur an einer Stelle, und zwar nur in der Fassung der ersten Ausgabe, wird der Name genannt. (Ad Bassam. Opera I, 19. Vers 10): „‚has tua Cungundis non habet' inquis „opes".

Wunsch des Dichters sich bald erfüllt haben. Wir gewinnen zugleich den Schlüssel zu seiner frühen Verheirathung und zum einstweiligen Abbrechen seiner akademischen Studien. Gegen die Annahme spricht nichts, auch nicht der Umstand, daß der hessische Chronist Lauze, der 1519 von Kassel zur Universität Erfurt überging, sich des Cordus Schüler nennt; denn dies kann sich sehr wohl auf die Vorlesungen an der Universität Erfurt beziehen.

Somit wäre das kurze Ergebniß unserer Untersuchungen folgendes: Cordus, eigentlich Heinrich Solde, aus Simtshausen, geb. 1486, besuchte bis zum Jahre 1501 oder 1502 die Schule zu Frankenberg, von da an bis Herbst 1505 die Kugelherrnschule zu Marburg, ging dann auf die Universität Erfurt, wo er 1507 zum Bakularius promovirte und um 1508 oder 1509 heirathete. Er fand schon damals oder ein wenig später ein Unterkommen als Lehrer in Kassel, kehrte aber, um die wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen und die früher abgebrochenen Studien fortzusetzen, 1513 nach Erfurt zurück, wo er 1516 Magister wurde und sich durch Eklogen (1514) und Epigramme (seit 1515) einen Namen machte.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung über die Latinität des Cordus, insofern sie von seiner mangelhaften Schulbildung beeinflußt erscheint. Es finden sich nämlich bei ihm trotz aller sonstigen Eleganz und Gewandtheit, die er zeigt, hin und wieder auffallende Barbarismen, und wir haben hier die Bestätigung dessen, was er selber über seine barbarische Vorbildung sagt. Trotzdem bergen aber seine vollendetsten Gedichte, die Epigramme, eine solche Fülle von dichterischen Schönheiten, von geistvollen, humoristischen und satirischen Gedanken, die in möglichst knappe, vielfach klassische Form gefaßt sind, daß man sie ohne Frage mit zu dem Besten zählen darf, was die lateinische Dichtkunst des 16. Jahrhunderts aufzuweisen hat. [1])

[1]) Eine neue Ausgabe der Epigramme wäre ein Bedürfniß. Einstweilen ist die Herausgabe der drei ersten Bücher in der auf S. 306 A. 1 von Nr. 23 dieser Ztschr. genannten Sammlung veranstaltet. Statt Kerrmann ist dort Herrmann und statt 1891: 1892 zu lesen.

Kirche und Schule in Hessen während und nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel.

(Fortsetzung.)

Nachdem die Soldaten abgedankt waren, ging man daran, sie im Lande anzusiedeln. Denn weite Strecken lagen wüste; nur gegen die Verpflichtung, die nöthigen Abgaben zu leisten, konnte man Land die Menge haben. Allein vielen war das wilde Kriegsleben so in Fleisch und Blut übergegangen, daß sie das Stillsitzen nicht vertragen konnten; sie liehen den im Lande heimlich und öffentlich umherziehenden Werbern nur zu gern das Ohr und gingen auf und davon. Es wurde deshalb verboten, ohne Erlaubniß des Landgrafen das Land zu verlassen *), und die fremden Werber, wenn sie ertappt würden, befahl der Landgraf sofort in Haft zu bringen. **) Ueberdies wurden die Beamten angewiesen, den abgedankten Soldaten das Niederlassen so leicht als nur möglich zu machen, sie weder mit Einzugsgeld, noch sonstigen Auflagen zu beschweren, damit sie sich nicht zu beklagen oder aber gar wieder auszuwandern Veranlassung haben möchten. *)

*) Hess. Landesordnungen, 1651, Jan. 2.
**) Das., 1653, April 24.

Wie außerdem die Regierung bemüht war, das, was noch an Heimstätten in den verödeten Ortschaften erhalten werden konnte, auch zu erhalten, mag ein Beispiel aus dem Dorfe Hilgershausen Amts Felsberg zeigen, das auch in anderer Hinsicht merkwürdig ist.

Dort war ein Bauer, Hans Scheffer geheißen, mit Hinterlassung einiger Schulden von Haus und Hof, wahrscheinlich unter die Soldaten gegangen und war nimmer wieder gekehrt. Seine Gläubiger, drei andere Bauern des Dorfes, hatten sich seinen Besitz, zwei Huben Landes, getheilt; der Hof aber stand wüste. Da nöthigte die Regierung i. J. 1651 die Gläubiger, „damit Sr. Fürstl. Gnaden Dienst und Zins verrichtet werde“, denselben Hof zu verkaufen; und für sechsunddreißig Thaler ging er hierauf in den Besitz Kurt Reuter's über, zugleich mit der Bestimmung,

*) Das., 1658, Nov. 20.

daß die zu dem Hofe gehörigen Huben, falls sie wüste oder herrenlos würden, demselben wieder zufallen sollten. So wurden die derzeitigen Besitzer derselben gleichzeitig gezwungen, das Land auch wirklich zu bauen, was bei dem Mangel an Vieh und Arbeitskräften sicher nicht leicht war; unterließen sie es, so fielen die Huben dem Hofe wieder zu. Der letztere Umstand, daß Hof und Huben als zusammengehörig angesehen wurden, ist zugleich ein Beleg dafür, daß damals in Hilgershausen die alte Markverfassung noch ihre Wirkungen äußerte. — Der Hof ist übrigens noch heute vorhanden und heißt der Gräbenhof *).

Die allgemeine Noth an Arbeitskräften lehrte sogar Duldung. Die Wiedertäufer, wenn sie sich still und eingezogen hielten, durften unangefochten in dem Besitze des Ihrigen bleiben; und nur wenn sie es sich beikommen ließen, an andern Bekehrungsversuche zu machen, wurden sie bedeutet, binnen drei Monaten das Land zu verlassen. **)

Jede Hand, die arbeitete, war eben willkommen. Denn wie der Ackerbau so lagen auch alle anderen Erwerbszweige, Bergbau, Handel und Gewerbe, darnieder. Landgraf Wilhelm VI. suchte ihnen nach Kräften aufzuhelfen. Gerade bezüglich des Handels aber hatte er vielfach mit der Willkür seiner Beamten zu kämpfen, die, anstatt den Verkehr nach Kräften zu fördern und bei den schlechten Zeiten alle Preissteigerungen und Aufschläge auf die Waaren möglichst zu verhüten, im Gegentheil von den zum Verkaufe in die Städte gebrachten Waaren, ja den gewöhnlichsten Lebensmitteln erst einen Theil als den ihnen gebührenden Tribut in Anspruch nahmen, ehe sie die Erlaubniß zum Feilhalten ertheilten. Umgekehrt aber ließen sie die zu, welche sie besser hätten fern halten sollen, das fahrende Gesindlein, das nach dem Kriege massenhaft das Land überschwemmte, die Gaukler und Schwindler, die Bären- und Affenführer, die Fechter, Spieler, Störger, Wurmvertreiber, die Würfler, Drehbretthalter, Sänger und Reimensprecher, und wie sie alle hießen, die bei den Jahrmärkten und außerdem ihre Künste anpriesen. Sie alle fanden reichlichen Zuspruch, zumal aber die Wahrsager und Krystallseher, nachdem in den Kriegszeiten der Aberglaube wieder mächtig in's Kraut geschossen war. Wurden sie auf dem Betrug ergriffen, so ging es ihnen an Leib und Leben, denn an Verordnungen fehlte es auch früher nicht; aber sofern sie nur in klingender Münze den Beamten ihre Erkenntlichkeit darlegten, drückten diese oft beide Augen zu und machten sich so zu Mitschuldigen jener Gesellen, die dem Volke das Geld aus der Tasche lockten. *)

Diesem Unwesen suchte Wilhelm VI. jetzt durch seine Sportel-Ordnung vom Jahre 1656 auf's Neue zu steuern. Gleichzeitig trat er energisch auch gegen einen anderen Unfug auf, der sich bei den Gerichten eingeschlichen hatte, indem die Beamten von den Verklagten durch Androhung von Gefängniß oder geradezu durch Einsperrung möglichst hohe Gebühren und Bußgelder zu erpressen suchten, die ihnen dann zufielen.

Diesem elenden Schacher, der nicht wenig zur Entsittlichung des Volkes beitragen mußte, wurde ein Ende gemacht. Für die Heranbildung und Erziehung eines tüchtigen Beamtenstandes, besonders der Justizbeamten, sorgte Landgraf Wilhelm VI. sodann gleichzeitig durch seine berühmte Kanzleiordnung vom selben Jahre, welche fortab die Grundlage für das in Hessen übliche Gerichtsverfahren gebildet hat. Es galt auch hier, die Beamten wieder an Ordnung und Pflicht zu gewöhnen, welche der Krieg gelehrt hatte, nur zu oft fünf gerade sein zu lassen. Auch die alten Rügegerichte wurden wieder hergestellt, wodurch für schnelle Schlichtung bäuerlicher Grenzirrungen, Bestrafung von Garten- und Felddiebstahl und die Handhabung der Landespolizei überhaupt gesorgt wurde.

Wenn, wie oben gesagt wurde, jede Hand, die arbeiten wollte, recht und willkommen war, so durfte andererseits aber auch nicht geduldet werden, daß müßige Leute von dem Erwerbe der übrigen zehrten. Und doch hatte gerade in jenen Jahren die Menge des Gesindels, das die Lande durchzog, in erschreckender Weise zugenommen. Bettler, Männer wie Weiber, meist jung und rüstig, drängten sich herein und wurden zur Landplage. Am leichtesten konnte man noch in den Städten Abhilfe **) schaffen, obwohl auch hier die Bettelvögte nicht selten mit dem Gesindel gemeinsame Sache machten und gegen ein Trinkgeld oder einen Antheil am erbettelten Brode jenen freie Hand ließen. Auf dem Lande aber fehlte, zumal in entlegenen Dörfern und Höfen, oft jeder Schutz und Selbsthilfe, so hart sie oft sein mochte, war das einzige Mittel, die schlimmen Gesellen sich vom Halse zu halten. Die Strafe war hart, aber, wenn man bedenkt, wie oft ein solcher Strolch, zumal wenn er eine Wehre bei sich hatte, ganze Ortschaften brandschatzte, sicher nicht unverdient. ***)

*) Die betreffende Urkunde verdanke ich der Mittheilung des Herrn Pfarrers Schilling in Kassel.

**) H.-L.-O. Reformationsordnung v. 1657, Kap. VII.

*) H.-L.-O. Sportel-Ordnung v. 16. Mai 1656.

**) Bettelordnung vom 27. September 1651.

***) Interessante Beispiele erzählt Vilmar in seinem Historienbüchlein, 2. Aufl. S. 113.

Zwischen ihm und dem Strauchdieb und Straßenräuber war dann kaum noch ein Unterschied. Nachdem so lange das Recht des Stärkeren gegolten hatte; nachdem zumal die Mehrzahl der Soldaten nicht besser, ja wohl weit schlimmer als gemeine Räuber gewesen, hätte es seltsam zugehen müssen, wenn nicht viele das wilde Leben auch im Frieden fortgesetzt hätten. So nahm die Unsicherheit auf den öffentlichen Landstraßen immer mehr zu statt ab. Ein allgemeiner Sicherheitsdienst war natürlich nicht vorhanden. Darum gab die Regierung, was unter den obwaltenden Verhältnissen auch das Wirksamste war, dem Einzelnen freie Hand. Sobald sich irgendwo verdächtiges Gesindel zeigte, wurde mit der Glocke das Zeichen gegeben, und die Nachbargemeinden hatten die unbedingte Verpflichtung, mit ihrem besten Gewehr, zu Roß und zu Fuß, sich zur Verfolgung einzustellen. Unter Führung der Beamten begann dann die wilde Jagd; und wehe dem losen Gesellen, der den erbitterten Bauern in die Hände fiel. Wagte er sich zu widersetzen, so wurde er erbarmungslos niedergestoßen, denn die Regierung hatte Straflosigkeit hierfür zugesagt, und niemand fragte weiter darnach. Und wie mancher, der auch nicht sich zur Wehre stellte, mag kurzer Hand an den ersten besten Baum gehängt worden sein.

Damit aber keiner der Schnapphähne auf Nebenwegen im dichten Gehölze entwischen möchte, hatte man diese durch Verhaue und Gräben unwegsam gemacht; und mit den benachbarten Regierungen hatte man sich in's Einvernehmen gesetzt, sich gegenseitig an der Verfolgung der Wegelagerer nicht zu hindern.*)

Gleichwohl hielt es schwer, die Begriffe von Mein und Dein, die bei einer großen Zahl der damals lebenden Menschheit in Verwirrung gerathen waren, wieder zur Klarheit zu bringen. Hatten doch wiederholt selbst Bürger und Bauern in den Kriegszeiten, allerdings durch Hunger und Elend zur Verzweiflung getrieben, sich soweit hinreißen lassen, Plünderungszüge in benachbarter Herren Länder, ja, im eigenen Lande, ganz nach Art der streifenden Parteien zu unternehmen, sodaß die hessische Regierung sich genöthigt sah, schon i. J. 1637 auch hiergegen einzuschreiten.

Ebenso hielt man es noch für kein sonderliches Vergehen, daß i. J. 1659 drei junge Edelleute und angehende Offiziere zwischen Lichtenau und Helsa mehrere auf den Jahrmarkt nach Kassel ziehende Handelsjuden niederwarfen und ausplünderten. Von den zur Verfolgung aufgebotenen Bauern des Amtes Lichtenau eingefangen und nach Kassel abgeliefert, kamen sie gleichwohl auf Fürbitten einiger hoher Gönner, des Herzogs von Braunschweig, (in dessen Leibkompagnie sie standen), der Landgräfin von Rotenburg und des Vaters des einen von ihnen, wieder los, da man es der Trunkenheit und jugendlichem Uebermuthe zu Gute hielt.

In anderer Weise bestätigte sich das oben über die Mißachtung fremden Eigenthums Gesagte jetzt durch die Rohheit, mit der die Gärten, Aecker und Wiesen vor den Thoren der Städte, zumal auch um Kassel herum, verwüstet wurden. Nicht nur die Bäume und Hecken wurden niedergerissen, die Gartenthüren sammt allem, was daran war, gestohlen, sondern auch ohne Grund und Nutzen für den Verderber die in den Gärten befindlichen Häuser verwüstet, deren Dächer, Tische, Bänke u. s. w. muthwillig zerschlagen und die jungen Obstbäume ausgerissen oder abgehackt.

Es kam an manchen Orten so weit, daß kaum noch jemand einen jungen Obstbaum aufziehen oder seine Aecker und Wiesen der Gebühr nach nutzen konnte.

Wiederholte Verbote der Regierung mit der Androhung, daß derartige rohe Burschen nicht nur in den Thurm gesetzt, sondern auch zu Hohn und Spott einige Male in den Schandkorb gesetzt und in den dazu bestimmten Teich untergetaucht, unter Umständen gar des Landes verwiesen werden sollten, scheinen nur wenig gefruchtet zu haben. Denn die Frevel geschahen meist bei Nacht von den Bauern der umliegenden Dörfer, wenn sie wohlbezecht nach Hause gingen und versuchen wollten, wer von ihnen die schärfste Barte habe, die Waffe, die sie damals gewöhnlich bei sich führten.*)

Denn die Lust am Zechen hatte während des Krieges keineswegs, wie man wegen der theuern Zeiten wohl hätte denken sollen, abgenommen. Im Gegentheil kam jetzt das Branntweintrinken hinzu. Knechte und Mägde, heißt es in einer Verordnung dagegen aus dem Jahre 1656, reizen einander in die Branntweinwinkel und gehen dann in die Bierhäuser, um sich dort wieder nüchtern zu trinken, wobei sie den Tag in Völlerei und Müßiggang hinbringen. Die Regierung verbot zu dem Ende das Branntweinbrennen und ließ die Branntweinsblasen konfisziren. Sonst aber stand sie dem Laster des Saufens ziemlich machtlos gegenüber, es sei denn, daß das Abhalten von Zechgelagen und das damals allgemein

*) H.-L.-O. Mandat gegen die Straßenräuber vom 21. Juli 1652.

*) H.-L.-O. Edikt vom 9. Oktober 1647, wiederholt den 21. April bezw. 26. Juli 1654.

geübte Vor- und Nachtrinken von ganzen oder halben gemessenen Trünken zum so und so vielten Male wiederum und bei hoher Strafe verboten und befohlen wurde, daß Bürger wie Soldaten sich mit dem, wie es heißt, „zu sonderbahrem Nutz“ allhier eingerichteten Zapfenstreiche aus den Wirthshäusern nach Hause verfügten.

(Fortsetzung folgt.)

Mein erster Waffengang.*)

Von Julius Rodenberg.

Es ist mit dem ersten Buche wie mit der ersten Liebe; man kann Empfindungen wie diese nur einmal im Leben haben, wenn sie neu sind und dann mit einer Kraft wirken, die, noch frei von jeder Berechnung, einem natürlichen Impulse zu gehorchen scheint. Sie prägen sich der Erinnerung mit tiefen Spuren ein, die keine Zeit völlig verwischt, Schatten, die lebendig werden, sobald ein unerwarteter Lichtstrahl, ein sympathischer Ton sie trifft. Die zweite, vielleicht erst die dritte Liebe, — denn wir sind allzumal Sünder! — mag zu glücklicherem Ende führen, das zweite Buch größeren Erfolges sich rühmen: einerlei, der Zauber der ersten Liebe wie der des ersten Buches kehrt niemals, niemals wieder. Alle freundlichen Illusionen der Jugend verbinden sich mit ihm, alle Qualen, alle Hoffnungen; wenn man erst einmal enttäuscht worden ist, dann glaubt man nicht mehr so bald, man wagt nicht mehr, man erwägt, man zögert zu gewinnen, wo man an's Verlieren denkt, man stürzt sich nicht länger voll göttlichen Feuers in das Unbekannte, mit welchem doch, indem es entschwindet, des Daseins schönster Reiz sich erschöpft. Es schwindet die Spannung, welche zu großen Thaten spornt, wenn sie sie gleichwohl nicht vollbringt; es schwindet die naive Selbstüberschätzung, welche die höchsten Preise träumt, bevor sie die dornigen Wege kennen gelernt, die selbst zu bescheidenen Zielen führen; das Geheimniß und das Geheimnißvolle schwindet, aus welchem alle diese Regungen hevorgegangen sind. „Das Schweigen ist der Gott der Glücklichen“ — und ist es nicht nur für Liebende. Sprechen können, wenn man sprechen dürfte! Welch' ein holder Zwang bindet die Seele, die sich ihres Glückes bewußt ist! Wie hoch über den Alltag hinaus und seine Stimmung erhebt diese stille Sicherheit, dieses Uebermaß von Freude, welches die Brust verschließen muß! Schwebten wir damals nicht wie in einem Himmel, und sind nicht diejenigen zu preisen, denen ein Andenken daran geblieben, nachdem sie lange wieder auf der Erde wandeln? Alle die süßen Wonnen und Schmerzen der ersten Liebe, sie sind mir zu Theil geworden mit dem ersten Buche. Denn es erschien anonym.

Und — um in diesem wahren Bekenntniß auch ganz bei der Wahrheit zu bleiben: es war noch nicht einmal ein Buch, sondern nur ein Heft von vierzehn Seiten und auf jeder nichts als ein Sonett.

Ich war, als ich sie schrieb, auf dem weiland kurhessischen Gymnasium zu Rinteln, Oberprimaner und dicht vor dem Abgang. Lateinische Verse mußten wir, deutsche durften wir machen; aber sie drucken lassen — wer hätte daran gedacht? Die Geschichte seines ersten Buches erzählen, möchte wohl dem Einen mehr, dem Andern weniger gelingen; aber wer erzählt die Geschichte seines ersten Gedichts! Wer schildert, wann und wie diese besondere Fähigkeit des menschlichen Ausdrucks im Knaben erwacht ist, wie sie sich anfänglich ohne jeden Nebengedanken äußert und allmälig an den Vorbildern ihrer bewußt wird? Wie der Sprache, wie dem Lied wird es ihr wohl eingeboren sein, daß sie vernommen zu werden wünscht. Die Resignation kommt gemeiniglich erst später. Mir — und auch das will ich hier nicht verschweigen — war die harte Lektion früher schon ertheilt worden. In ganz jungen Jahren, als ich noch Sekundaner war, hatt' ich der Versuchung nicht widerstanden, ein Gedicht, und noch obendrein mit einem durchsichtigen Pseudonym, zu veröffentlichen, an das ich noch heute mit Betrübniß denke, wiewohl es den kräftigen Titel führte: „Nieder mit den Dänen!“ Veranlaßt durch die politische Bewegung jener Tage, war es im Sommer 1848 erschienen und brachte mir eitel Kummer und Kränkung ein. Daß die Lehrer mein Vergehen gegen die Schuldisziplin einstimmig und scharf verurtheilten, war noch das Geringste für mich; schlimmer war, daß das Produkt wirklich nichts

*) Erschien so eben in Verbindung mit „Klostermanns Grundstück“ im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin. Dank dem freundlichen Entgegenkommen des Herrn Verfassers sind wir in der Lage, die interessante Schilderung aus seinem eigenen Leben hier zum Abdrucke bringen zu können. D. Red.

taugte und von einem Blatte, welches damals in Rinteln viel gelesen, den Hamburger „Jahreszeiten“, in geradezu vernichtender Weise besprochen wurde. Ich sehe das Blatt in seinem rosarothen Umschlag vor mir und fühle noch einmal, was ich an jenem Oktoberabend gefühlt, als es meinen zitternden Händen entsank. Der inneren Zerknirschung gesellte sich der Spott der Mitschüler hinzu, welche die Notiz auswendig gelernt hatten und mich mit den Schmeichelnamen verfolgten, die mir darin gegeben waren. Ich konnte sie Jahre lang nicht mehr los werden. Aber nun schwieg ich.

Die Strafe war hart, aber sie war nicht unverdient gewesen; das söhnte mich zuerst mit ihr und dann mit mir aus. Um diese Zeit kam ein neuer Lehrer an unser Gymnasium, der den größten Einfluß auf mich und in der That auf alle seine Schüler geübt hat, obwohl wir zuerst mehr Scheu vor ihm empfanden als Sympathie. Er kam aus Oberhessen und war ein Schüler Vilmar's, dessen Anschauung und Auffassung des deutschen Mittelalters mit sich bringend. Es war Etwas in seiner Erscheinung, etwas Machtvolles, Kraftvolles, was an Luther erinnerte; sein Gesicht glich denen, die man auf alten Holzschnitten sieht. Er war eines Bauern Sohn, und das Rauhe sowohl wie das Ursprüngliche seiner Abkunft war in ihm. In den Lehrstunden stand er neben dem Katheder, das Haupt auf den rechten Arm gelehnt, vor sich niederblickend. So sprach er. Seine Worte waren von tiefem Sinne erfüllt, zuweilen dunkel, aber immer anregend. Sie wirkten auf das Gemüth und die Phantasie mehr als auf die Verstandeskräfte. Die Poesie war ihm die erste und natürliche Sprache der Völker; höher als jede sonstige Gattung derselben stand ihm das Volksmäßige. Die Bibel, Homer und das deutsche Volksepos waren sein Dreigestirn, wie sie durch ihn auch das unsere wurden. Er lehrte Religion, Griechisch und Deutsch in den oberen Klassen; aber die Formel belebte sich unter seiner Hand, und die Regel ward zum Symbol. Einer seiner oft gebrauchten Ausdrücke war „das Himmelreich der Ideen“. Ueber das Wirkliche hinaus ward das Ahnungsvermögen in uns geweckt; wir lebten, so lange wir ihn hatten, in einer Welt, die ganz von seiner Persönlichkeit beherrscht ward. „Die Macht der Persönlichkeit“ war ein anderes dieser Worte, die wir von ihm hörten. Wir hingen mit Ehrfurcht an seinen Lippen und sammelten solche Sätze, die besonders Eindruck auf uns gemacht hatten, in kleinen Heften, deren ich noch eins bis auf diesen Tag bewahre. Wenn ich darin blättere, bin ich völlig in den Zauberkreis jener Zeit zurückversetzt. Als er nun ging, fühlten wir uns wie vereinsamt. Es webte geheimnißvoll um diesen Mann, um sein Kommen und um sein Gehen. Er ward Pfarrer in einer oberhessischen Gemeinde, dann verließ er die Heimath um jene Zeit, wo der Kampf zwischen Preußen und Deutschland zum Austrag kam. Für uns aber, die wir ihn geliebt hatten, wird er immer die leuchtende Gestalt bleiben, die wir in der Jugend sahen. Einige seiner Schüler sind den alten Idealen treu geblieben, und auch sie hat die Stunde der Entscheidung in das antipreußische Lager gedrängt. Aber dennoch, wenn ich einem der wenigen dieser noch Ueberlebenden begegne, können wir uns in aller Ehrlichkeit die Hand drücken, indem wir des gemeinsamen Lehrers gedenken. Für mich sind es Jahre strenger Selbsteinkehr und ernster Arbeit gewesen. Die Betrachtung des Großen und Heldenhaften in Dichtung und Geschichte hatte mich mit einer seltenen Freudigkeit erfüllt; die Herrlichkeit und Glorie des Mittelalters umgab mich wie mit einem goldenen Gewölk. Die Gegenwart selbst erschien mir unter diesem magischen Licht, und in glücklichen Stunden, die zu den beglücktesten meines Lebens gehören, gestalteten diese Träume sich zum Gedicht. Es war das Märchen vom „Dornröschen“, welches, Jakob Grimm gewidmet, nachmals herauskam. Aber in den Jahren des Entstehens hielt ich es geheim vor jedem Blick; kaum daß die Nächsten davon erfuhren. Die liebliche Weserlandschaft, die vor mir ausgebreitet lag, die Klosterstille meines Stübchens, die Sehnsucht, die noch ihr Ziel kannte, das Heimweh nach dem Lehrer, den ich nie wiedersehen sollte —, sie waren es, die nach einem Ausdruck rangen. Aber in dieses Innenleben hinein tönten doch auch Stimmen der bewegten Außenwelt. Eindrücke ganz anderer Art empfing ich während der Ferien in meinem elterlichen Hause, in dem ich übrigens immer nur liebevolle Förderung, niemals Widerspruch gefunden habe. Doch es herrschte darin, vom Vater ausgehend, ein dem Mystischen durchaus abgewandter, freier Geist, der, sich namentlich in politischen Dingen äußernd, mich nicht selten in Konflikt mit mir selber brachte. Die Lösung konnte auch hier nur auf poetischem Wege herbeigeführt werden. Der Niederwerfung der Revolution von 1848 war ein Stillstand und Rückschlag gefolgt, den man besonders schwer in meinem vielgeprüften Vaterlande empfand. Das Wiederauftauchen der schleswig-holsteinischen Frage war das Erste, was wieder Leben in diese Stagnation brachte — neue Hoffnungen, welche die blutigen Tage von Idstedt und Missunde nur allzubald grausam zerstörten und der Tag der Demüthigung, der von Olmütz, für immer

vernichtet zu haben schien. Aber noch stand, wenn auch von allen Mächten verlassen und auf sich allein angewiesen, Schleswig-Holstein aufrecht; ihm galten die heißesten Wünsche der Patrioten, ihre Geldsammlungen, ihre Liebesgaben. Wenn die Nordmark fiel und abermals dem dänischen Zwingherrn ausgeliefert ward, dann mußte jeder Deutsche sein Haupt in Schmach und Trauer verhüllen. Diese Stimmung fand ich im Vaterhause vor während der letzten Sommerferien meiner Schulzeit, und sie ging mit mir, sie verließ mich nicht auf einer Wanderung nach dem Harz, welche meine gütigen Eltern mir bewilligt hatten. Aber sie nahm Gestalten an, die sich seltsam mit meinen anderen Ideen verbanden. Zu tief durchdrungen war ich von dem Geiste der deutschen Vorzeit, Nibelungen und Gudrun vermischten sich mit dem Schmerz um Schleswig-Holstein, und die sagenreiche Waldeinsamkeit des Harzes breitete gleichsam ihren grünen Schleier darüber aus.

Ich erinnere mich noch des Tages, 12. Juli 1850, der Stunde, zehn Uhr morgens, des Ortes, ein Städtchen im Oberharz, sogar des Wetters — ziehendes Gewölk und flüchtiger Sonnenschein. Auch finde ich noch aufgezeichnet, was ich damals schrieb, in einem meiner frühen Tagebüchlein, in der Handschrift von vor einundvierzig Jahren, in vergilbten Zeilen und darüber:

Schlachtruf.

Ein heller Ruf geht durch die deutschen Lande,
Ein Klang wie Harfenton und Kirchenglocken,
Sehnsüchtig, tiefgewaltig hör' ich's locken,
Als bräch' ein freies Volk der Knechtschaft Bande.

Jungfrau Germania steht am Meeresstrande,
Im Seewind fliegen ihre gelben Locken,
Ihr märchenblaues Auge sieht erschrocken,
Die Thräne rinnt um ihres Volkes Schande.

Ich lausche träumend in die wilden Stimmen,
Ich starre trauernd in die Nebelmeere,
Die wogend um den Bergesgipfel schwimmen.

Da rauscht der helle Ruf mich aus den Träumen,
Der Busen fliegt . . . mein Volk, kannst du noch säumen?
Hinaus für unser Recht und uns're Ehre!

Und nicht genug damit: an demselben Morgen schrieb ich noch zwei weitere Sonette hinter einander her. Ja, wenn Verse hätten Schleswig-Holstein retten können!

(Schluß folgt.)

Der Glaubensbote.

Eine Erzählung aus dem achten Jahrhundert von Franz Treller.

(Fortsetzung folgt.)

In der Halle der Burg zu Friedeslar saß Childerich, der Alte, weit umher gepriesen und verehrt im Hessenlande ob der Dienste, die er dem Volk viele Jahre hindurch in Krieg und Frieden geleistet hatte, hochgeschätzt von dem Frankengrafen, der in der Burg Chassala hauste, wie von dem fern weilenden Frankenherrscher Karl, den man den Hammer nannte, weil er mit vernichtenden Schlägen zahllose Feinde getroffen hatte.

Am Feuer saß der Greis, die Beine in weiche Felle eingehüllt, im wohlgefügten Armsessel.

Mächtig an Haupt und Schultern, trug er noch das Gepräge der Kraft, und aus den Augen blitzte reges Leben, aber gelähmt war Childerich seit Jahren, die Beine versagten den Dienst. Ein herniederstürzender Balken hatte sie getroffen, als er einst eine Burg der wilden Sachsen, den Seinen voransteigend, stürmte.

Aber nicht müßig war der Greis, eifrig nahm er Theil an den Geschäften des Landes, und Knechte trugen ihn im Sessel in Wald und Feld umher, damit er selbst nach dem Rechten schaue auf seinem Eigen, und Krieger trugen ihn zur Rathsversammlung, ja selbst zur Schlacht, denn nimmer wäre Childerich im Hause geblieben, wenn die Hessen die Speere schwangen im Männerkampf.

Gesund waren Kopf und Herz.

Neben ihm, auf kleinem Tische, stand ein silberverziertes Trinkhorn, gefüllt mit Traubensaft vom Rhein, und zu seinen Füßen, auf niederem Sitz, saß Hilda, sein Kind, vom Rocken, mit gelblichem Flachs umwickelt, mit geschickten Fingern Fäden ziehend und sie um den Wirtel schlingend.

Fern vom Feuer lagen einige Dienstmannen Childerich's auf langer Bank, den dickbauchigen Methkrug vor sich. Gehörn vom Ur, vom Elenn und Hirsch zierte die Wände, und dazwischen hingen Waffen zur Jagd wie zum Kampfe.

Sinnend sah der Greis vor sich hin, und nur von Zeit zu Zeit streifte sein Blick das Antlitz der lieblichen Jungfrau zu seinen Füßen.

„Woran denkt der Vater, daß er keine Worte hat?" ließ sich endlich Hilda's Stimme vernehmen.

„Ich dachte des jungen Angelsachsen, Kind, der hier an meinem Herde saß.

Die Jungfrau ließ den Wirtel ruhen und sah aufmerksam in des Vaters rauhes Antlitz.

„Es will mir nicht in den alten Kopf, Hilda, es ist Heldenblut in dem Jungen, und statt, wie's seinen Jahren ziemt, mit Speer und Schild einherzuziehen, dient er einem fremden Helden, den Niemand so recht kennt, als waffenloser Knecht. Verstehen kann ich's nicht."

„Es ist sein Gott, Vater, dem er dient", sagte die Jungfrau sanft, „und der will von Waffen nichts wissen."

„Ein herrlicher Gott," lachte der Alte, „der sich treten und knechten läßt. Ich lobe mir Donar, den Herrn, der den Hammer schleudert, daß die Felsen bersten, vor dem selbst die Frostriesen zittern. Ein schöner Gott, der Gott des Angelsachsen ha, ha, und doch," fuhr er nach einer Weile nachdenklich fort, „es ist Heldenblut in dem Jüngling. Begreif's, wer's kann."

„Sein Gott ist wie Baldur, lichtstrahlend und sanft."

„Aber er sagt ja, sie haben nur den Einen, wo bleiben Heervater, Donar und die Asen alle, die uns führen in Freud' und Leid, in Kampf und Sieg, in Haus und Hof? Sollen Speer und Schwert rosten und die Bursche dort", er blickte nach den Kriegern hin, „den Spinnrocken nehmen wie ein Weib?!"

Die Männer dort unten in der Halle hatten den Reden gelauscht, und dröhnendes Lachen antwortete den letzten Worten Childerich's. Der Alte beachtete es nicht und fuhr fort: „Es geht mir im alten Kopf herum, der Junge ist wacker, — sieh ihm in's Auge, — und folgt solchem Gott. Nein, Kampf muß der Mann haben, den Feind ohne Erbarmen vernichten und ihm im Sterben noch mit letzter Kraft mit seinen Fingern die Wunden auseinanderreißen —, das ist Männerart."

„Aber der Frankengraf und der König", sagte die Jungfrau schüchtern, „beten auch zu seinem Gott und Viele schon im Süden."

Finster sprach der Greis: „Ob sie im Frankenlande an den sanften Gott g l a u b e n, weiß ich nicht, wenn sie sich auch zu ihm b e k e n n e n, seit König Chlodwig ihn angenommen. Aber", fuhr er leiser fort, „sie thun gewiß nicht, was der neue Gott befiehlt, es sind Mörder und Schurken — Alle — dort oben."

„Es giebt auch Gute dort, Vater. Mir gefällt des Jünglings Gott, wenn er so schön von ihm erzählt, wie er gut war gegen Alle, als er auf Erden einherwandelte."

„Ja, ja," brummte der Alte, „'s ist ein Gott für Weiber. Laß Dir den Sinn nicht wenden durch sein Lied, Hilda, rufe zu Mutter Hertha, die so sanft einherzieht wie der laue Wind aus Mittag und Weiber und Mägde schützt, zu ihr rufe, wie Deine Mutter auch gethan, und sie ist Dir Hilfe in der Noth."

Ein Knecht kam von außen und schritt auf Childerich zu: „Herr, Libes kommt", sagte er.

„Er sei willkommen, führe ihn her und bringe Wein."

Hilda erhob sich, um sich zu entfernen, doch der Alte winkte ihr zu bleiben: „Sitz nur nieder, Kind, wenn der Priester etwas zu sagen hat, das nur für Männerohren taugt, wirst Du's schon erfahren."

Die Jungfrau blieb.

Durch die Pforte trat des Priesters hohe Gestalt. Ein langes Linnengewand fiel faltig um seine Glieder, und von den Schultern wallte ein dunkler Mantel herab. Haar und Bart des Mannes, welche ein Antlitz von energischem Ausdruck einrahmten, waren bereits leicht ergraut, aber kräftig schritt er einher, eine gebietende Erscheinung. Die Kriegsleute erhoben sich, als Libes, der Priester, an ihnen vorüberschritt, und Hilda empfing ihn stehend.

„Heil Dir, Childerich!" klang die tiefe Stimme des Priesters.

„Und Dir, Libes!" entgegnete dem Gruße der Alte. „Setz Dich zum Feuer und nimm den Becher als Willkommen."

Der Priester ließ sich nieder und nahm den vom Knechte gereichten silbernen Becher.

„Trink Heil!" sagte Childerich, und „Gut Heil!" sagte Libes, indem er trank.

„Mein Liebling Hilda ist rührig am Spinnrocken", sprach dann der Priester, setzte den Becher nieder und strich der Jungfrau, welche wieder die fleißigen Hände regte, leicht über das blonde Haar.

„Wie es ziemt im Hause", entgegnete Hilda bescheiden.

„Es ist alte chattische Sitte und soll nimmer verloren gehen im Volke, daß Frauen und Mägdlein emsig die Hände rühren und dabei der hohen Allmutter gedenken, welche des Herdes Hüterin ist."

Childerich nickte.

„Aber es ist unruhig im Volke, und Neues wird eingepflanzt in die Seelen der Menschen, und nicht immer ist das Neue gut."

Wiederum nickte der Alte bedeutsam.

„Wehe dem Volke, wenn ihm geraubt wird, was ihm heilig ist."

„Sprich deutlich, Libes, wäge nicht vorsichtig das Wort. Nichts Geringes führt den Diener der Götter heute zu meinem Herde —, laß mich hören, was Du denkst."

„Du sprichst wahr, Childerich, nichts Geringes führt mich zu Dir.“

Die Jungfrau wollte sich erheben, um davon zu gehen, doch der Priester faßte ihre Hand: „Bleibe, Kind, Du darfst hören, was mir das Herz beschwert.“ Und Hilda setzte sich wieder.

„Ich komme zu Dir, Childerich, als dem Centgrafen, und heische Schutz und Hilfe.“

„Sprich“, entgegnete der Alte kurz.

„Du weißt, es laufen fremde Männer im Lande, welche die Götter mit giftiger Zunge schmähen als Unholde und dem Volke einen Gott verkünden, den Niemand kennt, einen Gott, der, wie sie selbst sagen, schmählich hingerichtet ward vom Römervolke als Verbrecher.“

Der Priester schwieg, als erwarte er Gegenrede, doch Childerich sagte nach einer Weile nur: „Sprich weiter.“

„Will der Centgraf ruhig zusehen, wie seine Götter gelästert werden?“

Der Alte schwieg noch immer.

„Da ist aus Buchonia der Angelsachse Winfried in's Land gekommen und spricht am Herde des Hauses, spricht vor den Freien unter des Himmels Dach, ja, selbst vor den Hörigen von seinem fremden Gott und schmäht den ewigen Vater und die Asen alle. Willst Du zuschauen, wie die Fremden Glaube, Treue, Gehorsam lösen und Verderben säen in die Herzen der Menschen? Hebt Niemand im Volk die Hand für das, was dem Herzen theuer ist?“

Langsam sprach der Alte:

„Ich schaue in's Land, Priester, und sehe sie einhergehen, die Verkünder der neuen Lehre, und Sorge umflicht mein greises Haupt, doch, im Süden sitzt der König, zu Chassala weilt sein Graf, und Winfried, der Angelsachse, trägt Briefe, welche ihm Schutz gewähren und dem Centgrafen befehlen, ihn gewähren zu lassen in seiner Art, denn der König und der Graf beten auch zu seinem fremden Gott. — Sprich, Priester, was soll Childerich thun?“

„Rufe ich das Volk auf“, entgegnete Jener ausweichend, „und erwecke seinen Zorn, so sterben die Fremden unter den Streichen der Chattenaxt, ehe eine Sonne vergeht“.

„Des Königs Briefe schützen sie.“

„Kein Königsbrief schützt gegen Volkeszorn“.

Bedächtig sagte Childerich: „Ich vertrete den König im Gau, Libes, soll ich die antasten, welche er schützt? Darf ich zuschauen gleich einem Fremden, wenn der blinde Zorn die Axt wider sie erhebt?“

„Sie regen den Zorn der Männer auf, der ihnen Schaden bringen wird. Schlimmer, sie bethören die Herzen, die der Weiber vor Allem und der Hörigen.“

„Es sind räudige Hunde!“ erklang eine wilde Stimme, und der Anwesenden Augen richteten sich auf Heribert, der unbemerkt eingetreten war und dort auf seinen Speer gestützt stand.

„Hörst Du's, Childerich?“

Die Jungfrau war bei dem Klange der Stimme aufgefahren und blickte mit schüchterner Zärtlichkeit zu dem Manne hin.

Heribert nahte sich dem Herde: „Heil Dir, Vater Childerich! Und Euch!“ sprach er grüßend, und sein Blick weilte mit freundlichen Ausdruck auf dem Angesicht der Jungfrau, welche niedergeschlagenen Auges vor ihm stand.

„Willkommen, Heribert! Wilder!“ sprach da Childerich. „Sitz nieder am Herde. Bringt das Horn.“

„Du sprachst ein scharfes Wort, Heribert,“ begann der Priester.

„Dächte Childerich wie ich,“ sagte der junge Atheling, „so peitschten Hörige die Schwätzer in Weiberröcken mit Ruthen zum Lande hinaus, und Jedem, der zurückkehrte, führe die Chattenaxt in den Schädel.“

„Du weißt wie ich, Heribert, sie führen die Briefe des Königs und sind in seinem Frieden.“

„Und gehört es zum Frieden des Königs, daß sie die Hörigen aufhetzen gegen ihre Herren?“

„Das ist es, was ich Dir noch sagen wollte, Childerich,“ ergriff eifrig der Priester das Wort „sie lehren, wir Alle seien gleich vor ihrem Gott, und der Hörige wie der Herr stiege zu Walhall hinauf.“

„Bei Donar, dem Herrn, die braunen Weiberkittel sind toll!“ rief Heribert, „Hörige sollen einst bei Kriegern sitzen, die die Walküre empor trug zum ewigen Vater?“

„Gefährlich ist die Lehre, Childerich,“ sagte nachdrücklich Libes, „gefährlich sind die Leute, welche sie verkünden.“

„Gefährlich?“ lachte der Alte. „Gefährlich in Deinem Sinne? Nein, Libes, nein. Einem Hörigen, der Gehorsam weigert, fährt meine Keule auf den Schädel, daß die Hirnschaale in Trümmern umherfliegt. Und gefährlich die Leute? Nein, Priester. Hier saß einer von ihnen, ein Jüngling, zwei Mal an meinen Feuer, und ich habe in seine Seele geschaut. Es sind Menschen, denen die Sinne in Verwirrung gerathen sind, und singen ein Lied von einem Gottessohn, der sich peitschen ließ, und wollen sich auch peitschen lassen wie er, damit sie nach Walhall kommen. Narrheit, Narrheit! Aber redlich sind sie und gut. Nicht gefährlich ist die Lehre, sie ist zum Lachen. Nicht gefährlich sind die Leute, es sind Träumer. Ich kann sie nicht zum Lande hinaus führen.“

(Fortsetzung folgt.)

Nach dem Feste.

Ist auch Weihnachtszeit vorüber,
Steht das Bäumchen doch noch immer,
Reich geschmückt mit goldenen Früchten,
In dem traulich warmen Zimmer.

Kann noch nicht mich von ihm trennen
Und so früh es heißen gehen,
Weiß nicht, ob zum letzten Male
Ich vielleicht es hab' gesehen,

Ob der Lichter helles Glänzen
Mich noch einmal wird erfreu'n,
Und ob ich mit frohen Kindern
Noch einmal kann glücklich sein.

Will darum dem Bäumchen gönnen
Gern den Platz im engen Raum,
Und mit Freude stets nur denken
An den lieben Weihnachtsbaum.

Carl Weber.

Im Winter.

Der Schnee rings auf dem Felde liegt,
Ein bleichend Riesenhemd,
Wo süß ich Sommers mich gewiegt,
Schaut Alles jetzt so fremd.

Wo Lerchen stiegen in die Luft,
Krächzt nun der Raben Schwarm,
An Galgen mahnen sie und Gruft, —
Arm' Sünder — Gott erbarm!

Der Wasserfall zu Eis erstarrt
Dort in dem Felsengrund,
Der Winter, nach Tyrannenart,
Verschloß ihm seinen Mund.

Das Sonnenauge, trüb und matt,
Blickt durch der Wolken Grau,
Vergebens sucht es Blüth' und Blatt
In schneebedeckter Au.

Vergebens sucht es Freud' und Lust
In öder Einsamkeit,
Es ist das Glück der Menschenbrust,
Der Frühling ist noch weit.

W. Bennecke.

Aus Heimath und Fremde.

Eine treffende Schilderung Franz Dingelstedt's findet sich in der neuen Schrift Julius Rodenberg's „Das Haus im Thiergarten", die soeben in Verbindung mit „Klostermann's Grundstück" nebst „einigen anderen Begebenheiten, die sich in der Nachbarschaft zugetragen haben", bei Gebrüder Paetel in Berlin erschienen ist. Das Haus in der Thiergartenstraße zu Berlin, von dem hier die Rede, ist vor wenigen Wochen niedergerissen worden; Julius Rodenberg, der feinsinnige Kenner des alten Berlins, widmet demselben eine wehmüthige, liebevolle Erinnerung und gedenkt dabei auch jener schönen Festlichkeit, welche die „Deutsche Rundschau" im Sommer 1876 zu Ehren der Anwesenheit Franz Dingelstedt's, ihres berühmten Mitarbeiters, in Berlin in jenem Hause veranstaltet hatte, zu der die literarischen Celebritäten Berlins Einladungen erhalten und angenommen hatten.

„Es war ein lieblicher Juninachmittag," schreibt Julius Rodenberg, „das Grün des Thiergartens noch ganz frisch, und durch die rothen und blauen Scheiben fiel gedämpfter Sonnenschein. Drinnen im Pavillon saß ein kleiner Kreis auserwählter Männer, alle scheinbar in der vollen Kraft des Lebens und ohne Zweifel fröhlich und guter Dinge, bei den köstlichen Zigarren, dem duftenden Mokka, die das vorausgegangene Mahl krönten. Der Eine war ein Mann zu Beginn der Sechzig, von hoher Gestalt, mit breiten Schultern, ein Mann von adliger Erscheinung und seltener Schönheit noch in seinen Jahren. Cavalier durch und durch, ein Elegant sogar, aber mit einem sarkastischen Zug um die Lippen, den der modische, jetzt schon ergrauende Bart nicht zudeckte, und das große, braune Auge, das ich immer noch zu schauen meine, voll von tausend Jugend- und Heimatherinnerungen für mich. Er ist nicht immer der vornehme Herr gewesen, dessen Knopfloch das schwarzgelbe Band der „eisernen Krone" schmückt. Aus kleinen Verhältnissen hervorgegangen, hat er Alles erreicht, was menschlichem Ehrgeiz erstrebungswerth scheinen mag; er hat mehr erreicht, als der Knabe jemals geträumt. Und dennoch sagt dieser Zug um den Mund, daß der Traum oft schöner ist als dessen Erfüllung, daß es für die Ideale keinen Ersatz giebt, und daß man durch äußeren Glanz wohl die Welt, nicht aber sich selbst zu täuschen vermag. Einer der genialsten Persönlichkeiten, die mir in meinem Leben begegnet; Einer, der durch den ihm angeborenen Zauber Alles überwand, was ihm in den Weg trat, nur nicht den inneren Zwiespalt; der Jeden entzückte, den er entzücken gewollt; ein Günstling des Glücks und in Wahrheit niemals glücklich —, ein Poet, der alle Talente, nur nicht das der Resignation, besaß. Dieser Mann, eines hessischen Feldwebels Sohn und nunmehr ein österreichischer Freiherr, war Franz Dingelstedt, und ihm zu Ehren, während seines letzten Aufenthaltes in Berlin, war das kleine Fest gegeben worden, an welches es mich mahnt, dieses Haus im Thiergarten!"

Universitätsnachrichten. In diesem Wintersemester beträgt die Zahl der immatrikulirten Studirenden der Universität Marburg 840, gegen 952 im verflossenen Sommersemester und 855 im

Winterhalbjahr 1890/91. Außer den immatrikulirten Studirenden ist im laufenden Winterhalbjahr noch 42 Personen vom Rektor die Erlaubniß zum Besuche der Vorlesungen ertheilt worden, sodaß sich die Gesammtzahl der berechtigten Hörer gegenwärtig auf 882 beläuft. Von den immatrikulirten Studenten gehören 137 der theologischen, 155 der juristischen, 258 der medizinischen und 290 der philosophischen Fakultät an; 676 sind Preußen (267 aus der Provinz Hessen-Nassau) 134 aus den übrigen deutschen Bundesstaaten, 6 aus Oesterreich-Ungarn, 1 aus Frankreich, 5 aus Großbritannien, 1 aus den Niederlanden, 4 aus Rußland, 4 aus der Schweiz, 1 aus der Türkei, 3 aus Afrika, 1 aus Amerika, 3 aus Asien, 1 aus Australien. —

Nach dem kürzlich erschienenen Personalbestand der Universität Gießen beträgt die Zahl der in diesem Winterhalbjahr immatrikulirten Studirenden 543 gegen 562 im vorigen Sommerhalbjahre. Von jenen widmen sich der Theologie 83, der Rechtswissenschaft 108, der Medizin 121, der Thierheilkunde 28, der Zahnheilkunde 8, der Kameralwissenschaft 41, der Forstwissenschaft 15, der Mathematik 13, der klassischen Philologie 44, der neueren Philologie 22, der Philosophie und den Naturwissenschaften 14, der Geschichte 4, der Pharmazie 14, der Chemie 28. Außerdem nehmen noch 42 nicht immatrikulirte Hörer an den Vorlesungen Theil. —

— Die Zahl der Studierenden an den preußischen Universitäten hat nach einer Zusammenstellung nach Schluß des Sommersemesters 1891 von Prof. Guttstadt in den letzten 20 Jahren um 73,7 % zugenommen. Diese Zunahme war, was die einzelnen Universitäten angeht, prozentualisch berechnet, sehr verschiedenartig. Am größten war der Zuwachs in Kiel, nämlich 262,2 %, am geringsten in Göttingen 10,7 %. Die übrigen sieben preußischen Universitäten weisen absteigend die folgenden Prozentzahlen der Zunahme auf: Marburg 112, Berlin 106, Halle 63,4, Bonn 63,2, Greifswald 62,4, Breslau 36,3 und Königsberg 25,4.

Der ordentliche Professor der Theologie C. Mirbt in Marburg ist von der theologischen Fakultät in Göttingen honoris causa zum Doktor der Theologie ernannt worden. Professor Mirbt hatte sich im Jahre 1888 an der theologischen Fakultät in Göttingen als Privatdozent für Kirchengeschichte habilitirt und folgte nach Jahresfrist einem Rufe zum außerordentlichen Professor für dieses Fach an die Universität Marburg. Bereits im Anfang dieses Jahres wurde er dann zum ordentlichen Professor befördert. Seine wissenschaftlichen Arbeiten haben sich bisher vorzugsweise auf die Kirchengeschichte des Mittelalters erstreckt, namentlich auf die Zeit Gregor's VII. Darauf bezieht sich auch das Elogium, welches ihm in dem Doktordiplome ertheilt wird. Die Göttinger theologische Fakultät nennt ihn darin einen „Virum animi candore et comitate insignem, qui eruditione solida probatissimus in scholis theologicis cum in nostra tum in Philippina academia habitis praeclaro studio et eventu versatus est, necnon de historia ecclesiae medii aevi illustranda scriptis subtiliter elaboratis optime meruit". —

Der ordentliche Professor der Theologie an der Universität Gießen, Lic. theol., Dr. phil. G. Krüger, ist von der theologischen Fakultät der Universität Marburg zum Dr. theol. honoris causa ernannt worden.

Den Professoren in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg Dr. Ferdinand Justi und Dr. Julius Bergmann ist der Charakter als „Geheimer Regierungsrath" verliehen worden.

Der Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft Dr. Ferdinand Justi entstammt einem alten Marburger Prediger- und Gelehrtengeschlechte, dessen bekanntester Vertreter sein Großvater, der am 27. August 1846 verstorbene Superintendent Professor Dr. Karl Wilhelm Justi, gleich ausgezeichnet als Theologe, Historiker und Dichter, war. Ferdinand Justi, Sohn des Pfarrers Wilhelm Justi, ist am 2. Juni 1837 in Marburg geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und begann zu Ostern 1856 seine akademischen Studien in Marburg nach dem Familienbrauche mit der Theologie. Entscheidend für die Richtung seiner Studien war der Umstand, daß Professor Gildemeister gleich in dem ersten Semester Ferdinand Justi's Sanskrit las und ihn in dem folgenden Semester in die vergleichende Sprachwissenschaft einführte, die dann den Hauptgegenstand seiner Studien bilden sollte. Nachdem F. Justi noch die Universität Göttingen besucht und sich daselbst namentlich mit philologischen und historischen Studien beschäftigt hatte, habilitirte er sich am 19. Februar 1861 als Privatdozent für vergleichende Sprachwissenschaft an der Universität Marburg. 1865 wurde Dr. Ferdinand Justi zum außerordentlichen, 1869 zum ordentlichen Professor ernannt. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Die Zusammensetzung der Nomina in den indogermanischen Sprachen", 1861; „Handbuch der Zendsprache", 1864, welchem später (1868) eine kritische Ausgabe des „Bundchesch" mit Glossen folgte: „Beiträge zur alten Geographie Persiens", 1869/70; „Geschichte des alten Persiens", 1879; „Dictionnaire Kurde-français", 1879; „Kurdische Grammatik", 1880: „Geschichte der orientalischen Völker im Alterthum", 1885. —

Der ältere Bruder Ferdinand Justi's, der Professor der neueren Kunstgeschichte Dr. Karl Justi in Bonn, geboren am 2. August 1832 zu Marburg, welcher zum Nachfolger Anton Springer's in Leipzig in Aussicht genommen war, hat den an ihn ergangenen Ruf abgelehnt. Seine Hauptwerke sind: „Winkelmann, sein Leben, seine

Werke und seine Zeitgenossen", 1866—1872, und „Diego Velasquez und sein Jahrhundert", 1888. —

Der Professor der Philosophie Dr. Julius Bergmann ist am 1. April 1840 zu Opherdik in Westfalen geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Duisburg, studierte dann in Göttingen und Berlin Mathematik und Philosophie, wurde 1872 zum ordentlichen Professor der Philosophie in Königsberg ernannt und 1875 von da nach Marburg berufen. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: „Das erste Problem der Ortologie" (1865); „Grundlinien einer Theorie des Bewußtseins" (1870); „Zur Beurtheilung des Kritizismus vom idealistischen Standpunkt" (1875); „Reine Logik" (1879); „Sein und Erkennen" (1880); „Das Ziel der Geschichte" (1881); „Die Grundprobleme der Logik" (1882); „Materialismus und Monismus" (1882); „Ueber das Richtige" (1883); „Ueber den Utilitarianismus" (1883); „Vorlesungen über Metaphysik mit besonderer Beziehung auf Kunst" (1886); „Ueber das Schöne" (1887).

Dem Privatdozenten für Völkerkunde an der Universität Marburg, Dr. phil. et med. Karl von den Steinen, ist in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen das Prädikat „Professor" verliehen worden. — Zu außerordentlichen Professoren der Universität Marburg sind die Privatdozenten Dr. Franz Tuczek und Dr. Adolf Elsas, ersterer in der medizinischen, letzterer in der philosophischen Fakultät, ernannt worden.

Hessische Bücherschau.

Cotta'scher Musen-Almanach für das Jahr 1892. Herausgegeben von Otto Braun. Mit sechs Kunstbeilagen. Stuttgart 1892.

Gleich seinem Vorgänger enthält auch dieser von unserem verehrten hessischen Landsmanne Dr. Otto Braun in München, dem früheren Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg und München, herausgegebene „Musen-Almanach" eine Sammlung von Prosadichtungen, poetischen Erzählungen und Balladen, lyrischen Gedichten und Spruchdichtungen, zu welcher die namhaftesten deutschen Dichter der Gegenwart, 50 an Zahl, unter ihnen Friedrich Bodenstedt, Felix Dahn, Georg Ebers, Ernst Eckstein, Paul Heyse, Hans Hopfen, Hermann Lingg, Konrad Ferdinand Meyer, Emil Rittershaus, Otto Roquette, Graf Adolf Friedrich von Schack, Carmen Sylva 2c. 2c., Beiträge geliefert haben. Dem auch äußerlich prachtvoll ausgestatteten Werke sind sechs vortreffliche Kunstbeilagen eingefügt. Dasselbe enthält wahre Perlen echter Poesie, und wird es deshalb willkommen sein und freundlichste Aufnahme finden.

Das Casseler Gymnasium der siebenziger Jahre. Erinnerungen eines Schülers aus damaliger Zeit. Berlin, Verlag von Walther u. Apolant, 1891.

Ueber diese im Oktober vorigen Jahres erschienene und damals in unserer Zeitschrift bereits erwähnte Broschüre urtheilt Professor Dr. Hans Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" wie folgt:

„Nach dem Titel vermuthet man Erinnerungen eines Mitschülers des Kaisers und vielleicht allerlei mehr oder weniger pikante persönliche Anekdoten. Der Inhalt ist aber ein ganz anderer. Es ist eine Charakteristik unserer bisherigen Gymnasial-Erziehung, dargethan an den persönlichen Erinnerungen eines Einzelnen. Dieser Einzelne aber, der Verfasser, ist ein Mann von ungewöhnlicher Bildung, ausgezeichnetem Erzähl- und Darstellungstalent und verständnißvollem, freudigem Urtheil. So fern die Gegenstände einander liegen, so möchte ich sie in der Weltanschauung und Wiedergabe den prächtigen Rindfleisch'schen Feldbriefen vergleichen. Die Schrift ist daher ein vorzüglicher Beitrag sowohl zur Geschichte der deutschen Pädagogik, als auch zur Gewinnung einer gesunden Ansicht in den obschwebenden Streitfragen über die Reform des höheren Unterrichts."

Briefkasten.

Fr. St. Kassel. Wir werden Ihrem Wunsche baldmöglichst nachkommen.

H. F. Witzenhausen. Wir nehmen Ihr freundliches Anerbieten mit Dank an und bitten um baldgefällige Zusendung.

P. N. Hofbieber. Besten Dank. Zur Aufnahme in eine der folgenden Nummern bestimmt.

W. Sp. Sonnenberg. Sie erhalten in einigen Tagen brieflich Aufklärung über den Grund der uns selbst unliebsamen Verzögerung.

A*. Berlin. Wird demnächst gebracht.

Dr. A. R. Laubach. Erhalten und mit Dank angenommen. Freundlichsten Gruß.

Anzeigen.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.

Stets zuverlässig gut und kräftig im Geschmack ist meine seit 11 Jahren eingeführte

Kasseler Mischung,

das Pfund M. 1,70, bei Postpacketen portofrei. Die Kasseler Mischung ist aus guten Java-Sorten hergestellt, die nach holländischer Art geröstet sind.

Ausserdem unterhalte ich ein **grosses Lager in rohen und gerösteten Kaffees** in allen Sorten u. Preislagen u. stehe ich mit Preislisten u. Proben gern zu Diensten. Postpackete portofr.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.

Abonnements-Einladung.

Das **„Hessenland“** beginnt mit dem 1. Januar 1892 seinen sechsten Jahrgang. In den fünf Jahren seines Bestehens hat es Wurzel geschlagen im hessischen Volke, es ist ein gern gesehener Gast in unserem engeren Vaterlande geworden; Dank der lebendigen Theilnahme und dem vollen Verständniß, die es allgemein gefunden, ist es ihm gelungen, seinem Zwecke möglichst gerecht zu werden.

Die Aufgabe unseres Blattes ist die Pflege der **hessischen Geschichte und Literatur** in allen ihren Verzweigungen. Im deutschen Wesen liegt eben die Pflege stammlicher Eigenart tief begründet, und die Mannigfaltigkeit unseres Geisteslebens ist nicht zuletzt unserm ausgesprochenen Stammesgefühl zu verdanken. Darum will das **„Hessenland“**, ohne den Blick in weitere Gesichtsfelder sich trüben zu lassen, gerade den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bestrebungen, insoweit sie unserm engeren Vaterland entspringen, zur Heimstätte dienen, und wohl kann unsere Zeitschrift heute schon als der Mittelpunkt des literarischen Schaffens auf hessischem Boden betrachtet werden. Die heimathlichen Dichter und Schriftsteller von Ruf sind fast ausnahmslos unsere Mitarbeiter, und junge Kräfte für uns zu gewinnen, ist unser stetes Bestreben.

Auf dem Grund unseres bewährten Programms werden wir auch ferner stehen. Wir werden der Erforschung unserer **heimathlichen Sondergeschichte** nach wie vor einen bevorzugten Raum in unsern Spalten zuweisen; wir werden die mit ihr verwandten Gebiete der **Literar-, Kultur- und Kunstgeschichte** in entsprechender Weise berücksichtigen. Aber auch das Schaffen zeitgenössischer hessischer Dichter und Schriftsteller soll stets von uns, — soweit in unsern Kräften steht —, gefördert werden. Wir werden wie in den bisherigen Jahrgängen **Erzählungen** und **Gedichte** in sorgfältiger Auswahl bringen, und unsere besondere Sorge wird der **Volks- und Mundartdichtung** gelten.

Unsere Mitarbeiter und Leser bitten wir, uns auch in Zukunft zu unterstützen, und insbesondere auch für die Verbreitung des **„Hessenlandes“** wirken zu wollen. Möge Jeder von ihnen in seinem Kreise, insbesondere bei den ihm nahestehenden Landsleuten im Auslande, dahin wirken, daß unser Blatt immer mehr Boden gewinne. Das **„Hessenland“** sollte in keiner hessischen Familie fehlen, die geistige Interessen besitzt; können wir doch ohne Ruhmredigkeit sagen, daß sein Inhalt nichts Anderes ist als die Wiederspiegelung vaterländischen Geisteslebens.

Möge uns das kommende Jahr die alten Freunde erhalten und viele neue zuführen.

Die Redaktion.

F. Zwenger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 2. Kassel, 19. Januar 1892.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2934.

Verschüttet.

Immer gehn wir noch und suchen,
Suchen nach den blauen Fluthen,
Nach dem Lethestrom der Alten,
Der da löscht Gedächtnißgluthen.

Seine kühlen Wasser rinnen
Irgendwo im Schooß der Erde,
Doch verschüttet ist die Quelle
Und verloren ist die Fährte.

Und es giebt kein Traumversinken
Mehr an seinen schatt'gen Bänken.
Die Erinn'rung mußt Du sühnen —
Oder Dich zu Tode kränken.

M. Herbert.



Kirche und Schule in Hessen während und nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel.

(Fortsetzung.)

Gleichzeitig ergingen scharfe Verordnungen gegen die Uebertreibungen bei Gastereien, Hochzeiten, Kindtaufen und Leichenbegängnissen.

Diese Verordnungen waren allerdings nicht neu. Das ganze 15. und 16. Jahrhundert ist voll davon, und aus der relativen Häufigkeit derselben hat man geschlossen, daß sie wenig nützten, was jede erneute Verordnung übrigens auch unumwunden eingesteht. Indem sie das geringste Maß des Zulässigen festsetzen, sind sie aber für uns wichtige Anhaltspunkte für die Kenntniß dessen, was Brauch war bei Hochzeits- und anderen Schmäußen.[1])

Wir ersehen daraus, daß trotz der kümmerlichen Zeiten doch die Sitte noch immer wie vor dem Kriege die Leute zu erheblichen Ausgaben nöthigte, nur mit dem Unterschiede, daß Mancher sich jetzt dabei zu Grunde richtete; und insofern hatten jene Verordnungen Berechtigung.

Bei Bürgers- und Handwerksleuten waren bei Hochzeiten zwei Trachten oder Gänge, jede zu sechs Gerichten an Fisch, Fleisch und Geflügel, bei Vornehmeren zu je acht Gerichten, das Mindeste, was man leisten konnte. Ebenso prunkte man mit der Zahl der Gäste; und wenn man heut' zu Tage diese Zahl möglichst zu beschränken sucht, so war damals das Umgekehrte der Fall. Jeder halbwegs Bekannte wurde eingeladen und lief hin „dem heiligen Ehstand zu Ehren", wie man sagte. Man kann sich einen Begriff von der Menge der Gäste an manchen Hochzeiten machen, wenn die Regierung ihrer 60 ohne die Verwandten und Auswärtigen bei Leuten niederen Standes, 100 bei den sogenannten Graduirten oder Standespersonen noch erträglich fand. Sie fand es aber nicht passend, daß diese Gäste, wie es meist geschah, auch noch Kinder und Gesinde, sei es um Pracht und Hoffahrts halben, oder um desto besser etwas an Speisen abzuschleppen, mitbrachten.

Da außerdem bei den damaligen strengen Trinkgesetzen nicht jeder nach seinem Belieben trinken konnte, sondern das Gesundheittrinken und Bescheidthun auch den Widerwilligen zur Unmäßigkeit nöthigte, so kann man ermessen, was für Kosten den Hochzeitern erwuchsen, die überdies den Freiersleuten, den Brautführern und Brautjungfern, den Ladegesellen wie dem Dienstpersonal ansehnliche Geschenke an Zeug, Kleidern, Schnupftüchern, den Mägden an seidenen Schnürbrüsten, gestickten Strümpfen und dergleichen zu machen verpflichtet waren. Ihre Ausgaben wurden durch die Geschenke, welche die Hochzeitsgäste in baarem Gelde in die herumgehenden Becken einlegten, und die bei einer Weinhochzeit auf höchstens 2, bei einer Bierhochzeit auf 1 Reichsthaler für die Person festgesetzt wurden, nicht aufgewogen, zumal Spielleute, Opfermänner, Köche und Aufwärter die Gelegenheit wahrnahmen, sich und die Ihrigen von den vorhandenen Speisen und Getränken auf Tage hinaus zu verproviantiren, und dazu das Schmaußen und Tanzen oft drei, vier und noch mehr Tage dauerte.

Die Regierung suchte nun die Hochzeiten auf zwei Tage zu beschränken; an jedem Tage sollte auch nur eine Mahlzeit stattfinden, für welche dann allerdings eine Dauer von sechs Stunden, von Mittags 12 bis Abends 6 Uhr, bewilligt wurde. Um $\frac{1}{2}$6 Uhr wurde an die Thür geklopft, um anzuzeigen, daß es Zeit sei, die Tafel aufzuheben. Ein kleines Tänzchen in Ehren, nur nicht länger als zwei Stunden, wurde zugegeben, dabei aber das Abstoßen beim Tanze, Herumwerfen, auch sonst alle unzüchtigen Worte und Geberden verboten, ebenso, daß die Junggesellen, wie es sonst regelmäßig geschah, Braut und Bräutigam mit Musik und Johlen

[1]) Vergl. H. L.-O. vom 24. März 1648 und vom 12. Dezember 1654.

in ihr neues Heim geleiteten, um dann hier das Zechen fortzusetzen.

Besonders waren Regierung wie Geistlichkeit dem Tanzen nicht hold, und mit Recht, wie wir gleich sehen werden. Daß die letztere zumal die Tänze, „so nach heidnischer Weis' zur Fastnacht, Walpurgis, Pfingsten und Johannistag abgehalten wurden", zu verbieten für nöthig fand, zeigt mit welcher Zähigkeit die Leute an den alten heidnischen Erinnerungen klebten, kommt jedoch weniger in Betracht.

Es war vielmehr die Art und Weise, wie getanzt wurde.

Denn wie im Essen und Trinken so waren unsere Väter auch hierin zügellos, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die tolle Lust daran bereits im 13. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatte. Die einfachen Reihentänze des Mittelalters, wie sie in meiner Jugend vor 20—25 Jahren auf dem Lande noch hier und da von den jungen Leuten zu eigenthümlichen, sicherlich uralten Weisen getanzt wurden, hatten damals schon in den Städten wenigstens aufgehört und wüsten Rundtänzen Platz gemacht, und wie es dabei herging, davon giebt uns ein Zeitgenosse, der bekannte Cyriakus Spangenberg, in seinem Ehespiegel, eine so charakteristische, wenn auch zweifelsohne hier und da übertriebene Schilderung, daß wir aus ihr ein anschauliches Bild des ganzen wüsten Lebens und Treibens gewinnen.[1])

Nachdem er die Tänze in vier Klassen, einen geistlichen Tanz, einen Götzentanz, einen bürgerlichen und einen Bubentanz geschieden hat, sagt er von letzterem: „Und ist dieser Bubentanz nichts anderes, dann da man zusammen kommt, um des Fleisches Kitzel und Muthwille zu büßen. Wie dann gemeiniglich geschieht bei denen Tänzen, welche junge Gesellen und Jungfrauen ohne der Obrigkeit und der Eltern Erlaubniß halten. Item an den Abendtänzen, da man nichts ehrliches sucht, sondern nichts thut als unzüchtig tanzen, springen, drehen greiffen &c. An solchen Tänzen verleuret manch Weib ihre Ehre und gut Gerücht. Manche Jungfrau lernet allda, das ihr besser wäre, sie hätte es nie erfahren . . . Denn was ist da anders dann ein wildes, ungeheuer viechisches Rennen, Laufen und durcheinander Zwirbeln; da siehet man ein solch unzüchtig Aufwerfen und Entblößen der Mägdlein, daß einer schwöret, es hätten die Unfläther, so solchen Reihen führen, aller Zucht und Ehre vergessen, wären taub und unsinnig und tanzen St. Veit's Tanz, und ist in der That auch nicht viel anders.

[1]) Aus Scheible's Kloster, Bd. VI, S. 412 ff.

Nun sind gemeiniglich jetzt alle Tänze also geartet, gar wenig ausgenommen; denn das junge Volk ist gar vom Teufel besessen, daß sie keine Zucht, Ehre noch Tugend mehr lieben. Die jungen Gesellen meinen, wenn sie nicht ihre Fechtel oder Degen neben dem Tanz an der Seiten tragen, sich ungebärdig genug stellen, hoch springen, schreien, wüthen und drehen sollten, sie hätten nicht recht getanzt. Ich schweige der unzüchtigen Worte und Geberden, so die garstigen Esel am Tanz treiben. Und da ein frommes Kind ein Abscheuen daran hat, und sich mit solchen groben unfläthigen Teufelsköpfen zu tanzen beschweret, dürfen sie ehrlicher Leute Kinder in's Angesicht schlagen und groß Pochen und Dräuen fürgeben."

Von den Nachttänzen und Nachtessen bei den Hochzeiten aber sagt er:

„Wenn man sich am Reihen und Tanzen wohl müde gelaufen, gejaget, gedrehet und gerennet hat, so findet man sich alsdann eben wieder spat genugsam zu Tische und hält das Nachtmahl. Da gehet es also viel wüster, unmäßiger und unzüchtiger zu, als viel der Abend unschamhaftiger und trunkener ist dann der Morgen; da isset mancher und trinket ohne Hunger und Durst zu ungelegener Zeit, wäre besser, er schliefe dafür, und ist diese Abendmahlzeit schädlich beide dem Bräutigam und den Gästen. — Ist das auch ein schändlicher Mißbrauch, daß auf demselbigen Abend Jungfrauen und Gesellen zusammen unter einander gemenget gesetzt werden; weil aber das Gesellige sich gemeiniglich voll gesoffen und toll gelaufen hat, ist wohl zu erachten, was grob, unfläthig und unverschamt sie pflegen zu sein mit Worten und Geberden, und ist dahin kommen, daß auch unter den Jungfrauen ihr viel selbst unhübsch genug sein können mit Worten und den Scherz am meisten treiben und fördern, daß es auch bisweilen an einem anderen Ort (will nit sagen wo) zuviel wäre, das stehet ja zumal übel.

Denn was geschiehet auf den Abendmahlzeiten, wenn man den ganzen Tag gesoffen hat, anders dann daß einer schläft über Tische, der andere zerbricht Gläser, der dritte schreit und singet, der vierte habert und zankt, der fünfte beweint das trunkene Elend, der sechste gibt fechten und springen für, der siebente will aus der Kunst disputiren, und ist ein solches Leben durcheinander, daß man nicht weiß, wer Koch oder Kellner ist. — Alsbald nun die Abendmahlzeit geschehen ist, so muß es von Neuem wieder gehupfet und gesprungen sein. Behüte Gott alle frommen Gesellen für solchen Jungfrauen, die da Lust an den Abendtänzen haben und sich da gerne umdrehen, aufwerfen, unzüchtig küssen und

anfassen lassen, es muß freilich nichts Gutes an ihnen sein. Da reizet nur eins das andere zur Unzucht und fiddern dem Teufel seine Bölze."

Das es bei solchen Gelegenheiten leicht zu Zank und Streit kommen mußte, leuchtet ein. Und wenn auch heutzutage auf den Dörfern ein jeder richtige Tanz noch mit einer handfesten Prügelei zu schließen pflegt, so hat diese doch meist keine nachtheiligen Folgen, und in den Städten hat längst schon zahmere Sitte Platz gegriffen. Damals indessen war die Sache bedenklicher; ein Jeder trug noch seine Wehre an der Seite, und Herausforderungen auch unter Kriegsleuten und Bürgerssöhnen waren häufig genug.

(Fortsetzung folgt.)

Mein erster Waffengang.

Von Julius Rodenberg.

(Schluß.)

Ich war damals eben neunzehn Jahre alt geworden und kehrte mit meinen Sonetten erst nach Haus und dann auf die Schule zurück, zu meinem „Dornröschen". Alles dies ging Hand in Hand und machte mich sehr froh. Die Lust zu schaffen war lebendig in mir, und ich konnte nur in Versen reden. In den Unterrichtsstunden, auf ein leeres Blatt meines Diariums oder einer Präparation, schrieb ich mehr Sonette „Für Schleswig-Holstein". Diesen Titel hatte die kleine Sammlung, während ihre Zahl voll ward, in meinem Kopf angenommen. Daß ich an Rückert's „Geharnischte Sonette" dachte, daß sie mein Vorbild waren, ist unnöthig zu sagen. Ich sprach es auch aus:

Die vom Franzosen kühn das Reich befreiten,
Die sangest du begeistert im Sonette.

Ihm waren darum die meinen zugeeignet:

Verzeih', o Dichtergreis! Kühn ist das Wagen:
Ein Vogel hat sich auf vom Nest geschwungen —
Nun laßt uns sehn, ob ihn die Luft mag tragen!

Alles nur in Gedanken, — aber der Gedanke drängte zur That. Einer meiner Mitschüler, der ein Jahr vor mir zur Universität abgegangen, hatte die Muskete geschultert und war zur schleswig-holsteinischen Armee gezogen. Sein Bild stand immer vor mir. Konnte ich denn gar nichts für die Sache leisten? „Der gesammte Ertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt" setzte ich auf das Heft, welches schon vor dem Ende des August in sauberer Abschrift vor mir lag. Was damit beginnen? Ich bin bis hieher wahr in meiner Erzählung gewesen, ich will es auch weiterhin sein. An irgend einen Vortheil für mich dachte ich nicht; ich war ganz erfüllt von einem Eifer, der mir heilig schien; jede Befriedigung der Eitelkeit, meine Person und mein Name sollten völlig zurücktreten und unbekannt bleiben. In einer freien Viertelstunde, der Frühstückspause zwischen dem Unterricht, ging ich hinauf in mein Stübchen und trat vor das Bücherbrett, in welchem meine kleine Bibliothek aufgestellt war. Mit klopfendem Herzen stand ich eine Weile, dann griff ich auf gut Glück einen Band heraus. Ich glaubte damals an Eingebungen in allen Dingen, und auch hier sollte mir von höherer Hand der Weg gewiesen werden. Ich öffnete den Band; es war Heine's „Buch der Lieder" und der Verleger: Hoffmann & Campe, Hamburg. Unter dieser Adresse ging noch am nämlichen Tag das Manuskript ab und, — da doch nun einmal die ganze Wahrheit heraus soll—, unter dem Namen eines Jugendfreundes, der mir damals und noch lange nachher sehr nahe stand. In meiner Umgebung war er der Einzige mit etwas wie künstlerischen Aspirationen — einer der seltsamsten Menschen, die mir in meinem Leben begegnet sind, und hieß Friedrich Ruhn; wir nannten ihn aber „Stech". Er ist nun todt, und was ich von ihm sage, kann sein Andenken nicht schädigen. Ursprünglich Rentereischreiber von einer gewissen musikalischen Begabung, doch ohne rechte Vorbildung und gänzlich ohne Mittel, war er nur darauf bedacht, wie er sich dennoch seiner Lieblingsneigung widmen könne, und benutzte jeden müßigen Augenblick, um Klavier zu spielen oder Noten zu schreiben — zu „stechen" wie wir sagten. Daher der Beiname.

Dieser gute Mensch wußte nichts von der Ehre, die ihm zugedacht worden, und ich hütete mich auch wohl, ihm etwas davon zu sagen. Denn ich glaubte nicht an den Erfolg meines gewagten Schrittes und wollte mich nicht ein zweites Mal der Beschimpfung aussetzen. In der That vergingen einige Wochen, ohne daß ich auch nur das Mindeste von meiner Sendung vernahm; sie schien im Leeren verhallt, ohne Sang und Klang verschollen —, ich hatte mich mit diesem Gedanken bereits abgefunden und vollständig darein ergeben.

Da war's, an einem September-Nachmittag, ich saß an meinem Tischchen neben dem offenen Fenster, durch welches mir der Abendwind den Duft der Herbstblumen aus dem Garten unten am Bach herauftrug. Die röthliche Sonne schien auf das Bild an der Wand, welches, das Märchen vom Dornröschen darstellend, als eine der liebsten Erinnerungen meiner Jugend mir noch heute werth ist. Ueber die Weiden hinweg und zwischen den hohen Pappeln hindurch konnt' ich fern im letzten Tagslicht die Weser sehen und die blauen Berge dahinter. Die Stunde war mir günstig — mühelos fügte sich Vers an Vers zur Nibelungenstrophe, meine ganze Seele war in Dornröschens Schloß.

Auf einmal poltert es die Treppe herauf und herein stürmt Stech, mit einem Packet unter dem Arm. Als ich ihn sehe, weiß ich sofort Alles. Aber ich will mich nicht unterbrechen lassen, und er kennt mich darin. Mir gegenüber setzt er sich auf das bescheidene Sopha, das Packet zur Seite. Nicht lange jedoch erträgt er diesen Zustand, und plötzlich fühl' ich es um mich herum sausen, an meinem Kopf vorüber, auf den Tisch hernieder, auf das Papier vor mir, bis Alles mit kleinen, zierlichen, weißen Heften bedeckt ist, wie mit Schneeflocken im Winter. Nun bin ich meines Glückes sicher; aber diese Sicherheit ist so süß, daß sie die Berührung mit der Wirklichkeit der Dinge scheut. Stech aber, ungeduldiger als ich, springt auf, hält mir eines der Hefte dicht vor die Augen und ruft: „Da sieh's." Und da sah ich's: „Für Schleswig-Holstein! Geharnischte Sonette. Der ganze Ertrag ist für Schleswig-Holstein bestimmt. Hamburg, Hoffmann & Campe, 1850."

Noch jetzt, indem ich dieses schreibe, durchzuckt's mich mit dem Gefühle von damals — einem Gefühle, so zusammengesetzt aus stürmischer Wonne, Stolz, Dankbarkeit und Wehmuth, wie man es eben nur einmal empfinden kann, wenn man sein erstes Buch, und wär's auch nur ein Büchlein, gedruckt sieht.

Und hier könnte die Geschichte desselben enden, aber sie hat noch ein Nachspiel. Wird man es dem Alten, der auf den Jüngling zurückblickt wie auf einen Fremden, wird man es mir verzeihen, wenn ich sage, daß die Sonette zu jener Zeit wirklich einiges Aufsehen machten? Vielleicht war es die Anonymität, die dazu beitrug. Man rieth auf den Verfasser, und Namen wurden genannt, die damals zu den besten gehörten. Wir, Stech und ich, rieben uns im stillen Einverständniß die Hände, bis eines Tages ein Blatt aus Hamburg kam, welches, o Schrecken!, als den Dichter der Sonette — Friedrich Nuhn in Rinteln bezeichnete. Julius Campe hatte das Schweigen gebrochen und das Geheimniß verrathen, aber doch nur das halbe; denn er wußte selber nicht mehr. Als die Nachricht sich in Rinteln verbreitete, wurde das ganze ruchbar; denn Jeder kannte mein Verhältniß zu Stech, und Jeder sagte sich sogleich, wer der wahre Verfasser sein müsse. Mir aber brannte das Licht auf dem Nagel, und in der Noth und Angst meines Herzens schrieb ich an Campe die volle Wahrheit, daß er durch mich dupirt worden sei, daß ich noch Gymnasiast, und ich beschwor ihn, mich nicht unglücklich zu machen durch Veröffentlichung meines Namens.

Inzwischen aber war die Wirkung in Rinteln auf Lehrer und Schüler die entgegengesetzte derjenigen, die ich erwartet oder gefürchtet hatte. Die Lehrer drückten vorläufig ein Auge zu, und die Schüler vernahmen es mit inniger Genugthuung, daß einer ihrer Commilitonen etwas zu Stande gebracht habe, wovon alle Zeitungen sprachen. Sie waren nicht mehr die, welche sich über mein erstes dichterisches Mißgeschick lustig gemacht, aber auch ich war ein Anderer geworden; wir waren um ein paar Jahre älter und durch die Schule jenes Mannes gegangen, der uns alle auf eine höhere Stufe der Charakterbildung emporgehoben hatte. Niemals werde ich den Abend vergessen, wo diese Jugendkameraden sich unter meinem Fenster aufstellten und unter Stech's Führung ein Lied zu singen begannen, das er selber componirt. Mein Herz schlug höher, als ich die Worte erkannte:

„Ein heller Ruf geht durch die deutschen Lande..."

Es war das erste meiner Sonette; die Dänen, an denen ich mich einst poetisch versündigt, gaben mir nun diese volle Revanche.

Ungetrübte Freude rief das Erscheinen des Sonettenheftes in meinem Elternhause hervor. Der Vater verehrte mir das erste Kistchen Cigarren, und meine Mutter, die so tapfer und treu zu dem Sohne gestanden in den Tagen des Zweifels, welch' ein Triumph für sie —, welch' ein denkwürdiger Besuch bei Julius Campe, dem Verleger und Freund Heinrich Heine's! Doch auch der Beifall der Lehrer äußerte sich nun, und was sie dem Schüler nicht sagen mochten, das sagten sie mit aller Wärme dem Abiturienten. In der von Gervinus begründeten und herausgegebenen „Deutschen Zeitung" zu Frankfurt a. M., — ich glaube, mein späterer Freund Heinrich Kruse redigirte sie damals —, erschien ein Paragraph, der den Rinteler Gymnasiasten gleichsam in die literarisch-politische Welt einführte und mit einem herzlichen „Macte nova virtute!" schloß. Einer meiner früheren Ordinarien war der Verfasser. Und ich hatte die Heidelberger Universität noch nicht bezogen, so war auch die Veröffentlichung

des „Dornröschens" schon gesichert. O schöne, glücklich=unglückliche Zeit, wo die Rosen blühten am Neckar! ... Das Gedicht ist heute vergessen, und es ist auch weiter nicht schade d'rum. Wird man mir aber verargen, daß ich noch immer gern daran zurückdenke? Ein Blatt, wie ich es hier schreibe, ist eine Konfession, in der man nichts verschweigen darf — auch das nicht, was man sonst niemals ausgesprochen haben würde. Die hohen Anschauungen, die jener, meinen Blicken längst entschwundene Lehrer uns eingeflößt, wirkten in mir nach, und mir widerstrebte, das vom Verleger mir bewilligte, für die damaligen Verhältnisse nicht unbeträchtliche Honorar zu berühren; und außerdem hatte ich an meinem armen Freund Stech ein Unrecht gut zu machen. Er nahm die Summe von mir an, die wenigstens so weit reichte, den Anfang eines ernstlichen Musikstudiums am Conservatorium in Leipzig ihm möglich zu machen. Von dort aus fand er seinen Weg, gelangte zu der geachteten Stellung eines Musikdirektors in einer westfälischen Stadt und starb nur allzufrüh, doch nicht ohne das gelobte Land der Kunst betreten zu haben, nach dem er sich gesehnt. So hatte mein erster Waffengang, hatten die Sonette „Für Schleswig=Holstein", die zu der Publikation des „Dornröschens" führten, doch wirklich etwas Gutes im Gefolge gehabt. Mir war es genug, daß sie mir die wohlwollende Anerkennung, die freundliche Beachtung solcher Männer wie Friedrich Rückert, wie Ernst Moritz Arndt, wie E. F. Dahlmann einbrachten; und wenn man auch heutzutage nicht allzuviel mehr auf den Beifall der Alten geben mag: zu der Zeit, in welcher ich noch jung war, dachten wir anders.

Der Glaubensbote.

Eine Erzählung aus dem achten Jahrhundert von Franz Treller.

(Fortsetzung.)

„Ich habe es vernommen," sprach Libes, „daß einer der Fremden an Deinem Herd geweilet hat, Childerich, und es hat meine Seele betrübt, daß Du die Verächter unserer Götter gastfrei aufnimmst."

„Er hat mir von seinen Gott gesprochen, den er und seine Leute, den alle Franken im Süden für den wahren halten. Ich habe zugehört, wie ich einer Sage lausche, welche ein Fremder an meinem Herd erzählt."

„Und Hilda lauschte auch dem Worte des fremden Mannes?" wandte sich Heribert an die Tochter des Centgrafen.

„Sie lauschte seinen sanften Worten gleich dem Vater wie einer schönen Sage aus fremdem Lande. Und wie der Vater sage auch ich: Es ist kein Falsch in den Männern."

Finsteren Blickes sprach der Priester: „Sie leugnen die Götter; bei mir war Winfried, ihr Meister, um seine Lehre zu künden. Beweisen wollte er mir, unsere alten heiligen Götter seien Hirngespinnste, entstanden in armseligen Köpfen, sein Gott sei der wahre, ewige —, ihnen verkündet durch heilige Männer, und seine Lehre sei aufgeschrieben in einem Buche, welches sie Evangelium nennen. Nicht ganz fremd war mir, was er von seinem Gotte sagte, den sie ja im Süden anbeten, doch wollte ich mehr erkunden von seinen thörichten Glauben und ließ ihn reden. Es ist ein unverständliches Wirrsal, ihr Glaube. Bald haben sie einen Gott, bald drei, und nicht konnte er künden, wie sich bei ihnen der Eine und die Drei in die Führung der Welt und der Menschen theilen, er spielte mit Worten: Drei seien Eins."

Ich sprach ihm dann von unsern hehren Göttern, die das Geschick des Volkes wie des Einzelnen seit Jahrtausenden leiten, und lächelnd hörte er zu. Doch als er wieder beginnen wollte, von seinem Gott zu reden, erhob ich mich und warnte ihn, unsere heiligen Götter zu schmähen, noch schwinge Donar den tödlichen Hammer, der den Frevler vernichtend treffe. Da entfernte er sich im Grimm."

Kaum hatte er geendet, als Heribert die Stimme erhob: „Nicht ist's zu dulden, Vater, daß sie leugnen und schmähen, was uns heilig ist. Es ist fremde Art, die sie uns bringen, und wir wollen sie nicht. Laß sie ihren Gott verehren, wir wollen zu Heervater rufen und zu Donar, dem Herrn. Leicht nur sitzt uns das Schwert in der Scheide, und sie sollen sich wohl hüten, in dessen Bereich zu kommen, wenn sie die Stimme erheben gegen der Götter Geschlecht."

„Der Unwille im Volke ist stark und tief, Childerich," nahm der Priester wieder das Wort, „und ich glaube, an Dir wäre es, dem Grafen zu berichten, wie das Leben der Männer gefährdet ist im Hessenland, denn schwer wird es sein, sie zu schützen, auch wenn Du es willst."

Langsam entgegnete der Alte: „Du siehst, dünkt mich, Gefahr, wo keine ist, Priester. Der

Gott, den sie lehren, ist ein Gott für Hörige, nicht für Männer und Krieger. Zu wem die Knechte beten, mir ist's gleich, thun sie nur, was sie sollen.

Daß sie Gefahr laufen, erschlagen zu werden von im Zorn geschwungener Axt, es ist ihnen bekannt und auch dem Grafen. Dennoch will ich Dir den Willen thun und dem Grafen schreiben lassen. Ich kann sie nicht vertreiben aus dem Lande und sie auch nicht schützen, wenn sie die Wuth des Volkes reizen."

Ein Höriger schritt, von außen kommend, zu dem Herd heran. „Was willst Du?" fragte Childerich.

„Der Angelsachse ist draußen, der schon an einem Herde saß, ich wehrte ihm den Eingang, bis ich Dich gefragt, ob er kommen darf."

Hilda's Auge richtete sich bittend nach dem Antlitz des Vaters —, der Priester erhob sich, und Heribert fuhr zornig empor. Alle Drei blickten nach Childerich. Dieser schwieg eine Weile.

„Zu Hel mit dem Knecht!" rief Heribert.

„Er ist willkommen!" sprach da Childerich stark, und der Hörige ging. Zu Heribert aber fuhr er fort: „Er ist willkommen an Childerich's Herd, und wehe, wenn ihm hier Unbill begegnet."

Zornig setzte sich der junge Racke nieder, finsteren Angesichts. Libes, der Priester, wollte gehen, aber der Alte sagte: „Weile noch, sieh den Jüngling an, ob er gefährlich ist außer vielleicht Jungfrauen, denen des Jünglings weibisch Angesicht gefällt." Auch der Priester setzte sich wieder.

Herein trat Wilbrod, mit leichtem Schritt dem Herde nahend, und neigte sich dort dem Greise, mit freundlich lächelndem Angesicht grüßte er die Jungfrau und nicht minder den Priester wie auch Heribert, welche den Gruß nur widerwillig und zurückhaltend erwiderten.

Childerich's Auge ruhte mit unverkennbarem Wohlwollen auf des Jünglings anmuthiger Gestalt und dankte freundlich dem Gruße: „Sei willkommen, Jüngling, am Herde Childerich's. Dies ist Libes, der Diener der Götter, dies Heribert, der mein Tochtermann wird."

„Ich danke Dir, Childerich, für den Platz am Herde, des Herrn Friede sei mit Dir und den Deinen. Nimm meinen Gruß, Libes, und Du, Heribert." Dann wandte er sich zu Hilda: „Und Jungfrau Hilda regt unaufhörlich die fleißigen Hände?"

„Ich muß wohl," sagte sie freundlich, „um den Mägden voranzugehen in rühriger Arbeit."

„Es ruhe Segen auf Deinem Gespinnst und auf Allem, was Du thust."

Mit finsterem Auge blickte Heribert nach Willbrod, und als die Jungfrau freundlich zu ihm redete, prägte sich Haß in seinen Zügen aus.

„Ihr Boten des neuen Glaubens", sagte er dann höhnisch, „seid keine Freunde der Arbeit?"

„Du irrst, Heribert," entgegnete der Jüngling ruhig, „nur ist unsere Arbeit nicht allein die der Hände, obgleich auch diese nicht immer feiern. Unsere Arbeit gilt der Menschen Seelen, diese zu gewinnen dem ewigen Heil. Das ist unsere Arbeit."

„Wir brauchen Euer Heil nicht, Angelsachse, was uns Noth thut, besitzen wir, wie unsere Väter es ihr Eigen nannten."

„Laß mich gewähren, Heribert," entgegnete Willbrod sanft, „wir sind ausgesandt, Samen auszustreuen in die Menschenherzen, und nichts wird uns verhindern, dem Gebot zu folgen, als der Tod. Auch Dein Herz hoffe ich einst noch zu gewinnen."

Hell lachte da Heribert auf. „Mich willst Du gewinnen für Deine Kindermären? Du hegst kühne Hoffnung, Angelsachse. Mich trägt die Walküre empor zum ewigen Vater, bei Einherien zu sitzen und den letzten großen Kampf mitzukämpfen gegen der Riesen furchtbar Geschlecht."

„Das ist Heldenart," sagte der Priester, „das ist der Väter Weise."

„Sage mir, Jüngling," unterbrach Childerich das Gespräch, „ist es wahr, daß Deinem Gott der Hörige und der Atheling gleich viel gelten und sie zusammen einziehen nach Deiner Walhall, ob der Held im Kampf starb oder der Knecht den Strohtod fand?"

„So ist es, Herr, — denn Gott sieht nur der Menschen Herzen, und leicht kann es sein, daß der Hörige, der seine Pflicht auf Erden treu gethan, eingeht in des Himmels Herrlichkeit, während der stolze Atheling hinabfährt zur Hölle."

„Und das wagst Du hier zu sagen vor unseren Ohren, Knabe," fuhr Heribert wild auf, „das ist eine Lehre, gut für Hunde."

„Und gefährlich ist die Lehre, sie waffnet die Knechte gegen die Herren und macht sie unzufrieden mit dem Loose, das ihnen die Götter zugetheilt", sagte der Priester.

„Du irrst, Libes. Wie der Herr hohe Bäume und niedriges Gras geschaffen, so schuf er auch den Atheling und den Knecht, und wie Bäume und Gras beide nothwendig sind und beide Geschöpfe desselben Gottes, und wie sie zurückkehren zur Allmutter Erde, wenn ihre Zeit um ist, so kehren die Seelen der Menschen zu ihrem ewigen Schöpfer zurück, sei es die des Fürsten oder die des Knechtes, denn auch er hat eine unsterbliche Seele. Du irrst, Priester, wenn Du glaubst, unsere Lehren machen den Knecht unzufrieden mit seinem Erdenloose. Wir lehren

ihn Demuth, Geduld, Ergebung in den Willen Gottes, Treue gegen seinen Herrn, wir lehren ihn, ein rechter Knecht zu sein, auf daß er einst eingehe zur ewigen Seligkeit."

„Ich will mit Dir hier nicht streiten, Jüngling, am Herde Childerich's. Ich kenne Eure Lehren, Dein Meister Winfried war bei mir. Eure Samenkörner fallen bei uns hier auf Felsen. Von Glück dürft Ihr fremden Männer sagen, daß der Frankenkönig Euch schützt, sonst könnte Euer Herzblut leicht den Boden färben, wenn Ihr die Götter lästert. Noch dreimal sinkt die Sonne, dann begeht der Niedergau das Fest Donar's, des Herrn. An jenem Tage, Fremder, halte Dich verborgen, denn leicht könnte sich der Zorn gegen Euch kehren. Sei gewarnt!"

Der Priester erhob sich, um davon zu gehen, als sich draußen heller Jubelruf erhob, der sich stärker werdend der Halle nahte. Alle horchten auf, ein Jüngling sprang in die Halle und rief freudigen Angesichts: „Herr, Rodwalt kommt!"

„Dacht ich's doch", rief Childerich, und auch sein Angesicht überflog helle Freude, so Heribert's und des Priesters. Auch die rauhen Gesellen auf den Bänken am Ende der Halle erhoben sich. Der Ruf draußen dauerte fort, und in der Thüröffnung dicht umdrängt von Kriegern und Freien, von Knaben und Mägden, trat Rodwalt in die Halle.

„Heil Dir, Rodwalt!" schrie Childerich mit mächtiger Stimme, „sei willkommen, Mann!"

„Heil Rodwalt!" riefen Alle.

„Dir sei Heil, Childerich, und Allen", sagte Rodwalt und schritt zum Herde. Ein noch junger Mann von schlanker Gestalt, der sich ein hirschledernes Gewand eng anschloß, mit offenem, freundlichem Antlitz, das braunes Haar umwallte, schritt auf Childerich zu, der ihm freudig die Hände entgegenstreckte.

„Sei willkommen, Mann, — Du bist lange nicht des Weges gefahren. — Wein, Bursche! Wollt Ihr den Sänger des Hessenlandes verdursten lassen?"

Herzlich grüßte der Ankömmling Hilda, Heribert und den Priester und blickte dann Willbrod an, der sich wie die Anderen erhoben hatte: „Ich bin Willbrod, der Angelsachse, ein Diener meines Herrn Jesus Christus."

„So?" lächelte Rodwalt, „ja, ich kenne Deinesgleichen. Gieb mir die Hand, Mann, wir wollen Frieden halten. Ich bin Rodwalt, ein schlichter Freisasse von Thiutmelle am Habichtswald."

„Der Goldmund des Landes ist er, der Liebling der Hessen. Trink, Rodwalt, laß Dich nieder, wo Du einkehrst, herrscht Freude", rief Childerich, und der Gast ließ sich nieder auf den dargebrachten Sessel, das Horn, welches ihm ein Jüngling bot, ergreifend und tiefen Zug daraus nehmend.

Die Halle hatte sich am Eingang dicht gefüllt mit allen Angehörigen des Hauses und vielen Nachbarn von den freien Höfen, welche Rodwalt gefolgt waren. Im Eingang und draußen vor demselben drängten sich eifrig Knechte, Mägde und Knaben, alle mit freudigen Gesichtern auf den Ankömmling blickend.

„Hei, Nachbarn," rief Childerich, „seid willkommen! Hat Euch der Liedermund hierher gelockt? Seid willkommen, Alle! Wein, — gebt Wein. Heil Euch, Männer!"

Ein donnerndes „Heil Childerich!" war die Antwort, und Knechte beeilten sich, Wein und Bier in Bechern, Kannen und Hörnern auszutheilen.

Rodwalt, wie er gesagt, ein Freisasse von Thiutmelle, war der Liebling des Landes weit und breit, fröhlich, freundlichen Herzens und freundlichen Wesens, gutmüthig, das Letzte mit dem Bedürftigen theilend, immer bereit in guter Sache das Schwert zu ziehen, wahrte er in seinem Gedächtniß mit unwandelbarer Treu die herrlichen Lieder der Vorzeit und wußte sie gar anmuthig vorzutragen.

Das war's, was ihn vor Allem zum Liebling des Volkes machte, denn nimmer genug konnten die Männer hören vom Heldensang der Vorfahren, und selbst die Frauen horchten gern, absonderlich, wenn er von Reineckens tollen Streichen sang.

Es war, wie Childerich gesagt: wo Rodwalt einkehrte, herrschte Freude.

„Ei, wie ist Schön-Hilda emporgewachsen, gleich einer Blüthe, die sich im Sonnenstrahl entfaltet, seitdem ich sie zuletzt gesehen", sagte der Sänger und reichte ihr die Hand.

„Und, wie ein Vöglein mir in's Ohr sang, wird Heribert die Blume von Friedeslar in seine Kammer führen?"

Hilda nickte.

„So muß ich wohl ein Lied richten für Schön-Hilda und den wilden Jäger?"

„Ja, Rodwalt," rief Heribert fröhlich, „verschöne das Fest mit Deinem Lied, wir wollen es Dir danken."

„Nun, es soll nicht fehlen. — Rodwalt ist da, wenn Ihr vor die Alten tretet zum heiligen Gelöbniß."

Er schüttelte dann dem Priester die Hand und sagte mit leichtem Lächeln, indem sein Blick den jungen Glaubensboten streifte: „Dein Antlitz ist ernst, Vater, — diese Braunröcke machen Dir Sorgen, nicht? Ja, es ist schlimme Zeit für Euch," fuhr er fort, „da unten im Süden haben sie lange schon die Altäre der Götter gestürzt

und ihren Dienern allen Einfluß genommen und — alle Zehnten. Schlimme Zeit für Euch.“

Grimmig entgegnete der Priester, den die leichtfertige Rede des munteren Sängers verdroß: „Hier im Hessenlande wird viel Blut fließen, ehe der Altar Allvaters stürzt. Sie sollen sich wohl wahren, die Verkünder des falschen Gottes, Mund und Hand zu erheben gegen das, was uns heilig ist“, und ein finsterer Blick fiel auf Willbrod, der mit Hilda leise sprach.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Heimath und Fremde.

Am 6. Januar, dem Sterbetage Friedrich Wilhelm's, des letzten Kurfürsten von Hessen, war dessen Grabstätte auf dem alten Friedhofe zu Kassel reich mit Lorbeerkränzen und Schleifen in roth=weißen Farben geschmückt, welche die Angehörigen der fürstlich Hanauischen Familie und andere hohe Anverwandte sowie Persönlichkeiten, die einst dem kurhessischen Hofe nahe standen, hatten niederlegen lassen. Trotz der schlechten Witterung war die Grabstätte während des ganzen Tages zahlreich besucht.

Der rühmlichst bekannte Komponist Dechant Heinrich Fidelis Müller zu Amöneburg, früher in Kassel, dessen „Weihnachts=Oratorium“ bereits in nahezu 1000 Städten des In= und Auslandes zur Aufführung gelangte, und dessen geistliche Festspiele „die hl. drei Könige“ und „St. Elisabeth“ gleichfalls eine sehr günstige Aufnahme fanden, ist in Anerkennung seiner hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Kirchenmusik zum Ehrenmitgliede der Akademie St. Cäcilia in Rom, der ältesten von allen Musik=Akademien, ernannt worden. Es ist dies eine ganz besondere Auszeichnung, die nur selten an Ausländer verliehen wird. Wie wir vernehmen, hat Herr Dechant Müller soeben ein neues größeres musikalisches Werk „Die Passion“ in sieben Bildern für Soli und gemischten Chor mit Klavierbegleitung vollendet, welches im Februar d. J., gleich seinen früheren Kompositionen, im Kirchenmusik=Verlage von A. Maier zu Fulda erscheinen wird. Auch diese neue, im klassischen Oratorien=Stile gehaltene, von inniger Andacht und warmer Empfindung durchwehte Schöpfung des Komponisten ist nach dem Urtheile von Fachmännern dramatisch schwungvoll gestaltet und von tief ergreifender Wirkung.

Unser hessischer Landsmann Adam Trabert in Wien hat jetzt seinen vortrefflichen lyrischen Dichtungen, von denen in erster Reihe die 1889 in drei Abtheilungen erschienenen „Deutschen Gedichte aus Oesterreich“ zu nennen sind, ein dramatisches Werk „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen“ folgen lassen. Die Wiener Zeitung „das Vaterland“ rühmt dem fünfaktigen, mit Vorspiel versehenen Schauspiele groß angelegten dramatischen Aufbau, geschickte Verwerthung des kulturhistorischen Stoffes, poetische Detailmalerei, Schönheit der Sprache und nicht zuletzt überall hervortretende bühnentechnische Gewandtheit, musterhafte, plastische Zeichnung der Charaktere nach und spricht den Wunsch aus, daß das Werk im Repertoire des Wiener Burgtheaters einen Platz erhalten möge. Der Verfasser brachte das Drama am 6. und 20. Dezember v. J. vor einem Kreise kunstsinniger Zuhörer in Wien zur Vorlesung und fand damit ungetheilten lebhaften Beifall. Wir werden darauf zurückkommen.

Karl Haskarl. Am 6. Dezember 1891 beging zu Cleve in aller Stille der Botaniker Justus Karl Haskarl seinen 80. Geburtstag. Ihm gebührt das Verdienst, den Chinabaum von den Anden nach Java verpflanzt zu haben, ein Verdienst, um deswillen sich Haskarl den Dank der gesammten Menschheit erworben hat. Es ist bekannt, welche bedeutsame Stellung die Chinawurzel unter den Arzneimitteln einnimmt, und wie sehr deren Werth noch gestiegen ist, seit in Folge der kolonialen Unternehmungen Europäer in immer größerer Zahl in den Malariaklimaten zu leben gezwungen sind. Bis zur Mitte unseres Jahrhunderts war die einzige Bezugsquelle der Chinarinde die südamerikanische Heimath des Chinabaumes. Hier wurde, weil der Bedarf an Chinarinde groß war, in den Chinawäldern eine wahre Raubwirthschaft getrieben, in dem Maße, daß sich Stimmen erhoben, die voraussagten, der Cinchonabaum werde dereinst noch ganz ausgerottet werden. Die ersten Versuche, den Chinabaum von den Anden anderswohin zu verpflanzen, die von den Franzosen unternommen wurden, mißlangen. Da griff 1851 der holländische Kolonialminister Pahud den Plan auf, den Chinabaum auf den Sundainseln einheimisch zu machen. Er betrieb das Unternehmen geschickter als die Franzosen. Vor allem verstand er es, den rechten Mann mit dem wichtigen Werke zu betrauen. Es war dies ein Kurhesse von Geburt, Justus Karl Haskarl, geboren am 6. Dezember 1811 zu Kassel als Sohn des Rechnungs=Probators bei dem Berg= und Salzwerk=Departement Haskarl. Frühzeitig kam Karl Haskarl nach Bonn, wohin sein Vater als Oberberg=amts=Revisor versetzt worden war. Dort besuchte er das Gymnasium und trat dann bei dem botanischen Garten zu Poppelsdorf als Gärtnerlehrling ein. Nach beendeter Lehrzeit widmete er sich dem Studium

der Botanik an der Universität Bonn, war dann einige Zeit Demonstrator bei dem botanischen Garten in Poppelsdorf. 1837 ging er nach Batavia und bekleidete von 1840 bis 1843 die Stelle eines wissenschaftlichen Direktors des berühmten botanischen Gartens zu Buitenzorg. Wegen unwürdiger Behandlung seitens des neuen holländischen General-Gouverneurs von Java, Rochussen, nahm Karl Haskarl seinen Abschied und kehrte ohne jeden Dank und jede Anerkennung für seine vielfachen Verdienste nach Europa zurück, wo er sich zunächst in Königswinter, später in Düsseldorf niederließ und sich daselbst mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte. Hier machte ihm der holländische Kolonialminister Pahud den oben gedachten Antrag, und Haskarl nahm denselben trotz der üblen Erfahrungen, die er bereits mit den Holländern gemacht hatte, an. Ein thatkräftiger und ausdauernder Mann, technisch erfahren und vertraut mit allen Erfordernissen der tropischen Lebensweise, war er wie kein anderer geeignet, den Auftrag Pahud's auszuführen. Ende 1852 ging Haskarl von Southampton aus in See. Für seine Streifzüge in den Chinawaldregionen der Cordilleren nahm er Lima zum Stützpunkte. Die Fahrten selbst brachten unsägliche Mühsal und vielfache Gefahr für das Leben. Ueberdies drohten noch oft Uebelwollen und Unverstand das Beginnen zu vereiteln. Gleichwohl brachte Haskarl das Unternehmen zu einem günstigen Ende. Im August 1854 konnte er 500 Cinchonabäumchen nach Java einschiffen. Damit war aber nur der erste Theil der Aufgabe Haskarl's gelöst, es galt nun noch, den Chinabaum auf Java einzubürgern. Auch dies brachte Haskarl zu Wege, freilich ohne von den Holländern den verdienten Dank zu ernten. Im Jahre 1856, nachdem das Dringendste und Mühsamste verrichtet war, erhielt er mit kargem Solde seinen Abschied. Seither lebt er lediglich seinen botanischen Studien in Cleve. — Wir haben obiger Schilderung einen Aufsatz in der „Vossischen Zeitung“ zu Grunde gelegt. Ausführlicher verbreitet sich über unseren hessischen Landsmann Karl Haskarl der historische und philosophische Schriftsteller Robert Habs zu Dessau in seinem Aufsatze „Eine stille Heldenthat, Gedenkblatt zum 80. Geburtstage Karl Haskarl's“ in dem „Deutschen Wochenblatte“ (Nummer 49, vom 3. Dezember 1891), worauf wir besonders zu verweisen nicht verfehlen wollen.

Todesfälle. Am 2. Dezember v. J. starb nach nur kurzer Krankheit im Alter von 67 Jahren zu Steinau der Königl. Baurath Adolf Spangenberg. Der Verblichene erfreute sich wegen seines biederen Charakters, seiner liebenswürdigen Umgangsformen, seiner Freundlichkeit und Gefälligkeit gegen Jedermann überall, wo er während seiner langjährigen Dienstzeit im Baufache gewirkt, der allgemeinen Hochschätzung und Beliebtheit. Sein Hinscheiden wird daher in den weitesten Kreisen auf das Aufrichtigste betrauert.

Der Redakteur der ehemaligen „Neuen Rheinischen Zeitung“, Dr. Ernst Dronke, ist in Liverpool gestorben. Zu Koblenz im Jahre 1822 als ältester Sohn des Professors an dem dortigen Gymnasium, nachmaligen Direktors des Gymnasiums zu Fulda, Dr. E. Dronke geboren, studierte Ernst Dronke Jura in Bonn, Marburg und Berlin, ging dann aber zur Literatur über, zog nach Frankfurt a. M. und veröffentlichte dort ein Buch: „Berlin“. Bei einem Besuch in Koblenz 1845 wurde er verhaftet und wegen Majestätsbeleidigung zu zwei Jahren Festung verurtheilt, die er in Wesel absaß. Die zwei Jahre wahren beinahe vergangen, als die Februarrevolution ausbrach. Es gelang Dronke, aus der Festung zu entfliehen und über die holländische Grenze zu entkommen. In Brüssel traf er Marx und Engels und ging mit ihnen nach Paris und später nach Deutschland zurück. Als die „Neue Rhein. Ztg.“ gegründet wurde, trat er in die Redaktion ein, mußte im September 1848 in Folge des Kölner Aufstandes nach Paris flüchten, von wo er erst im Frühjahr zurückkam. Nach dem Scheitern der badisch-pfälzischen Revolution ging er in die Schweiz, wo er mehrere Jahre blieb, zuletzt mußte er aber auch von dort nach Paris flüchten. In Paris wurde er wiederum wegen Betheilung an einem angeblich französisch-deutschen Komplott verhaftet und ausgewiesen. Er ging nach England und trat als Kommis in ein Bradforder Exporthaus, lebte dann als Kaufmann für eigene Rechnung in Glasgow und später in Liverpool, wo er im November v. J. starb. Seit den fünfziger Jahren hat er sich an der öffentlichen Bewegung nicht mehr betheiligt.

Am 28. Dezember v. J. verschied sanft nach schwerem Leiden zu Kassel der Justizrath Philipp Rommel im 63. Lebensjahre. Derselbe war am 11. Nov. 1828 in Marburg als Sohn des damaligen Assessors Chr. Rommel, nachmaligen Regierungsdirektors und Geheimen Justizrathes zu Hanau, geboren, er besuchte die Gymnasien zu Marburg, Fulda und Hanau und studierte, nachdem er im Herbste 1847 in Hanau die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung bestanden hatte, zu Marburg, Heidelberg und Berlin Rechtswissenschaft. Als Referendar war er eine Zeit lang bei dem damaligen Staatsanwalte (Fiskalanwalt) Kraus in Kassel beschäftigt; 1860 wurde er zum Obergerichtsanwalt in Kassel ernannt, und kurz nach der Einverleibung Hessens in Preußen wurde ihm der Titel „Justizrath“ verliehen. Seit einer Reihe von Jahren betrieb er die Praxis in Gemeinschaft mit seinem Freunde, dem Justizrathe G. Alster. Er war ein sehr tüchtiger Jurist und ausgezeichneter Rechtsanwalt. In Folge seiner Schwerhörigkeit war er mehr auf die schriftlichen Ausführungen als auf die mündlichen Ver-

handlungen bei dem Oberlandesgerichte, bei welchem er rescribirt war, angewiesen, und durch seine scharfsinnigen Leistungen auf jenem Gebiete hatte er sich unter den Juristen Kassels einen sehr geachteten Namen erworben.

Am 31. Dezember v. J. starb in Folge der Influenza zu Kassel in dem Alter von 83 Jahren der Oberappellationsgerichtsrath z. D. Christian Philipp von Roques, einer jener alten gediegenen hessischen Juristen, auf welche unser engeres Vaterland volles Recht hat stolz zu sein.

Am 3. Januar verschied in Kassel nach kurzem Kranksein in ihrem 85. Lebensjahre an den Folgen eines Blutsturzes Frau Marianne Spohr, geb. Pfeiffer, Wittwe des Generalmusikdirektors Dr. Louis Spohr, tief betrauert von allen, die sie kannten. Sie war die zweite Gattin unseres verewigten großen Tondichters, eine Tochter des am 4. Oktober 1852 verstorbenen rühmlichst bekannten Oberappellationsgerichtsrathes Burkard Wilhelm Pfeiffer. Spohr hatte sich nach dem am 20. November 1834 erfolgten Tode seiner ersten Frau, Dorette Scheidler, mit der künstlerisch, namentlich musikalisch, trefflich beanlagten Dame im September 1835 verlobt. Er war damals 51 Jahre alt, sie 20 Jahre jünger. Die Hochzeit fand 1836 am 3. Januar statt, der 56 Jahre später ihr Todestag werden sollte. Ihren Gemahl, welcher am 22. Oktober 1859 gestorben ist, hat sie um 32 Jahre überlebt. Wie glücklich sich der große Tonmeister in ihrem Besitze fühlte, das geht aus folgenden Worten seiner Selbstbiographie hervor, die zugleich den Beweis von ihrem musikalischen Verständnisse liefern: „Da wir häufig mit einander musizirten, so lernte ich immer mehr ihren feinen Sinn für das Edle in der Tonkunst kennen und konnte bei ihrer eminenten Fertigkeit im à vista-Lesen nicht nur in kurzer Zeit mit ihr Alles, was ich früher für Geige mit Klavierbegleitung geschrieben hatte, spielen, sondern es wurde mir auch gar manches Fremde dieser Kunstgattung, was ich bisher nicht kannte, durch sie erschlossen. Ich bekam daher große Lust, mich nun auch einmal in eigentlichen Duetten für Pianoforte und Violine zu versuchen. Das Erste, was ich dann für uns Beide schrieb, war das Duett in G-moll (op. 95). Hierbei bemerkte ich wiederholt mit großer Freude ihre lebhafte Theilnahme an meinen Arbeiten, in gleicher Weise wie sie mich bei meiner seligen Frau so beglückt und gefördert hatte. War ein Satz niedergeschrieben, so konnte ich ihn, wenn ich ihn mit ihr spielte, sogleich vollständig hören, was uns Beide in gleichem Grade interessirte und beglückte."

Am 3. Januar starb zu Marburg der Aktuar a. D. Friedrich Soldan im 91. Lebensjahre. Er war der älteste Bürger und eine der bekanntesten und beliebtesten Persönlichkeiten Marburgs. Wiederholt haben wir seiner und seines Zwillingsbruders, des ihm um acht Monate im Tode vorausgegangenen emeritirten Pfarrers von Wittelsberg Friedrich Ludwig Soldan, in unserem „Hessenlande" gedacht, zuletzt noch bei Gelegenheit seines Geburtstages am 20. Juli vorigen Jahres in Nummer 15 unserer Zeitschrift, welcher er ein treuer Freund und Gönner war. Wir sind ihm zu großem Danke verpflichtet, hat er uns doch bereitwilligst immer mit seinem Rathe zur Seite gestanden und Auskunft über frühere Vorkommnisse in unserm engeren Vaterlande ertheilt, wozu er bei seinem umfassenden, sicheren Gedächtnisse und seinem scharfsinnigen Urtheile ganz besonders im Stande war. In der angeführten Nummer 15 unserer Zeitschrift haben wir eine kurze Schilderung seines Lebenslaufes gebracht, auf die wir hier verweisen wollen. — Friedrich Soldan war ein deutscher Biedermann in des Wortes vollster Bedeutung, und vollständig zutreffend sind die Worte in dem Nachrufe, welchen ihm das „Marburger Tageblatt" widmet, indem es schreibt: Es war kein Falsch an ihm, was er sagte, das war wahr, und was er that, das entsprang seiner eigenen freien Denkungsweise. Sein Herz schlug warm für seine Nächsten, vor allem für die Bedürftigen und Bedrängten unter ihnen, darum wurde er auch von Jedermann geachtet, und über das Grab hinaus folgt ihm die allgemeine Liebe. Sein Andenken wird stets ein gesegnetes bleiben.

Am 13. Januar verschied zu Kassel nach kurzem Krankenlager im 74. Lebensjahre der Buchdruckereibesitzer Friedrich Scheel. Durch seinen Tod hat die Stadt Kassel, zu deren angesehensten und verdienstvollsten Bürgern er zählte, einen schweren Verlust erlitten. Reich ausgestattet mit Gaben des Verstandes und des Herzens, hat er ein außergewöhnliches Interesse für alle öffentliche Angelegenheiten, für politisches und kommunales Leben entwickelt, und die Sorge um das Gemeinwohl beschäftigte ihn stets in hohem Grade. Im Laufe der Jahre in eine große Zahl von Ehrenstellen berufen, denen er mit seltenem Eifer, mit Pflichttreue und Verständniß vorstand, hat er das Vertrauen, welches seine Mitbürger in ihn setzten, vollauf gerechtfertigt. Die Theilnahme bei dem Hinscheiden dieses Ehrenmannes war denn auch eine allgemeine. Sein Nekrolog folgt in der nächsten Nummer.

Briefkasten.

Dr. U. u. St. Kassel. Wegen Mangels an Raum konnten Ihre größeren Einsendungen noch nicht zum Abdruck gelangen. Wir bitten die Verzögerung zu entschuldigen.

G. B. Lippoldsberg. Ihre freundlichen Mittheilungen kommen demnächst zur Veröffentlichung.

Dr. S. Rotenburg. Verbindlichsten Dank für gütige Zusendung. Wird in der nächsten Nummer benutzt werden.

Dr. F. Inowrazlaw. Das ist ein interessantes Schriftstück, das Sie die Güte hatten, uns zuzusenden. Empfangen Sie unseren besten Dank dafür.

A. T. Wien. Herzlichen Glückwunsch zum 27. Januar.

Anzeigen.

Nach dem am 13. d. M. erfolgten Tod meines lieben Schwagers, des Buchdruckereibesitzers

Friedrich Scheel,

ist die von demselben im Jahre 1848 begründete

Buchdruckerei,

deren Mitinhaber ich seit 1884 bin, in meinen alleinigen Besitz übergegangen.

Ich werde dieselbe unter der seitherigen Firma

Friedr. Scheel

in unveränderter Weise mit Hülfe langjährig bewährter Arbeitskräfte fortführen.

Ich bitte ergebenst, das dem Geschäft seither bewiesene und insbesondere das der Person des Verstorbenen in so reichem Maasse entgegengebrachte Vertrauen mir gütigst erhalten zu wollen. Es wird mein eifriges Bestreben sein, durch strenges Festhalten an den von dem Verblichenen bethätigten Grundsätzen und durch pünktliche Lieferung guter Arbeit mich desselben würdig zu machen.

Cassel, den 18. Januar 1892.

Hochachtungsvoll

Heinrich Foerster.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.

Stets zuverlässig gut und kräftig im Geschmack ist meine seit 11 Jahren eingeführte

Kasseler Mischung,

das Pfund M. 1,70, bei Postpacketen portofrei. Die Kasseler Mischung ist aus guten Java-Sorten hergestellt, die nach holländischer Art geröstet sind.

Ausserdem unterhalte ich ein **grosses Lager in rohen und gerösteten Kaffees** in allen Sorten u. Preislagen u. stehe ich mit Preislisten u. Proben gern zu Diensten. Postpackete portofr.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.

Feiner Canaster

„Mischung R“.

Ein höchst **angenehmer, leichter Rauchtabak** von **feinem Aroma, außergewöhnlich beliebt,** à Pfund **1,50 M., 8 Pfund** gegen Einsendung von **11,50 M. portofrei.**

Rudolf Schlunk, Kassel.

Einbanddecken

für den Jahrgang 1891

der Zeitschrift „Hessenland“

liefert die Buchbinderei von **Wilh. Ritter,** Königsthor 5, in gleicher Ausstattung wie die früheren Jahrgänge in **olivengrüner** und **rehbrauner Leinwand** mit **Gold-** und **Schwarzprägung** zu dem Preise von **1 Mark das Stück** (nach Auswärts franko gegen Einsendung von 1 Mark 20 Pfg. in Briefmarken).

Vollständiger Einband in Decke mit rothem Schnitt à 2 Mark (nach Auswärts mit Portoaufschlag).

Bestellungen mit Angabe, ob **grün** oder **braun,** (auch für frühere Jahrgänge), wolle man **baldmöglichst** direkt an den Genannten oder an die Expedition und Verlag, Buchdruckerei von Friedr. Scheel, hier, gelangen lassen.

Neu hinzugetretene Abonnenten erhalten Nr. 24 (1891) kostenfrei nachgeliefert.

Verlag und Ausgabe der Zeitschrift „Hessenland“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 3. Kassel, 4. Februar 1892.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2934.

In der Nacht.

Allverhüllend ist die Nacht
Schon heraufgezogen,
Von der Brücke blick' ich stumm
In die dunkeln Wogen.

Ist ein halbverscholl'ner Traum
Mir durch's Herz gegangen
Von der holden blassen Maid,
Die mich einst umfangen.

Wolken ziehen trüb und schwer,
Wollen sich nicht sputen
Sieh', da fällt ein Mondlichtstreif
Zitternd auf die Fluthen.

Und mir ist, ich sähe Dich,
Wie in wildem Harme
Flehend Du zu mir erhebst
Deine weißen Arme.

Und es rauscht zu mir empor,
Wie wenn aus der Tiefe
Deine Stimme sehnsuchtsvoll
Meinen Namen riefe.

Horch! Ein Menschenschritt! Da ist
Scheu der Traum verflogen. —
Drunten wälzt der Strom dahin
Aechzend seine Wogen.

D. Saul.



Kirche und Schule in Hessen während und nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel.

(Fortsetzung.)

So ereignete sich im Jahre 1625 in Kassel ein Fall, der da zeigt, wie es auch hier bei Hochzeiten herzugehen pflegte und deshalb kurze Erwähnung finden mag.

Auf dem Neuen Bau (dem sog. Stadtbau) feierte ein Faßbindermeister seine Hochzeit. Eine Menge junger Burschen aus der Stadt und von der Hofdienerschaft waren dazu geladen. Als man nach dem Essen zum Tanze aufspielte, da kam Werner Ungefug, ein hiesiger Bürgerssohn aus einer der ersten Familien der Stadt, von Wein und Tanz erhitzt, an Christoph Jobst, der bei Hofe Maler war, heran, riß ihm ein Tuch, das dieser in der Hand hielt, fort und warf es ihm vor die Füße. Hierüber kam es zum Streite, und bald blitzten die blanken Wehren auf beiden Seiten. Die Hochzeitgäste nahmen Partei für und wider, und fast schien es, als würde der Tanzsaal in ein blutiges Schlachtfeld verwandelt werden. Doch zogen den Maler seine Freunde fort aus dem Saale, und nur einer derselben, ein Ballonmacher*), blieb zurück. Gegen ihn richtete sich nun der ganze Unwille von Werner Ungefug's Gesellen. Die Klingen blitzten herüber und hinüber, und der Ballonmacher setzte sich mannhaft zur Wehre. Da zog ihm einer der Angreifer hinterrücks das Bein fort, so daß er zu Boden stürzte, und nun hieben und stachen die andern auf den wehrlos Daliegenden ein. Aber noch hielt ihm sein dickgefüttertes Wamms die Streiche ab, er sprang auf und eilte dem Ausgange des Saales zu, verfolgt von den wüthenden Gesellen. Auf der dunklen Treppe holten sie ihn ein, und zum Tode getroffen schleppte er sich noch, auf seinen kleinen Lehrjungen gestützt, bis auf den Marställerplatz, wo er leblos zusammenbrach.

Wer der eigentliche Thäter war, blieb unaufgeklärt. Werner Ungefug scheint es diesmal nicht gewesen zu sein. Doch erstach er später, nachdem er Kriegsdienste genommen und mit dem Oberstlieutenant von Güntherode an einem Zuge nach Ungarn sich betheiligt hatte, zu Frauenstein in Sachsen einen anderen Kasseler Bürgersohn, Hans Barse, im Zweikampfe, auch um nichtiger in der Trunkenheit entstandener Ursache willen.

Ein sehr anschauliches Bild der Gelage und Tanzvergnügungen zur Zeit des großen Krieges bietet bekanntlich auch Grimmmelshausen's Simplicissimus im ersten Buche, worauf wir unsere Leser der Kürze halber hinweisen dürfen.

Schon 1640 hatte Landgräfin Amelia Elisabeth verordnet, daß die Duellanten und Raufbolde „zu Unmannen" gemacht werden sollten, — wohl deshalb, weil sie mit ihrer Mannhaftigkeit ein loses Spiel trieben. Der Erlaß wurde 1660 von ihrem Sohne erneuert mit dem Hinzufügen, daß dem, der auf geschehene Provokation nicht erscheine, dies nicht zur Schande, vielmehr zu Lob und Ehre gereichen solle, wobei indeß zu bemerken ist, daß es sich dabei nur um das Duelliren um nichtiger Ursachen willen handelt. Bei wirklichen Beleidigungen wird der Zweikampf wohl gestattet, wie § 4 der Verordnung vom 1. Januar 1641 betreffend den Burgfrieden der landgräflichen Schlösser und Häuser beweist. Es heißt darin, daß der, welcher an solchen Orten wider das Gebot des Burgfriedens herausgefordert wird, dem Herausforderer nicht zu erscheinen brauche, sondern es bis zu anderer und gebührlicher Ausübung einstellen sollte, ohne deshalb an seiner Ehre im Geringsten etwas einzubüßen.

Am meisten blühte das Duelliren oder Balgen, wie man es damals nannte, auf den hohen Schulen, zumal die Studenten das jus gladii, das Recht. Degen zu tragen, trotz wiederholter Verbote noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts für sich in Anspruch nahmen. Ueberhaupt bieten die Universitäten im siebzehnten Jahrhundert ein Bild traurigster Verwilderung dar. Nicht als

*) D. i. ein Mann, der Federbälle zu dem damals sehr beliebten Ballspiel anfertigte.

ob vor dem Kriege die Rohheit unter den Studirenden nicht auch groß genug gewesen wäre; wie wenn z. B. die Annalen von Marburg v. J. 1619 es als ein großes Glück rühmen, daß dieses Jahr „sine caede“, ohne Todtschlag, vorübergegangen sei; oder wenn ein Lübecker bei einer Kindtaufs-Feier, zu der Landgraf Moritz im Jahre 1608 die nobiliores studiosos auf das Schloß in Marburg eingeladen hatte, sich eindrängt und eine silberne Schüssel stiehlt, anderer Fälle mehr zu geschweigen. Allein der dreißigjährigen Kriegszeit und der damit Hand in Hand gehenden allgemeinen Verwilderung war es vorbehalten, die scheußlichste Blüthe der Rohheit zur Vollendung zu bringen, den Pennalismus.

Neulinge bei irgend einer Genossenschaft zu hänseln, gewissen Prüfungen zu unterwerfen, war zwar schon lange allgemeiner Brauch im Reiche gewesen, nicht bloß bei den Studenten, auch bei den Zünften und sonstigen Genossenschaften, und insofern reicht der Pennalismus schon in die Zeiten des Mittelalters zurück. Er wurde jedoch sozusagen ausgebildet im Schooße der Landsmannschaften, die sich nach dem Untergange der alten Bursen bildeten, und denen der Neuankommende sich anzuschließen genöthigt war. Er hatte den Mitgliedern der Landsmannschaft einen Acceßschmauß zu geben und wurde darauf einem älteren Burschen als Famulus zugetheilt, was ursprünglich den Sinn gehabt hatte, daß dieser dem Unerfahrenen als Inspector morum et studiorum mit Rath und That zur Hand gehen sollte. Allein dieses Verhältniß änderte sich, besonders seit den dreißiger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, so vollständig, daß der Fuchs ganz in die Bedientenrolle, der Leibbursch in die des Gebieters eintritt. Jener hat seinem Herrn bei Tische aufzuwarten, ihn bei Ausgängen zu begleiten, Kleider und Schuhe zu reinigen, und was noch schlimmer war, der Patron nahm ihm sein Geld, Wäsche, Kleider und Bücher ab und behandelte den Pennal obendrein in der barbarischsten Weise. Um die demüthigende Knechtschaft zu vollenden, wird seit den vierzieger Jahren dem Pennal auferlegt, nachdem seine besseren Kleider Eigenthum seines Herrn geworden, nicht anders als in schmutzigem und zerlumptem Gewande und in Pantoffeln sich blicken zu lassen, während der Bursch oder Schorist, wie er sich nach der Behandlung, die er den Pennälen zu Theil werden ließ, nannte, mit Degen, Federhut, Koller und hohen Sporenstiefeln, einer Schärpe um den Leib oder an der linken Schulter und hinter dem Ohr einen schwarzen gekräuselten Zopf sowie in der Hand einen langen Stock tragend, sich ein möglichst soldatisches Ansehen zu geben bemüht war.

In den Hörsälen, wo sie nur ausnahmsweise zugelassen wurden, hatten die Pennäle ihre besonderen Sitze, und hier, ja, in der Kirche und auf offener Straße wurden sie mit Backenstreichen, Nasenstübern, Fußtritten und Sporentritten agitirt, auf den Kneipen mußten sie unter die Tische kriechen und hier die Stimmen von wilden Thieren nachahmen, und während ihre Peiniger sich in Bier und Wein volltranken, wurden sie selbst zum Genusse von ekelhaften Speisen und Getränken gezwungen, wie z. B. von Seifenwasser oder einem Gemisch von zerschnittenen Hosenbendeln, dem Inhalte der Lichtputzscheeren, Tinte, Senf, ranziger Butter, Nußschalen u. s. w., sodaß wir hierbei lebhaft an die Rohheit des Schwedentrunkes erinnert werden, die auch wohl zu der geschilderten Barbarei die erste Veranlassung gegeben hat.

Ein anschauliches Bild, wie es in jenen Zeiten auf einer Studentenkneipe herzugehen pflegte, giebt uns Moscherosch im sechsten Gesichte*): „Indessen ersahe ich ein großes Zimmer, Contubernium, Bierstube, Weinschenke. Es wimmelte voller Studenten. Die Vornehmsten saßen an einer Tafel und soffen einander zu, daß sie die Augen verkehrten als gestochene Kälber. Einer brachte dem anderen eins zu aus einer Schüssel, einem Schuh. Der eine fraß Gläser, der andere Dreck, der dritte trank aus einem verdeckten Geschirr, darin allerhand Speisen waren, daß einem davor übel wurde. Einer gab dem anderen die Hand, fragten sich unter einander nach ihren Namen und versprachen sich ewige Freunde und Brüder zu sein, mit angehängter dieser gewöhnlichen Clausul: ‚Ich thue was Dir lieb ist, ich meide was Dir zuwider ist —‘ band je einer dem anderen einen Nestel von seinen Lodderhosen an des anderen zerfetztes Wammes. Die aber, denen ein anderer nicht Bescheid thun wollen, stelleten sich theils als Unsinnige und als Teufel, sprangen vor Zorn in alle Höhe und rauften aus Begier, solchen Schimpf zu rächen, sich selbsten die Haare aus, stießen einander die Gläser in das Gesichte, mit dem Degen heraus und auf die Haut, bis hier und da einer niederfiel und liegen blieb, und diesen Streit sahe ich unter den Besten und Blutsfreunden selbst mit teuflischem Wüthen und Toben geschehen. Andere waren da, die mußten aufwarten, einschenken, Stirnknuppen, Harrupfen aushalten neben anderen vielen Ceremonien, da die anderen auf diese als auf Pferde oder Esel

*) Hans Michael Moscherosch, Gesichte Philander's von Sittewald.

saßen und eine Schüssel Wein auf ihnen ausgossen —." u. s. w.

Man sieht, wie wüste es damals bei den Gelagen herging, Gegen die Vexationen der älteren Studenten sich aufzulehnen, war unmöglich; die Nation oder Landsmannschaft übte einen despotischen Zwang aus, und der Ungehorsame oder der, welcher sich bei Rektor und Senat beklagte, setzte sich Folgen aus, die sein Verbleiben auf der Universität unmöglich machten. Trieben es doch viele der Professoren nicht besser als die Studenten; sie richteten in ihren Häusern selbst Pennalschmäuße an, wobei ihre Frauen und Töchter mit aufwarteten, wie denn überhaupt vieler Orten die Professoren, indem sie von ihrem Rechte der Steuerfreiheit ausgiebigen Gebrauch machten, in ihren Wohnungen Gäste setzten und Bier verzapften, wobei sie selbst weidlich mitzechten.

Endlich, nach einem Jahr, sechs Monaten, sechs Tagen, sechs Stunden und sechs Minuten, war das Pennaljahr um; der Pennal, nachdem er von der Nation feierlich losgesprochen, Absolution erhalten hatte, mußte den Absolutionsschmauß geben und wurde zum Brandfuchs, um nun an anderen das doppelt zu vergelten, was er selbst erduldet hatte.

Während der Kriegszeiten hatte das Pennalsunwesen so recht Gelegenheit gehabt, in die Blüthe zu schießen und war so unleidlich geworden, daß sich im Jahre 1653 sogar das Corpus Evangelicorum am Reichstage zu Regensburg veranlaßt sah, einen Beschluß dagegen zu fassen. Landgraf Wilhelm VI. hatte schon zuvor eine Verordnung dawider ergehen lassen. Jetzt verfügte er, daß Keiner, der sich an dem Pennalisiren betheiligt habe, zu irgend welchen Aemtern später zuzulassen sei. Für Marburg erging die betreffende Verordnung im Jahre 1655; für Rinteln, wo, wie es darin heißt, das Pennalunwesen von solchen, die auf anderen Hochschulen gewesen, eingeführt worden war, im Jahre 1662.

Da außerdem die protestantischen Landesherrn, — auf katholischen Hochschulen war das Unwesen weniger vorhanden —, in ein Kartell mit einander getreten waren, die wegen Pennalisirens relegirten Studenten auf keiner Universität mehr zuzulassen, so wurde endlich doch der Bann gebrochen und eine Zeit lang ein etwas besserer Ton eingeführt. Am wenigsten war die Abschaffung und Unterdrückung des Pennalisirens übrigens merkwürdiger Weise nach dem Sinne der Pennäle selbst, so sehr waren sie an die schlechte Behandlung gewöhnt.

Um das Uebel an der Wurzel anzufassen, — denn mit strengen Verboten war allein auf die Dauer nicht zu helfen, und das Uebel lag tiefer —, ging Landgraf Wilhelm gleichzeitig an eine gründliche Reform des Schulwesens. Denn wie sehr auch der Landgraf und seine Regierung durch Verordnungen und Strafen der allgemeinen Verwilderung des Volkes nach dem dreißigjährigen Kriege entgegen zu arbeiten bemüht waren, und wie wenig es dabei der Regierung an dem ernsten Willen fehlte, ihren Geboten die nöthige Geltung zu verschaffen, so müssen wir doch ernstlich daran zweifeln, ob sie gefruchtet haben. Die Strafen, zumal Geldstrafen, sind für geringe Vergehen oft so hoch bemessen, daß man entweder die Zahlungsfähigkeit der Leute sehr hoch für die damalige Zeit anschlagen muß, oder aber, da Letzteres bei den kümmerlichen Zeiten unmöglich ist, nichts anderes übrig bleibt als die Annahme, daß in den weitaus meisten Fällen das Vergehen gar nicht geahndet wurde, und daß die Strafe, wo sie wirklich den Schuldigen traf, mehr dazu diente, ein Exempel zu statuiren.

Allein so viel auch in jenen Zeiten schon regiert wurde, es fehlt doch dem Gesetze die thatkräftige Handhabung. Die Beamten haben häufig noch nicht denjenigen Grad sittlicher Selbstbestimmung, der sie auch unbeaufsichtigt anhält, ihre Pflicht zu thun, den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen, weshalb jede neue Auflage älterer Erlasse und Verordnungen über die mangelhafte Ausführung dieser selbigen Klage führt. Am übelsten sah es damit zumal in den sogenannten Junkerdörfern aus, die der unmittelbaren landgräflichen Jurisdiktion entrückt waren.

Mit Strafverfügungen war also an der Sittlichkeit des Volkes nur wenig zu bessern. Von innen heraus mußte eine Umkehr angebahnt werden. Das verkommene und verwilderte Volk mußte durch Lehre und Beispiel zu Zucht und Sitte zurückgeführt werden, und hier mußten Kirche und Schule ihr Werk beginnen als die mächtigen Diener und Bundesgenossen der Staatsgewalt zur Bändigung der Rohheit und Entsittlichung. Ihnen beiden werden wir deshalb unser Hauptaugenmerk zuzuwenden haben, wobei ich jedoch vorausschicken muß, daß ich bei der Menge des Stoffes vieles nur skizzenhaft anzudeuten vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Scheel.

Nekrolog von F. Zwenger.

„Leben heißt kämpfen", das kann man mit gutem Grunde von dem Manne sagen, dessen irdische Hülle am 15. Januar zur Mittagsstunde in Kassel unter zahlreicher Betheiligung von Leidtragenden der Erde übergeben wurde. In dem Leben Friedrich Scheel's spiegelt sich ein Stück der Geschichte seiner Vaterstadt Kassel in den letzten vier Jahrzehnten wieder, mit ihren Licht- und Schattenseiten, mit den Kämpfen, von denen dieselbe namentlich in den 50er und 60er Jahren heimgesucht war, und an denen Friedrich Scheel redlich seinen Antheil hatte. Die Kämpfe freilich, welche das politische und öffentliche Leben mit sich brachte, konnte er getrosten Muthes verwinden, schmerzlicher für ihn waren die Kämpfe mehr interner Art, die er in späterer Zeit zu bestehen hatte, die ihm des Ungemaches und des Undankes, des Aergers und des materiellen Schadens mehr wie genug einbrachten; und wenn trotzdem sein Gemüth nicht verbittert, seine menschenfreundliche Gesinnung nicht erschüttert wurde, so zeugt dies von Vorzügen seines Charakters, welche gewiß des größten Lobes werth sind. Ja, Friedrich Scheel war ein Ehrenmann in des Wortes voller Bedeutung; das wußten auch seine Mitbürger, sie schätzten ihn deshalb in hohem Grade, und die allgemeine Achtung folgt ihm über das Grab hinaus.

Bei der hervorragenden Rolle, welche der Dahingeschiedene in dem öffentlichen Leben Kassels gespielt, bei dem Einfluße, den er in bürgerlichen Angelegenheiten besessen, bei dem großen Interesse, das er stets für gemeinnützige Unternehmungen bethätigt, bei der Tüchtigkeit, mit welcher er seinem Berufe vorgestanden, halten wir es für eine Pflicht, auch unsererseits seinem redlich gemeinten Streben, seiner rastlosen Thätigkeit, seiner Intelligenz, seinem dem Idealen zugewandten Sinne die gebührende Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Möge es uns gestattet sein, hier in kurzen Zügen eine Schilderung seines Lebensganges zu entwerfen, bei der wir, getreu unserem Programme, das politische Gebiet möglichst meiden werden.

Friedrich Scheel wurde am 20. November 1818 zu Kassel geboren. Den ersten Schulunterricht erhielt er von einem seminaristisch gebildeten Hauslehrer. Mit seinem achten Lebensjahre trat er in die Bürgerschule ein, in welcher auch die Anfangsgründe des Lateinischen und Französischen gelehrt wurden. Als er vor seiner Konfirmation im fünfzehnten Lebensjahre die Schule verließ, erhielt er ein ehrenvolles Abgangszeugniß, in welchem es u. a. hieß: „Vorzüglich gutes Betragen erwarb ihm die Zuneigung aller Lehrer. Er besuchte die Schule sehr regelmäßig, zeigte sich immer aufmerksam in den Lehrstunden und legte in seinen häuslichen Arbeiten einen rühmlichen Fleiß dar. Auf solche Weise machte er in den meisten Schulkenntnissen nicht unbedeutende Fortschritte. Er berechtigt zu frohen Hoffnungen. Möge der Höchste dessen Zukunft segnen."

Nach erfolgter Konfirmation entschloß sich Friedrich Scheel, die Buchdruckerkunst zu erlernen. Er trat zu diesem Behufe in die frühere Hotop'sche Offizin ein. Da man ihn nicht auf die Gefahren aufmerksam gemacht hatte, welche das anhaltende Stehen auf ein und derselben Stelle am Setzkasten für einen rasch aufgeschossenen Knaben im Gefolge haben kann, so bogen sich, wie dies so häufig bei den Setzern vorzukommen pflegt, seine Kniee etwas ein, ein körperliches Leiden, welches ihm anfänglich viel Kummer und Leid verursachte. Mehrfache Kuren, von Aerzten angeordnet, Tragen von Schienen, selbst eine Operation im späteren Jünglingsalter erzielten leider nicht den erwünschten Erfolg. Durch dieses Uebel beeinflußt, pflegte er trotz angeborenen heiteren Temperaments das Leben von Jugend auf ernster zu nehmen, und diese ernste Richtung ist ihm auch sein Leben lang eigen geblieben.

Friedrich Scheel machte gute Fortschritte in seiner Kunst, auch wurde er als Lehrling vielfach mit Korrekturlesen beschäftigt, wobei ihm die erworbenen Vorkenntnisse sehr zu statten kamen. Nachdem er die ausbedungene Lehrzeit von 4½ Jahren bestanden hatte, wurde er am 17. Juni 1837 mit dem Prädikate eines „akkuraten, denkenden und fleißigen Setzers" aus der Lehre entlassen, blieb aber noch fünf Jahre als Gehilfe im Geschäfte seines Lehrherrn. Beim Abgange wurde ihm von diesem das Zeugniß eines „gebildeten, moralisch soliden und fleißigen Setzers" gegeben. Er zog nun in die Fremde, war kurze Zeit in Leipzig, drei Jahre in Braunschweig bei Vieweg beschäftigt und trat dann als Faktor in das von dem um Kunst und Litteratur hochverdienten Schriftsteller F. J. Bertuch, dem Freunde Goethe's, 1791 gegründete Landes-Industrie-Comptoir in Weimar ein.

In Weimar verlebte Friedrich Scheel glückliche Tage. Das Landes-Industrie-Comptoir war

nach dem Tode Bertuch's durch Erbschaft an dessen Schwiegersohn, den Geheimen Medizinalrath Dr. von Froriep, übergegangen und von diesem seinen Sohne Dr. R. Froriep übergeben worden. Letzterer erkannte den sittlichen Werth des jungen strebsamen Mannes, er zog denselben in Gesellschaft und vermittelte die Bekanntschaft Scheel's mit dem Buchhändler Förster, welcher in dem Geschäfte die Stelle eines Prokuristen und technischen Leiters bekleidete und länger als fünfzig Jahre demselben als treuer Berather vorgestanden hat. Hier lernte Scheel die jüngste Tochter Förster's, Bertha, kennen, schätzen und lieben und verlobte sich mit derselben. Nun handelte es sich für ihn darum, sich selbstständig zu machen, um einen eigenen Haushalt begründen zu können. Er entschloß sich, im Einverständnisse mit seiner Braut, in Kassel sich niederzulassen und dort eine eigene Buchdruckerei zu errichten. Nach fast siebenjähriger Abwesenheit kehrte er im Herbste 1848 in seine Vaterstadt Kassel zurück, und es gelang ihm dort, seinen Plan auszuführen. Eigenes Vermögen besaß er nicht, aber Verwandte und Freunde standen ihm hilfsbereit zur Seite, so daß er sein Geschäft angemessen einrichten konnte.

Anfänglich auf Buchhändler- und Accidenzarbeiten angewiesen, übernahm Friedrich Scheel im April 1849 den Druck der „Neuen Hessischen Zeitung". Das kam so. Der Zufall hatte es gefügt, daß Scheel's Druckerei in demselben Hause ihre Räumlichkeiten fand, in welchem der Rechtsanwalt Friedrich Oetker Wohnung genommen hatte. Dieser gab bekanntlich im Vereine mit Adam Pfaff seit den Märztagen des Jahres 1848 die „Neue Hessische Zeitung" heraus. Oetker hatte Gelegenheit, seinen Hausgenossen als einen in technischer wie geschäftlicher Beziehung gleich tüchtigen, gewissenhaften Buchdrucker und zuverlässigen Parteifreund kennen zu lernen, und säumte nicht, ihm den Druck seines Blattes zu übertragen.

Die konstitutionelle „Neue Hessische Zeitung" erfreute sich unter dem Märzministerium Eberhard, als dessen Organ sie gewissermaßen gelten konnte, einer großen Verbreitung, und das Geschäft selbst stand in schönster Blüthe. Andere Verhältnisse sollten eintreten, als zu Ende Februar des Jahres 1850 Hassenpflug wieder an's Ruder kam. Von da an beginnt die erste Kampf- und Leidensperiode, die Friedrich Scheel in seinen ereignißvollen, bewegten Leben durchzumachen hatte.

(Schluß folgt.)

Der Glaubensbote.

Eine Erzählung aus dem achten Jahrhundert von Franz Treller.

(Fortsetzung.)

Rodwalt wandte sich von dem verstimmten Priester zu Anderen der Umstehenden, die Alle ihn freudig begrüßten.

Gruppen hatten sich ringsum gebildet, lebhaftes Gespräch wogte hin und her, und manches Auge richtete sich auf den geliebten Sänger, und sehnsuchtsvoll harrten Alle, daß sein Lied erklinge, aber Niemand wagte die Bitte.

Rodwalt wußte es wohl und freute sich der Erwartung.

Da sprach Einer in seiner Nähe: „Gefährlich ist's mit den Sachsen anzubinden Hohiko, ich weiß ein Lied zu singen. Leicht ist es ihnen, in's Hessenland zu fallen, wenn die Kriegsfeuer lodern, und schwer für uns, den Besuch zu erwidern."

„Oh —, laß sie kommen, die Nordhunde, — ich lechze danach. Ich war ein Knabe, als sie Wulwisanger verbrannten und meinen Vater erschlugen. Sie wären auch zu Euch gekommen, wenn die Burg Chassalla sie nicht aufgehalten hätte. Sie sollen das Blut mir entgelten."

„Friede, Friede, Männer," sagte Rodwalt, sich in die Rede mischend, „müßt Ihr denn immer des Schwertkampfs gedenken? Friede, Friede."

„Du bist der Rechte," lachte Hohiko, „Dir sitzt das Schwert so leicht in der Scheide wie Jedem von uns —, aber — die Klingen rosten, es ist Zeit, eine kleine Fahrt zu machen, damit die Arme stark bleiben."

„Ei, ei," sagte lächelnd der Sangeskundige — „Ihr dürstet nach Kampf, so muß ich Euch ein sanftes Wiegenlied singen, um Euch einzulullen am Herde, daß Ihr friedlich einhergeht wie die Lämmer zur Weide."

„Nein, nein, Rodwalt, Bester, gieb uns vom ächten Trank —, nicht Milch für den Säugling", riefen die Männer lachend.

„Wir sind ein gar sanftes Volk, wir Hessen, und ich weiß, Wiegenlieder gefallen Euch am besten."

„Er ist ein Schalk, der Rodwalt!" riefen die Männer.

„Soll ich ihnen ein Schlummerlied singen, Childerich.“

„Schläfere sie ein, Rodwalt,“ lachte der Alte, „schläfere sie ein, sie plagen mich rastlos, ich soll mit ihnen ein wenig in's Sachsenland fahren —, sing' ihnen ein Schlummerlied, auf daß sie zahm werden.“

„Nun, so sei's“, sagte Rodwalt.

Sofort lagerte die tiefste Stille in der weiten Halle, aller Augen hingen an des Sängers Angesicht.

Da begann dieser:

„So sing ich das Lied
Von Heervaters Helden,
Hernulf dem Chatten.

Auf wogender Wahlstatt
Hündische Hermunduren,
Wuthvolle Wölfe,
Schlugen wehvolle Wunden
Hehren Helden
Chatischen Blutes.
Sterbend sanken sie
Seufzend darnieder.

Todesschwestern
Hoben die Helden
Auf das geflügelte Roß,
Aufwärts sie tragend
Zum ewigen Vater.

Aber schweigend schritten
Vorüber sie Hernulf,
Ließen ihn liegen
Wund auf der Wahlstatt,
Trugen ihn nicht
Auf zu Walhalla.

Hermunduren
Hoben ihn auf,
Wehrten dem Tode,
Heilten die Wunden
Sorgsamer Hand;
Sterben soll er
Als Siegesopfer
An Siegvaters Altar.

Hernulf der Held,
Grimmvollen Muthes,
Dachte auf Freiheit,
Als geheilet
Wehvolle Wunden,
Wollte nicht sterben
An Siegvaters Altar.

In dunkler Nacht
Brach er die Bande
Mit ehernem Arm.

Würgte die Wächter
Grimmvollen Griffes,
Schritt in das Königszelt
Mitten im Lager,
Nahm dort das Königsschwert,
Tödtet den König,
Wuchtigen Schwanges
Schwingend das Schwert,
Lösend das Haupt ihm.
Birgt in der Brünne sich,
Wirft sich auf's Königsroß,
Hohnlachend rufend;
„Hel Hermunduren,
Kopflosem König!
Hernulf, der Chatte,
Reitet jetzt heimwärts,
Holt ihn im Chattenland,
Wird Euch erwarten.“

So wie der Sturmwind
Saust er davon.

Wildester Wuth
Hurtige Hermunduren,
Wuthvolle Wölfe,
Stürmen ihm nach.

Hernulf, dem Helden,
Stürzet das Streitroß
Dicht vor der Felsschlucht.
Hernulf steht furchtlos
Allein da zum Kampfe.

Hermundurenhelden
Stürmen heran,
Dreimal drei,
Schwingen die Schwerter
Zu hastigem Hieb.

Hernulf, der Chatte,
Spaltet die Brünne,
Spaltet die Helme,
Spaltet die Schädel
Sausender Wucht
Schwingend das Königsschwert.
Dreimal drei
Stürzen nieder,
Aushauchend den Athem.

Hermundurenhelden
Stürmen heran
Dreimal neun.

Vorwärts springt Hernulf
Zwischen die Feinde,
Und vor dem Schwerte
In heldischer Hand
Sinken sie nieder
Gleich Halmen des Feldes.

Boerald, dem braunen,
Spaltet sein Schwert
Helm und das Haupt.
Reißt ihn vom Roß,
Aufschwingend sich selber,
Hohnlachend rufend:
„Hel Hermunduren,
Kopflosem König!
Hernulf, der Chatte,
Reitet jetzt heimwärts.
Saht seine Streiche.
Wollet Ihr Wunden,
Kommt vor der Chatten
Sausende Schwerter.“

Stürmenden Schwungs
Fliegt er davon
Auf Boerald's, des braunen,
Rasendem Roß,
Hernulf, der Held,
Heervaters Liebling.

Heller Heilruf
Klang da im Lande,
Als frank und frei,
Fröhlich und frisch
Hernulf der Held
Hurtig einherritt,
Tragend in tapferer Hand
Scharfes Schwert
Kopflosen Königs.

Rächte die Wunden
Rächte die Todten,
Stieg über Leichen
Zur fröhlichen Freiheit.

Nimmer bezwinget der Feind
Alten chattischen Muth,
Nimmer bezwinget der Feind
Uralte chattische Kraft

Das ist der Sang
Von Heervaters Liebling,
Hernulf, dem Helden.“

Mit angehaltenem Athem, funkelnden Auges, selbst des Trankes vergessend, hatten die Männer dem Sange gelauscht, den des Redners wohltönende Stimme in den herrlichen Lauten der deutschen Zunge in kunstvoller Weise vortrug.

Jetzt aber brach sich der Bann, in welchem der Sänger die entzückten Hörer gehalten hatte. Gleich dem Brausen der vom Nordsturm bewegten Brandung erklangen donnernde Rufe Die Schwerter zogen sie und schwangen sie in der Luft und ließen sie aneinander klirren und immer von Neuem erscholl es: „Heil sei Hernulf, dem Chatten! Heil dem Sänger der Lieder! Heil dem Hessenlande!“

Stürmisch umdrängten und umarmten sie den sangeskundigen Liebling des Volkes, sodaß dieser sich kaum bergen konnte, und sich endlich gewaltsam lösen mußte um sich dann mit zufriedenem Lächeln niederzusetzen.

„Das ist ein Lied!“ rief Childerich. „Bei den Göttern, nicht oft genug kann ich's hören. Das erfreut das Herz —, das macht Alte jung und Sieche gesund. Heil! Heil dem Hessenvolke, das solche Helden und solche Sänger hat!“ Und der Alte nahm einen gewaltigen Zug aus dem Horne.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Haide.

Des Herbstes letzte Gaben
Späh' ich zum Sträußchen mir,
Bescheidne Haideblüthen,
Duftlos und ohne Zier.

So schlicht die niedern Blümchen,
Darum ich mich gebückt, —
Der Einen sind sie köstlich,
Für die ich sie gepflückt.

Wie fröhlich kann ich wandern
In Oede, Wind und Graus:
Ich weiß, daheim streckt Liebe
Die Arme nach mir aus.

Stuttgart. **Dr. Otto Liebrich.**

Handwerksburschenlied.

Zieh'n wir in die Herberg' ein,
Schmale Kost und saurer Wein
Will uns nicht behagen!
Ist die Dirn' auch noch so frisch,
Ein gepantschtes Schandgemisch
Liegt uns schwer im Magen!

Komm', Du schöne Kellnerin!
Leicht das Ränzel, leicht der Sinn,
Kannst Du mehr verlangen?
Schönste, gieb uns weißes Brod,
Doch der Wein sei pupurroth
Gleichwie Deine Wangen!

Herbergsvater, bleibe weg,
Pfleg' am Ofen Deinen Speck
Oder nimm die Kreide,

Schreibe an die Thüre an:
Dreizehn Kreuzer Mann für Mann —,
Kreiden, das macht Freude!

Morgen, wenn die Sonn' erwacht,
Ist vorbei die dunkle Nacht,
Wollen Gott d'rum loben!
Ziehen weiter allsobald,
Singen, daß die Straße schallt
Und der Felsen oben!

W. Bennecke.

Aus Heimath und Fremde.

Am Montag den 25. Januar hielt der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde seine Monatsversammlung ab. Mit warmen Worten gedachte der Vorsitzende Major v. Stamford des Hinscheidens des um den Verein hochverdienten Ehrenmitgliedes, des Forstmeisters und Regierungsrathes a. D. Louis Weber. Nachdem der geschäftliche Theil der Tagesordnung erledigt war, hielt Dr. med. K. Schwarzkopf den angekündigten Vortrag über „die Schlacht von Höchstädt im Jahre 1704 und die Truppen des Landgrafen Karl von Hessen-Kassel“. Der hochinteressante, fesselnde Vortrag des vortrefflichen Redners fand lebhaftesten Beifall Seitens der zahlreich erschienenen Zuhörer.

Am 21. Januar, dem fünfzigjährigen Todestage des badischen Generallieutenants Lingg von Lingenfeld, sandte die Stadt Hersfeld einen prachtvollen Lorbeerkranz nach Mannheim, der dazu bestimmt war, das Grabmal des hochherzigen Mannes zu schmücken, der sie einst, — es war am 20. Februar des Jahres 1807 —, vor dem ihr durch den Kaiser Napoleon bestimmten Untergang errettet hatte. Folgende, dem „Neuen Nekrologe der Deutschen“, Jahrgang 1842, entnommenen biographischen Notizen über den Generallieutnant Lingg von Lingenfeld dürften den Lesern unserer Zeitschrift wohl nicht unwillkommen sein: Johann Baptist Lingg enstammte einer bürgerlichen Familie zu Meersburg am Bodensee. Er war daselbst im Dezember 1765 geboren. Schon in seinem 15. Lebensjahre trat er als Fähnrich in ein schwäbisches Kreisinfanterieregiment, in welchen er mehrere Feldzüge gegen Frankreich mitmachte und nach zweiundzwanzigjähriger Dienstzeit den Rang eines Majors erhielt. Nach Umgestaltnng der damaligen Reichsverhältnisse ging Lingg in badische Militärdienste über und trat in das Jägerbataillon ein, in dem er 1806 Oberstlieutenant, 1807 Oberst, 1810 Generalmajor wurde. Mit letzterer Ernennung ward er zugleich Chef des Bataillons, das seinen Namen erhielt. Seine militärische Laufbahn war eine glänzende; er machte die Feldzüge 1805 gegen Oesterreich, 1806 und 1807 gegen Preußen und 1812 gegen Rußland mit. Im Jahre 1807 kommandirte er in Kurhessen, wo ihm befohlen wurde, die Stadt Hersfeld wegen Ermordung eines französischen Soldaten plündern und anzünden zu lassen. Lingg versammelte das dazu bestimmte Truppencorps, darunter seine badischen Jäger, hielt eine eindringliche Rede an dasselbe, verlas die Ordre des Kaisers Napoleon und fügte in feierlichem Ernste hinzu: „Der Befehl zur Plünderung ist gegeben, sie ist uns übertragen; wer jetzt Lust zum Plündern hat, der trete vor und melde sich“ Aber keiner trat vor, und so wurde Hersfeld gerettet. Das gleichzeitig anbefohlene Einäschern der ganzen Stadt war dadurch verhütet worden, daß man nur vier alte, einzeln stehende Häuser nebst dem Exerzierhause in Brand setzte, der weiter keinen Schaden anrichten konnte.

Eine eingehende Schilderung der Vorgänge in Hersfeld findet sich in dem trefflichen Büchlein „Geschichten aus dem Hessenland“ erzählt von Friedrich Münscher (Marburg, Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, 1887). Nach derselben war Oberstlieutenant Lingg mit seinen Truppen von Hersfeld nach Vacha gezogen. Dorthin sandte der Stadtrath von Hersfeld, nachdem sich die Bürger bewußt geworden waren, wem sie die glückliche Wendung ihres Schicksals zu verdanken hatten, eine Deputation, um ihrem Retter den innigsten Dank der Bürgerschaft abzustatten und ihm ein ansehnliches Geschenk anzubieten. Oberstlieutenant Lingg nahm die Abgeordneten freundlich auf, er bewirthete sie als seine Gäste, das Geschenk lehnte er jedoch ab und erklärte, das, was er gethan, sei nur Christenpflicht gewesen.

Doch auch die Zeit der öffentlichen Anerkennung sollte für den edelmüthigen Mann kommen, der es gewagt, dem strengen Befehl des Kaisers Napoleon gegenüber die Milde walten zu lassen, die Pflichten der Menschlichkeit höher achtend als den Machtspruch eines Despoten. Schade nur, daß es dem sonst so deutsch gesinnten Manne beschieden war, in Folge seiner Dienstverhältnisse in einem Rheinbundstaate auf Seiten des fremden Erobers kämpfen zu müssen.

Im Jahre 1809 zeichnete sich Lingg noch besonders bei dem Sturme auf Ebersberg aus und trug später viel zur Vereinigung der italienischen mit der großen Armee bei. In der Schlacht an der Berezina wurde er verwundet. Für seine so oft bewiesene Tapferkeit wurde ihm das Ritterkreuz der französischen Ehrenlegion verliehen; 1813 erhielt er mit der Ernennung zum Generallieutenant die nachgesuchte Pensionirung. Er zog sich nun nach Mannheim zurück, wo er seine Tage bis zu seinem am 21. Januar 1842 erfolgten Tode in stiller Zurückgezogenheit und im Bewußtsein edler Pflichterfüllung verlebte.

Als Kurfürst Wilhelm I. von Hessen in sein

Land zurückgekehrt war, verlieh er — am 28. April 1819 — dem Generallieutenant Lingg das Großkreuz des hessischen Löwen-Ordens, außerdem wurde derselbe mit dem Beinamen von Lingenfeld in den Adelstand erhoben. Die Stadt Hersfeld verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht und stellte die Bildsäule ihres Retters im Rathhause auf. Den badischen Jägern dankte sie auf eine Weise, die gewiß alle Anerkennung verdient. Als im Jahre 1822 die Zeitungen meldeten, daß der Rhein bedeutend über sein Bett ausgetreten sei und namentlich im badischen Lande große Ueberschwemmungen angerichtet habe, da sammelten die Hersfelder eine bedeutende Summe Geldes und sendeten es an den General Lingg von Lingenfeld mit der Bitte, dasselbe möglichst den Nothleidenden unter seinen ehemaligen Jägern zukommen zu lassen, damit diese so von dem, was sie zu rauben aus Edelmuth einst verschmäht hätten, wenigstens einen Theil als freiwillige Gabe annehmen möchten. Auch feierten die Hersfelder den 20. Februar 1857 als fünfzigjährigen Gedenktag der Rettung ihrer Stadt mit dankbarem Herzen. Gegenwärtig ist von Neuem der Plan aufgetaucht, ihrem Erretter, dem General Lingg von Lingenfeld, auf dem Marktplatze zu Hersfeld als Zeichen unvergänglicher Dankbarkeit ein Denkmal zu errichten. Möge dieser Plan, dem gewiß die allgemeine Zustimmung nicht fehlen wird, bald zur Ausführung gelangen.

„Hessenabend in Berlin.“ Seit dem Winter 1890/21 besteht in Berlin unter dem Namen „Hessenabend“ eine zwanglose Vereinigung geborener Kurhessen, welche ihren Ursprung einem in weiteren Kreisen empfundenen Bedürfniß verdankt. „Die gewaltige Entwickelung der Millionenstadt Berlin“, heißt es unter anderem in dem ausgegebenen und uns gütigst mitgetheilten Prospekt, „hat, zumal in den letzten fünf Jahren, zahlreiche in gesicherten Lebensstellungen befindliche und den gebildeten Ständen angehörige Landsleute zu dauerndem oder lebenslänglichem Aufenthalt nach Berlin geführt. In jeglichem Zweige unserer Staatsverwaltung beschäftigt, auf dem Gebiete der Kunst, des Handels und des Gewerbes thätig, leben sie hier in nicht geringer Zahl, aber unter sich ohne Fühlung, vielfach ohne Ahnung, wie nahe ihnen oft Jugendfreunde sind. Und führt der Zufall sie einmal zusammen, so bereiten meist schon die weiten Entfernungen dem gewünschten öfteren Verkehre große Schwierigkeiten, ganz zu geschweigen von den vielgestaltigen, aufreibenden Anforderungen, die anderweitige Geselligkeit und Beschäftigung an jeden einzelnen zu stellen pflegen. Nur zu leicht bleibt da der Wunsch unerfüllt, den wohl Jeder, der unseren schönen Gauen entstammt, im tiefen Grunde des Herzens hegt, von Zeit zu Zeit mit Jugendfreunden von früheren Zeiten zu plaudern, der Väter und Vorfahren, der alten Freunde und der alten Heimath zu gedenken.

Diesem Wunsche will unser Verband Genüge thun. Die vielfachen, oft nur zu lockeren Bande, die unsere Landsleute hier verknüpfen, will er, wie in einem festen Ringe, zusammenfassen; in seinen Veranstaltungen soll ein Jeder bequeme und sichere Gelegenheit finden, Jugend- und Schulgefährten, Studien- und Heimathgenossen in regelmäßigen Zwischenräumen wiederzusehen.

Zu dem Behufe versammelt unsere Genossenschaft ihre ständigen Theilnehmer in jedem Monat einmal, in der Regel am ersten Mittwoch, an einem von allen Seiten leicht erreichbaren Orte inmitten der Stadt (im Winter bei Siechen in der Behrenstraße) zu zwangloser und harmloser Geselligkeit.

Außer diesen „großen Hessenabenden“ bot die Vereinigung bisher ihren Mitgliedern noch Herrenausflüge, Kegelabende und Damenabende, welche durch die Anwesenheit der Angehörigen der Theilnehmer verschönt wurden.

Aus dieser Pflege persönlicher Beziehungen zwischen Landsleuten ergiebt sich für die Gesammtheit, weniger als Zweck oder Ziel denn als unmittelbare und ungesuchte Folge, eine Förderung des landsmännischen Zusammenhalts. In der That haben auf allgemeines Verlangen einige Mitglieder sich bereit erklärt, im Laufe des nächsten Winters zum Beginne der großen Abende Vorträge allgemein interessanten Inhalts, z. B. aus unserer Stammesgeschichte, zu halten.

Es braucht wohl kaum ausgesprochen zu werden, daß der Verband lediglich diese geselligen, aber durchaus keine politischen Bestrebungen irgend welcher Art verfolgt.

Die Vereinigung erhebt keine Beiträge. Die Kosten der Einladungen werden durch freiwillige Umlagen gedeckt.

Mitglied der Vereinigung wird jeder in Berlin ansässige oder längere Zeit verweilende Kurhesse, welcher von einem ständigen Theilnehmer eingeführt wird oder der Einladung des Vorstandes Folge leistet und sich dann diesem gegenüber bereit erklärt, weitere Einladungen entgegen zu nehmen. In Hessen geboren zu sein, ist kein unbedingtes Erforderniß für den Eintritt. Jeder, der längere Zeit, vor allem seine Jugendjahre, in unserer Heimath verlebt und sich für unseres Stammes Eigenart und Sitte ein Herz bewahrt hat, ist, wenn er eingeführt wird, willkommen.“ —

Vorsitzender des „Hessenabends“ ist der Gymnasiallehrer F. Wolff (Berlin SO. Brückenstraße 9). — Wir wünschen der Vereinigung das beste Blühen und Gedeihen.

Am 27. Januar vollendete unser hessische Landsmann Adam Trabert in Wien sein siebenzigstes Lebensjahr. Zahlreich waren die Glückwünsche, die

nicht bloß aus seinem neuem Heimathlande Oesterreich, sondern auch aus seinem Geburtslande Hessen bei dem Jubilar eintrafen. Unter den vielfachen Ehrungen, die ihm bei dieser Gelegenheit zu Theil wurden, ist besonders die Festlichkeit zu erwähnen, welche der patriotische Verein Leopoldstadt veranstaltet hatte. Außer anderen werthvollen Festgaben wurde ihm auch ein silberner Pokal überreicht, nachdem vorher schon eine Kiste echten Tokayers in seine Wohnung gewandert war. Schwungvolle Gedichte wurden dem Jubilar gewidmet, von denen besonders diejenigen des Dechanten Dr. A. Wiesinger und des „Znaimer Volksboten" hervorzuheben sind. Letzteres ist mit dem wohlgetroffenen Bildnisse A. Trabert's geschmückt. — Auch wir verfehlen nicht, dem verehrten Landsmann und hochgeschätzten Mitarbeiter unserer Zeitschrift nachträglich noch unseren herzlichsten Glückwunsch darzubringen.

Aus Stuttgart schreibt man uns: Es wird gewiß viel Leser des „Hessenlandes" interessiren, zu erfahren, daß unserem verdienstvollen Landsmann Dr. Feodor Löwe, der gleich hochgeschätzt als Dichter wie als Schauspieler und Regisseur war, und der vor noch nicht zwei Jahren hier verstarb, auf seinem Grabe in Kürze ein würdiges Denkmal gesetzt werden wird. Dasselbe besteht aus einer Marmorbüste, die die energischen und geistvollen Züge Löwe's in seinen besten Mannesjahren wiedergiebt; die Büste steht auf einem Sandsteinsockel. Verfertiger des Kunstwerks ist der hiesige Bildhauer Bach, Stifter des Denkmals sind hiesige Freimaurerkreise. **D. H.**

Todesfälle. An demselben Tage, an welchem der älteste Bürger Marburgs, der Aktuar a. D. Friedrich Soldan, dessen Nekrolog wir in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift gebracht haben, das Zeitliche segnete, am 3. Januar, starb auch der älteste Mann Fuldas: der Regierungs-Baurath z. D. Franz Georg Philipp Schulz. Am 25. November 1797 geboren, erreichte er das hohe Alter von 94 Jahren und 39 Tagen, ohne jemals ernstlich krank gewesen zu sein und ohne bis zu seinem Ende die ihm eigene geistige Frische und seinen köstlichen Humor verloren zu haben. Er war eine in den weitesten Kreisen bekannte, überall gern gesehene und allgemein beliebte Persönlichkeit. Sein Andenken wird in Ehren bleiben.

Am 6. Januar starb zu Kassel im Alter von 65 Jahren der Major a. D. August von Marschall, zuletzt etatsmäßiger Stabsoffizier im 2. hessischen Infanterie-Regiment Nr. 82. Vor seinem Uebertritte in preußische Dienste nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen im Jahre 1866 war der Verblichene Hauptmann im 2. kurhessischen Infanterie-Regiment, welches in Hanau seine Garnison hatte. Derselbe hat sich im deutsch-französischen Kriege in hervorragender Weise ausgezeichnet, so daß ihm außer dem eisernen Kreuz zweiter Klasse noch das der ersten Klasse verliehen wurde. In der Schlacht von Wörth übernahm er die Führung des 2. Bataillons des 82. Regiments, nachdem der Kommandeur tödtlich verwundet worden war.

Am 17 d. M. ist in dem hohen Alter von 81 Jahren verstorben der Realschullehrer und städtische Schulbibliothekar a. D. Ernst Christ. Aug. Klinckerfues. Er war geboren am 10. Mai 1811 zu Hersfeld, wo sein Vater Steuer-Kontrolleur war. Von 1824 bis 1831 besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte dann von 1831—1835 Theologie zu Marburg. Von 1835—1837 bekleidete er eine Hauslehrerstelle, von 1837—1841 leitete er zu Hersfeld eine Privatschule, von 1841—1842 wirkte er als Lehrer an dem Privatinstitut des Pfarrers Landgrebe zu Kassel und vom Herbst 1842 bis Ostern 1843 an der Schule des Pfarrers Jatho ebendaselbst. April 1843 wurde er an der neu errichteten Realschule, welche Gräfe zu leiten hatte, angestellt. Hier wirkte er bis zu seiner am 1. Oktober 1879 erfolgten Pensionirung. Von 1854 an war er auch Bibliothekar der allgemeinen städtischen Schulbibliothek. Bekannt ist eine von ihm herausgegebene große Wandkarte des ehemaligen Kurstaates. **—nn.**

Abermals haben wir den Tod eines alten verdienten hessischen Schulmannes zu verzeichnen. Am 24. Januar starb nach vieljährigem Lungenleiden Dr. Heinrich Ernst Bezzenberger, Geheimer Regierungs- und Schulrath a. D. Er war geboren am 12. Oktober 1814 zu Marburg, bezog mit 16 Jahren die Universität und studierte Theologie, Philologie und Geschichte. 1834 legte er die Fakultätsprüfung in Marburg, später auch die Rektoratsprüfung in Kassel ab. 1843 wurde er, wie der kurz vor ihm verstorbene Klinckerfues, als ordentlicher Lehrer an der neu errichteten Realschule zu Kassel angestellt. 1847 wurde er auf Empfehlung seines Lehrers, Professors hist. Rehm als Lehrer am Cadettencorps auftragsweise bestellt und am 7. September 1848 zum Professor bei diesem Corps ernannt. Diese Stellung bekleidete er bis 1856, in welchem Jahr er zum Oberschulinspektor über die Kasseler Volksschulen befördert wurde. 1870 wurde er zum Regierungs- und Schulrath in Merseburg ernannt. Eine ihm in der Mitte der 70er Jahre angebotene gleiche Stelle an der Regierung zu Kassel hat er abgelehnt. 1883 trat er in den Ruhestand, erhielt den Charakter als Geheimer Regierungsrath und lebte seitdem in Kassel. Ein Sohn von ihm ist Professor an der Universität zu Königsberg. **—nn.**

Hessische Bücherschau.

Wetterauer Sang und Klang. Dreißig neue Gedichte in Wetterauer Mundart von **Friedrich von Trais**. Gießen 1891. Verlag von E. Roth.

Die hier dargebotenen neuen Lieder bilden eine Fortsetzung der bereits vor Jahren erschienenen und mit großem Beifall aufgenommenen „Heimathsklänge aus der Wetterau". Den Lesern des „Hessenlandes" ist unser heimatlicher gemütstiefer Dichter Friedrich von Trais schon seit 1888 ein lieber Bekannter geworden; schon öfters hat er uns allda mit seinem Sange erfreut. Sämtliche in dieser Zeitschrift veröffentlichten wetterauer Lieder sind in die neue Sammlung aufgenommen worden.

Ein geborener Wetterauer (zu Trais-Horloff) und innigst vertraut mit dem Landleben, weiß der Verf. die Eigenart der biederen und kernigen Bewohner seiner Heimat, ihre Denk- und Ausdrucksweise, das ganze Volksleben der Wetterauer mit seinen ernsten und heiteren Seiten, wie auch die Eigenart des heimatlichen Bodens selbst in dichterischer, jedoch stets naturwahrer Auffassung uns vorzuführen. Wir hören das Rauschen der Wälder und das Murmeln der Bächlein, wir hören den Gesang der frischen Burschen und Mädchen, die ernsten und bedachten Worte der Alten, wir sehen das Knospen der Schlüsselblumen und Veilchen, das Keimen des Getreides, wir sehen, wie Jung und Alt sich freut des lieblichen Frühjahrs und des fruchtbaren Bodens der Heimat. Wie lieblich klingt:

„„Sann Gläckilchern woase se weiß
Däi läure dm Froijohr gahnz leis."

Bei aller Naturwahrheit der Darstellung ist jedoch jegliches Banale und Gemeine, wodurch so oft der Genuß mundartlicher Dichtung getrübt wird, von unserem heimatlichen Dichter in glücklichster Weise vermieden worden. Es sei gestattet, eine kleine Ausstellung betreffs der Schreibung hier beizufügen, welche Ausstellung indessen den bedeutenden Vorzügen dieser Liedersammlung gegenüber wenig besagen soll. Es dürfte sich für eine neue Auflage, die wir bald wünschen möchten, wohl empfehlen, eine Verbesserung der phonetischen Darstellung einzelner Laute vorzunehmen. So wäre vor allem wohl schärfer zu scheiden zwischen den gerade für den wetterauer Dialekt so characteristischen Nasalvocalen und dem dentalen N. Die Schreibungen: „mein Klaad, vo ihrer Gäd, se zäikt's dehi, sein Spruch" u. s. w. geben für einen Fremden die Mundart zu unvollkommen wieder. Auch zwischen Tenuis und Media müßte schärfer zu scheiden sein, bes. bei anlautenden Labialen. So wäre u. A. zu schreiben: Blätzi (Plätzchen), nicht „Plätzi", blecke (pflücken), nicht „plecke" u. s. w. Auch einzelne Doppellaute wären noch genauer zu präzisieren. Eine Verbesserung der phonetischen Darstellung würde den Wert dieser trefflichen Liedersammlung für grammatische Studien zweifellos erhöhen. Der Verf. könnte sich wohl in seiner Schreibweise an diejenige des „oberhessischen Wörterbuches" (W. Crecelius) anlehnen. —

Die geschmackvolle Ausstattung des Büchleins ist noch besonders lobend hervorzuheben.. Das Titelblatt ist geziert durch eine sinnige Vignette. Im Vordergrunde steht auf blumigem Rasen ein hübsches wetterauer Bauernmädchen in der so schmucken Volkstracht, die leider mehr und mehr im Entschwinden begriffen ist; im Hintergrunde erhebt sich die gewaltige Burg Friedberg mit dem stattlichen Adolfsturm.

Bei dem gesamten Hessenstamme und bei allen Freunden und Forschern hessischen Volkstums, denen dieser neue wetterauer Sang vom Verfasser gewidmet ist, wird derselbe eine freundliche Aufnahme finden. —

Laubach, 27. Dez. 1891.

Dr. August Roeschen.

Soeben ist im Verlage von Max Brunnemann zu Kassel erschienen:

Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. Auf Grund des vorhandenen aktenmäßigen Materials, sowie der eigenen Erlebnisse dargestellt von Julius von Schmidt, Generallieutenant z. D. (1866 Hauptmann im kurhessischen Generalstabe).

Im Selbstverlage des Verfassers erschien:

Geschäfts-Anweisung für die Direktion, den Rendanten, den Controleur und die Neben-Rendanten der kommunalen Sparkassen nebst einem Anhang: Vorschriften über die Handhabung des Conto-Corrent-Geschäfts. Bearbeitet von F. Böschen, Ober-Sekretär der Landes-Direktion zu Kassel.

Die Besprechung dieser Schriften behalten wir uns für eine spätere Nummer unserer Zeitschrift vor.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.

Stets zuverlässig gut und kräftig im Geschmack ist meine seit 11 Jahren eingeführte

Kasseler Mischung,

das Pfund M. 1,70, bei Postpacketen portofrei. Die Kasseler Mischung ist aus guten Java-Sorten hergestellt, die nach holländischer Art geröstet sind.

Ausserdem unterhalte ich ein **grosses Lager in rohen und gerösteten Kaffees** in allen Sorten u. Preislagen u. stehe ich mit Preislisten u. Proben gern zu Diensten. Postpackete portofr.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 4. Kassel, 17. Februar 1892.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2934.

Schwarzamsel im Februar.

Sie locken den Frühling mit sanfter Gewalt —,
Die Amseln da draußen in Busch und in Wald,
Sie flöten und singen bis tief in die Nacht
Und frühe, eh' leuchtend der Morgen erwacht.
Sie singen im wechselnden Februarlicht,
Wenn leise die Sonne die Wolken erst bricht,
Wenn hoch auf dem Berge noch lagert der Schnee
In Furchen und Schluchten, ein winterlich' Weh,
Sie ahnen im Baume den steigenden Saft,
Sie spüren des Frühlings erwachende Kraft,
Sie haben die schneeweißen Glocken gesehn,
Die still an der Böschung im Wintergras stehn.
So süß und beschwicht'gend, so fromm ist ihr Lied
Wie Hoffnung auf Sel'ges im stillen Gemüth
Sie flöten und singen, wenn alles rings schweigt,
Bis leise die Sehnsucht im Herzen uns steigt,
Bis sinnend zum Baume im Garten wir gehn,
Zu schaun, ob schon schwellend die Knospen erstehn —,
Bis schattend die Augen mit bebender Hand
Die grünenden Saaten wir suchen im Land,
Bis tief aus der Brust sich der Athem uns ringt:
O Frühlingsgewißheit, die Schwarzamsel singt!

M. Herbert.



Kirche und Schule in Hessen während und nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel.

(Fortsetzung.)

Was zuerst das Schulwesen betrifft, so hatte dieses nach der Reformation und durch dieselbe einen bedeutenden Aufschwung genommen. Hessen ist derjenige deutsche Staat, wo man am frühesten sogar an die Einrichtung von eigentlichen Volksschulen dachte. Die im Jahre 1526 zu Homberg versammelte Synode stellte unter anderem fest, daß in Städten und Dörfern die Knaben und Mädchen in den Elementarfächern unterrichtet werden sollten. Die Beschlüsse kamen zwar nicht gleich zur Ausführung, aber in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts sehen wir doch hie und da Volksschulen entstehen, und in den ersten Dezennien des siebzehnten, etwa bis zum Jahre 1620, werden sie allgemein.*) Natürlich dürfen wir die damaligen Verhältnisse nicht mit den heutigen vergleichen: die Kinder werden, da von Schulpflichtigkeit keine Rede, nur im Winter in die Schule geschickt, der Schulmeister ist selten im Stande, mehr als Lesen, Schreiben und Singen zu lehren. Letzteres ist auch die Hauptsache wegen des Kirchengesanges.

Auf die Volksschule bezieht sich also auch weniger die Schulordnung Landgraf Moritzens vom Jahre 1618, sondern auf die Stadt- oder Lateinschulen. Diese Schulordnung aber ist geradezu mustergiltig für alle Zeiten.

Die Pädagogien zu Kassel, Marburg und Hersfeld standen in blühendem Flor, und die neue Schulordnung brachte für's erste in die übrigen lateinischen Stadtschulen wenigstens insoweit Uebereinstimmung der Lehrgegenstände und Lehrziele, daß sie als Vorschulen für die Aufnahme in die Pädagogien gelten konnten. Bei weiterer Entwicklung hätten sich die erfreulichsten Ergebnisse erwarten lassen, zumal die Lehren des Wolfgang Ratichius, der die Kenntniß und Pflege der deutschen Muttersprache als erstes Erforderniß gründlicher Ausbildung hinstellte, des Amos Comenius, welcher die Nothwendigkeit der sinnlichen Anschauung zur Vermittelung der Begriffsbildung betonte, mit denen des Straßburger Rektors Johannes Sturm: sapientem et eloquentem pietatem finem esse studiorum, in den hessischen Schulen Aufnahme und Anwendung fanden. Da rissen die Stürme, mit denen der dreißigjährige Krieg das Hessenland durchbrauste, in der allgemeinen Verwüstung auch das Schulwesen desselben gänzlich zu Boden. Das Sengen und Brennen, das Rauben und Morden, die Unzucht und der ganze Greuel der Verwüstung, der mit den grausigsten Verbrechen, wie sie das Volk bis dahin noch nicht gesehen, jahraus jahrein das Land durchzog, zerbrach alle heiligen Ordnungen und erstickte in dem Volke fast jedes Gefühl für edlere Gesittung und Bildung. Denn eben darin lag der Fluch, den der dreißigjährige Krieg wie über ganz Deutschland so auch über Hessen brachte, daß er mit dem leiblichen Elend auch das geistige Verderben in die Herzen des Volkes warf; daß zumal die Gemüther der Jugend durch die Aeußerungen der Bestialität, die sie fortwährend vor Augen hatte, moralisch vergiftet werden mußten, sodaß in dieser wie auch in materieller Hinsicht die niederen Schulen weit mehr litten als die Universitäten. „So oft ich mein Leben zurückdenke," spricht der Meißener Rektor Rabener, „muß ich mich wundern, daß noch etwas aus uns geworden ist. Denn unsere Kindheit fiel in die wildeste Kriegszeit, und überall boten sich dem Auge nur die schlimmsten Beispiele soldatischer Zügellosigkeit dar."

Die blühende Hersfelder Schule wurde im Jahre 1634 durch die Ankunft der Kroaten und anderer kaiserlicher Kriegsvölker unter Götz auf=

*) Vgl. Heppe, Geschichte des deutschen Volksschulwesens, Bd. I, S. 282 ff., sowie desselben Beiträge zur Geschichte und Statistik des hessischen Schulwesens im 17. Jahrhundert (Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte, 4. Suppl.).

gelöst, alles wurde auseinander gesprengt, und Lehrer wie Schüler flüchteten. Erst zwei Jahre später konnte der Unterricht von Neuem beginnen. Die Schule zählte dann 23 Schüler, die in zwei Klassen unterrichtet wurden. Aber schon im nächsten Jahre mußte sie auf's Neue bei dem Herannahen der Kaiserlichen geschlossen werden und zählte nach der Wiedereröffnung nur 13 (einheimische) Schüler.

An dem Pädagogium zu Marburg unterrichteten im Jahre 1648 nur noch ein Lehrer, nämlich der Pädagogiarch, und außerdem ein mit vieler Mühe hierzu gewonnener Student der Theologie, der jeden Tag Marburg und das Pädagogium zu verlassen drohte. Auf die Sitten der Schüler aber übte das Beispiel des wilden Studentenlebens den ungünstigsten Einfluß aus.

Ueber die Stadtschule zu Kassel klagt 1635 die Regierung, daß „die Disziplin und Schulzucht, so vorlängst zu sinken angefangen, je mehr und mehr zerfalle, sodaß zu besorgen stehe, wofern diesem ingerissenen Uebel nicht bald remedirt werden sollte, daß daraus ander nichts als ein unordentliches, konfus und dissolut Wesen, ja barbaries selbsten erfolgen muß."

Als das benachbarte Göttingen im Jahre 1626 fast zwei Monate lang belagert und heftig beschossen wurde, nahm der dortige berühmte Rektor der Stadtschule, G. A. Fabricius, durch die äußerste Noth gezwungen, einen Ruf an das Mühlhäuser Gymnasium an; mit ihm verließen die übrigen Lehrer und alle auswärtigen Schüler die Stadt.

In Schulpforta feierten im Jahre 1643 elf Schüler kümmerlich mitten unter den Unruhen des Krieges das hundertjährige Bestehen der Anstalt.

Schlimmer noch als den größeren erging es den kleineren Stadtschulen. Die einst blühende Schule zu Allendorf a. d. W. wurde durch den Krieg, der auch den größten Theil der Stadt in Asche legte, gänzlich zu Grunde gerichtet; noch lange nach dem Kriege fehlte es daselbst so an Räumlichkeiten, daß die drei Lehrer in einem Klassenzimmer zu unterrichten genöthigt waren. In Grebenstein mußte der nachmalige Konrektor an dem Kasseler Pädagogium, M. Arnold Staubesand, das Rektorat der dortigen Stadtschule wegen Verwüstung der Stadt und Auflösung der Schule im Jahre 1637 niederlegen. Ebenso ging es in der Mehrzahl der übrigen Landstädte. Es fehlte fast überall nach dem Kriege an den nöthigen Lokalitäten, sodaß wie in Allendorf auch anderswo oft zwei, drei Lehrer in einem Zimmer Unterricht ertheilten. Die stiftungsmäßigen Einkünfte der Schulen waren im Kriege vielfach abhanden gekommen; die Lehrer waren zerstreut oder ganz untauglich, mußten aber aus Mangel an besseren behalten werden, und die Jugend hatte sich vieler Orten vom Schulbesuche so sehr entwöhnt, daß noch lange nach Beendigung des Krieges auch in den Städten. — denn auf den Dörfern verstand sich dies von selbst —, im Sommer die Schule gänzlich ausfiel. So berichtet im Jahre 1655 der Pfarrer von Niedenstein, daß die „größeren Knaben im Frühling und Sommer müssen Pferde- und Ochsentreiber sein, die kleineren aber kommen alsdann in die Schule, damit die Eltern ihres Garrens und Quarrens während der Schulzeit im Hause erübrigt sein mögen. Im Winter aber kommen je zuweilen große und kleine in die Schule zusammen und sollen alsdann wieder lernen, was sie den Sommer über vergessen haben; daher die Fortschritte gar gering, und giebt gute deutsche Michel, weil die Eltern allhier an den lateinischen Büchern schlimme Lust haben, geschweige daß sie den Kindern viele kaufen sollten." Der damalige Lehrer aber, Balthasar Wagener aus Eschwege, erhielt von dem Pfarrer das sehr zweideutige Lob, daß er „pro capite der Schüler dieses Orts satis eruditus" sei. In Borken hätte man gern den 1618 provisorisch angestellten, durchaus unwissenden Lehrer Joh. Kraft längst entlassen, doch bis zum Jahre 1655 noch keinen besseren gefunden. Ihm glich aber eine große Menge seiner Amtsgenossen; denn wo hätten sie bei dem allgemeinen Verfall der Schulen selbst sich die Bildung die sie in ihrem Amte brauchten, holen sollen? Es war zwar Bestimmung, daß jeder Theologe, ehe er in's Pfarramt trat, erst bis in's sechste Jahr im Schulfach thätig sein sollte, allein die Schulstellen waren so jämmerlich dotirt, daß jeder, sobald er konnte, eine Pfarrei zu erhalten suchte.

Den größeren Lehranstalten thaten zudem die Privat- oder Nebenschulen, die oft von wenig berufenen Leuten gehalten wurden, wesentlichen Abbruch. Die Disziplin zumal wurde durch sie gelockert, weil die Schüler, um sich irgend welcher Bestrafung zu entziehen, womöglich auch ohne das schuldige Schulgeld den Lehrern zu entrichten, sich in die Privatschulen aufnehmen ließen und ebenso von ihnen später ohne vorherige Prüfung zur Universität abgingen.

Endlich herrschte bei der mangelnden Aufsicht des Staates und der dadurch eingerissenen Willkür eine solche Ungleichheit in den Lehrgegenständen, Lehrbüchern und in der Behandlung des Lehrstoffes, daß von einer stufenmäßig fortschreitenden Lehrmethode oder einer Abgrenzung der Klassen und ihrer Ziele keine Spur zu sehen war.

Eine durchgehende Reorganisation des Schulwesens war daher von der höchsten Nothwendig-

keit, und ihr wandte daher Landgraf Wilhelm seine allernächste Fürsorge zu. Im Jahre 1653, im selben Jahre also, wo er die Universität Marburg neu konstituirte, das dortige Pädagogium wieder herstellte und auch dem Hersfelder Gymnasium seine im Krieg verlorenen Einkünfte zurückgab, ließ er gleichzeitig die Reform des Schulwesens in Angriff nehmen.

Unter Mitwirkung vorzüglich geeigneter Männer wie des Superintendenten Hütterodt zu Eschwege, des Professors Dr. Crocius in Marburg und der Rektoren und Lehrer der drei höheren Landesschulen wurde die neue Schulordnung ausgearbeitet und im Jahre 1656 veröffentlicht.

Sie fußt im Wesentlichen auf der Schulordnung Landgraf Moritzens von 1618. Jede vollständig eingerichtete Schule sollte darnach sieben Lehrer zählen, welche den Schüler in acht Klassenstufen von den Anfangsgründen bis zu der Reife für die Universität auszubilden hatten. Die Namen der Klassen: Alphabetaria, Orthographica, Rudimentaria, Syntactica, Analytica, Gymnastica, Graeca und Logica vel Oratoria, deuten an, was auf einer jeden Stufe hauptsächlich getrieben wurde. Mit der Schulordnung von 1618 verglichen, tritt die unsrige zwar insofern wesentlich zurück, als sie das ängstliche Bestreben zeigt, die antike, rein ästhetisch-klassische Lektüre der griechischen und römischen Dichter aus den Oberklassen zu verbannen, um einen vorwiegend religiös-moralischen Lehrstoff an ihre Stelle zu setzen, wodurch besonders das Studium des Griechischen, zu dessen Lektüre man sich ausschließlich des Neuen Testamentes bediente, empfindlich beeinträchtigt wurde. Ueberhaupt legte man wieder, wie leider auch heutzutage noch vielfach, mehr Gewicht auf die Kenntniß der Grammatik als auf die der Schriftsteller und ihrer Werke, was bald zu einer Verknöcherung des Unterrichts führte, die bitter beklagt wurde. Dagegen hatte die neue Schulordnung ihre unleugbaren Vorzüge insofern, als sie den Unterricht in der deutschen Sprache bis zur fünften Klasse einschließlich ausdehnte und auch, den Forderungen des Comenius entsprechend, die Realien, Arithmetik, Geometrie und Sphärik mit Maßen (nicht wie heute im Uebermaß!) in den Kreis der Lehrgegenstände hereinzog und endlich auch für die Geschichte eine Unterrichtsstunde ansetzte.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Scheel.

Nekrolog von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Es war eine traurige, verhängnißvolle Zeit, die mit der Rückkehr Hassenpflugs im Jahre 1850 über Kurhessen hereinbrach. Der Verfassungskampf, „die Revolution in Schlafrock und Pantoffeln", wie der Minister von Manteuffel denselben im preußischen Herrenhause zu nennen beliebte, und die damit zusammenhängende Steuerverweigerung der Ständekammer am 31. August 1850 hatten die Verhängung des Kriegszustandes über Kurhessen am 7. September zur Folge. Und nun hatten die Machthaber nichts eiligeres zu thun, als gegen die ihnen verhaßte oppositionelle Presse, in erster Linie gegen die konstitutionelle „Neue Hessische Zeitung" und die demokratische „Hornisse", vorzugehen. Schon am Abend des 2. September, nach 10 Uhr, als Scheel gerade im Begriffe stand, sein Geschäftslokal zu verlassen, erschien ein Unteroffizier mit zwei Musketieren vom Leibregimente in der Druckerei der „Neuen Hessischen Zeitung" und legte Scheel eine Verfügung des mit dem Oberbefehl beauftragten Generals vor, durch welche die alsbaldige Beschlagnahme etwa vorhandener Zeitungen sowie der Pressen angeordnet wurde. Nachdem der zum Schutze herbeigerufene, als Polizei-Direktor fungirende Bürgermeister Henkel ein Protokoll über den Vorgang aufgenommen hatte, entfernten sich die Militärpersonen, ohne die „beschlagnahmten" Pressen mitzunehmen. Zeitungen hatten sie nicht vorgefunden. Am folgenden Tage wiederholte sich der militärische Besuch. Nun erhob der Herausgeber der „Neuen Hessischen Zeitung", Friedrich Oetker, beim Obergericht Klage gegen das Verfahren und erbat sich ein unbedingtes Mandat gegen die Fortsetzung der Gewaltthätigkeiten. Der mit der Exekution beauftragte Sergeant erklärte, mündlichen Befehl zu haben, jeden zu verhaften, der sich seinen Anordnungen wiedersetzen würde. Diesmal lagen gedruckte Exemplare der Zeitung vor, welche vom Sergeanten mitgenommen wurden. Am 12. September rückten acht Mann Garde in Scheel's Druckerei. Als dem Führer das inzwischen ergangene Obergerichtserkenntniß, welches die Maßregeln gegen die Presse für strafbar erklärte, vorgelegt wurde, erbat sich derselbe eine Abschrift

aus, um sie dem Oberbefehlshaber überreichen zu lassen. Das Militär wurde zurückgezogen. Nun hatte Scheel für ein paar Wochen Ruhe. Am 13. September hatte der Kurfürst mit dem Ministerium Kassel verlassen und die Regierung war nach Wilhelmsbad verlegt worden. An Stelle des seitherigen Oberbefehlshabers, Generallieutenants Bauer, welcher am 12. September sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte, war Generallieutenant Haynau zum Oberbefehlshaber während des Kriegszustandes ernannt worden und nun nahmen die Zwangsmaßregeln gegen die Presse einen ernstlicheren Charakter an. Am 4. Oktober sollte Scheel's Druckerei abermals von einer militärischen Exekution heimgesucht werden. Es waren zwölf Mann Garde du Corps unter dem Kommando eines Offiziers, des Schwiegersohnes des Generals von Haynau, dazu ausersehen. Da die Thüre verschlossen war und dem Kommando, sie zu öffnen, nicht entsprochen wurde, so ward dieselbe mit Gewalt erbrochen. Friedrich Oetker, der zum Schutze Scheel's herbeigeeilt war und sich in die Verhandlung einmischte, wurde auf Befehl des Offiziers verhaftet und in das Kastell abgeführt. Von dem letzteren wurde Scheel eröffnet, daß er unter militärischer Bewachung weiter arbeiten lassen könne, aber keine Zeitung mehr ausgeben dürfe. Trotz dieser Bewachung bei Tag und Nacht, bei welcher Kavallerie und Infanterie abwechselten, gelang es doch, den Zeitungssatz fertig zu stellen. Derselbe wurde in Körben und Packeten verpackt in die Altstadt zu einem befreundeten Tabaksfabrikanten verbracht, wo dann theils auf einer Holzpresse, welche sonst Tabaksbeutel lieferte, theils auch durch Abklopfen mit einer Bürste täglich mehrere hundert Abdrücke nothdürftig hergestellt wurden. Dies währte bis zum 2. Oktober, von da an wurde die „Neue Hessische Zeitung" in der Gothaer Hofbuchdruckerei gedruckt. Außer dem Redakteur Adam Pfaff hatte auch Scheel, dieser behufs Besorgung des geschäftlichen Theiles der Zeitung, anfänglich in Gotha Aufenthalt genommen. Vom 30. Oktober ab konnte das Blatt wieder ungehindert in Kassel hergestellt werden bis zum Einrücken des österreichisch-bayerischen Bundesexekutionscorps am 16. Dezember. Eine der ersten Handlungen der Bundeskommissare war, die oppositionelle Presse zu unterdrücken, und so wurde denn auch der „Neuen Hessischen Zeitung" nach einem Bestehen von zwei Jahren und neun Monaten durch höheren Machtspruch ein unfreiwilliges Ende bereitet. Als in jenen Tagen an Scheel von einem Beauftragten der nunmehr in Kurhessen herrschenden Partei das Ansinnen gestellt wurde, eine Zeitung im österreichischen Sinne herauszugeben, lehnte er mit den Worten „ich bin dazu kein geeigneter Mann und kann nicht von gestern auf heute mit meinen Ueberzeugungen mich auf den Kopf stellen" das vortheilhafte Anerbieten ab und zeigte damit, daß ihm, dem konsequenten Manne, die politische Gesinnung höher stand als materieller Gewinn.

Die Scheel nunmehr gewordene Muße benutzte er, um seiner Braut in Weimar einen mehrtägigen Besuch abzustatten und dort während des Weihnachtsfestes neuen Muth zu sammeln. Am Schlusse des Jahres nach Kassel zurückgekehrt, fand er freilich nicht viel zu drucken vor, doch brauchte er auch nicht ruhig die Hände in den Schooß zu legen. Allmälig mehrten sich die Aufträge, und in zwei Jahren hatte er sein Geschäft so weit gebracht, daß er allen bei der Errichtung desselben eingegangenen Verbindlichkeiten gerecht werden konnte, und nun hielt er den Zeitpunkt gekommen, sich den eigenen Haushalt zu begründen. Am 18. November 1852, an demselben Tage, der einst die Schwiegereltern zu langjähriger glücklicher Ehe vereinigt hatte, fand in Weimar die Hochzeit mit seiner geliebten Braut Bertha Förster statt. Ein scherzhaftes Vorkommniß, welches sich bei dieser Gelegenheit abspielte, erzählte Scheel selbst in humoristischer Weise. Eine der von der Braut erwählten Brautjungfern war Kammerfrau der damaligen Großherzogin Paulowna, der Mutter der nachmaligen deutschen Kaiserin Augusta. Als die Dame den nöthigen Urlaub zur Theilnahme an der Hochzeitsfeier begehrte, fragte die hohe Frau: „Wohin kommt denn die Braut?" Nach Kassel, lautete die Antwort. „Ach das arme Kind!" rief darauf theilnahmsvoll die Großherzogin.

Nicht lange sollte es dauern, so gingen von neuem die Verfolgungen in der Scheel'schen Buchdruckerei aus politischen Gründen los. Am 2. Juli 1853 fand bei Scheel eine Haussuchung nach revolutionären Schriften statt, die jedoch zu keinem Resultate führte. Unverrichteter Sache mußte sich die Exekutionsmannschaft zurückziehen. Als dann aber am 6. Juli 1854 das neue drakonische Bundespreßgesetz erschienen war, da glaubte man in Kassel die Zeit gekommen, gegen der Regierung mißliebige Buchdrucker mit besserem Erfolge vorgehen zu können.

Im Dezember des genannten Jahres erhielten Scheel und drei andere Kasseler Buchdrucker polizeilicherseits die Mittheilung, daß ihnen die Erlaubniß zum Drucken vom nächsten Tage an entzogen sei. Dank der wohlwollenden Fürsprache des Flügeladjutanten von Eschwege bei dem Kurfürsten wurde nach mehren Wochen das

Verbot zurückgezogen, und Scheel erhielt die Konzession, wenn auch nur widerruflich, zurück.

Das hundertjährige Geburtsfest Schiller's und die mit der Uebernahme der Regentschaft durch den Prinzen von Preußen in Deutschland beginnende sog. neue Aera weckte auch in Kassel die schlummernden Geister. Im Verein mit angesehenen Männern plante Scheel die Herausgabe einer neuen täglich erscheinenden politischen Zeitung, deren erste Nummer unter dem Titel „Hessische Morgenzeitung“ am Geburtstage unseres großen Dichters, am 10. November 1859, erschien. Der erste Redakteur derselben war Dr. Wilhelm Kellner. Als kurz darauf Friedrich Oetker nach Kassel zurückkehrte, trug Scheel seinem alten Genossen die Theilhaberschaft an, welche dieser auch annahm. Zwischen beiden wurde ein Sozietätsvertrag geschlossen. Und damit beginnt eine neue Periode in Scheel's Leben. (Schluß folgt.)

Der Glaubensbote.

Eine Erzählung aus dem achten Jahrhundert von Franz Treller.

(Fortsetzung.)

Aufgeregt wogte Alles in der Halle durcheinander, und immer noch erklangen wilde, brausende Rufe. Nur Hilda und der junge Angelsachse saßen still und ruhig, und Letzterer sah verwundert über die Wirkung des wilden Liedes in die erregte Schaar.

So bemerkte ihn Heribert, Zorn überflog sein Antlitz, und die Brauen zogen sich finster zusammen.

„Dir gefällt, scheint es, solch' Heldenlied nicht, Mann im Weiberkittel?“

„Du sagst es!“ entgegnete der Jüngling ruhig.

„Ich glaube es Dir,“ rief jener spöttisch, „das ist ein Lied für Männer, nicht für weibische Feiglinge.“

Mit gleich sanfter Ruhe entgegnete Wilbod: „Ich sagte Dir schon, Heribert, daß der wahre Muth sich nicht immer im Schwertkampf zeige.“

„Nun, Mann,“ rief der erregte, übermüthige Heribert, „so sing' uns doch auch ein Lied von Deinem Muthe und von Deinem Helden.“

Laut lachten die Männer ringsum bei der Rede.

„Ja,“ schrieen Einige, „der Angelsachse soll auch singen.“

„Ein Spinnerlied,“ rief Hohiko, „den Weiberkittel hat er schon an.“

„Ja, ja, ein Spinnerlied, Mann.“

Childerich, dem es nicht behagte, daß man seinen Gast verspottete, sah ernst in's Gedränge und sagte dann: „Laßt ihn in Frieden, Männer.“

Aber der Priester, der da glaubte, die Stimmung der wilderregten Menge sei günstig, dem Glaubensboten eine Niederlage beizubringen und ihn dem allgemeinen Gelächter preiszugeben, sagte schmeichelnd, in sanftem Tone:

„Es wäre schön, wenn uns der junge Fremde sein Lied hören ließ. Vielleicht erfreut er unsere Herzen auch, Childerich.“

„Willst Du singen, Wilbod?“ fragte der Alte.

„Ich will“, entgegnete der ruhig und erhob sich.

„Stille! Ruhe! Der Fremde singt sein Lied!“ scholl es ringsum.

„Es giebt etwas zum Lachen“, brummte Hohiko so laut, daß sowohl Wilbod als die nahe Stehenden es vernahmen. Unterdrückte Heiterkeit antwortete ihm.

Ruhig stand Wilbod und richtete das Auge auf die Menge.

Endlich war es still, und Aller Blicke hafteten nun an ihm wie vorher an Rodwalt.

Mit sanfter, wohllautender Stimme begann der Jüngling in rhythmischer Weise.

„Nicht vom Streite will ich singen
Und vom scharfen Schwertesschwang,
Eure Herzen zu bezwingen,
Wähl' ich einen süßern Klang. —“

Die Gestalt, der tiefe Ernst und die zu Herzen gehende Stimme des jungen Glaubensboten übten einen so bestrickenden Zauber auf die wilde Schaar, daß nach den wenigen Worten ein Schweigen herrschte, so lautlos wie zuvor, als Rodwalt sang.

Langsam hob Wilbod den rechten Arm, von dem der Mantel in malerischen Falten herunterhing, das von den langen blonden Locken umrahmte Antlitz richtete sich auf, und das große blaue Auge, in dem ein Licht strahlte, welches eines warmen Herzens tiefstes Fühlen wiederspiegelte, blickte in weite Ferne. Feierlich, mit leise bebender Stimme fuhr er fort:

„Zum Herrn des Himmels und der Erde,
Der durch sein gewaltig: Werde!

Einst das All aus Nichts erschuf,
Drang durch ungemess'ne Fernen
Aufwärts zu den ew'gen Sternen
Dieser Welt Verzweiflungsruf.

Denn in Sünde tief verloren
War, was nur vom Weib geboren,
Und zur bleichen Hel verdammt.
Des Gesetzes heil'ge Macht
Hatt' zur eis'gen Schreckensnacht
Sie auf ewig hingebannt."

Weicher fuhr er fort:

„Da jammert' des ewigen Vaters
Der Menschen verloren Geschlecht,
Es jammerte sein der Armen,
Denn hoch steht göttlich' Erbarmen
Noch über dem ehernen Recht.

Und in nie erschöpfter Güte
Sandte er von seinem Thron
Nieder zu der sünd'gen Erde,
Daß er unseres Gleichen werde,
Seinen eingebor'nen Sohn —,
Auf daß er für Alle dulde,
Daß er büße ganz allein
Dort in schreckenvoller Pein,
Was die Menschheit hat verschuldet.

Und fehllos wandelt der Eine,
Auf Erden der einzig Reine,
Einher in Menschengestalt,
Und in süßen, heil'gen Tönen
Klingt sein Wort den Menschensöhnen
Von der Liebe Allgewalt."

Rascher und leidenschaftlicher sprach er:

„Da — in tödtlich heißem Grimme
Wilde Mörder sich verbünden,
Zu ersticken jene Stimme,
Welche Liebe wagt zu künden
Als der Menschheit höchst' Gebot.

Sie bereiten ihm Verderben,
Des Verbrechers herben Tod
Muß der Sohn am Kreuze sterben."

Stark wie Posaunenton erklang es durch die Halle:

„Er, dessen leises Winken
Die Welt erbeben macht,
Er, dessen Herrschermantel
In unermess'nen Räumen
Die ew'gen Sterne säumen
In ihrer ganzen Pracht —,
Der Sohn des Herrn der Welten,
Des Herrn von Raum und Zeit,
Er trägt in bittern Schmerzen,
Die tiefste Qual im Herzen,
Der Menschheit ganzes Leid."

Wilbod war so ergriffen, daß seine Augen feucht wurden, und leiser, mit der tiefsten Innigkeit fuhr er fort, während ihn die rauhen Gesichter ringsum schweigend anstarrten:

„Er beugt' sich ohne Klagen
Des Todes grauser Macht —,
Doch, peinvoll ihm erliegend,
Durft' er, im Tod noch siegend,
Mit letztem Hauche sagen:
Es ist — es ist vollbracht."

Die rührende Stimme des Jünglings, die tiefe Bewegung seines Innern, die sich darin kund gab, zwang all' die wilden Hörer zu athemloser Stille. Doch mit heldischem Tone setzte er nun ein, während sein Auge heller leuchtete:

„Das ist mein Held, im Kampf erprobt,
Herr Jesus Christus, hoch gelobt.
In allem Schrecknis, das mir droht,
In Sturm und Drang, in Noth und Tod,
Strahlt tröstend mir und mild
Vom Kreuz sein theures Bild. —

Aus finst'rer Grabesnacht hervor
Stieg leuchtend dann der Herr empor
Zum ewigen Vater."

Gleich der mahnenden Stimme des Richters tönte es fort:

„Und einst wird kommen er,
Am letzten Tag,
Wenn alle Herrlichkeit der Welt vergeht,
Der Erdkreis selbst in Staub verweht,
So wie der Herr des Himmels ihm geboten,
Zu richten die Lebend'gen und die Todten. —"

Er schwieg —, und die Stille dauerte an, bewegungslos saßen die Männer da, und alle Augen, selbst die des alten Childerich, hingen wie gebannt an des Jünglings schönem Antlitz, in welchem sich die Begeisterung ausdrückte, welche den Tod nicht scheut, um der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. Hilda's Augen entflossen langsam heiße Thränen. Nur der Priester saß finster da, denn wohl fühlte er, wie mächtig das hehre Lied des Glaubensboten auf die rauhen, aber nicht unedlen Seelen der Hörerschaar wirkte, und Grimm faßte ihn. Er sah die bewegten Gesichter der Männer, die Thränen der Jung=

frau, die glänzenden Augen der Hörigen, welche im Eingang der Halle standen, er wußte jetzt, daß in dem Jüngling eine Seele lebte, welche Kraft genug besaß, dem Tode furchtlos in's Auge zu schauen, und fühlte sich besiegt.

Noch einer sah finster drein. Das war Heribert, der zornig gewahrte, mit welcher Innigkeit seiner Trauten Blicke an dem Jüngling hingen, während dieser sprach, und zorniger, daß ihr tief ergriffenes Herz in Thränen sich Luft machte.

Da brach der Sänger das Schweigen, der bewundernd Wilbod's Lied gelauscht hatte, und sagte freundlich ernst:

„Dein Lied ist nicht mein Sang, Jüngling, aber es ist schön, das Lied vom großen Dulder. Dein Gott ist nicht mein Gott, aber es liegt etwas Hohes in dem Gedanken, daß der Gott für die Menschen leidet. Nicht ganz kann ich's begreifen, aber es ist groß gedacht."

Wilbod streckte ihm freundlich lächelnd die Hand entgegen und sagte: „Dein edles Sängerherz fühlt die Größe des Opfers, das der Gottessohn für uns gebracht."

Liebevoll wandte er sich dann zu der weinenden Hilda: „Dein Herz, o Jungfrau, hat Gott gerührt, ein Strahl der ewigen Liebe fiel in seinen Schrein, er wird es erleuchten und Dich zum ewigen Heile führen."

„Was weinst Du?" fiel Heribert rauh ein.

„Ich weine um den sanften Gottessohn, der Alle liebte und für Alle starb. Er gleicht dem Baldur, dem strahlenden Lichtgott."

„Ein Weibergott!" sagte der reckenhafte Mann ingrimmig.

„Du mußt mir mehr von ihm sagen, Wilbod," fuhr Hilda, die Thränen trocknend, fort.

„Dazu bin ich gesandt, Jungfrau, ich will Dir gerne Kunde geben von ihm und dem, was er gelehrt."

„Das wirst Du nicht!" rief Heribert wild, „Wir haben des Weibergeschwätzes jetzt genug! Scher' Dich gen Süden zu den Franken, wir brauchen Deine Kindermärchen nicht."

Kein Beifallsruf ertönte der Rede, die Männer saßen still.

Sanft entgegnete Wilbod: „Du wirst die Wahrheit nicht zum Schweigen bringen, Heribert, noch auch meinen Mund mit rauhem Wort. Ich bin, das Heil zu lehren, ausgesandt und werde des Herren Wort verkünden, so lange noch Odem in mir ist."

„Nun, Dein Odem könnte leicht verwehen, Mann, wenn dieser Helmspalter hier Dich trifft", schrie jener und schüttelte sein breites Schwert gegen ihn.

Bis zu seiner ganzen Höhe erhob sich Wilbod bei dem zornigen Wort: „Glaubst Du, o Mann, einen Diener des Herrn mit wilder Drohung zu schrecken? Du weißt, wir fürchten nichts auf Erden", sagte er mit ernster Würde. Dann fuhr er fort: „O lasset ab, Ihr Männer, von den falschen Götzen, die Euch bethören —, die nur Teufelsausgeburten sind —, o lasset ab —." (Fortsetzung folgt.)

Negroponte.

Sonnengold'ne Schleier liegen,
Wie der Hauch des Meer's, des schönen,
Wie des Frühroths Rosenküsse,
Auf den Höhen von Euböa.

Und um's Marmorhaupt des Ocha,
Leuchtend wie die Gletscherhöhen,
Weh'n vom Grabe des Aegeus
Wellenkühle Aetherströme.

Wolken, langgestreckte Dämpfe,
Schrecken bergend tief im Schooße,
Lagern über Rebenhügeln,
Lagern über Negroponte.

Und die Blitze, die hier zucken,
Unter Dröhnen, donnerstarkem,
Zeigen, wie sie mächtig schwellen,
Diese weißen Riesenschlangen.

Wo nur Düfte ew'gen Lenzes
Sonst in's Blau des Meeres tauchen,
Sprühen Tod die Feuerschlünde
Aus der Feste starken Mauern.

Tausendfältig blinkt der Halbmond
Durch der Dampfgebilde Wogen,
Und zum Blitzen blut'ger Säbel
Klingt das Allah türk'scher Horden.

Florentiner, Venetianer,
Mit des Kreuzes heil'gem Zeichen,
Weicht ihr schon zurück, zerschmettert
Von des Halbmonds grimmen Streitern?

Stolzeste Malteserschaaren,
Ist am Marabut im Sturme
Jählings eure Kraft gebrochen,
Daß auch ihr verlaßt das Blutfeld?

Wo ist Rettung? Wo ist Hülfe,
Um des Halbmonds Macht zu brechen? —
Herr, der Du am Kreuz geblutet,
Sende Muth dem Christenheere! —

Da — am Gipfel des Verzweifelns,
Als der Schlachtruf Allah, Allah
Schon erklingt wie Siegesrauschen:
Zieh'n heran jetzt neue Schaaren.

Grüßt, ihr Wogen des Aegeus,
Grüßt das Flattern ihrer Fahnen
Mit dem krongezierten Löwen
Und dem Schwert in seinen Pranken!

Grüß', Euböa, diese Schaaren,
Hessens kampfgewohnte Helden,
Ha, wie ihre Löwenfahnen
Stolz voran den Reihen wehen!

„Jesus, unser Feld- und Schirmherr", —
Rauscht's zum Takt der Trommelschläge;
Vorwärts geht's wie Sturmeswettern,
Wie die Flammen wilder Brände.

Ueber tausend Türkenleichen
Stürmen fort sie todesmuthig,
Bis am Marabut nur Trümmer
Starren aus dem Dampf des Blutes. — —

Negroponte ist genommen,
Und der Halbmond liegt im Staube,
Und des Kreuzes Glanz entsendet
Siegesgruß dem Wellenschaume.

Friedlich taucht der Aether wieder
In das Meer, das ewig schöne,
Während Frühroths-Rosenküsse
Schweben um Euböas Höhen.

Carl Preser.

Eine Sage vom Niedenstein.

Dort auf dem Niedensteine
Geht um ein Rittersmann,
Der schon seit vielen Jahren
Nicht Ruhe finden kann.

Die Lieb' zur alten Heimath,
Sie ist in ihm so groß,
Daß es ihn nimmer leidet
In fremder Lande Schooß. —

Und um die alten Mauern
Irrt er in stummem Schmerz,
Und längst vergang'ne Tage
Bewegen ihm das Herz.

Oft sitzt er zwischen Trümmern
Auf einem alten Stein,
Und seiner Väter Geister
Lädt er zum Zwiespruch ein.

Ein wundersames Flüstern
Hebt dann im Burghof an,
Und manche alte Märe
Man da vernehmen kann.

Es zittert durch die Lüfte
Wie Hifthorn, Schwerterklang,
Und von der Felsenklippe —
Tönt's nicht wie Minnesang? —

Das ist die alte Sage
Vom hohen Niedenstein.
Von seinem stolzen Gipfel
Sieht man in's Land hinein,

Und seine Felsenstirne,
Ja, die vergißt man nie,
Dort blüht die blaue Blume,
Da thront die Poesie.

Der Wald mit seinem Rauschen
Umfängt ihn wie ein Kranz,
Es strahlt das Haupt des Berges
In goldnem Sonnenglanz! —

Mein Herz ist ihm zu eigen,
Dort ließ ich es zurück,
Die liebe alte Heimath.
Sie ist mein ganzes Glück! —

Schließ' ich dereinst die Augen
Und geh' zur ew'gen Ruh',
Dann zieht mein letztes Grüßen
Dem Niedensteine zu! —

Gotha. **Ernst Wolfgang Heß von Wichdorff.**

Aus Heimath und Fremde.

Die vorletzte Nummer des „Deutschen Dichterheims" enthält unter dem Titel „Die Dichtung und das Volk" eine geistreiche Arbeit von Hugo Rheinländer, in welcher von den modernen Dichtern in erster Linie unser hochgeschätzter Landsmann Carl Preser als einer derjenigen aufgeführt wird, dessen „sinnige Gedichte" in das Herz des Volkes eindringen würden, weil er verstehe, „im Volkston zu schreiben". Von dem Altmeister Ludwig Liebe sind nicht weniger als bereits 25 Preser'sche Gedichte komponirt worden, theils für Chöre, theils als Sololieder. Bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht unterlassen, unsere Leser darauf aufmerksam zu machen, daß Carl Preser eben ein neues Werk vollendete, welches unter dem Titel „Heimathliche Bilder und Gestalten" nächstens erscheinen wird. Das Gedicht „Negroponte", das wir heute bringen, ist dieser Sammlung hessischer Balladen und Romanzen entnommen und wurde zuerst in der letzten Nummer des „Dichterheims" veröffentlicht.

Wir haben in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift des Jubiläums unseres hessischen Landsmanns Adam Trabert in Wien gedacht, heute sind wir in der Lage, des Jubiläums eines anderen hessischen Landsmannes Erwähnung zu thun, der gleichfalls in Oesterreich Stellung gefunden und sich als Schulmann, Sprachforscher und Kulturhistoriker einen sehr geachteten Namen erworben hat. Es ist Professor Theodor Vernaleken zu Graz, der am 28. Januar sein 80. Lebensjahr vollendet hat. Der Jubilar ist 1812 zu Volkmarsen geboren. Seine Schulbildung erhielt er zu Warburg und Paderborn. Von 1830 bis 1834 besuchte er das Lyceum zu Fulda. Anfänglich dem Studium der Theologie an der dortigen theologischen Lehranstalt des bischöflichen Priesterseminars sich widmend, wandte er sich später aus besonderer Neigung zur Pädagogik nach Küßnacht, um sich hier unter den Augen Pestalozzi'scher Schüler für diesen Lehrerberuf vorzubereiten. 1837 begann er seine praktische Laufbahn als Lehrer in Winterthur. Nach Wien kam er 1850 auf das Betreiben des k. k. Ministerialrathes Exner, der durch Vernaleken's Lehr- und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht auf dessen besondere Befähigung aufmerksam geworden war. In Wien war Vernaleken in mannigfacher Stellung thätig, als Professor der deutschen Literatur am Polytechnikum, als Mitglied der Prüfungskommission für Realschullehrer und als Vorsteher der Lehrerbildungsanstalt. Der Schwerpunkt von Vernaleken's Schaffen liegt in dem, was er für die Lehrerbildung in Oesterreich gethan hat. Mit der pädagogischen Thätigkeit Vernaleken's ist aber blos die eine Seite seines Schaffens gekennzeichnet. Nicht minder erheblich sind seine Leistungen auf dem Gebiete der Germanistik und der Sagenforschung. Daß die ersteren nicht geringfügig sind, beweist die Schätzung, welche Vernaleken mit seinen deutschen Schriften bei Jakob Grimm, Pfeiffer und Uhland fand. Nicht weniger verdienstlich sind seine Beiträge zur Sagenkunde. Er sammelte Alpensagen, österreichische Bräuche und Sitten, Spiele und Reime der österreichischen Kinder u. a. m. Seit 1877 lebt Vernaleken, nachdem er sein Lehramt niedergelegt hat, in Graz. Möge dem Jubilare, der sich wesentliche Verdienste um die Ordnung des Mittel- und Volksschulunterrichtes in Oesterreich erworben hat, noch recht lange ein heiterer Lebensabend vergönnt sein.

Universitätsnachrichten. Die philosophische Fakultät der Universität Marburg hat unter dem 30. Januar den Konservator des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde Ludwig Bickell zu Marburg zum Doctor philosophiae honoris causa ernannt. In dem über diesen Akt ausgestellten Diplome wird der neue Ehrendoktor bezeichnet als „der warme Freund der Künste wie der Heimath, hervorragend verdient um die Aufdeckung, Sammlung, Erhaltung und bildliche Aufnahme der Denkmäler aus der Vorzeit seines geliebten Hessenlandes; der die Kunstgriffe und das Handwerkszeug alter und neuer Zeit, auch verschollenes und abgelegenes, mit bewunderungswürdigem Scharfsinn und großer Gelehrsamkeit aufgespürt und sich angeeignet, sie auch selbstständig vermehrt und vervollkommnet hat, sodaß er befähigt war, auf verschiedenen Zweigen des Kunstgewerbes bei gegebener Gelegenheit ein wahrhaft kundiger Lehrer und Berather zu werden". Die philosophische Fakultät hat in diesem Diplom nicht nur die ausgezeichneten literarischen Leistungen Bickell's, seine Schriften über die Elisabethkirche, über die Eisenhütten des Klosters Haina, seine „Hessischen Holzbauten" und zahlreiche Einzelaufsätze und werthvolle Beiträge zu fremder Arbeit, anerkennen wollen, sondern vor allem auch seine großen Verdienste um die Sammlung unserer Kunstalterthümer und um die Grundlegung einer im großen Stil gedachten Kunsttopographie, eines monumentalen Urkundenbuches der hessischen Vergangenheit. Sie hat die einzigartige Vereinigung von historischem und technischem Wissen, die eminente Sachkenntniß auf allen Gebieten der Kunstbethätigung und das selbstlose, nun schon durch ein Vierteljahrhundert fortgesetzte Streben zur Ehre des engeren Vaterlandes zu der längst verdienten öffentlichen Anerkennung gebracht und so einen Akt vollzogen, der weit über die Grenzen unserer Provinz hinaus freudige Genugthuung erregen wird. (O. Z.)

Die theologische Fakultät der Universität Marburg hat den Generalsuperintendenten Karl Friedrich Fuchs in Kassel und den Konsistorialpräsidenten Otto de la Croix zu Wiesbaden zu Ehrendoktoren der Theologie ernannt.

Dem Professor der Rechtswissenschaft Dr. Ludwig Enneccerus in Marburg ist der Charakter als Geheimer Justizrath verliehen worden. — Der Professor für neutestamentliche Exegese, Konsistorialrath Dr. Georg Heinrici in Marburg hat einen Ruf an die Universität Leipzig erhalten und angenommen. Derselbe wird zu Anfang des nächsten Wintersemesters dorthin übersiedeln.

Der Professor für praktische Theologie Dr. J. Gottschick in Gießen hat einen Ruf nach Tübingen erhalten und wird zu Ostern sein neues Lehramt antreten. — Der Professor für mechanische Technologie Ernst Brauer an der technischen Hochschule zu Darmstadt ist an das Polytechnikum in Karlsruhe berufen worden.

Unser hessischer Landsmann, der Professor der Kunstgeschichte Dr. Karl Justi in Bonn hat die kürzlich an ihn ergangene Berufung nach Wien,

gleich dem Rufe an die Universität Leipzig, abgelehnt. Demselben ist der Charakter als Geheimer Regierungsrath verliehen worden. — Der Privatdozent und praktische Arzt Dr. W. von Starck in Kiel, Leibarzt des Prinzen Waldemar von Preußen, ist zum außerordentlichen Professor befördert und zum Direktor der medizinischen Poliklinik ernannt worden. Professor Dr. W. von Starck, Sohn des in Marburg lebenden vorhinnigen kurhessischen Obergerichtsrathes F. von Starck, ist zu Hořovic in Böhmen geboren und steht gegenwärtig in seinem 33. Lebensjahre. Sein Sondergebiet ist die Kinderheilkunde, die ihm werthvolle Schriften und Abhandlungen verdankt.

Todesfälle. Wir haben heute eine außerordentlich große Anzahl von Todesfällen zu verzeichnen, und müssen wir es uns leider, wegen Mangels an Raum, versagen, nähere Angaben über den Lebensgang der Dahingeschiedenen zu machen, hoffen aber, dies, so weit es uns möglich ist, bei anderer Gelegenheit nachholen zu können. Es starben zu Kassel: am 14. Januar der Forstmeister und Regierungsrath a. D. Louis Weber im 75. Lebensjahre; der Kreisgerichtsdirektor a. D. Otto Gleim im 81. Lebensjahre; am 17. Januar der Rechtsanwalt Georg Arnold, früher Staatsanwalt in Fulda, im Alter von 70 Jahren; am 20. Januar der praktische Arzt Dr. Wilhelm Wehr im 81. Lebensjahre; am 25. Januar der Pianoforte-Fabrikant Karl Scheel im 79. Lebensjahre; am 27. Januar der Oberst z. D. Wilhelm von Nummers im 85. Lebensjahre; am 19. Januar starb zu Pfullingen im 28. Lebensjahre der Irrenheilanstaltsarzt Dr. Heinrich Gunckel; am 23. Januar zu Breslau im 65. Lebensjahr der Oberlandesgerichtsrath Friedrich Hassenpflug; am 28. Januar zu Regensburg im 71. Lebensjahre der Oberforstrath Franz Joseph Ritter von Post, geboren zu Schmalnau an der Rhön; am 29. Januar zu Hanau im Alter von 70 Jahren der Fabrikant Wilhelm Una, früher Präsident der Hanauer Handelskammer; am 29. Januar zu Straßburg im Alter von 50 Jahren der Professor der englischen Literatur Bernhard ten Brink, von 1865 bis 1872 Professor an der Universität Marburg; am 31. Januar zu Hanau im Alter von 80 Jahren der Superintendent Johannes Wendel; am 3. Februar zu Eschwege im 80. Lebensjahre der Geheime Regierungsrath, Landrath a. D. Karl Groß; am 9. Februar zu Bockenheim der Amtsgerichtsrath Eduard Schwarzenberg im 65. Lebensjahre; am 14. Februar zu Wolfsanger der Oberförster a. D. Heinrich Ferdinand Wepler im 70. Lebensjahre.

Hessische Bücherschau.

Der Geheime Regierungsrath Prof. Dr. Philipp Spitta, welcher bekanntlich als erste musikwissenschaftliche Größe Deutschlands an der Berliner Universität wirkt, bespricht in der vor Monatsfrist erschienenen „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft“ auf Seite 676 und 677 das erste Heft der von Johann Lewalter in Niederhessen gesammelten Volkslieder. Der Gelehrte schreibt: „Im Jahre 1885 gab Otto Böckel ein Buch „Deutsche Volkslieder in Oberhessen“ (Marburg, Elwert) heraus, das eine fleißige Sammlung von Texten, dazu in einer ausführlichen Einleitung viel Lehrreiches und manch' ein beherzigenswerthes Wort enthält. Lewalter sagt es nicht ausdrücklich, ist aber gewiß durch dieses Buch zu seiner Arbeit angeregt worden. Böckel bietet keine Melodien und tritt sehr gelehrt auf; Lewalter berücksichtigt Text und Musik gleichmäßig und löst so, wenn auch in anspruchsloserer Form, seine Aufgabe vollständiger. Der Werth des fleißig gearbeiteten Büchleins liegt hauptsächlich in zwei Dingen: es lehrt an seinem Theile, wie der Volksgeist auch am altererbten Gut vermehrend, kürzend, umbiegend, anpassend, mischend in unausgesetzter Thätigkeit ist und giebt zugleich eine Statistik dessen, was zu einer bestimmten Zeit auf einem engumgrenzten Gebiete Deutschlands an Volksliedern noch lebendig war. Bei dem sicher bevorstehenden tieferen Niedergange des deutschen Volksgesanges hat solch ein statistisches Bild seine geschichtliche Bedeutung. Ich gestehe, der Bestand ist immerhin größer, als ich erwartet hätte, und scheint mit vorliegendem Hefte noch nicht einmal erschöpft zu sein. Der Titel wenigstens stellt eine Fortsetzung in Aussicht, die wir dankbar aufnehmen werden.“

Kunstdenkmäler im Großherzogtum Hessen. Provinz Starkenburg, Kreis Erbach von Prof. Dr. Georg Schäfer. Mit einer Uebersichtskarte, 116 Textillustrationen und 23 Tafeln in Lichtdruck. Darmstadt 1891. Kommissionsverlag von A. Bergsträßer.

Der vierte (bereits in Nr. 11 v. J. von uns angekündigte) Band dieses Monumentalwerkes führt uns einen Teil unseres Vaterlandes vor, der zum alten Dekumatenlande gehörte und noch heute vielerlei wertvolle Überreste aus römischer Zeit birgt, militärische Befestigungsanlagen, der sog. Mümlinglinie angehörig, bürgerliche Niederlassungen, Denksteine, Statuetten u. s. w. Der bedeutendste Sakralbau des Kreises aus der Zeit des Mittelalters ist die Einhard-Basilika zu Steinbach, die den Übergang zur romanischen Epoche darstellt. Während letztere Zeit außer dem Turm

der Klosterkirche zu Höchst keine bemerkenswerten Denkmäler in jener Gegend hinterlassen hat, finden wir allda viele Sakralbauten in gotischem Stile, wovon besonders die Stadtkirche zu Michelstadt zu erwähnen ist. Interessant auch sind die vielen Burgen, Schlösser und Ruinen des Kreises, besonders der Schnellerts, das Beerfurter Schlößchen, der Breuberg, Fürstenau, Freienstein. Vor allem aber zieht uns das Schloß zu Erbach an, dessen hervorragende Sammlungen und Kunstschätze in trefflicher Auswahl vor Augen geführt werden. Zum Schlusse des lehrreichen Werkes wird ein Bericht über die benutzte Litteratur gegeben. Höchst auffallend muß erscheinen, daß Verf. verschiedene Publikationen des historischen Vereines nicht berücksichtigt hat, so vor allem nicht das bedeutende Werk von Adamy über die Einhard-Basilika zu Steinbach, ebensowenig die gediegene Arbeit von Anthes über den Schnellerts (Quartbl. d. hist. Vereins v. 1887), die Forschungen über das Beerfurter Schlößchen u. s. w. Leider wird der Wert des Werkes durch diesen Mangel nicht unbeträchtlich geschmälert. —

Laubach.

Dr. August Roeschen.

An meine hessischen Landsleute.

Ein Mann, der so entschieden in den politischen, sozialpolitischen und religiösen Kämpfen steht wie ich hier in Oesterreich, mag sich allerdings kaum sehr überrascht fühlen, wenn die Parteigenossen die siebenzigste Wiederkehr seines Geburtstages nicht ganz unbeachtet vorübergehen lassen. Kommt noch hinzu, daß man sich einige Freundschaft ersungen hat, so mag die Feier eines solchen Wiegenfestes auch schon ein wenig warm werden. Ich gestehe auch gern, daß alles das ganz ungemein wohl thut, und daß der Hauch der Liebe und Freundschaft für tausend Schmerzen, — und wer hätte diese nicht zu empfinden? —, reichlichst entschädigt. Aber auch diese Entschädigung und die beseligende Freude, die in ihr liegt, sind nicht ohne einen Tropfen Wermuths. Ich habe den Tropfen, den ich zu kosten hatte, in den Ueberschwänglichkeiten des Lobes gefunden, die den Jubilar leicht so hoch emporheben, daß ihm schwindeln möchte. Gott Lob, mir hat trotzdem nicht geschwindelt; denn ich hatte den Muth, bescheiden unter mich zu blicken, um mir des Abstandes bewußt zu werden, den ich an meinem Wiener Ehrentage zwischen Wirklichkeit und Dichtung, zwischen Verdienst und Ueberschätzung bestehen sah. Der Innigkeit aber, mit der ich denen danke, die mir diesen Ehrentag bereitet haben, soll auch diese Erkenntniß keinen Eintrag thun. Eines aber hat mich hoch überrascht. Ich habe fest geglaubt, in der alten Heimath vergessen zu sein; ich habe kaum zu hoffen gewagt, daß sich noch ein paar Grauköpfe im lieben Hessenlande des Brausekopfs erinnern möchten, der auch dort einst im Feuer der Geisterschlachten gestanden hat. Und wie ist es nun doch so ganz anders gewesen! Auch dort, wo die Fulda rauscht, schlagen mir, das weiß ich jetzt, noch recht viele Herzen entgegen, und es drängt mich, auch ihnen allen ein Wort des Dankes zu sagen. Diese Freundschaftszeichen aus der alten Heimath, aus dem schönen Hessenlande, das ich leider nicht mehr mein nennen darf, thun doppelt wohl. Ich finde in diesem Gefühle den reichen Lohn dafür, daß alle Herrlichkeiten Oesterreichs, und obwohl ich mich mit meiner neuen Heimath untrennbar und dankesvoll verbunden weiß, nicht im Stande waren und nie im Stande sein werden, mir die hessischen Berge und meine Landsleute von ehedem vergessen zu machen.

Ganz besonders gebührt auch denjenigen hessischen Zeitungen mein Dank, die am 27. Januar 1892 oder aus Anlaß dieses Tages freundlich meiner gedacht haben.

A. Trabert in Wien (Oberdöbling).

Briefkasten.

K. N. Kassel. Mit der Veröffentlichung Ihres uns gütigst zugesandten Aufsatzes wird in der nächsten Nummer begonnen werden.

Dr. H. S. Kassel. Ihr freundliches Anerbieten nehmen wir dankbar an und sehen baldgefälliger Zusendung des Manuskripts entgegen. Auch die in Aussicht gestellten „Lebenserinnerungen“ sind uns sehr erwünscht.

Th. M. Kassel. Wir hoffen in den nächsten Tagen in der Lage zu sein, Ihnen brieflich Auskunft über die fragliche Angelegenheit geben zu können.

J. S. Frankfurt a. M. Wird benutzt. Freundlichsten Gruß.

Dr. P. W. Leipzig. Besten Dank. Wird in der nächsten Nummer gebracht.

Prof. Dr. K. K. Zerbst. Verbindlichsten Dank für die gefällige Zusendung. Die Besprechung behalten wir uns für die nächste Nummer vor.

Th. K. Regensburg. Wie sie sehen, gleich benutzt. War uns sehr willkommen. Die gewünschten Exemplare erhalten Sie gleichzeitig mit dieser Nummer.

v. Sp. München. Wir werden Ihrem Wunsche entsprechen und statten Ihnen für Ihre freundliche Mittheilung unseren verbindlichsten Dank ab.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.

Stets zuverlässig gut und kräftig im Geschmack ist meine seit 11 Jahren eingeführte

Kasseler Mischung,

das Pfund M. 1,70, bei Postpacketen portofrei. Die Kasseler Mischung ist aus guten Java-Sorten hergestellt, die nach holländischer Art geröstet sind.

Ausserdem unterhalte ich ein **grosses Lager in rohen und gerösteten Kaffees** in allen Sorten u. Preislagen u. stehe ich mit Preislisten u. Proben gern zu Diensten. Postpackete portofr.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.


Hierbei eine Beilage der Verlagshandlung von Emil Roth in Gießen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 5. Kassel, 3. März 1892.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2934.

Helius Eobanus Hessus,

rex poetarum.

Zu Marburg in fröhlicher Schenke sitzt
Der Liebling der Musen, dem Weine so hold,
Herr Eobanus Hessus, ihm blitzt
Entgegen im Glase des Rheinweins Gold.
Und rings umher an dem Schenkentisch,
Da zechen die Jünger der Wissenschaft,
Da sprühen so launig und geistesfrisch
Die Worte zum perlenden Rebensaft.

„Du König der Dichter im deutschen Reich,
Du Meister des Sangs und Du Kenner des Weins,
Sei König uns auch als Zecher zugleich,
Zur Ehre der herrlichen Reben des Rheins.
Sieh dieses Humpens gewaltigen Bug,
Wir füllen zum Rand ihn mit duftendem Wein,
Und kannst Du ihn leeren mit einem Zug,
So sollst Du der König am Schenktisch sein."

„Was dünkt Euch, ihr Wichte hier allzumal,"
Ruft Hessus erzürnt in die zechende Schaar,
„Hinweg nur mit Euerem Zwerg von Pokal,
Den reicht einem Säugling, doch mir nicht dar!"
Und einen der Reiterstiefeln mit Sporn,
Den reicht er klirrend zum sprudelnden Spund,
Und leert ihn in edelem Zecherzorn
Bis auf den letzten Tropfen am Grund.

Hei! Wie sie da schwingen den Becher mit Lust,
Zu Ehren des Meisters im Trank und im Sang;
Hei! Wie sie da singen aus fröhlicher Brust,
Zu feiern den Meister mit Liederklang!
Doch als Eobanus den Trunk gethan,
Hebt hoch er den mächtigen Humpen im Kreis
Und spricht: „Willkommen sei jeder Kumpan,
Der so seinen Stiefel zu trinken weiß."

Carl Preser.



Kirche und Schule in Hessen während und nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel.

(Fortsetzung.)

Die pädagogischen Grundsätze, nach welchen die Schulordnung den Unterricht geleitet wissen will, sind so anerkennenswerth und vernünftig, daß man auch heutzutage, natürlich mutatis mutandis, noch wohl daran lernen könnte. Sie ist, was die Vorschriften über die Disziplin anbelangt, ebenso frei von der damals in praxi wenigstens noch für unerläßlich gehaltenen tyrannischen Strenge wie von der heutigen übergroßen Lindigkeit; und wenn auch einzelne Strafen, wie die öffentliche Verhöhnung einzelner Thunichtgute, das Tragen eines Hutes mit Eselsohren und dergleichen, nicht mehr nach unserem Geschmacke und mit Recht abgestellt sind, so lag solches doch im Geiste der Zeit und galt für unerläßlich. Man hatte eben nach beiden Seiten hin, bei Lehrern wie bei Schülern, mit der Verwilderung der Sitten zu kämpfen.

Wenn im Jahre 1640 zu Marburg der Präzeptor an der Schützenschule, M. Julius Kolbe, einen neunjährigen Knaben in der Kinderlehre drei unterschiedliche Male zu Boden schlägt und so um den Kopf traktirt, daß ihm derselbe voller Beulen wie wälsche Nüsse groß aufläuft, so scheint eine solche Rohheit in jenen Zeiten noch nicht als das Maß des Zulässigen überschreitend angesehen worden zu sein, denn der Vater des Kindes wurde, weil er dem Lehrer hatte sagen lassen, er habe seinen Sohn nicht wie ein redlicher Mann, sondern übermäßig geschlagen, von der Regierung zu Gefängniß verurtheilt und begab sich daher auf flüchtigen Fuß. Oder wenn noch im Jahre 1681 ein Einwohner des Dorfes Münchhausen in Oberhessen sich beschwert, daß der Schulmeister zuweilen die Schüler alle über einen Haufen schlage, ihnen Pflugräder oder große Klötze anhänge, ja einmal einem geringen kleinen Knaben einen großen eisernen Topf voller Muß, den er vom Feuer abgenommen, an den Hals gehängt habe, und der Pfarrer dagegen berichtet, daß solches in bello scholastico den faulen Schülern ein Billiges sei, auch von den Herren praeceptoribus in scholis illustribus bekanntermaßen mirifice protegirt werde und der Accusant deshalb zu verlachen sei, so kann man sich ein ungefähres Bild machen, wie es in einer damaligen Schule herging.

Es ist deshalb interessant zu lesen, wie die Schulordnung die Lehrer charakterisirt, und was sie über die Mängel der Disziplin und über die Handhabung derselben sagt.

„Etliche Mängel, heißt es daselbst im zehnten Kapitel, finden sich bei dem praeceptoribus selbst, als daß etliche so gar hitzig und stürmisch sind, daß sie alsbald zürnen, schelten und wohl gar mit Büchern, Ruthen und Stecken, ja auch mit Fäusten ganz unbarmherzig zuschlagen, den Knaben nicht allein viel Maulschellen geben, sie bei den Ohren und Haaren ziehen und blutrünstig machen, sondern auch jezuweilen mit den Ruthen in's Gesichte und in die Augen stoßen, auch wohl gar Beulen und Löcher in die Köpfe schlagen; wenn nun hierdurch die Knaben verbittert, abgeschreckt werden und jezuweilen davon laufen, der Präzeptor auch sich in große Gefahr stürzet, so soll solches gänzlich abgestellet und ein jeder nicht nur bei seiner Konfirmation, sondern auch in den tentaminibus und examinibus zur Sanftmuth und Geduld ermahnet werden.

„Etliche aber sind gar zu gelinde und gestatten den Knaben allen Muthwillen, sehen nicht einmal sauer dazu und können wohl leiden, daß auch die Knaben, mit welchen sie sich gar zu gemein machen, allerlei leichtfertige Kurzweil und Spiel in ihrer Gegenwart treiben, welches ebenso wenig gut zu heißen als die tyrannische Strenge.

Etliche, ob sie schon weder zu gelinde noch zu scharf, sind sie doch selber grobe Gesellen, so wegen ihrer Laster und Gebrechen der Strafe selbst würdig wären; da nun die Schüler solches

merken, so kann nichts anderes als eine Verachtung des Lehrmeisters und der Disziplin erfolgen."

Hinsichtlich der anzuwendenden Strafmittel heißt es unter anderem: „Wann aber diese gütliche Ermahnung, Strafworte und Bedräuungen nicht fruchten wollen, so sollen die praeceptores den- oder dieselben, so Aergerniß gegeben und unfleißig gewesen, noch schärfer vornehmen, und daß er die Stäupe wohl verdienet, mit Ernst vorhalten; dennoch aber ihme eine andere Straffe auferlegen. . . . . Wo aber das Verbrechen so groß wäre, daß virga oder baculus (doch keine Peitschen noch große Stecken, noch Ruthen mit starken Knöpfen) gebraucht werden müßte, sollen die praeceptores sich wohl hüten und vorsehen, daß solche nicht auf's Haupt, weniger in's Gesicht oder auf die Schläfe, sondern auf solche Glieder, wo sie hingehören und unschädlich sind, zur Zucht und nicht zur Rachgier angewendet werden, und wird sonderlich den hitzigen Gemüthern dienlich sein, daß sie solche castigationes durch jemand anders mit Benennung der Zahl, wie viel Streiche sie haben sollen, auftragen.

„Es kann auch nicht schaden, daß man solche Aergerliche öffentlich behöhne, daß sie zum Spektakel entweder in der Höhe oder auf einem Beine stehen, oder knieen oder pro asinis salutirt oder einen Hut mit Eselsohren eine Weile tragen oder gar damit auf die Eselsbank gestoßen werden, jedoch daß die gebührende Moderation allenthalben observiret werde."

Man sieht, Landgraf Wilhelm's Schulordnung war von der redlichen Absicht beseelt, dem gesunkenen Schulwesen aufzuhelfen. Natürlich ging dies nicht mit einem Schlage. Die Rohheit der Sitten, die Verachtung wissenschaftlicher Bildung war nicht auf einmal in's Gegentheil umzuwandeln, vornehmlich aber bedurfte es langer Zeit, erst wieder gute Lehrer heranzubilden. Für's erste mußte es also genügen, daß der Keim zum Besseren gelegt war, und daß wenigstens eine gewisse Gleichförmigkeit des Unterrichts erreicht wurde, welcher die Schüler der kleinen Lateinschulen der Landstädte zur Aufnahme in die Pädagogien befähigte.

Denn nur auf die Lateinschulen bezog sich die Schulordnung. In den Dörfern sah es weit trauriger aus, da bei dem Mangel an geeigneten Personen der Schulunterricht hier entweder von Handwerkern oder, — da der Bauer seine Söhne bei dem Mangel an Arbeitskräften zur Feldarbeit bedurfte —, gar nicht ertheilt wurde. Daher konnte es im Jahre 1662 vorkommen, daß zum Beispiel die Gemeinde Veltershausen im Oberhessischen ihr Gesuch um Bestellung eines ordentlichen Schulmeisters bei dem Landgrafen mit der Versicherung begründete, wie sie zu ihrem „Schaden erfahren, daß weil wegen unterlassenen Anstalts auch beschwerlich gewesenen Zeiten unser keiner Schreibens gelehrt worden; wir auch den geringsten Zettel, so von der Obrigkeit oder sonst an uns in die Dorfschaft geschickt, erst in ein ander Dorf tragen und uns denselben lesen und verständigen lassen müssen".

Hier bei der Hauptmasse des Volkes, zugleich derjenigen, die unter dem namenlosen Elend des Krieges das meiste gelitten, lag es also ausschließlich der Geistlichkeit ob, das Werk der christlichen Bildung und Erziehung durchzuführen.

Wenn wir fragen, welche Mächte es waren, die in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges das deutsche Volk zusammengehalten haben, daß sich zumal die Landbevölkerung gegenüber den immer auf's neue hereinbrechenden Drangsalen nicht völlig auflöste, daß der Bauer immer wieder zurückkehrte zum heimischen Herd, wenn auch Haus und Hof in Asche lagen und die Ernte keine Aussicht bot, so müssen wir das erste Verdienst der Geistlichkeit, besonders den armen Dorfpfarrern zuerkennen. Sie haben, obgleich den kaiserlichen Mordbrennern am meisten verhaßt und stets den größten Gefahren ausgesetzt, mit einem Muth ohne Gleichen bei ihren Gemeinden ausgeharrt, die zerstreuten stets auf's neue gesammelt und Betstunde und Gottesdienst, sobald es die Feindesgefahr erlaubte, von frischem aufgenommen und so reichlich gesühnt, was sie früher mit ihren unfruchtbaren polemisch-dogmatischen Kanzelreden vielfach an der religiösen Erbauung des Volkes gesündigt hatten.

Als zum Beispiel im Jahre 1626 das Dorf Niederwalgern fast vollständig niedergebrannt und von allen Einwohnern verlassen war, harrte allein der Pfarrer Johannes Henkel bis zuletzt auf dem ihm von Gott anvertrauten Posten den ganzen Winter über aus. Doch als im nächsten Frühjahr der letzte Rest Kornes verzehrt war und auch nicht eine Seele heimkehrte, sodaß er in Wahrheit als ein Hirte ohne Herde dastand, da bat er die Regierung „in gnädiger Erwägung seines armen, elenden Zustandes" um seine Entlassung, die ihm auch gewährt wurde, da er bei dem Mangel jeglicher Aussaat nicht einmal auf eine künftige Ernte vertröstet werden konnte.

Das Dorf Lohne bei Fritzlar wurde im Jahre 1640 bis auf 11 Gebäude, da es doch vor dem Kriege 80 Feuerstätten hatte, eingeäschert, und blieben nur 14 Leute im Dorfe, unter ihnen der Pfarrer Johannes Christmann. Da sich aber doch das Volk wieder mehrte, drang der letztere darauf, daß vor allem die Gotteshäuser, Kirche und Schule, wieder aufgebaut würden.

Allein 1647 wurde das Dorf sammt der Kirche auf's neue von den Schweden niedergebrannt; da setzte man auf die Kirchenmauern ein Dachwerk, damit man wenigstens im Trockenen Gottes Wort anhören möchte.

Anderer Orten ging dies freilich nicht einmal. Der Pfarrer Ludolph von Reichensachsen berichtet zum Jahre 1640, daß zur Zeit, als die Kaiserlichen und Schweden sich bei Fritzlar und Wildungen gegenüberlagen und ihre Streifparteien weit hinaus in's Land ausschickten, sich „der eine hier, der andere dort auf den Bergen, in Hecken und Wildnissen gegen den Winter sein Hüttlein gemacht und mit Weib und Kindern Tag und Nacht sich daselbst aufhalten müssen: da haben wir gewohnt, gekocht, gepredigt, Betstunde, auch oftmals Taufe verrichtet u. s. w. Wir sind lange Zeit nicht bei einander, sondern sehr zerstreut gewesen". Die von ihm später aufgezeichneten Erlebnisse und Begebenheiten schrieb er während mehrerer Jahre theils auf Zettel, theils mit Röthelstein in den Wildnissen an Bäume und Felsen.

Aber immer versucht es der wackere Mann wieder, seine Gemeindeglieder zusammenzubringen. Die Kirche ist ihm der Mittelpunkt; so oft es geht, eilt er mitten unter Feinden dorthin, um den Gottesdienst zu verrichten. Im folgenden Jahre, als die Dorfleute wieder von Pfingsten bis Weihnachten flüchtig in den Wäldern waren, verabredet er, daß Sonntags statt des Läutens ein dreimaliges Anschlagen an die Glocke das Zeichen sein solle, zum Gottesdienste und zur Predigt zu kommen. Und da die kaiserlichen Mordbanden, welche vom Eichsfelde her ihnen aufpaßten, dieses Zeichen nicht verstanden, vielmehr meinten, es sei ein Warnungssignal, ihnen auszuweichen, so hielt Ludolph ein halbes Jahr lang bis nach Martini mitten unter den feindlichen Schaaren den Gottesdienst ab. Doch wurden viele seiner Gemeindeglieder der beständigen Furcht und Sorge bei Tag und bei Nacht so müde, daß sie nach der Pfalz, nach Bremen, Holstein und da herum auswanderten und er sich im Jahre 1642 nur noch mit etwa 26 Mann und 10 Wittfrauen im Dorfe allein befand. Er versichert, daß mehr als ein Jahr hingegangen sei, ohne daß er auch nur einen Bissen Fleisch gesehen habe, und doch versah er zum Beispiel 1640 außer der eigenen auch noch die sämmtlichen Nachbarkirchen, deren Prediger an der Pest erkrankt waren.

Aehnlich berichtet der Pfarrer Balthasar Pistorius zu Gemünden an der Wohra im Jahre 1642 an den Superintendenten in Marburg: „Der Schulmeister hat vor wenigen Tagen mit weinenden Augen angehalten, daß ihm zur Erkaufung Brotes nur ein Gulden möchte gegeben werden, hat ihn aber nicht bekommen können... Was vor Armuth und Mangel ich mit meinen Kindern leiden muß, wäre mir leid, daß es jedermann wissen sollte. Dennoch kann ich vom Kirchenkasten nicht so viel haben, daß ich einen Laib Brot bezahlen könnte." Pistorius bittet sodann, auf Mittel bedacht zu sein, wie er künftig sein Leben erhalte, wenn er länger bei seinen Pfarrkindern bleiben solle.

Die Beispiele ließen sich unendlich vermehren, wollte man zumal alle die alten Kirchenbücher nach Aufzeichnungen aus jenen Zeiten durchforschen.*) Vieler, ja der meisten Namen und Wirken wird allerdings unwiederbringlich verloren sein, und doch verdienten diese wackeren Streiter, die festen Muthes an die Erhaltung des Deutschthums Gut und Blut setzten, eher in die Tafeln der Geschichte eingezeichnet zu werden als jene blutigen Heerführer des dreißigjährigen Krieges, die nur an seiner Zerstörung arbeiteten. Um so bewunderungswürdiger müssen uns jene zähen Seelsorger erscheinen, als sie nicht bloß mit steter äußerer Gefahr bedroht waren, sondern häufig unter der Verwilderung in der eigenen Gemeinde schwer zu leiden hatten. Je größer das Elend war, desto mehr Grund hatten sie zu zürnen und zu strafen, und Diebstahl und frecher Muthwille wurden am liebsten gegen solche geübt, vor deren strafendem Worte man sich früher am meisten gescheut hatte.

Natürlich konnte es in den langen Kriegszeiten nicht ausbleiben, daß der Krieg auch auf einen Theil der Geistlichen seine entsittlichende Wirkung ausübte, zumal auf die jüngere Generation, die ihre oft ungenügende Ausbildung in den Zeiten der Unordnung und der auf den Hochschulen herrschenden Zügellosigkeit erhalten hatte. Die Klagen wider sie beginnen nach der Zeit der furchtbarsten Drangsale, nämlich mit dem Jahre 1643. Da ist es hinwiederum ein Mann, der sich durch Pflichteifer und Treue im Amte ein unvergängliches Verdienst um die hessische Geistlichkeit selbst in jenen dunkelen Zeiten erworben hat, der Superintendent Theophilus Neuberger in Kassel.

Neuberger war ein geborener Pfälzer, aus Alzey, und hatte das seltsame Geschick, der Reihe nach drei geächteten Reichsfürsten zu dienen. Zuerst Hofprediger in Heidelberg, mußte er nach der Besitznahme durch die Spanier mit dem kur-

*) Es wäre dies eine schöne Aufgabe für die Herren Pfarrer auf dem Lande. Der Verein für hessische Geschichte würde das Material gern nach und nach veröffentlichen; auch die bloße Mittheilung, daß solche Aufzeichnungen vorhanden seien, würde dankbar entgegen genommen werden.

fürstlichen Hofe entweichen und kam nach mancherlei Kreuz- und Querfahrten nach Berlin. Hier lernte ihn der Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg als vorzüglichen Kanzelredner kennen und berief ihn 1623 nach Güstrow. Doch auch den Herzog traf die kaiserliche Acht; er verlor an Wallenstein alle seine Lande, und Neuberger kehrte in dürftiger Lage 1628 nach Berlin zurück. Aber noch im selben Jahre berief ihn Landgraf Wilhelm V. von Hessen, der Schwager des vertriebenen Herzogs und wohl auf dessen Empfehlung hin, als Hofprediger nach Kassel, und 1634 wurde er Superintendent. Er hat nun in Hessen in der fruchtbringendsten Weise gewirkt. Vilmar (Chronik, S. 79) bezeichnet ihn als den bedeutendsten unter allen Superintendenten, welche Hessen-Kassel gehabt hat. Durch zahlreiche, in ächt volksthümlichem Geiste geschriebene Werke, wie durch sein Gebetbuch und seinen Glaubensspiegel, hat er damals auf weite Kreise gewirkt. Besonders aber war er der Mann, den die Geistlichkeit brauchte, um ihr als Führer zu dienen in der Erziehung des Volkes. Er starb den 9. Januar 1656. Das Gudensberger Klassenprotokoll trägt zu seinem Tode den Vermerk: Defunctus est vita vir admodum reverendus dominus Theophilus Neubergerus, theologus gravissimus . . . ., euergeta noster desideratissimus: r. i. p.

Von Neuberger besitzen wir unter anderem auch eine Reihe von Aufzeichnungen der wichtigsten Begebenheiten aus den Jahren 1635—1650, aus denen wir ersehen, wie er selbst unermüdlich, sobald es irgend angängig war, darauf bedacht war, im Lande seine oft beschwerlichen Visitationsreisen zu machen. Daneben haben wir eine Reihe (noch ungedruckter) Ausschreiben von seiner Hand an die Pastöre seiner Diözese, die für die Kenntniß der damaligen Verhältnisse von nicht geringem Interesse sind.

Das erste mir vorliegende ist aus dem Jahre 1643. Nachdem er die Brüder an die Worte: „Ihr seid das Salz der Erde“ erinnert hat, fährt er fort: „Diese nutzige Vermahnung, anderer sehr viel itzo zu geschweigen, habe ich darum anfangs kürzlich vorlegen wollen, weil mir darzu Ursach geben und mein Herz und Gewissen mich antreiben, die vielfaltige, leidige und betrübte Fäll und Exempel, so nicht allein bishero unterschiedlich, sondern eben itzo bei diesen doch kümmerlichen Zeiten überhäuft an den Pfarrern zu großem Despect des Ministerii gefunden werden. Denn itzo in beiden Kreisen (Kassel und Eschwege) acht Pfarrer sein, so wegen Hurerei und Ehebruchs, auch anderer Excessen, als Schlägereien, Zankhändel, Uebellebens mit ihren Ehegatten, Saufens, Tanzens und schädlicher, unziemlicher Narrenspossen halber in großen Labyrinth gerathen, deren sieben allbereits der weltlichen Obrigkeit auf der Kanzlei kund worden, des achten grobe, unzüchtige Händel werden vielleicht auch bald vor die Schmidde gelangen. Wie gänzlich und schmerzlich wehe mir solches thut, und was es mir für Gram mache, kann ich mit Worten nicht beschreiben; es ist Gott bekannt.

Gleichwie ich mich nun noch dessen freue und tröste, daß dennoch, Gottlob! nicht alle Pfarrer so böse, sondern noch viel sein, die Gott für Augen haben und christlich leben, . . . also habe nicht nur ich, sondern auch ander unsere Mitbrüder für hochnöthig erachtet, nur eine allgemeine Erinnerung an alle Pastores zu thun, damit die, so sich bishero wohl gehalten, gestärket; die aber, so ihren geistlichen Stand wenig beobachten, gewarnet werden, daß das Aergerniß durch sie nicht gehäufet und das Ministerium in mehreren Spott und Verachtung gesetzet werde.“

Nach einer Reihe von Vermahnungen heißt es dann weiter: „Hütet Euch doch um Gottes und Euer selbst willen vor dem Laster des Saufens, daraus ein unordentlich Leben erfolget, wie die Erfahrung genugsam beweiset, und ist zu beklagen, daß etliche Geistliche dem Trunk so sehr nachgehen, nicht allein es für keine Sünd achten, sondern sich auch wohl rühmen, daß sie hier oder da einen guten Rausch erlangt, *o ein verflucht Lob von Geistlichen!* Ob es einem wider seine Gedanken begegnete, daß er etwas zu viel zu sich genommen, soll man's doch nicht rühmen, sondern bereuen und sich auf's möglichste hüten, sonderlich auch die Krüge und Wirthshäuser, es sei denn auf Reisen, wie auch die Bauerngelage, allda bald alle Autorität verscherzet wird, meiden. Auch ist ärgerlich, wenn ein Geistlicher um Trinkens oder Zecherei willen sein Amt oder Gottesdienst versäumet oder wohl gar unterläßt. Aegerlich ist es, wenn Pfarrer öffentlich mit Soldaten oder anderen Burschen Tabak trinken und sich dem Volke prostituiren. In Ehrensachen und anderen geistlichen Gastgeboten auf Bitte sich einzustellen, ist nicht verboten, aber es muß kein Pfarrer ihm einbilden, daß ihm gebühre die Gäste lustig zu machen, Narrenteidung, grobe Scherze und Stökereien, zumal mit Weibspersonen, zu treiben . . . . Es giebt groß Aergerniß, daß manche so trinken, daß sie taumeln oder wohl gar, wie man Exempel hat, auf der Gassen darnieder fallen, den Mantel, und was sie etwa darunter tragen, fallen lassen und von anderen wieder aufgerichtet werden müssen, o des gräulichen Aergernus!

Und nachdem ich wahrgenommen, daß etliche

Brüder, wenn sie zusammenkommen, meinen, sie seien nicht lustig, wenn sie nicht allerlei Stökereien, Narrenspossen und Actiones, Gezank und Schlägereien anfangen und, wie etliche Acta ausweisen, sich wie Bäckerbuben unter einander gebärden, als wolle auch ein jeder dafür gewarnet sein."

Ich muß es mir versagen, das Vermahnungsschreiben mehr denn ganz auszüglich zu geben, zumal es manches enthält, was sich an dieser Stelle nicht sagen läßt. Das ganze Schriftstück ist aber um so interessanter, als Neuberger am Schlusse bemerkt, daß alles, was er rüge, auf aktenmäßigen Erhebungen beruhe. (Forts. folgt.)

Elise von Hohenhausen,

geboren am 7. März 1812 zu Eschwege.

Am 7. März feiert die Seniorin der in Hessen geborenen, gegenwärtig lebenden Schriftstellerinnen, Frau Elise von Hohenhausen, ihren achtzigsten Geburtstag. Ein Leben, das reich an mühevoller Arbeit, doch auch nicht minder reich an schönen Erfolgen gewesen ist, liegt hinter der ehrwürdigen Greisin mit dem jugendfrischen Herzen. Von früh an schriftstellerisch thätig und stets mit männlichem Ernst nach hohen Zielen strebend, hat Elise von Hohenhausen eine Reihe von Werken geschaffen, die in der Literatur bleibenden Werth behalten und ihren Namen unsterblich machen werden. Wer kennt nicht das in vielen Auflagen erschienene Werk der Dichterin „Berühmte Liebespaare"? Dies Buch erregte wegen der glücklichen Darstellung bedeutender Persönlichkeiten in ihrem Liebesleben bei seinem Erscheinen großes Aufsehen und wird immer wieder gerne gelesen werden.

Im Laufe der Jahre erschien dann noch außer zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften und Tagesblättern eine Anzahl Bücher von Frau von Hohenhausen, deren Titel wir hier mittheilen. Dem Werke „Berühmte Liebespaare" folgte das ebenso fesselnd geschriebene Buch „Berühmte Freundschaften". Dann schrieb sie den „Roman des Lebens", das „Brevier der guten Gesellschaft", die „Romantischen Biographieen aus der Geschichte" und „Goethe's Herzensleben". Auch als Uebersetzerin machte sich Frau von Hohenhausen einen Namen. Wir nennen von ihren Arbeiten auf diesem Gebiete nur ihre treffliche Uebertragung von Young's „Nachtgedanken" und Longfellow's „Goldene Legende" in's Deutsche. Daß die Quelle in dem warmen Herzen in ihrem hohen Lebensalter nicht versiegt oder versunken, vielmehr in frischem Sprudeln geblieben ist, beweist ihr 1889 erschienenes Werk „Drei Kaiserinnen" und der erst vor einem Jahre bei Freund und Jäckel in Berlin herausgekommene Band „Neue Novellen", dessen Lektüre wir allen Freunden gediegener Belletristik nur warm empfehlen können.

Dieser kurze Bericht über die Werke der Frau Elise von Hohenhausen weist sicher Lücken auf, allein wir sind augenblicklich nicht in der Lage, dieselben auszufüllen, da der achtzigste Geburtstag der verehrungswürdigen Greisin so nahe bevorsteht und durch längeres Nachforschen die Möglichkeit schwindet, sie rechtzeitig an dieser Stelle zu dem seltenen Feste zu beglückwünschen. Uebrigens würde ein kürzerer Artikel doch nicht im Stande sein, ein so reiches und in vieler Hinsicht merkwürdiges Leben mit skizzenhaften flüchtigen Strichen zu umspannen. Die eingehende Darstellung desselben muß um so mehr einer gewissenhaften Biographie vorbehalten bleiben, da Elise von Hohenhausen nicht allein als Schriftstellerin bedeutend, sondern auch eine Frau ist, deren Lebensgang sie von früh an mit einer Menge berühmter und merkwürdiger Persönlichkeiten zusammenführte. Eine solche Biographie würde zugleich den größten kulturhistorischen Werth besitzen, weil Frau von Hohenhausen noch zu der alten Geistesgarde gehört und während zweier Menschenalter die Strömungen in der deutschen Literatur kommen und vorrüberrauschen sah, auch den Wechsellauf anderer Verhältnisse mit offenem Auge verfolgte.

Die köstlichste Gabe, die einst der Dichterin zu Theil wurde, scheint in ihrer Familie erblich zu sein, wenigstens ist unser Geburtstagskind die Tochter einer angesehenen Schriftstellerin. Ihre Mutter stammt aus der alten hessischen Familie von Ochs, sie vermählte sich mit dem späteren preußischen Regierungsrathe Freiherrn Leopold von Hohenhausen, dessen Schwester Henriette ebenfalls Schriftstellerin war. Bereits in sehr jugendlichem Alter heirathete Elise von Hohenhausen den preußischen Regierungsrath Rüdiger in Münster; sie nahm jedoch später wieder ihren Familiennamen an.

Als die junge Frau Ende der dreißiger Jahre mit ihrem Gatten in Münster lebte, trat sie zu der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff in innige Beziehungen. Frau Rüdiger von Hohen-

hausen begründete ein literarisches Kränzchen, dessen Mitglieder jeden Sonntag Abend bei ihr zusammenkamen. Wir nennen von diesem kleinen Klub außer Annette von Droste-Hülshoff nur die Tante der jungen Hausfrau, Henriette von Hohenhausen, die damals vielgelesene Schriftstellerin Luise von Bornstedt und den Dichter Levin Schücking. Trotz des großen Altersunterschiedes schloß sich Deutschlands größte Dichterin immer fester an die junge Frau an. Nach kurzem Verkehr stand diese bereits der sonst nicht sehr zugänglichen Annette von Droste-Hülshoff wie eine Schwester nahe. Keiner ihrer jüngeren Freundinnen hat die Dichterin so viel Zärtlichkeit und lebhafte Zuneigung zugewendet als der jungen Frau Rüdiger von Hohenhausen, die freilich auch für alle Aeußerungen eines so bedeutenden Geistes wie Annette vollstes Verständniß besaß. Eines der schönsten Gedichte, die Annette geschrieben hat, ist ein poetischer Geburtstagsgruß an die junge Freundin. Was die Dichterin im Januar 1840 über Elise schreibt, schildert deren Wesen so treffend, daß wir hier die Briefstelle folgen lassen. „Elise wird mir täglich werther. Mir thut es so wohl, zu fühlen, wie dieses junge reine Gemüth sich an mich schließt, und mit Gottes Hülfe soll sie es nie bereuen. Was ich durch mein Alter an Erfahrung und Einsicht voraus habe, soll ihr, so hoffe ich, immer zu Nutzen kommen; denn sie ist gänzlich ohne Eigensinn oder Eigenliebe und den Eindrücken der Wahrheit überaus offen. . . . Ihr Herz ist keine Freimaurerloge, kein heimlich siedender Vulkan, sondern eine stille lebendige Herdflamme, die ihre Wärme gerne denen zukommen läßt, die ihr nahe stehen." Wer jemals Elise von Hohenhausen kennen lernte, der wird den Eindruck empfangen haben, einer reinen und tiefen Natur gegenüber zu stehen. Es ist nichts Hastendes, nichts Sprunghaftes in ihrem Wesen, eine ruhige Heiterkeit beherrscht dasselbe und verleiht ihm etwas Abgetöntes und Harmonisches. Daß die Dichterin auch feurig und mit Begeisterung zu fühlen vermag, bekunden viele tiefempfundene Stellen ihrer Schriften, beweist im Umgang auch ihre lebhafte Theilnahme, wenn auf etwas die Sprache kommt, was sie anregt, ihre Zustimmung erhält oder ihren Widerspruch herausfordert.

Im Sommer 1885 sahen wir die Dichterin zum letzten Male. Obwohl sie damals schon im 74. Lebensjahre stand, war sie noch voll von geistigen Interessen und von einer Rührigkeit, der man in der That Bewunderung zollen mußte. Jeder Morgen fand sie an ihrem Schreibtische; sie hatte noch Kraft und Muße, eine Menge von Zeitschriften zu lesen und beobachtete mit wachsamen Auge jeden Wandel im geistigen Leben unseres Volkes. Selten ist uns eine Persönlichkeit begegnet, die durch ihre Unterhaltung so zu fesseln weiß wie Frau von Hohenhausen. Man mag berühren, was man will, immer versteht sie sich geistvoll darüber auszulassen. Es ist, als thäte sich ein Schatzkästlein vor uns auf. Und wenn erst auf hervorragende Personen die Rede kommt, die in den Lebenskreis der Greisin traten, dann weiß sie deren Wesen so lebhaft zu charakterisiren, daß sie wie lebendig vor unserem geistigen Auge erstehen.

War Annette von Droste-Hülshoff der Stern, der über dem Leben der jungen Frau mit milder Klarheit aufging, so wird deren Lebensabend durch ihre Beziehungen zu dem Prinzen Georg von Preußen verklärt. Schon seit Jahren widmet der dichterisch hoch veranlagte Sproß unseres Königshauses der alten Dame seine wärmste Verehrung. Goethe's Wort „Ein edler Mensch zieht edle Menschen an und weiß sie festzuhalten" hat bei Frau von Hohenhausen oft seine Bestätigung gefunden. Wenn es auch nur natürlich ist, daß in einem Alter von achtzig Jahren die Theilnahme für andere Menschen nicht mehr so warm ist wie in der Jugend, so glauben wir doch nicht, das herzliche Wohlwollen, das Frau von Hohenhausen stets den Menschen, besonders aber gleichstrebenden Genossinnen entgegenbrachte, habe im Laufe der Zeit etwas von seinem früheren Umfange eingebüßt. So weit wir beurtheilen können, ist die Dichterin auch nach dieser Seite ihres Wesens hin sich vollständig treu geblieben.

Es ist etwas Großes um ein in ernster Geistesarbeit verbrachtes, idealen Zielen zugewandtes Frauenleben. Wie wenige Schriftstellerinnen vermögen es, über alle Klippen und Riffe auf langer Fahrt glücklich hinwegzusteuern und den kommenden Tag immer mit neuem Muth und frischer Kraft zu begrüßen. Ganz abgesehen davon, daß es den Wenigsten vergönnt ist, ein so hohes Alter zu erreichen, werden viele geistig thätige Frauen doch schon auf halbem Wege flügellahm, verlieren andere im Kampf mit den Widerwärtigkeiten und Schattenseiten jeder geistigen Existenz die Schaffensfreude und unermüdliche Ausdauer. Unsere achtzigjährige Veteranin, die stets treu zur Fahne gestanden hat, kann uns Jüngere lehren, auszuharren und im Sonnenschein und Regen beherzt die Straße bis zum Ziele weiterzuziehen.

Möchte dieser Geburtstagsgruß aus dem Land, wo einst ihre Wiege stand, unsere ehrwürdige Seniorin in heiterer Stimmung erreichen, möchte körperliche und geistige Frische ihr die Fähigkeit verleihen, die Festesfreude im Kreise ihrer Familie und Verehrer voll zu genießen! Der

Rückblick aber auf ein buntbewegtes reichgesegnetes Leben schenke ihr die beglückende Ueberzeugung, das Gute und Schöne nicht nur gewollt, sondern auch erreicht zu haben, und die Erinnerung an erleuchtete Geister, auf die wir Deutsche mit Stolz blicken, verkläre den Lebensabend der Greisin mit freundlichem Schimmer und schenke ihr die Kraft, noch manche Begebenheiten und Erlebnisse aus vergangenen Zeiten selbst niederzuschreiben!

Frankfurt, 22. Februar 1892.

Elisabeth Mentzel.

Friedrich Scheel.

Nekrolog von F. Zwenger.

(Schluß.)

Die „Hessische Morgenzeitung“ sollte sich bald zu einem der angesehensten und einflußreichsten Blätter in Kurhessen emporschwingen. Sie hatte es sich zur Hauptaufgabe gestellt, für die Wiederherstellung der Verfassung von 1831 zu kämpfen, im Uebrigen vertrat sie die Prinzipien des Nationalvereins. Dieser aber war in den maßgebenden Regierungskreisen nichts weniger als gern gesehen, ja die Theilnahme an demselben wurde sogar in Kurhessen verboten. So kann es denn auch nicht Wunder nehmen, daß, wie einst gegen die „Neue Hessische Zeitung“, jetzt auch wieder die Maßregelungen gegen die „Hessische Morgenzeitung“, die man ja in gewissem Sinne als eine Fortsetzung der ersteren ansah, begannen. Von denselben wurde am meisten und am empfindlichsten wieder der Verleger und Drucker Friedrich Scheel betroffen. Nachdem schon am 10. Januar 1860, also nur wenige Wochen nach der Gründung der „Hessischen Morgenzeitung“, die Beschlagnahmen derselben begonnen hatten, die sich dann fast allwöchentlich wiederholten, wurde am 15. Juni das Scheel'sche Geschäft polizeilich geschlossen. Scheel wußte rasch Rath zu schaffen. Ein Kollege Scheel's, der Buchdrucker Landsiedel, trat in die Bresche, unter dessen Firma wurde weiter gedruckt, und als auch ihm nach sechs Monaten die Konzession entzogen worden war, übernahm Döll den Druck. Scheel blieb nach wie vor nächst Friedrich Oetker der eigentliche spiritus rector der Zeitung. Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse für Scheel, als im Mai 1862 durch Bundesbeschluß die Verfassung von 1831 in Kurhessen wieder hergestellt wurde. Nun erhielt er auch wieder seine Konzession zurück und konnte die „Hessische Morgenzeitung“ selbstständig weiter drucken. Jetzt begann für ihn eine Zeit der Ruhe, nicht in dem Sinne, als ob seine Thätigkeit eine geringere geworden wäre, nein, diese wurde sogar eine gesteigertere, aber er blieb verschont von den polizeilichen Vexationen, denen er bisher in so hohem Grade ausgesetzt gewesen war. Freilich sollten ihm nur zu bald neue Kümmernisse erwachsen. Es entstanden Differenzen zwischen ihm und seinem Gesellschafter Friedrich Oetker, die zum gerichtlichen Austrage kamen und schließlich, nachdem sich die hessischen Gerichte wiederholt zu Gunsten Scheel's ausgesprochen hatten, vom Leipziger Oberhandelsgericht zu seinen Ungunsten entschieden wurden. Wir unterlassen hier, den Gang des Prozesses in seinen Einzelheiten zu schildern (wer sich darüber instruiren will, den verweisen wir auf die Schrift von Scheel „Recht und Billigkeit“) und bemerken nur, daß der Lohn für Scheel's rastlose aufopfernde Thätigkeit zu Gunsten der von ihm begründeten Zeitung in schwerem materiellen Schaden bestand. Zu Ende des Jahres 1879 trat Friedrich Oetker von dem Mitbesitze des Blattes zurück, das nunmehr von Scheel käuflich erworben wurde. 1882 ging die „Hessische Morgenzeitung“ in den Besitz einer Aktiengesellschaft über, deren Vorsitzender anfänglich Scheel war, bis 1884 der Druck des Blattes in andere Hände kam und damit seine Thätigkeit für dasselbe aufhörte. Ein Vierteljahrhundert hatte er seine Kraft der „Hessischen Morgenzeitung“ gewidmet, sein Name war auf's Engste mit derselben verbunden, sie verdankte ihm zumeist ihr rasches Emporblühen und Weiterbestehen, er hatte sich wie kein Anderer um dieselbe verdient gemacht, er hatte gelitten um sie, und nun — —!

Wenden wir uns zu einer anderen Wirksamkeit Scheel's, bei welcher die Ergebnisse erfreulicherer Natur sind. Sie betrifft seine Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten und gemeinnützigen Bestrebungen. Auch hier ließ er sich wie bei allen seinen Handlungen nur von seiner Ueberzeugung und seinem Pflichtgefühle, wie dies einmal von Jugend an sein oberstes Prinzip war, leiten. Diese Eigenschaft wußten seine Mitbürger wohl zu würdigen, sie hatten unbegrenztes Vertrauen zu ihm und wählten ihn mit Vorliebe zu Ehrenämtern, welche Kenntnisse, Intelligenz und strenge Rechtlichkeit erforderten.

Soll ich sie einzeln anführen, zu denen Scheel durch das Vertrauen seiner Mitbürger berufen worden ist? Es würde eine lange Reihe geben, und ich bescheide mich daher gern, nur die hauptsächlichsten zu nennen. Fast zwanzig Jahre war er Mitglied des ständigen Bürgerausschusses, er war Mitbegründer und viele Jahre Mitglied des Aufsichtsraths des Kreditvereins, Vorstandsmitglied des Handels- und Gewerbevereins, Mitbegründer des Arbeiterfortbildungsvereins, dessen Vorstand er geraume Zeit angehörte. Als für das Jahr 1870 eine Industrieausstellung in Kassel geplant wurde, da war es Scheel, der sich für das Zustandekommen derselben lebhaft interessirte und an der Ausführung wesentlichen Antheil hatte.

Allen einmal übernommenen Obliegenheiten unterzog sich Scheel mit größtem Eifer und bestem Erfolge, und hier hatte er wenigstens die Genugthuung, daß seine Bestrebungen und seine Leistungen die wohlverdiente Anerkennung fanden. Als er nach dem Jahre 1884 aus Gesundheitsrücksichten und wegen zunehmenden Alters seine Ehrenämter der Reihe nach niederlegte, da fehlte es ihm nicht an Ehrenbezeigungen, die nach so vielen trüben Erfahrungen seinem Herzen wohlthun mußten, weil sie den Beweis lieferten, wie hoch ihn seine Mitbürger schätzten.

Es war Scheel vergönnt, sowohl seine silberne Hochzeit als auch sein fünfzigjähriges Buchdruckerjubiläum zu feiern. Auch bei diesen Gelegenheiten wurden ihm reiche Ehrungen zu Theil. Am Vorabend des Tages seiner silbernen Hochzeit brachten ihm die Sänger des Arbeiterfortbildungsvereins ein Ständchen, am Festtage selbst, am 18. November 1877, wurde ihm eine „Jubelausgabe der Hessischen Morgenzeitung“ überreicht. Sie brachte in bisher üblicher Eintheilung „Leitartikel, Tagesschau, Inländisches, Verschiedenes, Feuilleton“. Alle diese Ueberschriften bezogen sich auf sein Silberfest. Außer Mitgliedern seiner Familie waren auch die Freunde der Zeitung durch Einsendungen vertreten. Das Personal der Scheel'schen Druckerei verehrte dem Jubilare einen silbernen Becher, welcher demselben mit einem Widmungsgedichte des Hauptredakteurs der „Hessischen Morgenzeitung“, Ernst Jerusalem, überreicht wurde. Und ähnliche Ovationen wurden Scheel auch bei seinem fünfzigjährigen Buchdruckerjubiläum gespendet, das er am 17. Juni 1887 feierte. Er selbst veröffentlichte zu diesem Tage eine Schrift „Fünfzig Jahre aus dem Leben eines Buchdruckers“, in welcher er seinen eigenen Lebensgang mit seinen Freuden und Leiden in interessanter Weise schildert.

Hier dürfte es am Platze sein, noch des schönen Verhältnisses zu gedenken, das zwischen ihm als Prinzipal und seinen Setzern und Druckern als Arbeitern bestand. Er war denselben nicht der unnahbare Vorgesetzte, er war ihnen Freund und Rathgeber, sie konnten sich in allen Nöthen des Lebens an ihn wenden und sicher sein, daß er ihnen seinen Beistand leihen würde, soweit es in seinen Kräften stand. Darum verehrten sie ihn auch und waren stolz darauf, der Scheel'schen Offizin anzugehören. Und da er sich die Ausbildung des Charakters seines Personals ebenso wie diejenige der technischen Fertigkeit angelegen sein ließ, so war es auswärts keine geringe Empfehlung für die Setzer, wenn sie sich rühmen konnten, in der Scheel'schen Druckerei ihre Lehrzeit durchgemacht zu haben oder als Gehilfen beschäftigt gewesen zu sein, galt doch allenthalben auch die Geschäftsführung Scheel's für eine musterhafte, und wußte man doch, daß aus seiner Offizin nur korrekte und gediegene Druckarbeiten hervorgingen. —

Schon seit längerer Zeit war der Gesundheitszustand Scheel's nicht mehr zufriedenstellend, wenn er auch nicht als gefahrdrohend angesehen werden konnte. Da erkrankte Scheel am Sonntag den 10. Januar an der Influenza, und wenige Tage darauf, am Mittwoch den 13. Januar, in der Mittagsstunde, schied er aus diesem Leben, tief betrauert von seiner Gattin, mit der er vierzig Jahre in glücklichster Ehe gelebt, seinen Anverwandten und Allen, die ihn kennen zu lernen Gelegenheit hatten. In ihm hat die Stadt Kassel einen ihrer besten Bürger verloren. Ehre seinem Andenken.

Der Glaubensbote.

Eine Erzählung aus dem achten Jahrhundert von Franz Treller.

(Fortsetzung.)

Grimmvoll ließ sich jetzt der Priester vernehmen: „Wagst Du's, die Götter hier zu schmähen, verruchter Angelsachse —, zu höhnen, was wir heilig halten?“

Ein dumpfes Murren, welches Wilbod nichts Gutes weissagte, erhob sich um Libes und Heribert herum, und Hilda stand angstvoll auf. Die Mehrzahl der Anwesenden aber verhielt sich

ruhig, und das erbitterte den Priester noch mehr.

„Du schmähst der Asen hehr' Geschlecht? Sind keine Männer hier, die solchen Schimpf rächen?"

Heftiger wurden die drohenden Laute bei der hetzenden Rede des Priesters, und hie und da griff eine Hand zur Waffe. Wilbod aber stand hochaufgerichtet, furchtlos da.

„Auch Dein Wort, Verblendeter, schreckt mich nicht, der Du das Volk täuschest und um sein ewiges Heil betrügst —, Teufelsfratzen sind Deine hehren Götter."

Einen wilden Ruf stieß der Priester aus.

„Du lügnerischer Hund!" schrie Heribert, und sein Schwert flog glänzend aus der Scheide in die Luft.

Doch ehe es auf des wehrlos, aber ruhig vor ihm stehenden Angelsachsen Haupt niederfallen konnte, warf sich, bleich vor Entsetzen, Hilda vor Wilbod und streckte die Arme schützend in die Höhe.

Heribert ergriff sie am Handgelenke und schleuderte sie zur Seite.

„Tödtet ihn!" rief der Priester mit gellendem Ton, und Waffen blitzten ringsum in der Luft.

„Halt!" donnerte eine mächtige Stimme dazwischen, die schon oft den wildesten Drang der Männerschlacht übertönt hatte, und die sie Alle kannten.

Bewegungslos standen die, welche Wilbod tödten wollten, und die Schwerter schienen in der Luft gehemmt.

„Wer ein Haar seines Hauptes verletzt," dröhnte die zornige Stimme durch den weiten Raum, „dem fliegt meine Axt in den Schädel, so wahr ich hoffe, einst bei meinen Vätern zu ruhen."

Alle schwiegen und sahen sich scheu nach Childerich um, der die furchtbare Streitaxt von der Wand gerissen hatte und sie hoch zum Wurf gehoben bereit hielt.

Alle wußten, es war sicherer Tod, wenn die Axt aus dieser Hand entflog, denn Niemand im Hessenland schwang sie kräftiger und sicherer als der Greis im Lehnstuhl.

„Seid Ihr Männer?" fuhr der Alte fort. „Hebt Ihr gegen den Wehrlosen die Waffe —, gegen den, der an meinen Herde sitzt?"

Heftig entgegnete Heribert: „Er beschimpft Deinen Herd, wenn er die Ewigen lästert, und fordert den Todesstreich heraus. Dürfen wir Männer hören, wie er unsere Götter lästert?"

„Knabe!" donnerte Childerich's Stimme, „soll ich Dich Vätersitte lehren? Ist der Herd nicht heilig? Ist Gastfreundschaft ein leeres Wort? Willst Du zuerst die Axt im Schädel haben?"

Der reckenhafte Heribert zitterte vor Wuth bei der Zurechtweisung, aber er wagte nicht, dem alten Helden zu trotzen. Alle hatten bereits die Waffen gesenkt, und bleich und bebend stand Hilda neben des Vaters Sitz, den bittenden Blick auf Heribert gerichtet. Auch der Priester schwieg in tiefem Ingrimm, aber auch er wagte nicht, Childerich entgegenzutreten.

Ruhig wie bisher, bewegungslos in dem Getümmel stand auch jetzt noch Wilbod.

Als Ruhe eingetreten war, schritt er auf den Greis zu und sagte: „Dir danke ich, Childerich, daß Du der Väter Sitte und des Herdes heilig' Gastrecht ehrst. Doch fern sei es von mir, Streit hier zu entzünden. — So laß mich scheiden, Herr, im Frieden. Was ich gesagt —, es mußte hier erklingen —, des Heiles Botschaft ist's —, tief mag sie Euch zu Herzen dringen."

Er neigte sich vor dem Greise und schritt erhobenen Hauptes, zwischen den Männern hindurch, zur Halle hinaus.

Viele sahen ihm theilnahmsvoll und bewundernd und nur Wenige zornig nach.

„'s ist Heldenblut im Jungen," sagte der Alte, „er stand so ruhig dort vor den Schwertern wie einst Armin vor Roms Kohorten. Er ziehe in Frieden. Bekehren wird sein Klagelied hier Niemanden —, sei ruhig, Priester, unsere Heldenschaft ist anderer Art. Die Hörner, die Becher gefüllt, Gesellen, — und ein lustig' Lied stimmt an, wie sich's ziemt in Childerich's gastfreier Halle. Fröhlich, Männer —, fröhlich seid."

Alsbald hub Rodwalt ein wohlbekanntes Kriegslied an, und die Anderen fielen dröhnend ein:

„Schwertesschwang,
Schildesklang,
Scharfer Speere zischend' Sausen
Und des Kampfrufs wild' Erbrausen —,
Das ist's, was das Herz erfreut
Und das Leben uns erneut."

„Hei, ho!" klang es, „Trink Heil! Gut Heil!" und die fröhliche Stimmung war wieder hergestellt. Hilda hatte sich leise aus der Halle durch eine kleine Seitenthür entfernt. Sie durcheilte rasch die weiten Räume des Hauses und trat in den Hof. Kein Mensch begegnete ihr, denn alle Diener standen, seit Rodwalt eingekehrt war, am Eingang der Halle. Nur einer, das wußte sie, weilte in den Ställen; er war ein Höriger Heribert's, der sich den Zorn des Gebieters zugezogen, weil er ein Roß hatte entweichen lassen.

Aber das Roß war von selbst in den Hof Childerich's gelaufen, wohin es den Herrn oft trug und dann von den zarten Händen Hilda's

gestreichelt wurde und Honigbrot empfing, und der Hörige war athemlos erschienen, erfreut, daß das Roß da war, und wagte es nicht, den Stall zu verlassen und unter des Gebieters Blick zu treten. Hilda hatte er sein Leid geklagt, ihr auch von der Begegnung im Walde erzählt, und sie hatte ihm versprochen, Heribert's Zorn zu sänftigen.

Jetzt suchte sie ihn in den Ställen.

„Maldra!“ rief sie leise, aber der Mann war nicht da. Sie löste jetzt selbst eines der Pferde von der Krippe, schlang ihm rasch den Zaum um und führte es hinaus.

Da kam auch schon der Hörige von der Halle her —, es hatte auch ihn nicht im Stalle gehalten, als Rodwalt gekommen war.

„Maldra!“

„Hier, Herrin!“

„Wohin ging der junge Angelsachse?“

Traurig entgegnete jener:

„Er wanderte nach Süden, er will zur Amönaburg.“

„Er muß entfliehen —, er muß sich verbergen —, sie tödten ihn sonst.“

Der Hörige nickte.

„Wenn ihn sein Gott nicht schützt. Es ist ein guter Gott, nicht, Herrin?“

„Ja, Maldra, — ein Gott, der Herzen gewinnt. — Ging Wilbod die Straße?“

„Ich zeigte ihm den Richtweg.“

„Gut. Ich reite ihm nach, er muß sich bergen, bis der Zorn verraucht ist, oder er im Schutze Amönaburgs weilt. Sage Niemandem, was Du mich hast thun sehen.“

„Niemandem, Herrin.“

Sie setzte den Fuß auf des Knechtes dargebotene Hand, und sich aufschwingend auf den mit einem Schaffell bedeckten Sattel, jagte sie zum Hof hinaus und verschwand rasch im Walde. Kein Auge außer dem des Hörigen hatte sie bemerkt.

Wilbod war rüstig ausgeschritten, seitdem er Childerich's Heim verlassen hatte, und ernste Gedanken waren es, die ihm den Sinn füllten.

Nicht gute Kunde brachte er nach der Amönaburg, wo sein Meister Winfried weilte, denn gar trotzig war ihm das Volk entgegengetreten, und ohne Childerich's machtvolles Eingreifen wäre sein Blut geflossen. Groß war noch die Macht des Aberglaubens im Lande, wie die der Priester über die Herzen der Menschen.

Heiße Kämpfe mußten gekämpft werden, um diese Seelen dem Lichte zu gewinnen. Und doch ist's ein gutes mannhaftes Volk, das Volk der Hessen, — dachte er —, und viel ist gewonnen, wenn *sie* zum Herrn sich bekennen.

Rascher Hufschlag ließ sich auf dem weichen Waldboden hinter ihm hören, er stand und lauschte, und siehe, den schmalen Pfad her, welchen er nach des Knechtes Rath entlang gewandelt war, abseits der großen Straße, dort unter den Zweigen erschien ein Weib auf schlankem Roß, und bald erkannte er Hilda, der vom raschen Ritt das blonde Gelock um Nacken und Schultern flatterte.

Sie hielt wenige Schritte von ihm, und er blickte sie mit freundlichem Staunen an.

„Flieh, Jüngling, — flieh —,“ sagte sie hastig, „birg Dein Haupt im Walde, sie sinnen Dir Arges, Heribert's Zorn widerstand noch Keiner.“

Ruhig ernst entgegnete der junge Glaubensbote: „Ich danke der Warnung, Jungfrau Hilda, und werde sie beachten, denn Gott sendet sie mir durch Deinen Mund.“

Bewundernd sah sie, wie ruhig er vor ihr stand, der kaum der Gefahr entgangen war, unter scharfen Schwertern zu fallen, — er, der Waffenlose.

„Dein Gott schützt Dich, Wilbod? Ist's so?“

„Ohne seinen Willen fällt kein Haar von meinem Haupte.“

„O, wie ich mich sehne, von ihm mehr zu hören —, von ihm, dem die Liebe höchst' Gebot ist. — Nie hörte ich so herrlich reden, nie vergoß ich um fremdes Leid so heiße Thränen als um Deinen so sanften Gottessohn.“

Mit freundlichem Blicke sah der Jüngling zu ihr empor: „Er ist die Liebe selbst, Hilda, — und alles Athmende muß sich der hehren Lehre beugen: liebe Gott über Alles und Deinen Nächsten als Dich selbst.“

„Wie schön das klingt, — wie groß ist das Wort? Ja, ihm muß sich alles Edle beugen.“

„Er that, was er lehrte, — und besiegelte seine Lehre mit dem Tode.“

„Ja, ja,“ sagte die Jungfrau innig, „er ist groß. Wie lindes Frühlingswehen zieht's durch meine Seele, seitdem Du zuerst von ihm gesprochen, und nächtlich träume ich von ihm.“

„Du mußt fort,“ sagte sie, sich ängstlich umblickend, „und doch möchte ich mehr noch hören.“

„Sei getrost, Hilda, — wir bleiben im Lande. Winfried ist da, mein Meister, und seiner Rede Gewalt widerstehen auch die rauhsten Herzen nicht. Sei getrost —, Du wirst von ihm noch hören, der uns ausgesandt.“

„Und“, fuhr sie zögernd fort, „zürnst Du meinem Trauten, Heribert?“

„Nein, Hilda, — er handelt nach seiner Art, doch hoffe ich, auch sein Herz noch zu gewinnen.

„O, er ist edel, Jüngling, glaube mir —, doch wild und trotzig — und haßt Euch —, denn er kennt Euch nicht.“

„Auch ihm wird einst das Licht strahlen, das allein zum ewigen Heile führt —, der Herr ist mächtig.“

„O, wäre es“; sagte sie leise und innig.

Erschreckt fuhr sie zusammen, und auch Wilbod horchte auf, — eiliger Hufschlag und zornige Stimmen, welche die Rosse zu rasender Eile antrieben, klangen an ihr Ohr.

Hilda glitt vom Rosse, unfähig, sich auf seinem Rücken zu halten. Schwach rief sie: „Eile fort —, sie kommen.“

Doch ruhig blieb der Jüngling stehen.

(Fortsetzung folgt.)

Des Vögleins Lied.

Es gingen zwei an einem Frühlingstag
Zusammen spazieren im grünen Hag.
Sie hatten sich lange von Herzen lieb
Und dachten, daß es immer so blieb'!
Von Liebe gesprochen hat er zwar nicht,
Doch Liebesglück lag auf beider Gesicht.
Aber heute war es bei ihm bestimmt:
Der Funken, der unter der Asche glimmt,
Soll schlagen zur hellen Flamme empor,
Wenn die Werbung erreicht des Liebchens Ohr.

Er hatte sich alles wohl überlegt,
Und von seinem Wort ward er selbst bewegt.
Nun waren sie beide so ganz allein,
Es konnte ihm gar nichts erwünschter sein.
Doch verweht war das einstudirte Wort,
Die schöne Rede —, im Nu ist sie fort.
In des Liebchens Auge er Liebe las,
Und seiner Werbung gar bald er vergaß.

Da singt ein Vöglein in Liebe und Lust
Dem horchenden Weibchen aus voller Brust.
Und wie das Vöglein in den Zweigen singt,
Dem Jüngling das Wort aus der Kehle dringt.
Jetzt klingt es natürlich, nicht einstudirt,
Das Wort hatte er zuvor nicht probirt.
Und die Jungfrau sinkt in verschämter Lust
Dem geliebten Jüngling still an die Brust.

Ach, wenn das Vöglein im Garten nicht war,
Sie blieben sich fern wohl noch manches Jahr.

Ekard Biskamp.

Dahnzlied.

(Schwälmer Mundart.)

(Nach der Melodie: Wo e kleins Hüttle steht.)

Bo mer in Baß nur het [1]),
Es vöch in Speelmann;
Ö bo in Speelmann stet,
Do es es schie.
Dahnze wonn
Gret ö Kon,
Annekin
Ö de Hin. [2])
Dos es net botzig,
Nee, dos es schie.

Läß mer die jong Leiht
Dahnze ö Senge,
Da es kemmt bahl die Zeiht,
Die do net schie.
Dahnze see,
Lache see,
Frew [3]) es Dich
So bie mich,
Dos es net botzig,
Nee, dos es schie.

Sah nür die Vehlche o,
Seng see net loftig,
Frieh ö spät seelefroh?
Es dos net schie?
Mäul mer net,
Nee, mach met,
Hahl de Schrett. —
Gück, es get!
Dos es net botzig,
Nee, dos es schie.

Kurt Nuhn.

[1]) höret. [2]) Tanzen wollen Grete und Konrad, Anna Kunigunde und der Heinrich. [3]) freu'.

Aus Heimath und Fremde.

In der Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde am 29. Februar, theilte der Vorsitzende, Major von Stamford, mit, daß die diesjährige Hauptversammlung des Vereins am 28., 29. und 30. Juli in Eschwege stattfinden werde. Hiernach hielt der Rittmeister a. D. Gustav Freiherr von Pappenheim von Marburg den angekündigten Vortrag über den „Freiherrn Alfred Otto Rabe von Pappenheim, seine Dienstzeit in der kurhessischen Garde du Corps, seine Erlebnisse im russischen Dienste und seine Erinnerungen aus der Goethezeit in Weimar“. Nach Schluß des Vortrags stattete der Vorsitzende dem Redener den Dank des Vereins ab.

Der ständischen Landesbibliothek zu Kassel wurden in der Zeit vom 26. Februar 1891 bis Ende desselben Jahres nicht weniger als 3661 Bände zum Geschenke überwiesen, unter denen sich recht viele äußerst werthvolle Werke befinden. Es ist dies ein neuer Beweis für die Beliebtheit, deren sich

unser althessisches „nutrimentum spiritus" in den weitesten Kreisen zu erfreuen hat. Als werthvollstes Geschenk aber überwies Ende des Jahres 1891 der Herr Landesdirektor in Hessen ein Oelbild in prächtigem Rahmen, Landgraf Philipp den Großmüthigen darstellend in jüngeren Jahren, nach der Ueberlieferung der Züge auf den Brosamer'schen Holzschnitten, von denen der Herr Landesdirektor gleichzeitig eine werthvolle Nachbildung gütigst übergab. Das künstlerisch vollendete Portrait ist von Herrn Merkel in Kassel gemalt, der im Auftrag der hessischen Stände danach ein zweites Bild in vergrößertem Maßstabe schuf, welches jetzt die Aula des neuen Marburger Universitätsgebäudes ziert. Dieses Bild unseres größten hessischen Landgrafen ergänzt auf das Glücklichste die hessische Fürsten-Gallerie der ständischen Landesbibliothek, welche aus den überlebensgroßen Oelbildern der Landgrafen Karl, Friedrich I. und Wilhelm VIII. und aus den Büsten der Landgrafen Wilhelm IV. und Friedrich II. besteht, und gereicht den Geschäftsräumen zur vorzüglichsten Zierde.

Von Bücherschenkungen sind zuerst als hochwillkommene Bereicherung unserer vorhandenen Bestände 338 medizinische Werke zu erwähnen, welche Frau Regierungsrath und Herr Assessor Dr. Schmid aus dem Nachlaß eines Verwandten uns gütigst überwiesen. Der Verein zur Beförderung der Fischzucht in Kassel schenkte seine in ihrer Art selten vollständige Bibliothek von 250 Bänden, welche seinen Mitgliedern nun durch die Landesbibliothek fernerhin an der Hand eines gedruckten Verzeichnisses (Sonderdruck aus der Neukatalogisirung) leicht zugänglich sein werden.

Neben der ehemals kurhessischen Landes-Universität Marburg, deren Schriften, weil Pflichtexemplare, die Bibliothek bisher allein erhielt, schenkten die andern acht preußischen Universitäten, Berlin (231 Bände), Bonn (189), Breslau (70), Göttingen (123), Greifswald (97), Halle a. S. (133), Kiel (114), Königsberg (57), dieses Mal zuerst ihre periodischen Schriften mit der werthvollen Zusage der regelmäßigen Fortsetzung, denen sich die königlich preußische Akademie zu Münster (13) und das königliche Lyceum Hosianum zu Braunsberg (12) sowie die Universitäten zu Erlangen (195), Leipzig (31) und Rostock (43) anschlossen und hoffentlich bald die noch ausstehenden deutschen Universitäten nachfolgen werden. Herr Erster Bibliothekar Dr. E. Lohmeyer schenkte eine ganze Bibliothek von nicht weniger als 764 Bänden, welche eine reiche Auswahl aus den Blüthen englischer und französischer schönwissenschaftlicher Literatur enthalten. Herr Pfarrer Kempf in Hundelshausen erfreute die Landesbibliothek mit 16 meist theologischen Werken und 11 Sammelbänden, die nicht weniger als 183 gleichfalls zumeist theologischer Dissertationen des 17. und 18. Jahrhunderts enthalten, welche die bereits vorhandenen reichen Sammlungen dieser Art trefflich ergänzen oder als Doubletten gut verwerthbar sind. Herr Senator Dr. Gerland in Hildesheim schenkte 121 meist sehr seltene Werke, Bilder und Flugschriften aus hessischer und napoleonischer Zeit, und von früheren Geschenken wurden 140 militärische Werke und Karten dem Vorhandenen angereiht. Sehr zu Dank verpflichteten die Bibliothek Se. Exzellenz der Herr Kultusminister durch Ueberweisen der werthvollen Zeitschrift für ägyptische Sprache und Alterthumskunde, dann der kaiserl. Archiv-Direktor Herr Alfred Ritter von Arneth in Wien durch seine nicht im Buchhandel erschienene höchst interessante Selbstbiographie sowie Herr Kupferstecher Leisching in Hannover durch einen großen, werthvollen Stich von ihm selbst, die kaiserliche alte Akademie zu Wien darstellend. Doch würde es zu weit führen, in dieser Weise alle gütigen Schenker mit ihren zum Theil recht werthvollen Gaben weiter anzuführen!

Raum und Zeit gebieten, hier sich mit Nennung ihrer Namen und einigen kurzen Bemerkungen zu begnügen.

Es schenkten: Herr Realschuldirektor Dr. Ackermann (1), Herr Geh. Ober-Baurath Aßmann (5), Herr Major a. D. v. Bardeleben (17), Herr Barner (1), Herr Dr. Berghöffer in Frankfurt a. M. (1), Herr Schmiedemeister Breitbarth (5), Herr Buchhändler Brunnemann (1), Herr Bibliothekar Dr. Brunner (5), Herr Musiklehrer Büchner (1), Bureau des Deutschen Reichstages in Berlin (9), Bureau des Herrnhauses (1) und des Hauses der Abgeordneten (9) in Berlin, Bureau of Education in Washington (3), Herr Clement (1), Comité des Philipp-Festspieles seine Akten (2), Comité zur Enthüllung des Schmeller-Denkmals (1), Herr Generalkommissions-Sekretär Dierks (86) kunsthistorische Werke aus dem Nachlaß seines Bruders, Herr Ph. Döll (1), Herr Freiherr v. Eberstein in Berlin (1), der Flugschriften-Verein (15), Herr Francke, Pfarrer in Karlshafen (1), das königliche Friedrichs-Gymnasium zu Frankfurt a. M. (1), das königl. medizinische Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin (1), General-Verwaltung der königl. Bibliothek zu Berlin (14), Herr v. Gerbel-Emb (1), Herren Gibson Brothers in Washington (1), Herr Freiherr von und zu Gilsa auf Gilsa (1), Frl. Göbelt (2), Herr Dr. Grotefend (1), Herr Lehrer Günther (1), Herr Lieutenant Häring (14) meist nautische Werke, Herr d'Hondt (1), Herr Hofbuchhändler Hühn (53) landwirthschaftliche oder russische Bücher, Herr Assessor v. Ibell (1), Smithsonian Institution in Washington (21), Intendanz der Königl. Schauspiele (1), Herr Hofbuchhändler Kay (1), Herr Stadtbibliothekar Dr. Keysser in Köln (1), Herr Hofbuchhändler Klaunig (12), Herr Revisor O. Koch

(18) die Zeitschrift für Vermessungskunde, Herr Professor Dr. Krause in Zerbst (1), Herr Dr. Lechner in Nürnberg (3), Herr Lepke (1), Herr Konsul Luckhardt (1) ein werthvolles Werk von Latzina über Argentinien, die k. k. Landesbibliothek zu Graz (1), Herr Machliß (1), Ministère de l'Enseignement in Paris (8) das Musée pédagogique, Herr Dr. Moehl (1), Herr Dr. jur. Mollat in Leipzig (1), Herr Theatermaler Neumann in Dresden (1), Herr Bibliothekar Dr. Nick in Darmstadt (1), Herr Konsul a. D. Dr. Ochsenius in Marburg, der die Bibliothek schon mehrmals reichlich beschenkt hat, weitere 32 Bände, Herr Dr. Osius Mitglied der Direktion der Landeskreditkasse, (22) meist Schriften wohlthätiger Vereine, königliche Polizei-Direktion (1), Herr Landeshauptmann Graf Posadowsky-Wehner in Posen (1) die Geschichte seines Geschlechtes, The Prince-Society in Boston (2), Herr F. Neucker in Homburg (1), Herr Rechtsanwalt Dr. Rocholl (8) Handschriften und Bücher, die Pflege der Verwundeten 1870/71 und den hessischen Agnatenprozeß betreffend, Herr Rechtsanwalt Dr. Rothfels (1), Herr Sacconi (1), Herr Dr. C. Scherer (3), Frau Sanitätsrath Schmidt (1), Se. Exzellenz Generallieutenant z. D. v. Schmidt (14) Karten und Pläne zur Geschichte des siebenjährigen Krieges und einige fehlende Militär-Ranglisten, Herr Buchbindermeister Schmincke (1), Herr Schneider (1), Herr Prof. Dr. Schröder in Marburg (1), Herr Dr. phil. Seelig (1), Herr Photograph Seldt (1) eine von ihm photographisch aufgenommene hessische Regententafel, Herr Pfarrer Siebert (1), Herr Prof. Dr. Speyer (2) ein werthvolles Werk über die Familie Keller-Escher, Studienanstalten zu Neustadt an der Hardt (1) und zu Würzburg (1), Herr Buchhändler Teubner in Leipzig (1), Herr Direktor Thon (1), Herr Trübner in Straßburg i. E. (2), Herr Ulrich (1), Universität Freiburg i. B. (1), Historischer Verein zu St. Gallen (1), Neuphilologischer Verein zu Marburg (1), Verein von Alterthumsfreunden im Rheinlande (1) seine Festschrift, das Wahl-Comité für die Reichstagswahl Kassel-Melsungen des antisemitischen Wahlvereins (11), Frau Wigand (16), Herr Direktor Dr. Wittich (11), Herr Dr. Wittmer in Altmorschen (1) und Herr Amtsrichter a. D. Freiherr Wolff von Gudenberg, Mitglied der Direktion der Landeskreditkasse, (48) werthvolle juristische Werke aus dem Nachlasse seines Vaters.

Allen diesen verehrten Gebern gebührt der wärmste Dank der ständischen Landesbibliothek und ihrer Benutzer. Mögen solche willkommenen Zuwendungen an Zahl und Werth auch ferner gleich bleiben!

Am 16. Februar feierte unser hessischer Landsmann, der Geheime Medizinalrath Professor Dr. Franz König in Göttingen, einer der hervorragendsten Chirurgen der Gegenwart, seinen 60. Geburtstag. Er ist geboren zu Rotenburg an der Fulda, wo sein Vater, der nachmalige Physikus und Medizinalrath Dr. Christian König in Ziegenhain, in den dreißiger Jahren als praktischer Arzt thätig war. Von 1848 bis Ostern 1851 besuchte Franz König das Gymnasium zu Marburg. Hiernach studierte er auf der hessischen Landesuniversität und in Berlin Medizin. In Marburg war er ein sehr angesehenes Mitglied des Corps Teutonia, bei welchem er vom Sommersemester 1853 bis zum Wintersemester 1854 die Würde des Seniors bekleidete, nachdem er vorher auch dritter und zweiter Chargirter gewesen war. Die Theilnahme an dem flotten Studentenleben hinderte ihn aber nicht, seinen Studien sich mit bestem Erfolge zu widmen und hier den Grund zu seiner späteren ruhmvollen Wirksamkeit zu legen. Seine fachmännische Ausbildung in der operativen Medizin verdankte er den berühmten Chirurgen Wilhelm Roser in Marburg und Langenbeck in Berlin. Nachdem er 1855 auf Grund einer unter Leitung des Marburger Professors der Geburtshilfe Dr. Karl Christoph Hüter gefertigten Untersuchung zur Lehre vom Becken zum Doktor der Medizin promovirt worden war, und nach rühmlichst bestandenem Staatsexamen in der Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe, begann er seine praktische Thätigkeit als Arzt in Homberg. Kurze Zeit darauf wurde er zum Physikatsassistenten in Hanau ernannt. Ein glücklicher Zufall fügte es, daß ihm zugleich die Stelle eines Gehilfsarztes bei dem Hanauer Landkrankenhause übertragen wurde. Damit war ihm die Gelegenheit geboten, sich als Chirurg zu bethätigen. Verschiedene vortreffliche Veröffentlichungen machten seinen Namen in der wissenschaftlichen Welt so vortheilhaft bekannt, daß die Rostocker medizinische Fakultät 1869, als das Ordinariat für Chirurgie innerhalb derselben durch die Uebersiedelung des Professors Dr. Karl Hüter, eines ehemaligen Kommilitonen König's in Marburg und Berlin, nach Greifswalde erledigt war, kein Bedenken trug, den Hanauer Hospitalsarzt für dasselbe zu berufen, obwohl dieser zuvor niemals ein akademisches Lehramt bekleidet hatte. Es war dies eine ganz besondere Bevorzugung, da in der Regel zu ordentlichen Professoren nur Dozenten mit längerer Lehrthätigkeit berufen werden. Dr. König nahm den Ruf an, und mit seinem Eintritte in die akademische Laufbahn erweiterte sich sein Schaffensfeld in hohem Grade. In Rostock verblieb er bis zum Jahre 1875, in welchem er der Berufung nach Göttingen als Professor der Chirurgie und Direktor der chirurgischen Klinik folgte. Dort scheint er sich heimisch zu fühlen, verschiedene sehr vortheilhafte Berufungen, u. a. nach Bonn, hat er abgelehnt. Er zählt zu den Zierden der alma Georgia Augusta und erfreut sich hohen Ansehens

und der größten Beliebtheit wie bei seinen Kollegen und den Studenten so auch bei der Göttinger Bürgerschaft, welche die wissenschaftliche Bedeutung eines so berühmten Mannes wie Professors Franz König wohl zu würdigen weiß. Von seinen zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten ist unter seinen größeren Werken besonders das „Lehrbuch der speziellen Chirurgie“ hervorzuheben, das allen gleichartigen deutschen Büchern wegen seiner Klarheit und Gründlichkeit voransteht und von dem bis jetzt nicht weniger als fünf Auflagen vorliegen. Ergänzt hat der Verfasser seine altbewährte „spezielle Chirurgie“ in neuerer Zeit durch ein „Lehrbuch der allgemeinen Chirurgie“.

Am 7. April d. J. werden 25 Jahre verflossen sein, seit Herr Dr. phil. Johann Georg Dreydorff aus Ziegenhain, Ehrendoktor der Theologie von der Universität Marburg, das Pfarramt an der evangelisch-reformirten Kirche zu Leipzig bekleidet. Herr Pastor Dreydorff genießt die Achtung und Liebe seiner Gemeinde in vollem Maße, hat aber auch im Sachsenlande die alte Heimath, der er ein warmes Herz bewahrte, nicht vergessen und dies in vielen Fällen, in denen er geradezu den Mittelpunkt der in Leipzig zahlreich wohnenden Hessen bildete, hervorragend bethätigt (z. B. zuletzt noch bei der Sammlung für Hünfeld, beim Jubelfeste des Geh. Rathes Ludwig u. s. w.). Seinen zahlreichen Freunden in Hessen und außerhalb der gemeinsamen Heimath wird jedenfalls obiger Hinweis willkommen sein. **P. W.**

Bezüglich des in Nr. 3 unserer Zeitschrift enthaltenen Artikels über den „Hessenabend in Berlin“ wird uns von kompetenter Seite mitgetheilt, daß diese freie Vereinigung nicht erst neueren Datums ist. Schon im Sommer 1878 veranlaßten der seitdem leider verstorbene Major B., der vorübergehend nach Berlin kommandirte Major v. S. und der Hauptmann v. E. eine Zusammenkunft aller „alten Hessen“, deren sie habhaft werden konnten, in dem „Dessauer Garten“, und hier wurde beschlossen, jeden ersten Sonntag im Monat in dem genannten Lokale zusammenzutreffen, um durch Austausch von Erinnerungen, durch Wiederbelebung alter und Anknüpfung neuer Bekanntschaften das Gefühl landsmännischer Zusammengehörigkeit zu pflegen. An dieser Vereinigung zu zwangloser Unterhaltung betheiligten sich Hessen aus den verschiedensten Lebensstellungen: Generale, Geheimräthe, Bankbeamte, Kaufleute 2c. 2c.

Todesfälle. Am 16. Februar starb zu Kassel im 58. Lebensjahre an den Folgen der Influenza der Amtsgerichtsrath Maximilian Theobald. Er war zu Kassel geboren, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er 1853 absolvirte, studierte hiernach in Marburg Rechtswissenschaft und machte nach rasch und gut bestandenem Fakultäts- und Staatsexamen seinen juristischen Vorbereitungsdienst bei dem Kasseler Obergericht durch. Nachdem er einige Zeit das Sekretariat bei der Direktion für den Bau der Bebra-Hanauer Eisenbahn versehen hatte, wurde er zum Assessor bei dem Justizamt in Neuhof ernannt und bald darauf zum Amtsrichter in Homberg befördert. Von dort nach Hersfeld versetzt, kam er zu Anfang der achtziger Jahre an das Amtsgericht in Kassel, wo ihm zugleich die allgemeine Dienstaufsicht und die Justizverwaltungsgeschäfte übertragen wurden. Der Verblichene genoß den Ruf eines tüchtigen Juristen. Von seinen literarischen Arbeiten sind anzuführen sein Buch über die Grundbuchordnung sowie die von ihm gemeinschaftlich mit F. Vierhaus seit 1889 herausgegebenen „Mittheilungen aus der Rechtspflege im Gebiete des vormaligen Kurfürstenthums Hessen“. Amtsgerichtsrath Theobald erfreute sich wie in den Kreisen seiner Kollegen so auch bei der Kasseler Bürgerschaft allgemeiner Hochschätzung. Der Präsident und die Richter des Landgerichts und des Amtsgerichts zu Kassel widmen dem Verewigten in dem „Kasseler Tageblatt“ einen warmen Nachruf, in dem ganz besonders seine „unausgesetzte Thätigkeit, getragen von ernstem Pflichtbewußtsein, seine außergewöhnliche Tüchtigkeit und Geschäftskenntniß, verbunden mit kollegialer Gesinnung“ hervorgehoben werden. Sein Andenken wird in Ehren bleiben.

Am 20. Februar starb zu Heidelberg im 75. Lebensjahre der Geheimrath Professor Dr. Hermann Kopp, einer der hervorragendsten Gelehrten, die in diesem Jahrhundert aus unserem Heimathlande Hessen hervorgegangen sind, ein ebenso ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete der Chemie wie auf dem der Physik. Hermann Kopp war am 30. Oktober 1817 zu Hanau als Sohn des berühmten Arztes Geheimen Medizinalraths Dr. Johann Kopp geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studierte von 1835 ab zu Heidelberg und Marburg Naturwissenschaften. Am Schlusse des Sommersemesters 1838 wurde er auf Grund seiner Inauguraldissertation „de oxydorum densitatis calculo reperiendae modo“ zum Dr. phil. promovirt, nachdem er im Jahre zuvor bereits ein neues Differentialbarometer konstruirt und in Poggendorff's Annalen beschrieben hatte. Von Marburg begab er sich zu seiner weiteren Ausbildung nach Gießen, hier habilitirte er sich 1841 als Privatdozent, wurde 1843 zum außerordentlichen Professor für Physik und Chemie und 1853 zum ordentlichen Professor ernannt. 1864 folgte er einem Rufe nach Heidelberg. Seine Studien hatten anfänglich den Naturwissenschaften im Allgemeinen, insbesondere aber der Physik und Chemie gegolten. Sich ganz der Chemie zu widmen, ent-

schloß er sich erst, als er zu Gießen in Liebig's Bannkreis gekommen war. Daß Kopp zuvor die Physik eifrigst gepflegt hatte, wurde für seine zukünftige Arbeit bedeutsam, sie führte ihn dahin, sich gerade mit denjenigen chemischen Fragen zu beschäftigen, die auf der Grenzscheide zwischen der Chemie einerseits und der Physik andererseits liegen. Auf diesem Gebiete hat er geradezu bahnbrechend gewirkt, und ihm gebührt der Ruhmestitel, der Begründer der physikalischen Chemie als selbstständiger Wissenschaft zu sein. Auch seine krystallographischen Studien verdienen hier hervorgehoben zu werden. Bilden die physikalisch-chemischen Forschungen den einen Hauptheil der Lebensarbeit Kopp's, so stellen seine Untersuchungen zur Geschichte der Chemie den anderen dar. Seinen Ruf als Historiker der Chemie begründet er in jungen Jahren durch seine vierbändige Geschichte der Chemie, die in der Zeit von 1843 bis 1847 (beim Erscheinen des ersten Bandes zählte Kopp erst 26 Jahre) herauskam. Ihm wurde auch von der historischen Kommission bei der Münchener Akademie der Wissenschaften der Auftrag, für deren Sammelwerk „Geschichte der Wissenschaften in Deutschland" die Entwickelung der Chemie in Deutschland darzustellen. In den achtziger Jahren unternahm es Kopp, den ein Biograph mit vollem Rechte als den Großmeister der Historiker der Chemie bezeichnet, eine Geschichte der Alchimie zu schreiben, in welcher er den Nachdruck auf die Bedeutung der alchimistischen Lehren für die Kulturgeschichte legt. Durch diesen Umstand hat das Buch weit über die Kreise der chemischen Fachgenossen hinaus Leser gefunden. Es zeigt, wie sehr Kopp, der gelehrte Chemiker, auch in anderen Wissenschaften, der Geschichte und der Kulturgeschichte, der Geschichte der philosophischen Theorieen und in philologischen Dingen, zu Hause war. — Am 1. September 1888 feierte Geheimrath Dr. Kopp sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Aus allen Gauen Deutschlands und weit über die Grenzen unseres Vaterlandes hinaus wurden dem berühmten Manne, der im Dienste der Wissenschaft eine so vielgestaltete Thätigkeit geübt hatte, von Schülern, Freunden und Fachgenossen, von naturforschenden Gesellschaften und gelehrten Körperschaften an seinem Ehrentage Huldigungen dargebracht.

Hessische Bücherschau.

Neu erschienene, bei der Redaktion eingegangene Bücher:

Euricius Cordus. Epigrammata (1520). Herausgegeben von Karl Krause. 5. Heft der Lateinischen Litteraturdenkmäler des XV. und XVI. Jahrhunderts. Herausgegeben von Max Hermann und Siegfried Szamatólski. Berlin, Verlag von Speyer und Peters, Buchhandlung für Universitätswissenschaften, 1892.

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen, herausgegeben von Johann Lewalter. III. Heft. Hamburg 1892. Verlag von Gustav Fritzsche.

Stoppellenchen. Novelle von E. Mentzel. Marburg, Verlag von Oskar Ehrhardt, 1891.

Geschichte Hugenottischer Familien. I. Die Familie Grandidier. Zusammengestellt von Dr. Otto Gerland. (Sonder-Abdruck aus der Zeitschrift „Die Französische Colonie", Jahrgang 1891.) Berlin 1891.

Wilhelm Roser. Ein Beitrag zur Geschichte der Chirurgie, von Karl Roser. Wiesbaden, Verlag von Bergmann, 1892.

Die Besprechung vorstehender Bücher folgt in einer späteren Nummer unserer Zeitschrift.

Briefkasten.

Verschiedene für die heutige Nummer bestimmte Artikel, darunter auch Bücherbesprechungen, mußten wegen Mangels an Raum zurückgestellt werden. Wir bittten die geehrten Herren Einsender, die Verzögerung der Aufnahme gütigst entschuldigen zu wollen.

Dr. H. S. Kassel. Zusendung erhalten. Verbindlichsten Dank. Wir werden uns gestatten, Ihnen die weiteren Mittheilungen brieflich zugehen zu lassen.

J. L. Kassel. Das Erscheinen des neuen Heftes hat uns große Freude bereitet. Wird in einer der nächsten Nummern besprochen werden. Freundlichsten Gruß.

E. W. H. v. W. Gotha. Wir werden Ihrem Wunsche so bald als möglich nachkommen.

K. N. Kesselstadt. Wird in der nächsten Nummer in der von Ihnen gewünschten Weise gebracht werden. Diesmal war es nicht mehr möglich. Besten Dank.

Anzeige.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.

Stets zuverlässig gut und kräftig im Geschmack ist meine seit 11 Jahren eingeführte

Kasseler Mischung,

das Pfund M. 1,70, bei Postpacketen portofrei. Die Kasseler Mischung ist aus guten Java-Sorten hergestellt, die nach holländischer Art geröstet sind.

Ausserdem unterhalte ich ein **grosses Lager in rohen und gerösteten Kaffees** in allen Sorten u. Preislagen u. stehe ich mit Preislisten u. Proben gern zu Diensten. Postpackete portofr.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 6. Kassel, 17. März 1892.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2934.

Lukas 24, V. 29.

(Schwälmer Mundart.)

Härr, komm zü mer, dr Dohk, dr get verewer!
Scho mommt mich i die Bisternis dr Nöcht.
Ach, läß mich net allee im Drengerdrewer,
Komm, stieh mer bei, bis ich meng Wärk vollbröcht!
Komm i meng Häus, meng Heel, met Dengem Säje,
O bleiw bei mer, müß ich zür Rüh mich leje!

Ach, bleiw bei mer! J Brastes Bisternisse
Sei Dü meng Drost, meng ströhlend Hoffnengslicht!
Ich kann Dich i dr Not dr Nöcht net misse.
Kehr i ö bleiw doch, bis Deng Dohk i Sicht,
O demm ööch ich fer all meng Leed ö Renge
Der wär noch Dänk- ö Jüwellierer senge.

(Hochdeutsch.)

Herr, komm' zu mir, der Tag, der geht vorüber!
Schon hüllt mich ein die Finsterniß der Nacht.
Ach, laß mich nicht allein im Drunterdrüber,
Komm', steh' mir bei, bis ich mein Werk vollbracht!
Komm' in mein Haus, mein Heil, mit Deinem Segen,
Und bleib bei mir, muß ich zur Ruh' mich legen!

Ach, bleib' bei mir! In Kummers Finsternissen
Sei Du mein Trost, mein strahlend' Hoffnungslicht!
Ich kann Dich in der Noth der Nacht nicht missen.
Kehr' ein und bleib' doch, bis Dein Tag anbricht,
An dem auch ich für all' mein Leid und Ringen
Dir werde Dank- und Jubellieder singen.

Kurt Ruhn.



Kirche und Schule in Hessen während und nach dem dreißigjährigen Kriege.

Von Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek in Kassel.

(Schluß.)

Daß es in den nächsten Jahren nicht besser, sondern eher schlimmer wurde, liegt auf der Hand. Zwölf Jahre später rügt Neuberger in einem anderen Vermahnungsschreiben wiederum den Hang zum Trunke bei vielen Pastören, zumal bei den jüngeren, angehenden, die das Zechen „wie sie studentenweis gewöhnet“ fortsetzen, und er fordert die Metropolitane auf, auf solche „nasse Brüder“ gute Achtung zu geben. Nachdem er sodann das mangelhafte Halten der öffentlichen Betstunden und die Nachlässigkeit bei den Bettagspredigten übel vermerkt, fährt er fort: „Sonderlich wird vielfältig geklagt, daß viel Pfarrer in der Kinderlehr (die doch so hoch anbefohlen ist) über alle Maßen fahrlässig sein und ihrer gethanen Pflicht vergessen, indem sie nicht allein gar selten, in den Filialen wohl nimmermehr, selbst Kinderlehr halten, sondern auch gar schlechte Sachen bringen, daß gezweifelt wird, ob etliche selbst den Katechismum recht verstehen, als die nicht daraus meditiren, sondern quidquid in buccam venit, vorbringen, auch nicht einmal darauf achten, ob die Jugend die Morgen-, Abend- und Tischgebete recht gelernet habe, welches sehr beklagt wird.“

Da das beste Mittel, unter den Geistlichen selbst das geistliche Leben zu fördern, die Klassen-Konvente, welche zweimal im Jahr gehalten wurden, an die Hand gaben, diese aber hier und da in Verfall zu gerathen drohten, indem, wie Neuberger bemerkt „durch unruhige Köpfe unterschiedlich Händel erregt worden und einer oder der andere νεόφυτος τυφλωθείς (verblendeter Neuling) sich zuviel wollen merken lassen, wozu denn auch Trunkenheit kommen und das Aegerniß vermehrt worden“ —, so sieht er sich veranlaßt, besondere leges conventuales (Konventsgesetze) zu erlassen, in denen zumal die Censura morum, die Kritik des sittlichen Verhaltens, scharf zu handhaben, den Brüdern auf's neue an's Herz gelegt wird.

Ich muß gestehen, daß ich aus den mir zu Gebote gestandenen Protokollen betreffend die Censura morum nichts Ungünstiges habe ersehen können. Manches ist für die damalige Sittengeschichte interessant, wie zum Beispiel, wenn der Pfarrer von Wehren, weil er mit dem Gudensberger Gastwirthe ein kleines Wettrennen zu Pferde veranstaltet, um einen Reichsthaler gestraft wird; dem Pfarrer von Kirchberg wird vorgeworfen, er trage dem Junker auf der Jagd die Hasen nach und schaffe die langen Hosen nicht ab; der zu Merxhausen droht, weil er in dem Wirthshause gar nicht oder mit schalem Bier bedacht wird, während etliche fremde, abseits sitzende Schuster es sich bei Trank und Speise wohl sein lassen, dies zum Gegenstand einer Klage von der Kanzel herab zu machen, u. dgl. m.

Dagegen wird fleißig darauf gesehen, daß die Betstunden richtig gehalten werden, auch einer oder der andere wird vermahnt, gegen seine widerspenstigen und dickhäutigen Pfarrkinder nicht mit allzu großer Lindigkeit zu verfahren; und letzteres zumal war nöthig, wenn das Volk wieder zu Zucht und Sitte zurückgeführt werden sollte.

Vor Allem galt es, die Leute wieder an die Heilighaltung der Feiertage zu gewöhnen. Denn wo der Sonntag seine Heiligkeit verloren hat, da wird die Zuchtlosigkeit der Massen alsbald immer weiter um sich greifen. Und in dieser Beziehung war es damals weit genug gekommen. Es war ganz gewöhnlich, daß die Leute am Sonntage ihre Geschäfte oder ihre Feldarbeit besorgten, Vieh- und andere Händel abschlossen, unter der Predigt, statt in die Kirche zu gehen, auf dem Kirchhofe allerlei Possen trieben oder in den Wirthshäusern saßen, tranken und spielten, daß die Kirmessen und Jahrmärkte auf die Sonntage gelegt wurden und dergleichen mehr.

Bereits 1638 beklagten sich die zur Wahl

eines neuen Superintendenten in Allendorf versammelten Pastöre bei der Regierung über die vielfache Entheiligung des Sonntages, infolgedessen auch im selben wie im darauffolgenden Jahre, ferner 1642, 1649 und endlich 1651 scharfe Verordnungen dawider ergingen, ein Beweis, wie wenig sie in den Kriegsjahren fruchteten, bis endlich der Friede eine kräftigere Handhabung verstattete.

Alles Kaufen und Verkaufen, Feldarbeit und Hantirung wurden untersagt, ebenso das Umherlaufen in den Gassen und auf den Plätzen während der Predigt. Das Scheibenschießen, — denn die Schützengesellschaften waren aus dem Mittelalter her noch sehr im Schwang —, die Kirmeßtänze, der Regierung ein Gräuel, deren gänzliche Abstellung an der Zähigkeit scheiterte, mit welcher die Bauern daran festhielten*), wurden auf den Mittwoch gelegt, und den Wirthen wurde strenge verboten, am Sonntag Gäste zu setzen oder Trinkgelage zu veranstalten. Damit aber die Leute nicht Zechens halber in die Gärten vor den Thoren oder auf die benachbarten Ortschaften liefen oder draußen ihren Geschäften nachgingen, hielt man in den Städten die Thore auch den Tag über bis nach geendigter Predigt geschlossen, um sie nur um 10 Uhr zum Austreiben des Viehes kurze Zeit zu öffnen. Ohne besondere Erlaubniß sollte niemand, wer er auch sei, heraus noch herein. Außerdem wurden besondere gut beleumundete Männer verordnet, denen sich in den Garnisonstädten noch der Offizier der Wache beigesellte, und die auf Straßen und Plätzen, ja in den Häusern nachzusehen die Befugniß hatten, daß die Verordnungen über die Heilighaltung des Feiertages streng innegehalten wurden, nicht blos von der christlich-deutschen, auch von der jüdischen Bevölkerung. Denn wie auch heute wieder benutzten die Juden damals mit Vorliebe die christlichen Sonntage, um mit dem Landmanne an diesem Tage Händel abzuschließen, und ihr Wucher war der ausgesogenen Bevölkerung so unerträglich, daß 1655 die hessischen Stände in den Landgrafen drangen, ihnen den landesherrlichen Schutz aufzukündigen. Wilhelm VI., wie viele in dem Irrthum befangen, daß die Judenfrage eine religiöse sei, glaubte dieses Volk durch besonders angeordnete Predigten zum Besseren bekehren zu können, — wie sich voraussehen ließ, ohne Erfolg. Die Hoffnung aber, ihrer auf andere Weise los zu werden, erwies sich als trügerisch. Denn als das Jahr 1666 herankam, glaubte man allgemein, der Weltuntergang stehe bevor, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil in dieser Jahreszahl alle römischen Zahlzeichen (MDCLXVI) vereinigt waren. Deshalb machten sich viele Juden aus Hessen und der Nachbarschaft unter der Führung eines Messias auf den Weg, um das verhängnißvolle Jahr im gelobten Lande selbst zu erwarten. Als sie aber in die Türkei kamen und ihr vermeintlicher Messias, in türkische Gefangenschaft gerathen, gar zur muhamedanischen Religion übertrat, da wurden sie irre und kehrten wieder um.

Um auf die Feiertagsheiligung zurückzukommen, so war es an vielen Orten das Vogelspiel, das die jungen Leute alles Andere vergessen ließ, an andern der sog. Kulrich, wie der Pfarrer Ranselius zu Rentershausen ein leider nicht näher beschriebenes Spiel nennt.*) Dieser Kulrich wurde mit solcher Leidenschaft gespielt, daß, — wie der Pfarrer sagt —, „die Kinder und das Gesinde von ihrem schuldigen Gottesdienst nicht allein, sondern auch von ihrer Eltern und Herren Diensten abgeleitet und zum Saufen und anderen Ueppig- und Leichtfertigkeiten geneigt und daraus zu schrecklichem Fluchen, Schwören und mancherlei bösen Dingen vom Satan angetrieben werden." Er bittet deshalb seine Patrone, die Herren von Baumbach, den Kulrich kräftig zu verbieten, was bei einer Strafe von zwei Gulden geschah. Seine Strenge gegen die, wie es scheint, damals dem Trunk sehr ergebenen Rentershäuser, — in deren Ort sich nach dem Kriege nicht weniger als fünf schwunghaft betriebene Brauereien befanden —, wäre aber dem Pfarrer fast übel bekommen; denn ein besonders widerhaariger Ortseinwohner warf den alten Herrn nächtlicher Weile, da er über einen Berg ging, den Abhang hinunter, sodaß er lange zu Bett liegen mußte.

Auf die Kenntniß des Katechismus wurde strenge gesehen. Bei dem Katechisiren des Sonntags Nachmittags in den Kirchen, so wurde z. B. auf einem Konvent der Klasse Gudensberg beschlossen, solle der Stock gegen die pertinaces pertubatores unter dem jungen Gesinde fleißig gehandhabt werden. Die Erwachsenen aber, die beim Abendmahl oder beim Gevatterstehen ihren Katechismus nicht wußten, konnten sogar einen oder mehrere Tage deswegen in bürgerliche Haft gebracht werden.

Ja sogar wer unverbesserlicher Weise schwur und fluchte, wanderte unter Umständen bis zu 14 Tagen bei Wasser und Brot in den Thurm

---

*) Daher noch heute die Redensart in Hessen: „Laßt den Hunden die Knochen und den Bauern ihre Kirmeß."

*) Aus den Aufzeichnungen des Pfarrers Ranselius, mir mitgetheilt von Herrn Landgerichtsrath Büff dahier. — Das Spiel war wohl eine Art Kegelspiel; denn die Kugel heißt auch hessisch Kulle, daher kullern = kugeln, und Kulrich oder Kullerich (s. Grimm's Deutsches Wörterbuch unter kollern, kullern.).

oder wurde, falls der Delinquent sich gar nicht besserte, des Landes verwiesen; so erging es z. B. im Jahre 1643 einer Weibsperson in Kassel, Marx Zeisen's, eines Kleibers aus Fambach Ehefrau, von der es in dem betreffenden Protokoll heißt, daß sich nicht nur die Nachbarschaft, sondern ihr eigener Mann über ihr gotteslästerliches Fluchen entsetzte. Auf geschehene Klage wurde sie bedeutet, sich hier abzuschaffen, und auch ihr Gatte, der doch eigentlich ganz unschuldig war, mußte ihr zur Gesellschaft mitwandern. —

Daß auch gegen das übermäßige Trinken sehr geeifert wurde, habe ich bereits gesagt. Merkwürdiger Weise aber verzieh man dies in unseren Augen weit schwerere Vergehen damals leichter als das ebengenannte Fluchen und Schwören, wie z. B. die von Robert von Mohl veröffentlichten Protokolle des akademischen Senats der Universität Tübingen aus dem 16. Jahrhundert beweisen. So wird u. a. ein Student, der einem Manne die Hand abgehauen, auf Fürbitte des Hofrichters aus dem Carcer entlassen; ein anderer, der einen Kommilitonen gestochen, daß ihm die Gedärme bis auf die Erde gehangen, mit kurzer Carcerstrafe belegt. Ein Student aber, weil er um Mitternacht auf der Straße „gräulich Gott gelästert", zuerst mit Carcer belegt; darauf wird ihm eröffnet, daß, ob man zwar Ursache hätte, strengen Weg mit ihm zu verhandeln, man seiner Eltern und Jugend schonen und ihn nur sogleich aus der Stadt wegschicken wolle. Vergebens, daß der Unglückliche unter Thränen um acht Tage Aufschub bittet. Und das Alles, weil er „Hunderttausend-Donner-Sakrament" und „das Feuer soll vom Himmel fallen" geflucht hatte.

Dagegen kann die Nachwelt der Regierung wie der Geistlichkeit nicht dankbar genug sein für die Strenge, mit der beide die fleischlichen Vergehungen ahndeten. Der unheilvolle Krieg hatte gerade in dieser Hinsicht der Moral des Volkes die allertiefsten Wunden geschlagen. Die Vorstellung von der Heiligkeit der Ehe war in der Wurzel erschüttert, und bei der mächtigen Lebenslust, die regelmäßig nach furchtbaren Krisen, wie Kriegs- und Pestzeiten, in der zurückgebliebenen Menschheit zu erwachen pflegt, war es zu befürchten, daß Zucht und Sittlichkeitsbegriffe für immer verloren gingen.

Nur die strenge Handhabung der Kirchenbuße, abgesehen davon, daß auch der Staat die Kontravenienten bestrafte, vermochte auf dem Lande den physischen Trieben zu gebieten, während in den Städten die Mode und die Etiquette, sozusagen die Anstandsgesetze, vielfach an die Stelle der fehlenden Moral traten.

Ehen brauchte der Staat, die furchtbar dezimirte Volkszahl zu ergänzen, weshalb zumal die Ehebrecherinnen die furchtbare Strafe der Enthauptung mit dem Schwerte traf; indes die losen Weiber an den Schandpfahl, den sog. Gag, gestellt, dann des Landes verwiesen wurden. Dieselbe Strafe traf unter Umständen auch die Männer, wie es z. B. dem Bettelvogt Barthel Zinn in Kassel erging.

So arbeiteten also Regierung und Geistlichkeit zusammen an der Hebung der Sittlichkeit des Volkes.

Sein Werk zu krönen und seinem Lande eine dauernde und gleichmäßige kirchliche Verfassung zu geben, ließ Landgraf Wilhelm VI. sodann die Kirchenordnung ausarbeiten, welche alle im Vorhergehenden angeführten Bestimmungen zusammenfaßt und zugleich den der hessischen Kirche zu Grunde liegende Lehrbegriff enthält. Sie verfällt in die Reformations-, Presbyterial- oder Aeltesten-, Konsistorial- und endlich die eigentliche Kirchenordnung und erschien sämmtlich im Jahre 1657.

Ohne auf ihre immerhin interessante Entstehungsgeschichte hier weiter einzugehen, will ich nur bemerken, daß die Kirchenordnung, die ja bis auf den heutigen Tag in der hessischen Kirche zu Recht besteht, ein unvergängliches Denkmal Landgraf Wilhelm's VI. ist, insofern dieser wahrhaft humane Fürst durch sie die unheilvolle Spaltung, welche in dem Bekenntnißstande des hessischen Volkes die beklagenswerthe Einführung der Verbesserungspunkte und des reformirten Bekenntnisses durch Landgraf Moritz hervorgerufen hatte, nach Kräften wieder auszugleichen bemüht war. Ja, das reformirte Bekenntniß kommt darin so wenig zum Ausdruck, daß die Veröffentlichung der neuen Kirchenordnung eine geharnischte Gegenerklärung der damaligen Kasseler Geistlichkeit hervorrief, deren Widerstand nur durch einen Machtspruch des Landesherrn als summus episcopus niedergeschlagen wurde.

Eben dem Wunsche, wenigstens unter den Bewohnern seines Landes Eintracht und gegenseitige brüderliche Duldung in Religionssachen herbeizuführen, entsprang später auch die Einladung, welche Landgraf Wilhelm VI. im Jahre 1661 an die Professoren der beiden Landesuniversitäten Marburg und Rinteln ergehen ließ, in Kassel zu einem Religionsgespräche zusammenzutreten.

Reformirterseits erschienen die Marburger Professoren Hein, ein geborener Gudensberger, und Curtius; von Seiten der Rinteler lutherischen Professoren Musäus und Henichen (Henichius). Unter dem Vorsitze der landesherrlichen Kommissare Johann Kaspar von Dörnberg, Johann Heinrich

von Dauber und Kaspar Friedrich von Dalwigk besprachen sie sich neun Tage lang und kamen sich in der That in den Hauptsachen so nahe, daß eine Verständigung sicher erfolgt wäre, hätten nicht nach dem Bekanntwerden der Verhandlungen die lutherischen Universitäten, vor allem Wittenberg, das als das Orakel spendende Delphi des starren Lutherthumes galt, das Verdammungsurtheil ausgesprochen und eine Fluth von Pamphleten gegen die Kasseler Colloquenten ergehen lassen. In Hessen war Verträglichkeit erreicht.

Leider war es Landgraf Wilhelm VI. nicht vergönnt, die Früchte seiner Mühen zu pflücken. Ein früher Tod raffte ihn in der Blüthe seines Alters, im 34. Jahre seines Lebens, plötzlich in Haina, wo er sich gerade der Jagd wegen aufhielt, im Jahre 1663 dahin. Das Wort magnum voluisse magnum est findet auf ihn vollste Anwendung, denn Großes hatte er in schwerer Zeit gewollt; und er verdiente wohl einen Geschichtsschreiber zu finden, der sein prunkloses Wirken der Nachwelt in's rechte Licht setzte.

Zur Etymologie hessischer Ortsnamen.

Von P. Noll.

Die Namen Coufunga und Cuffiso sind allem Anscheine nach von dem nämlichen Wortstamme gebildet und aus uralten Personennamen entstanden. Beide sind gut deutsch und keine Slaven.

Coufunga, Choufunga, Chouphungia, Chuofunga, Cohfunga ist das jetzige Kaufungen, vergl. Arnold, Ansiedelungen, S. 297.

Der Ansiedler, nach welchem dieser Ort benannt ist, hieß Coufung, Choufung, Chouphung. Der erste Theil dieses Namens findet sich in dem Personennamen Coufman, bei Dronke, Cod. dipl., Choufman, bei Piper, Lib. Confr., und Förstemann, altdeutsch. Namenbuch. Man wird nicht fehl gehen, wenn man ihn zu couf, chouf, chouph, kouf = Kauf und choufo, chouffo, choupho = Käufer stellt, vergl. Graff, althochdeutscher Sprachschatz, IV, S. 376 und 377.

Schwieriger ist es, den zweiten Theil des Namens zu deuten. Man könnte annehmen, daß Coufung der Nachkomme des Coufo sei, welch' letzterer Name aus einem Vollnamen, etwa Coufman, gekürzt sein könnte.

Ich ziehe aber eine andere Ableitung vor. Es ist mir nicht wahrscheinlich, daß die Namen Amalong, Barunco, Bodalung, Haidung, Hornunch, Gerunch, Morunch, Ordunc und ähnliche, bei Förstemann und Piper, Patronymica sind. Ich denke mir die Endung unc, ung, unch als einen selbstständigen Wortstamm, und zwar als den nämlichen, welcher im Anlaut sich findet in den Personennamen Ungheid, Uncheri, Unchad, Ungerat, bei Förstemann. Ung in Ungheid wird wohl nichts Anderes sein als ung in Haidung.

Unc, Unch bedeutet nach Graff, I, S. 347, anguis, basiliscus, und konnte ebensogut, sowohl an- als auslautend, zur Bildung von Personennamen verwendet werden wie das Wort lint = basiliscus, serpens, Lindwurm, nach Förstemann, in den Namen Lintfrit, Linthart, Lindolf, Lindrat, — Alflint, Asclind, Burgilind, Fulclindis, Theudelinda oder der Stamm Tracho = Drache, Graff, V, S. 504, in den Namen Dragulf, Dracholf, Tragaboto und in dem Flußnamen Vultdraca oder der Begriff Wurm = Wurm, Schlange, Drache, in den Namen Wurmheri, Vurmger, Vurmilt — Perhturm, Otvurm.

Wenn die Bedeutung eines aus couf und unc zusammengesetzten Namens befremdlich erscheint, so möge man bedenken, daß, wie Stark, die Kosenamen der Germanen, S. 159, ausführt, oft zur Bildung des Kindernamens je ein Halbname des Vaters und der Mutter verwendet wurde. So nannten die Eheleute Waltbertus und Radhildis ihre Tochter Waldrada. Die Eltern des Coufung könnten demnach Coufman und Ungheid geheißen haben.

Der Name Coufung ist ein ähnliches Namenbild wie die Namen Romanc, Asang, Osang, auf welch' letztere aus den Ortsnamen Ἄσαγγα, Osanga, jetzt Usingen, geschlossen werden darf.

Auf den Stamm couf ist wohl auch der Bergname Cuffiso zurückzuführen. Derselbe wird in der cartula S. Bonifatii i. J. 747 genannt, abgedruckt bei Dronke, Antiquitates, S. 3, worin die Grenzlinie der in einem großen Kreise um Fulda herumliegenden berühmten Karlmann'schen Schenkung ganz genau bezeichnet ist.

Cuffiso ist ein Deminutiv von Cuffo, gleichbedeutend mit Cuffolo, bei Förstemann, und ähnlich gebildet wie Hamiso neben Hamizo,

Stark, S. 57. Man vergl. die Namen Allisi, Amisa, Ebisa, Igisa, Wansso, Liuiso, Liubiso. Der Ortsname Kuffese, welcher bei Dronke, Antiquitates, S. 22, neben Wertheim und Bischofsheim genannt wird, ist offenbar der nämliche Name wie Cůffiso, nur aus späterer Zeit.

Cůffiso ist ursprünglich der Name einer Person und wurde zugleich gebraucht, um die Besitzung derselben zu bezeichnen. Es ist nichts Seltenes, daß der Name eines Ansiedlers unverändert auf die Ansiedlung übertragen wurde.

„Mitunter sind Fluren, zumal Berge gerade wie Menschen benamst (personifizirt).“ Buck, oberdeutsches Flurnamenbuch, S. 58.

Hiernach kann man beurtheilen, was von der Ansicht zu halten ist, Cůffiso sei ein slavischer Name und heiße „Grenzhügel“.

Irrig ist auch die Annahme, der Margrethenberg bei Margrethenhaun sei jener Cůffiso. Die betreffende Stelle in der Grenzbeschreibung lautet: „primum in orientali plaga fons rivi, qui vocatur Crumbenbach, et sic vadit per illum rivum, usque quo intrat in australem hûnam, inde transit in collem Leohunhoug, qui a quibusdam dicitur cůffiso, et sic vadit usque ad introitum ûhtinabacches in alteram hûnam.“ Hieraus geht unzweifelhaft hervor, daß der Cůffiso zwischen den beiden Haunarmen lag. Der Crumbenbach mündet bei Dirlos in die südliche Haun, dort überschreitet (transit) die Grenze diesen Haunarm und ersteigt den Cůffiso, und erst, nachdem sie den Cůffiso im Rücken hat, gelangt sie an den anderen Haunarm und überschreitet diesen an der Stelle, wo der ûhtinabach, offenbar der bei dem Hofe Oechenbach entspringende Bach, sich mit dem nördlichen Haunarme verbindet. (Zu ûhtinabach, jetzt Oechenbach, vergl. Uhsino, jetzt Oechsen.) Den Cůffiso übersteigt die Grenze, bevor sie den nördlichen Haunarm erreicht, den Margrethenberg aber hätte sie erst treffen können, nachdem sie diesen Haunarm überschritten hatte, da derselbe nördlich von der nördlichen Haun liegt.

Die Grenzbeschreibung der Pfarrei Margrethenhaun v. J. 1093 nennt einen Kuffihoug. Derselbe lag auch zwischen den beiden Haunarmen und zwar zwischen Wisselsrod und der Haun. Es kann nur jene schöne Kuppe zwischen Dirlos und Wisselsrod gemeint sein. Das ist also der Cůffiso oder Kuffihoug. Kuffi ist gleichfalls Deminutiv von Kuffo, vergl. Stark, S. 53.

Der Glaubensbote.

Eine Erzählung aus dem achten Jahrhundert von Franz Treller.

(Fortsetzung.)

Auf schäumendem Rosse jagte Heribert heran und hinter ihm vier andere der Männer. Kaum erblickte er Hilda und den Angelsachsen, als er mit wildem Fluche den Renner so gewaltsam zügelte, daß dieser fast zusammenbrach.

„Bei Donar und allen Asen,“ schrie er mit vor Wuth unheimlich funkelnden Augen, „was was, Landläufer —, entführst Du Jungfrauen —? Bei Hel, dem bleichen,“ knirschte er, „das sollst Du doppelt büßen!“

„Heribert,“ sagte Hilda, deren Antlitz alles Blut entwichen war bei dem wilden Zorne ihres Angelobten, „ich eilte ihm nach, um ihn zu warnen, sein Leben zu retten, Heribert, schone sein!“

„Schweig', mit Dir rechne ich später —, erst dieser schwatzende Schurke. — Was, Mann —, Du höhnst die Götter? — Du höhnst Heribert, so daß Childerich ihn wie einen Knaben vor Allen behandelt. — Du bestrickst Weiberherzen, elender Knecht? Ich habe Dich gewarnt —, jetzt sollst Du büßen.“

Er sprang vom Pferde —, die Anderen thaten ein Gleiches. Wilbod stand ruhig auf seinen Stab gelehnt, obgleich bei der zornigen Rede sein Blut rascher zu kreisen anfing.

„Wirf ihn nieder, Odilo,“ rief jener einem seiner Hörigen zu —, „er soll von Knechteshand sterben.“

Der Angeredete schritt rasch auf den waffenlosen Mann zu, ihn zu ergreifen —, als er aber die Hand nach ihm ausstreckte, wallte heiß das stolze Germanenblut in dem Jüngling empor, blitzschnell ergriff er den Knecht und schleuderte ihn mit einer solchen Kraft zu Boden, daß er leblos lag.

Aber so rasch er aufgestiegen, war der Zorn verraucht, und noch standen die Anderen in staunendem Schweigen ob der Riesenkraft des Jünglings, als dieser, indem er leise sprach: „Herr, Herr, verzeihe mir“, auf Heribert zutrat und sagte: „Hier bin ich, — was willst Du?“

„Dich tödten, Hund! Greift ihn!“ —

Die drei Männer stürzten sich jetzt gewaltsam auf ihn und faßten ihn, der keinen Versuch machte, sich zu wehren.

Sein Auge ruhte ernst auf Heribert.

An dessen Brust warf sich jetzt die in Entsetzen bebende Hilda: „Heribert, — Trauter, — sei gütig —, er will nur seinen Gott verkünden —"

„Dafür soll er sterben", sagte der rauh und finster und stieß sie von sich.

„Werft ihn nieder!"

Die Knechte rissen Wilbod zu Boden, so daß er auf den Knieen lag.

„Wulfo, — schlag' ihm mit der Keule den Schädel ein."

Schon hob der Knecht mit unheimlichen Blick die schwere Waffe, als sich Hilda mit einem Sprung vor Wilbod stellte.

Sie hob die Hand und sagte: „Du übst kein Heldenwerk, Heribert."

„Fort, Weib," schrie der in immer rasenderem Zorn und schleuderte sie zur Seite, „er muß sterben —, nichts rettet ihn." Er nahte dem bleich, aber ruhig zu ihm aufsehenden Wilbod mit funkelnden Augen: „Du stirbst jetzt, Mann, auf mein Gebot."

„O nein," sagte dieser, „nicht auf Dein Gebot, Heribert, mein Leben steht in dessen Hand, der Dich und mich erschuf."

„So? Ist Dein Gott so mächtig, so laß ihn seine Macht zeigen und Dich vom Tode retten", klang es hohnvoll zurück.

„Wie mächtig er ist, wirst auch Du erfahren", entgegnete der Jüngling mit feierlichem Ernste.

„Drohst Du? Mit Deinem Sklavengotte? Haha! Ich will ihn erwarten. Schlag' zu!"

„Halt ein!" rief Wilbod jäh, von Todesschrecken doch erfaßt, — der Mann hielt inne. „Laß mich noch beten, Heribert, — ich darf nicht so vor meinen Richter treten", flehte er dann sanft.

„Gut," sagte dieser spöttisch, „bete, — aber laut, Mann, — laut, ich will hören, was Du Deinem Gott wirst sagen."

Wilbod lag auf den Knieen. Die Männer ließen ihn los —, er faltete die Hände und richtete das bleiche Gesicht gen oben mit dem Auge den Himmel suchend —, ein Strahl der Sonne fiel durch die Zweige auf seine goldnen Locken.

Leise begann er: „Herr —, allmächtiger Vater —, kann dieser Kelch nicht an mir vorübergehen, so gieb mir Kraft, als wahrer Christ zu dulden —, Herr —," und die anfangs bebende Stimme wurde fester, „vergieb mir meine Schuld —, reinige mein Herz von wildem Zorn —, daß ich auch meinen Schuldigern vergebe. — Verzeihe dem, der mich dem Tode weiht —, erleuchte seinen Geist —, daß auch er einst zu Deiner Herrlichkeit in rechter Reue mag versammelt werden. — Herr, nimm mich zu Dir in Dein himmlisch' Reich!" —

Laut- und regungslos standen die Männer gleich Bildsäulen, als so die Stimme des Jünglings unter den Zweigen wiedertönte, in heißem Flehen sich zu seinem Gott erhebend —, und hinzusetzend: „Ich bin bereit, jetzt führe den Todesstreich", neigte Wilbod das schöne Haupt.

Langsam hob der Mann die Keule. — „Halt' ein! Halt' ein!" ertönte da ein Mark und Bein erschütternder Ruf Heribert's in einem Tone, wie ihn der todwunde Ur von sich giebt —, „Halte ein!"

Alle standen gebannt —, Wilbod und Hilda, welch' letztere, abgewandt dem Schrecklichen, auf den Knieen lag, hoben das Haupt und blickten Heribert an.

Schwer athmete der, und in seinen Zügen spiegelte sich mächtige Seelenbewegung wieder.

Leise murmelte er, fast wie abwesend im Geiste: „Was fleht er? — Er fleht für mich —, mich —, in der Todesnoth —? Für mich, der ich ihn tödte —, er betete", wiederholte er —, „für mich, den Todfeind?"

Er winkte dann den Knechten, zurück zu treten, und sagte leise, wie er eben gesprochen: „Geh', geh' —" und deutete mit der Hand auf den Weg.

Wilbod erhob sich, freudig dankte er, die glänzenden Augen nach oben gerichtet; mit einem Jubelschrei aber flog Hilda um den Hals des wilden Kriegers: „Heribert! Mein Heribert! Guter! Wilder! Edler!"

„Nein, nein," sagte er mit erstickter Stimme, „er — er ist edel —, der Angelsachse —, ich nicht —, ich nicht."

„Siehst Du, fremder Jüngling," sagte sie strahlenden Blickes zu Wilbod, „siehst Du —, er ist wild, mein Trauter —, aber kein Herz im Hessenlande schlägt höher für das wahrhaft Edle."

Wilbod's milder Blick richtete sich auf den so tief bewegten starken Mann, er hob die Rechte gen Himmel und sagte: „Fühlst Du, Heribert, wie mächtig der Gott ist, der mich gesandt?"

„Ja, ja, es zog wie ein Blitz durch's Herz, ich hatte es nie gefühlt, nie gehört, es ist groß, es ist —, ich kann's nicht sagen, nur fühlen —, es ist groß. Dein Herz ist edler, als das meine."

„Mein Heribert."

„Fechten kann ich," fuhr er ungestüm fort, „fechten, — sterben ohne Laut, trotzig die Brust dem Todesstreiche bietend, — aber dem Feind verzeihen, für ihn beten mit dem letzten Hauch,

nein, nein, das kann ich nicht —, das war nie erhört, das ist groß. — Vielleicht", setzte er leise und zu sich selbst redend hinzu, „giebt's noch ein edleres Heldenthum als in der Schlacht die Feinde würgen."

„Dein Herz, mein Heribert," sprach liebevoll der Glaubensbote, „hat Gott berührt."

„Es muß so sein —, es muß so sein, ich weiß nicht, was in mir vorging —, vorgeht. Verzeihe mir, ich war wie der rasende Ur, wenn er den rothen Mantel sieht —, wild und roh —, verzeihe mir."

„Es ist Dir längst verziehen, Heribert."

Nach einer Weile fuhr er fort: „Ich will Deinen Gott kennen lernen, Jüngling, zeig' ihn mir, ich will im Seelenkampfe mit ihm ringen; besiegt er mich, will ich sein eigen sein."

„O Heribert, welch' feierliche Stunde, in der der Herr Dein wildes Herz gewandt. Ja, er ist allgewaltig, lerne ihn kennen, und Du wirst ihn lieben so wie ich."

„Komm' wieder, Angelsachse. — Gehe frei im Land, jetzt schützt Dich Heribert, komm' wieder."

Er wandte sich zu seinem Roß, Hilda folgte ihm. Er hob sie auf ihr Pferd, und die Knechte, auch der so unsanft zu Boden geschleuderte, bestiegen die ihren.

„Komm' wieder, Wilbod," sagte Hilda, als sie das Roß wandte.

„Ich komme," sagte Wilbod, und sah den langsam davon Reitenden nach.

Als ihn der Wald allein umhüllte, warf er sich auf die Kniee, erhob Antlitz und Hände zum Himmel und sagte aus tiefster Seele: „Ich danke Dir, Herr." Dann stand er auf und schritt mit glückstrahlendem Antlitz nach Süden davon.

Donar's Tag war herangekommen, ein hoher Festtag des Volkes, der begangen wurde im Laufe des Jahres wenn die Sonne hoch stand.

Von weit und breit war das Volk herbeigeströmt zu Donar's heiligem Haine, welcher die uralte Eiche barg, die dem gewaltigen Gott geweiht war, aus deren Zweigen er seit vielen Jahrhunderten zu seinen Dienern sprach.

Denn allverehrt war der Gott, der, den Menschen und vor allem dem Ackerbauer freundlich gesinnt, das durstende Land mit Regen befruchtete und den vernichtenden Hammer gegen der Riesen unheimlich' Geschlecht im furchtbaren Kampf schwang.

Das Feuer des Herdes war ihm heilig, das er einst den von den Frostriesen geplagten Menschen geschenkt hatte.

Da stand sie, Donar's heilige Eiche, — vor ihren Blicken — sichtbar durch eine breite Oeffnung in dem kleinen Hain, der sie fast wie im Halbkreis umgab. Zu ihren Füßen war aus Steinen der Altar errichtet, und ihren Wipfel schmückten Trophäen und Opferzeichen aller Art. Weithin breiteten sich ihre Aeste, der gewaltige Stamm war nicht von zehn Männern zu umfassen, wenn sie die Armen ausstreckten. Nur mit Scheu schritten die Menschen an dem Hain vorüber — und blickten mit Ehrfurcht auf den geweihten Baum.

Von Nord und Süd, von Morgen und Abend waren heute die Sassen herbeigefahren, den Tag Donar's feierlich zu begehen.

Und zahlreicher noch als in früheren Jahren waren die Männer herbeigekommen, denn dunkle Gerüchte gingen im Volke, die Fremden, welche fern aus dem Angellande von jenseits der wogenden See gekommen waren und einen neuen Gott verkündeten, würden den Tag benutzen, Donar, dem Herrn, Schmach anzuthun vor allem Volke.

Daß der gewaltige Donnerer sie mit seinem heißen Strahle treffen würde, wenn sie die Hand zu erheben wagten gegen sein Heiligthum, das hatten die Priester selbst gesagt, und Keiner zweifelte.

Begierig waren die Männer gekommen, dem heiligen Opfer beizuwohnen, denn in den letzten Jahren hatte Donar sich an einem Widder genügen lassen müssen, dessen Blut an seinem Tage am Altare floß —, doch wie in früherer Zeit sollte heute ein Kriegsgefangener zu seiner Ehre sterben, der im Frühjahr, als eine Sachsenschaar über die Diemel in's Land gefallen war und gesengt und gemordet hatte, in die Hände der Hessen gefallen.

Zwar hatte der Graf in der Burg Chassala verboten, Menschen den Göttern zu opfern, da er selbst nicht an sie glaubte, doch heilig waren die uralten Bräuche, und er durfte dem Volke gegenüber, welches die Grenze gegen die wilden Sachsen zu wahren hatte, den Bogen nicht zu straff anziehen, da er sonst leicht zerspringen mochte. Es war ein trotziges Volk, das Volk der Hessen, und schwer zu bändigen, wenn sein Grimm aufloderte.

All' dies wie die Reden der Priester hatten mitgewirkt, daß an diesem Donarsfeste der Männer und Frauen mehr vor dem heiligen Haine lagerten als seit Jahren.

In Gruppen vereint, saßen, lagen oder standen die Leute und sprachen halblaut mit einander, denn wenig mochte lautes oder rauhes Wort in der Nähe des Heiligthumes ziemen.

Dort saß Childerich in seinem Sessel, den vier starke Männer hergetragen hatten, und neben ihm stand sein liebliches Kind und der wilde Recke Heribert, der ernst und schweigsam vor

sich hinsah. Hinter ihm standen wohl an hundert seiner bewaffneten Mannen. Auch Rodwalt, der Sänger, war von Thiutmelle gekommen, den Tag zu feiern, an dem er oft manch' schönes Lied zu Ehren Donar's, des Herrn, und zur Freude des Volk sagte.

„So glaubst Du, daß sie kommen, Rodwalt?“ fragte da im Gespräche der Alte.

„Es sind gar verwegene Männer, Childerich,“ sagte Rodwalt, „sie fürchten nichts. Du hast gesehen, wie furchtlos der junge Glaubensbote in Deiner Halle vor den Schwertern stand.“

„Ja, ja“, sagte der Alte, „es ist Heldenblut darin. Sorge macht es mir, daß sie kommen werden und die Götter höhnen. Denn reizen sie das Volk und fließt dann ihr Blut, wird der König es mir aufbürden, der ich doch gewarnt und zum Frieden geredet habe. Ich habe Botschaft an den Grafen nach Chassala gesandt, und ihn bitten lassen, zu kommen, und ich wollte, er wäre da.“

„Fordern sie verwegen den Tod heraus, so trägst Du keine Schuld, Childerich.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Instruktion für einen hessischen Auditeur aus dem 17. Jahrhundert. Dank dem freundlichen Entgegenkommen eines Freundes unserer Zeitschrift sind wir in der Lage, nachstehend ein interessantes Aktenstück aus der Regierungszeit des Landgrafen Friedrich II., betreffend die Instruktion für den zum Auditeur der Regimenter von Stein und von Wissenbach ernannten vormaligen Advokaten J. G. Schantz, zum Abdrucke bringen zu können. J. G. Schantz entstammte einer in Hessen sehr verzweigten und angesehenen Familie, die heute noch blüht. Er machte als hessischer Auditeur die Feldzüge in Nordamerika mit. Das Aktenstück lautet:

Nachdem Wir, auf erstatteten unterthänigsten Bericht von Unserm Kriegs Collegio, den bisherigen Advocaten Schantzen alhier nunmehro zum Auditeur bey Unsere Regimenter von Stein und von Wissenbach gnädigst ernennt und bestellt haben; So befehlen obbesagtem Unserm Kriegs Collegio, denselben zu sothaner function gehörig zu verpflichten und zu treufleißiger Verrichtung seiner Obliegenheit anzuweisen.

Cassell den 2t. Februar 1776.

(gez.) Friedrich L Z Hessen

vt (gez.) Bosse.

Gnädigstes Bestellungs Rescript für den Auditeur Schantzen bey denen Regimentern von Stein und von Wissenbach.

Instruction
für den Auditeur Schantzen bey denen Löbl. Regimentern von Stein und von Wissenbach.

Ihr sollet geloben und einen leiblichen Eid zu Gott dem Allmächtigen schwören, daß Ihr dem Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Friedrich II., Landgrafen zu Hessen, Fürsten zu Hersfeld, Grafen zu Catzenelnbogen, Dietz, Ziegenhain, Nidda, Schaumburg und Hanau 2c., Ritter des Königl. Gros-brittanischen Ordens vom blauen Hosenband, wie auch des Königl. Preußischen schwartzen Adler-Ordens 2c., Unserm gnädigsten Landes Fürsten und Herrn wollet getreu, hold, gehorsam und gewärtig seyn; Sr. Hochfürstl. Durchlaucht und dero ganzen Hochfürstl. Hauses Wohlfarth, Nutzen und Bestes nach Eurem besten Vermögen, in allen Begebenheiten, wie solche vorfallen befürdern, dasjenige was etwa zu deren Schaden und Nachtheile gereichen möchte, nicht nur alsbald gehörigen Orths wollet anzeigen, sondern auch soviel Euch möglich ist und in Euren Kräften stehet, wollet warnen und abwenden; dasjenige, was Euch von Höchstbesagter Sr. Hochfürstl. Durchlt. und dero nachgesetztem Kriegs-Collegio oder auch dem commandirenden General, es seye im Felde oder in Garnison oder auch in anderen Quartieren befohlen und aufgetragen wird, sogleich befolgen und ausrichten, in dem Euch aufgetragenen Auditeurs-Amte treu, aufrichtig und fleißig Euch erzeigen, die Delinquenten nicht über die Zeit und ohne die höchste Noth nicht ungehört sitzen lassen, sondern sobald Ihr von dem Commandanten der Euch angewiesenen Löbl. Regimenter, um die Justitz dabey zu administriren erfordert werdet, wenn es möglich ist, auch die Zeit und Gelegenheit es leidet, die Delinquenten verhören, die Justitz jederzeit ungesäumt und aufrichtig ohne einige Neben Absicht unpartheyisch verwalten und handhaben, jedermann dem Armen wie dem Reichen und dem Reichen wie dem Armen, nach Eurem besten Verstande und Begriffe Recht sprechen, in zweifelhaften Sachen bey dem Ober auditeur, wenn nämlich ein solcher denen zu Felde gehenden Trouppen beygegeben werden sollte, sonsten aber dem bestellten Staabs Auditeur Raths pflegen, und wenn die in den vorkommenden Sachen verhandelte Acta zur Beurtheilung erwachsen, ehe und bevor definitive gesprochen wird, selbige dem Ober- oder Staabs Auditeur zur Einsicht einliefern und da derselbe erachten solte, daß noch etwas weiter zu untersuchen nötig seye, solches nach der von ihm erhaltenen Anleitung bewerkstelligen, alle bey den

Gerichten und Verhören vorkommende Sachen fleißig niederschreiben, wenn bey denen Euch angewiesenen Regimentern etwas vorgehen solte, welches zu untersuchen nöthig und billig wäre, solches aber auf gehörigen Orths geschehene Erinnerung nicht gestattet werden wolte, solches dem Ober- oder Staabs Auditeur, um es dem commandirenden General anzuzeigen, unverlängt bekannt machen, oder wenn der Ober- oder Staabs Auditeur abwesend wäre, solches bey dem commandirenden General selbst verrichten, die Kriegsgerichte nach Kriegs Manier und Gewohnheit halten, den oder diejenigen so selbige mit zu besitzen beordert worden, fals es das erstemahl wäre, zuvor vor dem versamleten Kriegs Gerichte, wie hergebracht und gewöhnlich ist, vereiden, darinn die integra acta vorlesen; die momenta causae wohl erwägen und überlegen und solche alsdann Denenjenigen, so die Gerichte mit besitzen, deutlich erklären und vorstellen, die Urtheile und Bescheide jederzeit nach der peinlichen Halß Gerichts Ordnung, dem Fürstl. Hessischen Articuls Briefe und andern gnädigst ausgelaßenen Edicten und Ordnungen und falß solche nicht anreichig seyn solten, nach göttlicher heiliger Schrift, gemeinen beschriebenen Kayserlichen Rechten und Gewohnheiten und zwar jederzeit entweder nach der Mehrheit der Stimmen oder wenn diese gleich seyn solten, nach denen Votis welchen der Praeses beygetretten, abfassen, auch wenn ein Ober Auditeur mitgehen sollte, diesen, sonsten aber dem bestellten Staabs-Auditeur abermahl Acta integra, um unter das Urtheil vidit et perlustravit N. N. zu setzen, einliefern, und wenn solches geschehen, die Urtheile cum actis et Extractu dem Commandanten des Löbl. Regiments zustellen, um solche, bevorab wenn dieselben auf das Leben und die Ehre gehen, und es zuforderst dem commandirenden General gemeldet seyn wird, zur Bestättigung oder Abänderung gehörig einzuschicken; die Urtheile auch vor der Eröffnung sonsten Niemanden bekannt machen, oder davon Nachricht geben; Bey Beeidigung der Recrouten den Eid der Treue wohl und deutlich denenselben erklären und schärfen, über die Beeidigten, woher solche bürtig, wie alt und wann sie die Pflicht abgelegt, ein förmliches und ordentliches Protocoll halten, und daraus die begehrten Beeidigungs Scheine ertheilen; Auch Euch sonst so verhalten wollet, wie einem getreuen Diener und gewißenhaften Auditeur zukomt, eignet und gebühret.

Alles treulich und ohne Gefährde.

Auf vorstehende Instruction hat nach deren vorgängiger Durchlesung und gethanem Handschlage an Sr: Excellentz den Herren General Lieutenant von Bardeleben, der zum Auditeur bey den löblichen Regimentern von Stein und von Wissenbach gnädigst ernannte bisherige Advocat Schantz Acto die Eydespflicht abgelegt, Welches demselben unter Vordrückung Fürstl. Kriegs Collegii Innsiegels und meiner Namensunterschrift hierdurch attestiret wird.

Cassel den 5t. Februarii 1776.

(L. S.)

gez. Johann Philip Engelhard.

Aus Heimath und Fremde.

Ludwig IV., Großherzog von Hessen, †.

In der Nacht vom 13. auf den 14. März ist der Großherzog Ludwig IV. von Hessen von seinem Leiden erlöst worden. Noch nicht fünfundfünfzig Jahre alt, ist der wegen seiner persönlichen Liebenswürdigkeit und seines humanen duldsamen Geistes in seinem engeren Vaterlande und weit über dessen Grenzen hinaus hochverehrte und allgeliebte Fürst einem Herzleiden zum Opfer gefallen, das sich seit Jahr und Tag bei ihm ausgebildet hatte. Von einem Schlaganfalle am Freitag den 4. März getroffen, sollte er sich nicht mehr erholen.

Er folgte seinem Oheim, dem Großherzoge Ludwig III., der am 13. Juni 1877 gestorben ist, auf den hessischen Thron. Als Herrscher war er eifrigst bestrebt, die Wohlfahrt seines Landes nach jeder Richtung hin zu fördern. In ihm verliert unser stammverwandtes Volk in Hessen-Darmstadt einen ideal angelegten, milden und gerechten Fürsten, die deutsche Nation einen opferfreudigen Freund des Vaterlandes, und im Inlande wie im Auslande beklagt man das Scheiden eines wahrhaft guten und edlen Menschen.

In der vorigen Woche haben die Sammlungen für das Denkmal Philipp's des Großmüthigen begonnen. Die Stadt Kassel ist zu diesem Zwecke in 28 Bezirke getheilt, in denen gegen 150 Mitbürger die Haussammlungen besorgen. Auch auswärts sind die Sammlungen in bestem Gange. In der Provinz selbst haben die evangelischen Geistlichen bereitwilligst ihre Dienste zur Verfügung gestellt und sammeln in ihren Gemeinden. Außer in Marburg und Hanau ist auch in Frankfurt und Berlin ein besonderer Ausschuß zu dem angegebenen Zwecke zusammengetreten, in der Reichshauptstadt auf Veranlassung des Unterstaatssekretärs D. E. von Weyrauch. Auch in Hannover haben sich hessische Landsleute zusammengethan, um das Werk zu fördern. Und daß die in Amerika, Südafrika und Australien zerstreut lebenden hessischen Landsleute, die ja eine treue Anhänglichkeit an ihr Stammland bewahrt haben, nicht mit ihren Gaben zurückbleiben

werden, das unterliegt wohl keinem Zweifel. So dürfte denn auch den Sammlungen der beste Erfolg gesichert sein.

Am 7. März waren fünfzig Jahre verflossen, seit der Kreisphysikus Sanitätsrath Dr. Franz Knorz in Fritzlar von der medizinischen Fakultät der Universität Marburg zum Doktor promovirt wurde. Wie überall, wo der Jubilar in früherer Zeit als Arzt thätig gewesen ist: in Marburg, Großenlüder, Hersfeld, Fulda, so gelang es ihm auch in Fritzlar, sich die Sympathie und die Hochachtung der dortigen Bürgerschaft in hohem Grade zu erwerben. Seit fast 18 Jahren hat er dort eine segensreiche Wirksamkeit entfaltet, und so konnte es denn auch nicht fehlen, daß ihm an seinem Jubiläumstage reiche Ehrungen zu Theil wurden. Die Stadtbehörde von Fritzlar verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht, zahlreiche Glückwünsche von nah und fern trafen bei ihm ein, bei dem ihm zu Ehren veranstalteten Festmahle gedachte in warmen Worten der Sanitätsrath Kreisphysikus Dr. Gießler aus Kassel der großen Verdienste des Jubilars und überreichte demselben im Auftrage der Regierung den rothen Adlerorden vierter Klasse.

Dr. J. E. Franz Knorz steht gegenwärtig im 78. Lebensjahre. Er ist 1814 zu Fulda als jüngster Sohn des früheren Professors der Rechtswissenschaft an der ehemaligen Fuldaer Universität und nachmaligen Geheimen Regierungsrathes Dr. T. J. Knorz, eines hochverdienten Beamten, geboren. Im Elternhause genoß er die sorgsamste Erziehung. Er besuchte mit bestem Erfolge die Gelehrtenschulen seiner Vaterstadt, und als er im Herbste 1832 das Lyceum absolvirt hatte, und er vor der Wahl eines Lebensberufes stand, da fiel ihm anfänglich die Entscheidung schwer. Medizin und Landwirthschaft zogen ihn gleichmäßig an, und so ist es denn gekommen, daß er sich mit Eifer und Erfolg abwechselnd beiden Berufsarten hingab. Seine medizinischen Studien machte er in Marburg, Würzburg und Paris. Er unterließ es aber nicht, sich inzwischen auch mit der Bewirthschaftung des von seinem Vater im Jahre 1834 in der Nähe von Fulda, im schönen Haungrunde, gelegenen Landgutes Ruppertsmühle zu beschäftigen, um dann mit neuem Eifer sich den medizinischen Studien wieder zu widmen. Nach vortrefflich bestandenem Fakultätsexamen wurde er am 7. März 1842 in Marburg auf Grund seiner Dissertation „de pili structura et genesi“ zum Doctor medicinae promovirt. Zwei Jahre später erschien dann seine Dissertation „de maxillae superioris inprimis ejus sinus morbosis affectionibus“, mit welcher er sich als Privatdozent in der medizinischen Fakultät zu Marburg habilitirte. Gleichzeitig mit seinem Kollegen, dem Privatdozenten Dr. Karl Ludwig, dem nachmaligen berühmten Professor der Physiologie, war er Prosektor an der Anatomie zu Marburg, die damals unter der Leitung des Professors Dr. Ludwig Fick stand. Seine Vorlesungen an der Universität erstreckten sich hauptsächlich auf das Gebiet der Pharmakologie. Zugleich übte er die medizinische Praxis aus und war ein sehr gesuchter, stets hilfsbereiter Arzt, der sich eines ausgezeichneten Rufes erfreute. Im Jahre 1850 siedelte er als Amtsphysikus nach Großenlüder über, und hier war ihm Gelegenheit gegeben, sich neben seiner ausgedehnten Praxis auch wieder mit der Landwirthschaft zu beschäftigen. In den sechziger Jahren wurde er zum Kreisphysikus in Hünfeld ernannt, und 1871 verlegte er seinen Wohnsitz und seine Praxis nach seiner Vaterstadt Fulda, um wenige Jahre später die Stelle als Kreisphysikus in Fritzlar zu übernehmen. Dr. Knorz zählt zu den hervorragendsten Aerzten unseres Hessenlandes. Seine streng wissenschaftliche Bildung, seine umfangreichen Kenntnisse, seine praktische Erfahrung, seine Umsicht und rastlose Thätigkeit fanden auch die verdiente Anerkennung. In hessischen Zeiten wurde er in schwierigen Fällen von dem Obermedizinalkollegium in Kassel häufig zu Rathe gezogen, und seine medizinischen Gutachten als Gerichtsarzt wurden ebenso geschätzt von den Juristen wie von seinen Fachgenossen. Gleichen Schritt mit seinen Leistungen auf wissenschaftlichem Gebiete halten die Vorzüge seines Charakters. Er ist ein deutscher Biedermann in der vollen Bedeutung des Wortes. Schlichtes, aufrichtiges und offenes Wesen, stete Hilfsbereitschaft und Menschenfreundlichkeit, strenge Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit, feste Ueberzeugungstreue — das sind Eigenschaften, die den heutigen Jubilar von Jugend an geziert haben. Möge es dem allgemein verehrten und beliebten Manne noch lange vergönnt sein, in gleich segensreicher Weise zu wirken wie seither.

Am 9. März feierte der Geheime Medizinalrath Professor Dr. Emil Mannkopf zu Marburg die Wiederkehr des Tages, an welchem er vor 25 Jahren als Nachfolger des berühmten Klinikers Geheimrathes K. F. von Heusinger zum Direktor der medizinischen Klinik und zum ordentlichen Professor in der medizinischen Fakultät der dortigen Universität berufen worden war. Vorher war Dr. Mannkopf, ein Schüler und Mitarbeiter Frerich's, Charité-Oberarzt und Privatdozent in Berlin. Dem als hervorragender Arzt, ausgezeichneter Lehrer und wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften in den weitesten Kreisen hochgeachteten und verehrten Jubilare wurden an seinem Ehrentage zahlreiche von nah und fern einlaufende Glückwünsche und Ehrungen seitens der Universität zu Theil. Vorher schon, am 2. März, hatten die drei Marburger Corps „Teutonia“, „Hasso-Nassovia“ und „Guestphalia“ dem Jubilare, der während seiner Studienzeit in Würzburg dem

dortigen altrenommirten Corps „Nassovia“ angehört hatte, einen solennen Fackelzug gebracht. Die Ansprache hielt der erste Chargirte der „Hasso-Nassovia“, stud. med. Honsell. Derselbe hob hervor, daß der Jubilar am 9. März als Professor und Leiter der medizinischen Klinik auf eine 25jährige Thätigkeit voll Mühe und Arbeit, aber auch voll Segen und der schönsten Erfolge zurückblicken könne, und feierte ihn einmal als geliebten und berühmten Lehrer und dann auch als alten Corpsstudenten, der die Ideale des Corpsstudententhums stets hochgehalten habe. Professor Mannkopf dankte hiernach in warmen Worten für die ihm erwiesene Ehrenbezeugung und schloß mit einem begeistert aufgenommenen Hoch auf die nunmehr bald 365 Jahre bestehende alma mater Philippina.

Die „Zwanglose Vereinigung geborener Kurhessen in Berlin“ erfreut sich, wie uns ihr Vorsitzender, Gymnasiallehrer F. Wolff, mittheilt, besten Gedeihens. Zählt sie doch bereits an fünfzig ständige Mitglieder, von denen sich stets die Hälfte zu den Abenden einfindet. Wer Berliner Verhältnisse kennt, weiß was das sagen will. An der nachträglichen Weihnachtsfeier, die sie am 9. Januar veranstaltete, nahmen 45 Damen und Herren Theil. Mitglieder des Reichstags und Landtags erfreuen sie öfter durch ihren Besuch, wie denn überhaupt jeder Hesse, der sich wenn auch nur kurze Zeit in der Reichshauptstadt aufhält, als Gast der „Großen Hessenabende“ bestens willkommen ist.

Am Dienstag den 8. März cr. verschied zu Sachsenhausen bei Frankfurt a. M. in der Blüthe der Jahre der Buchdruckereibesitzer Franz Baier. Der Verstorbene, welcher das in Sachsenhausen bestehende Zweiggeschäft der bekannten Firma Baier & Lewalter schon über ein Jahrzehnt leitete, hatte sich durch sein liebenswürdiges heiteres Wesen, sein tiefes und poetisches Gemüth sowohl unter den Bewohnern seiner Vaterstadt Kassel als auch unter den Einwohnern seiner neuen Heimath einen großen Kreis Freunde zu erwerben verstanden. Wie allgemein die Beliebtheit des Verblichenen gewesen, konnte man am Besten an den überaus zahlreichen Kranzspenden und der selten großen Betheiligung an der Beerdigungsfeierlichkeit erfahren. Nach einer vortrefflichen Grabrede und weihevollen Trauergesängen wurde die sterbliche Hülle des erst 36jährigen Verschiedenen der kühlen Erde übergeben, die Hülle, deren nun entflohene Seele so manchen Freund erquickt hatte. Franz Baier's Bild wird weiterleben in den Herzen der Freunde. Er ruhe in Frieden.

Briefkasten.

C. W., H. d. F. u. G. M., Kassel. Mit Dank angenommen.

W. B., Kassel. Wir sind nicht im Besitze der gewünschten Gedichte, werden aber dafür Sorge tragen, daß sie Ihnen zugeschickt werden. Die in Aussicht gestellte Besprechung ist uns sehr willkommen. Freundlichsten Gruß.

J. B., Marburg. Mit Interesse gelesen. Sie erhalten in den nächsten Tagen Antwort.

J. S., Frankfurt a. M. Wird abgedruckt. Näheres brieflich. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

G., Konstanz. Wie Sie sehen, gleich benutzt. Verbindlichsten Dank.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.

Stets zuverlässig gut und kräftig im Geschmack ist meine seit 11 Jahren eingeführte

Kasseler Mischung,

das Pfund M. 1,70, bei Postpacketen portofrei. Die Kasseler Mischung ist aus guten Java-Sorten hergestellt, die nach holländischer Art geröstet sind.

Ausserdem unterhalte ich ein **grosses Lager in rohen und gerösteten Kaffees** in allen Sorten u. Preislagen u. stehe ich mit Preislisten u. Proben gern zu Diensten. Postpackete portofr.

Kaffee-Handlung J. Berlit, Kassel.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche Probenummern unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

☛ Zum Abonnement auf das 2. Quartal d. J. der Zeitschrift „Hessenland“ laden ergebenst ein

Kassel, im März 1892.

Redaktion und Verlag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 7. Kassel, 4. April 1892.

Das „**Hessenland**", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2934.

Wenn die Blume Dir vom Stiele nickt.

Wenn die Blume Dir vom Stiele nickt,
Wenn ihr süßer Duft Dein Herz entzückt,
Wenn Dich freut der Farben bunte Pracht,
Wähnst Du nicht, sie sei für Dich gemacht?

Wenn der Vogel in den Zweigen singt,
Wenn sein Lied Dir tief im Herzen klingt,
Denkst Du nicht, daß er, so klein er scheint,
Längst Dir sei ein lieb geword'ner Freund?

Wie Du an der Blume Dich erquickst,
Wie Du freundlich hin zum Vogel blickst,
Fühlst Du nicht, daß eine höh're Hand
Uns umschlang mit einem Liebesband?

Sieh, auch Deiner wird ein größ'rer Geist
Sich erfreu'n, wenn Du es gleich nicht weißt.
Sei gewiß und glaub' es fest und kühn:
Was Du denkst und bist, bist Du für ihn!

Hugo Brunner.



Stadt und Bad Hofgeismar.

Von K. Neuber.

In nachfolgender Darstellung will ich mit großen Zügen die Geschichte einer Kreishauptstadt unseres engeren Vaterlandes vorführen. Auch sie gehört nebst dem nach ihr benannten Kreise zu denjenigen Gegenden Hessens, welche durch mancherlei Wendungen des Schicksals von ihrer einstigen Bedeutung viel eingebüßt haben, darum aber gerade ein um so ergiebigeres Feld für den Geschichtsforscher darbieten, um die gegenwärtige Bevölkerung zur gehörigen Erkenntniß und Würdigung der ruhmreichen Vergangenheit zu bringen und demgemäß zu veranlassen, an der Wiederherstellung, soweit möglich, mitzuarbeiten.

Der jetzige Kreis Hofgeismar, der frühere sächsische Hessengau, so genannt mit Rücksicht auf seine vorwiegend sächsische Bevölkerung, gehörte im neunten und zehnten Jahrhundert n. Chr. zu den Besitzungen des angesehenen und begüterten Geschlechts der Konradiner, welche das ganze ehemalige Chattenland innehatten, und aus denen auch der deutsche König Konrad I. hervorging, kam indessen während der langjährigen Verbindung Hessens mit Thüringen, bei welcher ersteres als Nebenland behandelt wurde und den Herrschern weniger am Herzen lag, allmälig in fremde Hände, vor Allem in die des Erzbischofs von Mainz, des ersten Kirchenfürsten des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, welcher, aus den Verhältnissen Nutzen ziehend, seine Herrschaft durch ganz Hessen und darüber hinaus auszudehnen wußte.

Ueber die Geschichte von Hofgeismar erfahren wir Vieles und Anziehendes aus den Werken der Chronisten Dilich, Merian und Winkelmann sowie späterer Geschichtsschreiber unseres Hessenlandes. Eine ausführliche Darstellung seiner Geschichte hat erst der auch um die Geschichtsforschung anderer Städte Hessens verdiente Archivar Dr. Karl Bernhard Nikolaus Falckenheiner, welcher, zu Hofgeismar geboren, dort eine Reihe von Jahren als Pfarrer [1]) gewirkt hat, geliefert in seiner „Geschichte hessischer Städte und Stifte“, Bd. II, Kassel 1812. Zwar starb derselbe inmitten seines Schaffens am 3. August 1842, aber die von ihm unternommene Arbeit wurde in seinem Geiste von dem um die Geschichtsforschung Hessens gleichfalls hochverdienten Archivar Dr. Landau fortgesetzt und zu Ende geführt. Die daneben vorhandene Sammlung handschriftlicher Aufzeichnungen über Hofgeismar von Falckenheiner bietet ein reichliches und werthvolles, im Allgemeinen zu dem genannten Werke benutztes Material dar. Ueber einzelne Begebenheiten hat derselbe besondere Abhandlungen in der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde geliefert. Die neueste Schrift über Hofgeismar hat den Sohn des Genannten zum Verfasser, den Geheimen Regierungsrath Dr. Wilhelm Falckenheiner, welcher in derselben, betitelt: „Aus der bösen alten Zeit“. Ein hessisches Volksbüchlein (Hofgeismar 1884), statt des strengen Forschertons des Vaters eine mehr gemüthliche Seite erklingen läßt und darin manche bedeutsame Ereignisse vor unseren Augen vorüberführt.

Der Ort Hofgeismar wird zuerst erwähnt in einer Urkunde vom Jahre 1082 [2]), welche, aus der Zeit des deutschen Kaisers Heinrich IV. herrührend und für die Geschichte von Hofgeismar äußerst wichtig, hier näher beleuchtet werden soll. Ausgestellt ist dieselbe von dem Erzbischof Siegfried von Mainz, in einer Fürstenversammlung, an welchem Orte, ist nirgends zu ersehen. Nachdem er sich über die Pflichten, welche dem das Heil vermittelnden Priesterthume und besonders den geistlichen Würdenträgern, „qui principatum sacrosancti regiminis obtinent“, der Kirche gegenüber obliegen, verbreitet hat,

---

1) 1829—1832 Diakon an der Altstädter Kirche, 1832 bis 1838 Pfarrer an der Neustädter Kirche.

2) Abgedruckt bei Falckenheiner a. a. O., Urkundenbuch p. sq. III. Der damalige Erzbischof von Mainz soll sich schon vorher lange Zeit in Hofgeismar aufgehalten und dort auch die Stiftungsurkunde des Klosters Hasungen ausgestellt haben (1074), vgl. Schlereth in der Zeitschrift des Vereins f. hess. Gesch., a. F., Bd. III, S. 142 f., aber nirgends kommt daselbst der Name Hofgeismar vor.

theilt er mit, daß er in Anbetracht derselben auf dem Berge Hasungen eine Vereinigung nach kanonischer Regel zu Ehren Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes sowie der heiligen Jungfrau Maria, der Apostel Petrus und Paulus und aller Heiligen gestiftet, um durch diese That Verzeihung aller Sünden zu erlangen, und dieselbe später nach dem Vorbilde der Klöster Clugny und Herisau in eine förmliche Mönchsgemeinschaft umgewandelt habe. Er bemerkt dazu, daß der genannte Berg weit und breit allen Gläubigen wohl bekannt sei: Dank dem Apostel Petrus und dem heiligen Presbyter Heimrad, welcher wunderbare Heilungen an vielen Menschen vorgenommen habe, und erachtet den Ort, an welchem so Viele körperliche Genesung gefunden, zur Erlangung des Seelenheils am geeignetesten, reiht aber hieran die weitere Erwägung, daß diejenigen, welche sich den göttlichen Betrachtungen hingäben, umsomehr von allen weltlichen Sorgen befreit sein müßten, und schenkt deshalb auf die Bitten der anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten: Erzbischof Hartwig von Magdeburg, Weihbischof Werner von Merseburg, Bischof Burchard von Halberstadt, Bischof Udo von Hildesheim, Herzog Otto (von Nordheim) und Graf Dietrich (von Katlenburg) dem Kloster den ihm gehörigen Hof Geismar mit allem Zubehör zum unbestrittenen Eigenthum für alle Zeiten:

„Qua propter quandam curtem nostram que dicitur hovegeismari cum omnibus appenditiis, agris, villis, mancipiis, pratis, pascuis, piscationibus, cum universis denique utensilibus — remota omni contradictione in perpetuum —“

Aus der mitgetheilten Schenkungsurkunde geht also hervor, daß an der Stelle der heutigen Stadt Hofgeismar zur damaligen Zeit bereits ein dem Erzbischof von Mainz gehöriger Hof, auch Gutshof oder Frohnhof genannt, sich befand, d. h. eine zusammenhängende Menge von Grundstücken eines und desselben Besitzers oder eines und desselben Herrn mit dazu gehörigen Gebäulichkeiten (Herrnhaus für den Besitzer und dessen Familie und Gefolge, Wohnräume für die Knechte und Stallung für Vieh, Wagen und Ackergeräthschaften), und daß dieser Hof von dem Erzbischof von Mainz dem von demselben gegründeten Kloster Burghasungen, welches bekanntlich große Berühmtheit weithin erlangt hat, geschenkt worden ist. Die da schon vorkommende Bezeichnung Hof Geismar ist insofern wichtig, als sie schon damals den Ort unterscheidet von den gleichnamigen, auch lange Zeit unter Mainzischer Herrschaft gestanden habenden Dörfern, namentlich den beiden in Hessen: Geismar bei Frankenberg und Geismar bei Fritzlar. Trotzdem haben die älteren Chronisten die Oertlichkeiten verwechselt und insbesondere die Erzählung von dem Fällen der Donareiche durch den Apostel der Deutschen, Bonifatius, in die Gegend von Hofgeismar verlegt.

Ueber den Ursprung des Namens[3]) herrscht noch keine Klarheit. Außer den genannten Orten finden sich gleichnamige oder doch ähnlich klingende, nämlich:

1. Geismar in der Provinz Hannover bei Göttingen, ebenfalls Mainzisch;
2. Geismar in der Provinz Sachsen im sog. Eichsfelde, nicht weit von der hessischen Grenze nach Eschwege hin, ebenfalls Mainzisch;
3. Geismar und nördlich davon Geisa im Großherzogthum Sachsen-Weimar-Eisenach an der hessischen Grenze nach Hünfeld hin;
4. Geiselbach im Königreich Bayern an der hessischen Grenze nach Meerholz hin;
5. Geisenheim bei Rüdesheim in Nassau;
6. Geißlitz im hessischen Kreise Gelnhausen.

Die Ableitung von Geis = Ziege, ebenso die von Götze, welche letztere nur auf das Dorf Geismar bei Fritzlar, wo allerdings der Gott Donar verehrt wurde, passen würde, sind längst fallen gelassen. Auch die von Pfarrer Dr. F. C. Th. Piderit zu Rinteln behauptete Ableitung von Geis = Geiser (auf der Insel Island vorkommend) und mar (ein altdeutsches Beiwort = clarus) mit der Verdeutschung „quellenberühmt“ kann nicht aufrecht erhalten werden, weil die Berühmtheit der Quellen von Hofgeismar erst aus späterer Zeit datirt und bezüglich der anderen Orte nur auf das Dorf Geismar bei Fritzlar passen würde, in dessen Nähe sich gleichfalls ein Gesundbrunnen befindet, welcher großes Ansehen genossen hat.

Unser berühmter Literarhistoriker und Sprachforscher Dr. Vilmar zu Marburg erklärte die zweite Silbe ebenfalls durch berühmt (clarus), hinsichtlich der ersten Silbe die Ableitung für schwierig. Von den zwei Ableitungen Falckenheiner's hat die eine, Annahme eines Mannesnamens, sodaß das Wort bedeuten würde: „Hof des Geismar“ gegen sich, daß dieselbe nicht auf die übrigen Orte Geismar passen und bei Hofgeismar einen Vorbesitzer voraussetzen würde, von welchem sonst nirgends die Rede ist. Mehr für sich hat die Herleitung von Geisa (Geisaha = Gießbach). Fast alle vorhin genannten Orte werden gewöhnlich nach einem größeren Flusse bezeichnet, liegen aber

---

[3]) In den Urkunden verschieden geschrieben: Geismar, Geismaria, Gaesmera, Chesmaria. Zeitschrift des Vereins f. hess. Gesch., a. F., Bd. I, S. 281, 295; Falckenheiner a. a. O. S. 268, Anm. 1.

wenigstens ihrem Hauptttheile nach an einem kleinen sich in den Fluß ergießenden Bach: so auch Hofgeismar, dessen äußerste Häuser nach dem Schöneberg zu an der Esse liegen, der innere Kern aber an einem in diese fließenden namenlosen Bach (ähnlich bei den zwei Geismar in Hessen, welche auch als an der Edder liegend, und den zwei außerhalb Hessens, welche als an der Leine liegend bezeichnet werden, alle vier aber ihrem Hauptttheile nach an kleinen Bächen liegen u. s. f.). —

(Fortsetzung folgt.)

Die Beraubung des Kasseler Medaillen-Kabinets im Jahr 1774.

Von Otto Gerland.

Aus dem Briefwechsel Simon Louis Du Ry's mit seiner damals in Mauvesin in der Guyenne lebenden Schwester Jeannette Philippine Le Clerc mag hier folgende Erzählung mitgetheilt werden, die Du Ry in einem Brief vom 29. Juli 1775 über die damalige Beraubung des Kasseler Münzkabinets giebt. Der Brief ist französisch, und ich gebe die Darstellung in freier Uebersetzung wieder.

Der vormalige Rath Raspe hat das seiner Obhut anvertraute Medaillen-Kabinet bestohlen. Ich muß etwas weiter ausholen und Dir sagen, daß das Kabinet vor etwa zwei Jahren in das Gartenhaus des Landgrafen*) geschafft und daß es dort sehr anders aufgestellt war als zur Zeit, da es sich noch im Kunsthaus befand, d. h. daß alles in reichlicher Unordnung in Erwartung der Fertigstellung der neuen Bibliothek**) war. So konnte Raspe seine Diebstähle bequem verbergen. Um die Aufmerksamkeit des Landgrafen nach einer anderen Richtung abzulenken, schlug er ihm vor etwa 18 Monaten vor, durch ihn die Klöster im Paderbornischen, Kölnischen und in Westfalen durchstöbern zu lassen, um zu versuchen, ob er dort nicht alte Urkunden, Karten und andere Stücke entdecken könne, die sich auf die hessische Geschichte bezögen, da man annahm, daß solche in den Archiven dieser Klöster durch Mönche niedergelegt seien, welche zur Reformationszeit aus Hessen vertrieben worden wären. Dem Landgrafen gefiel dieser Vorschlag, der allerdings geeignet war, die dunkle Geschichte unseres Landes während des 13. und 14. Jahrhunderts aufzuklären, und Raspe reiste mit guten Empfehlungsschreiben an die verschiedenen Klostervorstände versehen ab. Er verstand es so sehr, das Vertrauen der guten Mönche zu gewinnen, daß ihm diese gestatteten, von allem, was er wollte, Abschrift zu nehmen; er kam nach sechs Wochen mit einer Anzahl für die hessische Geschichte recht interessanter Stücke zurück und unternahm nach kurzer Zeit eine zweite Reise, wohl versehen mit Geschenken für die Klostervorstände, die ihm am meisten Gefälligkeiten erwiesen hatten. Das Vertrauen dieser Herren wurde ein unbegrenztes, sie erlaubten Raspe von neuem, in den Archiven zu forschen, und ließen ihn sogar ohne Aufsicht darin. Raspe mißbrauchte ihr Zutrauen und entwendete ihnen nicht nur verschiedene auf die hessische Geschichte bezügliche Stücke, sondern eignete sich gleichzeitig eine Anzahl Urschriften wie Verleihungen, Stiftungsbriefe, Handschriften von Lebensbeschreibungen von Heiligen und von Chroniken an. Die Mönche, die offenbar in ihren Weinrechnungen mehr Bescheid wußten als in den Handschriften ihrer Archive, merkten nichts von Raspe's Diebstählen und entdeckten sie erst einige Wochen später. Sie verlangten ihre Sachen zurück, Raspe leugnete die Mitnahme der einen Stücke und behauptete, die anderen nur geliehen zu haben, und wandte die Sache zum Scherz, indem er behauptete, der größte Theil der Mönche könne ja doch kaum lesen, und so seien ihnen die Stücke von keinerlei Nutzen. Der Landgraf aber gab ihm in Folge der Klagen der Klostervorstände auf, die Urkunden ihnen nach Entnahme von Abschriften zurückzugeben. So lief alles noch gut genug für Raspe ab, er erhielt sogar eine Gehaltszulage wegen der von ihm gemachten Entdeckungen. Im vergangenen Sommer*) ließ er sich auf Weißenstein nieder, schürfte am Gebirge und behauptete, Porzellanerde gefunden

*) Das landgräfliche Haus am oberen Ende der damaligen Bellevuestraße.

**) Das Museum Fridericianum.

*) Also 1774.

zu haben. Er zeigte mir den Sand, und ich gab ihm echte Porzellanerde (pouzzolane), die ich von Italien mitgebracht hatte. Er veröffentlichte dann seine Entdeckung in einem Werk unter dem Titel: Mémoire pour servir à l'histoire naturelle de la Hesse, das er dem Landgrafen widmete. Dies Werk, in deutscher*) Sprache geschrieben, wurde gut aufgenommen und in verschiedenen Zeitschriften mit Anerkennung besprochen. Kurze Zeit nach dem Druck seines Buchs bat er um das ausschließliche Recht, mit dieser Erde Handel treiben und sie nach Holland versenden zu dürfen. Dies wurde ihm zwar abgeschlagen, aber er erhielt als Belohnung für seine angebliche Entdeckung nochmals eine Gehaltserhöhung, sodaß er 1100 Thaler hatte, und den Titel eines Agenten des Herrn Landgrafen zu Venedig, begleitet mit dem Befehl, eine Reise nach Italien zu machen, um dort Antiken zur Vermehrung der Sammlungen zu erwerben, und 700 Thaler Reisekosten. Gleichzeitig erhielt er die Erlaubniß, seine aus seiner Frau und zwei Kindern bestehende Familie nach Berlin zu bringen. Er hätte nun vor seiner Abreise die unter seiner Obhut stehenden Werthsachen abliefern müssen; das that er aber nicht, sondern er reiste ab und schickte von Münden aus die Schlüssel zum Medaillen-Kabinet in einem Packet an Herrn Schmerfeld, indem er dabei schrieb, daß sein Diener vergessen hätte, sie diesem in Kassel zu bringen. Herr Schmerfeld schickte die Schlüssel versiegelt an den Herrn Landgrafen, und weigerte sich als gewiegter Geschäftsmann, während Raspe's Abwesenheit das Kabinet zu betreten. Letzterer erhielt dann Befehl, möglichst bald zur Ablieferung der ihm anvertrauten Gegenstände nach dem Inventar zurückzukehren. Statt zu gehorchen, zögerte er drei Monate, bis er nach Kassel zurückkehrte. Dann stellte er sich wirklich dem Landgrafen vor, der ihn sehr übel empfing und ihm befahl, das Medaillen-Kabinet unverzüglich den Herren Schmerfeld und Schminke abzuliefern. Da er nicht mehr ausweichen konnte, so setzte er einen Tag mit den Herren fest und begann wirklich, mit ihnen einen Theil der Medaillen durchzugehen, aber anstatt damit fortzufahren, erfand er das Geheimniß, sie während einiger Wochen zu unterhalten; als er endlich fürchtete, daß seine Diebstähle entdeckt werden würden, bestieg er ein Pferd und begab sich auf hannoversches Gebiet. In Landwehrhagen miethete er sich einen Bauer, der ihm ein versiegeltes Packet zu seinem guten Freund Mauvillon tragen mußte, das dieser um 8 Uhr Abends empfing. Es enthielt drei Briefe, einen an den Herrn Landgrafen, den andern an Herrn von Schlieffen und den dritten an meinen Schwager Kopp.**) Ein englisch geschriebener Brief an Mauvillon besagte, daß sein Unglück ihm über den Kopf gewachsen sei, er gehe, um sich in irgend einem Winkel der Erde zu verbergen. Mauvillon ließ den Brief sofort zu Kopp bringen, der beim Oeffnen des seinigen zu seiner größten Ueberraschung ersah, daß Raspe sich selbst beschuldigte, Medaillen im Werth von 2000 Thalern entwendet und solche im Werthe von 300 Thalern auf dem Lombard versetzt zu haben. Die Pfandscheine waren im Brief eingeschlossen, und er gab gleichzeitig verschiedene Mittel zur Wiedererlangung der 2300 Thaler an. Der Brief an den Landgrafen soll eine Art Beichte über sein Leben, wie er dies seit 15 Jahren geführt, enthalten; er sage darin, daß ihm sein Gehalt unter dem Ministerium des Herrn von Waitz nicht regelmäßig ausgezahlt worden sei, daß er keinen Kredit in Kassel gehabt habe und deshalb gezwungen gewesen sei, zu seinem Lebensunterhalte die Medaillen zu verpfänden; er habe Vorschläge gemacht, wie die Medaillen zurückzuschaffen seien, wozu er im Stande wäre, und behaupte, daß er deshalb nur gewöhnliche Medaillen, aber keine antiken genommen habe. (Das ist richtig, hatte aber seinen Grund darin, daß die antiken keinen gangbaren Werth haben und daß sich unter den gestohlenen modernen 20, 30, 40 gangbare Dukaten befanden.) Endlich soll er gesagt haben, er habe die Wahrheit des Satzes erkannt, es sei für einen Mann in Noth schwer, kein Spitzbube zu werden, wenn er Sachen unter den Händen hätte, die ihm aus aller Noth heraushelfen könnten. Du kannst Dir leicht vorstellen, wie schlecht alle diese Gründe ausgesonnen waren; der Landgraf gerieth in einen fürchterlichen Zorn, das Signalement wurde aufgenommen, nach allen Richtungen verschickt und in den Zeitungen abgedruckt, wie folgt:

„Steckbrief.***)

Es ist der in dahiesigen Hoch Fürstlichen diensten gestandene Rath Rudolph Erich Raspe, welcher aus Hannover bürtig, mittler statur, mehr länglicht- als runden gesichts, kleiner augen, etwas groser gebogener spitzer Nase, rother Haare unter einer kurtz nach dem Kopf gebundenen beutel peruque, rothen rock mit gold, schwartzen tuchenen, blau manchestern und weißgrau zeugern rock abwechselnd tragend, mehrentheils einen hurtigen gang habend,

*) Den deutschen Titel vermag ich nicht anzugeben.

**) Oberappellationsgerichtsrath Karl Philipp Kopp.

***) Der Steckbrief ist in dem französisch geschriebenen Brief in deutscher Sprache wiedergegeben.

vorgestern in einem grauen überrock von hier entwichen.

Da nun derselbe aus dem seiner aufsicht anvertraut gewesenen Hoch Fürstl. Medaillen-Cabinet für 2000 Thaler an werth nach seinem eignen geständniß entwendet und für 300 Thaler Medaillen beim Lombard versetzt, ohne was sich bey näherer untersuchung noch weiter entdecken dürffte, außerdem aber noch 700 Thaler vorschuß hinter sich hat, mithin an dessen Habhafftwerdung gar sehr gelegen; So wird jeden orts obrigkeit hierdurch requirirt, auff den fugitivum möglichst zu vigiliren, ihn im betretungsfalle zu arretiren und davon zu seiner ausliefferung, gegen erstattung der kosten, und ausstellung gewöhnlicher reversalien, anhero nachricht zu geben.

Caßell, den 17. märtz 1775.

Fürstl. Hessische Regierung hierselbst."

Drei oder vier Tage nach Raspe's Abreise brachte der Diener, der ihn begleitet hatte, die zur Flucht benutzten Pferde zurück und erzählte auf Befragen, wo er seinen Herrn gelassen hätte, er habe ihn in der Umgebung von Clausthal im Harz verlassen. Man sandte einen Eilboten dorthin und nach Hannover, um ihn verhaften und ausliefern zu lassen. Er war so unklug, sich in Clausthal aufzuhalten und dort fangen zu lassen, aber am Abend desselben Tages fand er Gelegenheit, sich aus dem Fenster zu retten. Dann irrte er in verschiedenen Theilen Deutschlands herum, bis es ihm gelang, nach Amsterdam zu entweichen, wo er vor drei Monaten gesehen ist. Dann hat er sich nach London begeben, von wo er sich, wie man glaubt, nach Nordamerika eingeschifft hat. Seine Frau ist in Berlin und will die Ehe trennen lassen. Der Werth seiner Diebstähle beträgt in Landeswährung 4—5000 Thaler, es fehlen 143 goldene Medaillen von verschiedenem Werth, von denen jedoch schon etwa 20 inzwischen von den Besitzern wiedererlangt sind. Nicht gerechnet sind dabei seine Schulden, die er bei den Juden gemacht, und das Geld, das er bei Privatleuten geborgt hat. Ich gehöre nicht dazu; er hat mir stets mißfallen, und wir waren niemals in näherer Verbindung. — Der Rath Schminke vertritt seine Stelle, bis sich eine andere geeignete Persönlichkeit gefunden hat.

Franz Melde,

geboren am 11. März 1832.

Ein Lebensbild,

entworfen von F. Zwenger.

Am 11. März vollendete der Geheime Regierungsrath Professor Dr. Franz Melde in Marburg sein sechzigstes Lebensjahr. Die Feier dieses Tages giebt uns willkommene Gelegenheit, dem alten Versprechen, ein Lebensbild des hochverehrten Herrn in unserer Zeitschrift „Hessenland" zu entwerfen, gerecht zu werden. Soll ich da mit einem Panegyrikus beginnen? Nein. Bei einem Manne von der Bedeutung Melde's ist dies überflüssig. Seine zahlreichen Freunde und Bekannten, seine Kollegen, die große Zahl seiner in alle Welt zerstreuten Schüler, sie alle kennen die Vorzüge seines Geistes und seines Herzens und sind einstimmig in der rückhaltslosen Anerkennung derselben; die übrigen Leser unserer Zeitschrift aber werden aus der nachfolgenden Schilderung, die auf den genauesten Informationen beruht, sich selbst ein Urtheil über Melde's Persönlichkeit bilden können. Und wie dieses ausfallen wird, darüber kann ein Zweifel nicht bestehen. Sie werden in unserem Jubilare einen hervorragenden Gelehrten und Lehrer, einen bedeutungsvollen Forscher auf dem Gebiete der Physik, einen Mann von festem Charakter und großer persönlicher Liebenswürdigkeit, durchdrungen von wahrhafter Humanität, kennen lernen.

Franz Melde ist am 11. März 1832 als drittältester Sohn des aus Dessau gebürtigen und im Jahre 1847 zu Großenlüder verstorbenen Apothekers Ludwig Melde geboren. Er besuchte zunächst bei dem tüchtigen und jetzt noch vollauf thätigen Lehrer Schrimpf die Dorfschule seines Heimathsortes und sodann vom Herbst 1844 an das Gymnasium zu Fulda unter den vortrefflichen Direktoren Dronke und Schwartz. Diese seine Gymnasialzeit haben wir von ihm wiederholt als eine schöne und angenehme

schildern hören. Es bestand zwischen Lehrern und Schülern ein gutes Verhältniß, indem einerseits die Schüler mit steter Achtung und Ehrerbietung ihren Lehrern gegenüber sich verhielten und andererseits auch die Lehrer ab- und zuzuthun wußten, wenn die älteren Gymnasiasten sich etwas mehr Freiheit erlaubten, als es sonst vielleicht hätte sein sollen. Fiel doch in diese Gymnasiastenzeit das Jahr 1848, das gewiß geeignet war, auch die jugendlichen Geister zu erregen. Die Lehrer Melde's am Fuldaer Gymnasium waren insbesondere Th. Gies, Hahn, W. Gies, Gegenbaur, Bormann, Volkmar, Weismann und Schwartz, von denen vorzugsweise Wilhelm Gies, einer der bedeutendsten Lehrer und Gelehrten, welche das Fuldaer Gymnasium gehabt hat, auch auf das spätere Studium seines Schülers bestimmend einwirkte.

Zu Ostern 1853 bestand Franz Melde das Maturitätsexamen und bezog hierauf die Universität Marburg, um Mathematik und Naturwissenschaften zu studieren. Seine Lehrer waren hier insbesondere Gerling, Knoblauch und Kohlrausch in Physik, Stegmann und Schell in Mathematik, ferner Kolbe, Zwenger, Hessel, Dunker, Wiegand und Herold in Chemie und den beschreibenden Naturwissenschaften. Zu Ostern 1857, nach wohlbestandenem Fakultätsexamen, war Franz Melde zunächst an dem Gymnasium zu Hanau beschäftigt, gab jedoch schon im Herbst desselben Jahres die Gymnasialstelle auf, um an dem mathematisch-physikalischen Institute der Universität Marburg unter Gerling's Leitung Assistent zu werden. Als solcher hatte er unter der besonderen Gunst seines von ihm stets hochverehrten Lehrers und väterlichen Freundes Gerling hinreichend Gelegenheit, sich weiter in Physik und auch Astronomie auszubilden. Im Jahre 1859 wurde er auf Grund seiner Dissertation „Ueber einige krumme Flächen, welche von Ebenen, parallel einer bestimmten Ebene, durchschnitten, als Durchschnittsfigur einen Kegelschnitt liefern" zum Doktor der Philosophie promovirt. Im Jahre 1860, am 21. November, habilitirte er sich als Privatdozent für Physik mit der Abhandlung „Ueber die Erregung stehender Wellen eines fadenförmigen Körpers". Er eröffnete seine Dozentenlaufbahn mit Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung sowie über einzelne Theile der Physik. 1864 wurde er zum außerordentlichen Professor befördert und nach dem in demselben Jahre erfolgten Tode Gerling's mit der einstweiligen Direktion des mathematisch-physikalischen Instituts betraut. 1866 wurde er zum ordentlichen Professor der Physik und Astronomie und definitiv zum Direktor des mathematisch-physikalischen Instituts ernannt. Hierbei heben wir hervor, daß Melde der Letzte gewesen ist, den der letzte Kurfürst von Hessen an seiner Landes-Universität zum ordentlichen Professor ernannte, und als solcher auch wohl von den Mitgliedern der Universität Marburg die letzte Audienz bei Sr. königlichen Hoheit als regierendem Fürsten erhielt.

Als Direktor des mathematisch-physikalischen Instituts begann Professor Melde nunmehr die Anstalt zu fördern, insbesondere den ganzen Lehrapparat nach und nach zu verbessern und großentheils neu zu gestalten. Vor allem erwarb er sich Verdienste dadurch, daß er der Abhaltung eines physikalischen Praktikums seine volle Aufmerksamkeit schenkte und so in erster Linie dazu beitrug, daß solche Praktika mehr und mehr an allen Hochschulen eingerichtet wurden. Ferner gründete er bereits im Jahre 1865 eine meteorologische Station nach dem Muster der preußischen Stationen und veranlaßte hiernach, daß solche auch in Fulda und Hanau errichtet wurden. Seiner Assistenten und hervorragenden Schüler nahm er sich stets mit Interesse und Wärme an, und wurde eine große Zahl derselben auf Arbeiten hin promovirt, welche unter seiner Leitung im Institute zur Ausführung gekommen waren.

Diesen Leistungen gegenüber konnte es daher nicht fehlen, daß ihm mehr und mehr Anerkennung zu Theil wurde. Schon als Privatdozent wurde er von der Wetterauischen Gesellschaft für Naturkunde in Hanau sowie von der Gesellschaft für die gesammte Naturforschung in Marburg zum Mitgliede ernannt. Desgleichen wurde er zum Ehrenmitgliede des physikalischen Vereins in Frankfurt a. M. und zum Mitgliede der kaiserl. Leopold-Carolinischen Akademie der Naturforscher ernannt. Im Jahre 1883 wurde ihm der rothe Adlerorden IV. Klasse verliehen und im vergangenen Jahre die Ernennung zum Geheimen Regierungsrath zu Theil. Ebenso wurde er im letztverflossenen Jahre zum Dekan der philosophischen Fakultät erwählt. Aus all' diesen Mittheilungen geht auch deutlich hervor, daß Melde seine Anerkennung, namentlich auch bei den leitenden und bestimmenden Staatsbehörden fand.

Auch bei den Studierenden erfreut sich Professor Melde nach jeder Richtung hin hoher Anerkennung, indem er sich bei seinen Vorlesungen durch völlig freien Vortrag auszeichnet und insbesondere auch als ein vorzüglicher Experimentator gilt. Der „Mathematische Verein" und die Studenten-Verbindung „Pharmacia" ernannten

ihn zum Ehrenmitgliede, wie denn überhaupt auch im übrigen studentischen Leben Professor Melde sehr gern gesehen ist, da er es versteht, in fröhlicher Jugendlust auch jetzt noch mitzuthun und zur Entwickelung der Fidelität bei Jung und Alt sein Scherflein beizutragen, wobei ihm namentlich sein ausgezeichnetes Talent humoristische Erzählungen fertig zu bringen, zu statten kommt.

Gewissermaßen als Einleitung zu unserer genaueren Schilderung der eigentlichen literarischen Thätigkeit Melde's müssen wir zunächst hervorheben, daß derselbe eine hervorragende Neigung zu allem, was Musik heißt, stets gehabt hat. Mit einer ausgezeichneten Baßstimme begabt, konnte er schon als Sekundaner des Fuldaer Gymnasiums in bedeutenderen Konzerten als Solosänger auftreten. Noch manche Bewohner und Bewohnerinnen Fulda's werden sich erinnern, welche Anerkennung derselbe bei der unter der Leitung A. Henkel's erfolgten Aufführung der „Schöpfung", der „Jahreszeiten" von Haydn, des „Alexanderfestes" von Händel u. s .w. fand, als er den Raphael, Simon 2c. sang. Seine weit über das gewöhnliche Maß hinausgehende Fertigkeit auf der Guitarre unterstützte namentlich auch seine überall bewunderten Liedervorträge. Ebenso trieb er Orgelspiel und zum Theil noch unter Heinrich Henkel das Klavierspiel. Frühzeitig beschäftigte er sich auch mit der Theorie der Musik und konnte bereits als Gymnasiast mit eigenen Kompositionen von Liedern, Märschen 2c. hervortreten. (Wie wir hören, hat Melde in jüngster Zeit angefangen, eigene Kompositionen im Druck erscheinen zu lassen, die sich vielfacher Anerkennung erfreuen.) Mit Rücksicht auf seine Verehrung für die Fuldaer berühmte Musiker-Familie Henkel gereichte es ihm daher zu großer Freude, daß es ihm in seiner akademischen Stellung vergönnt war, seine Lehrer und Freunde, die beiden Brüder Andreas und Heinrich Henkel zu Doctores musices promoviren zu können.

Hiernach war es sehr erklärlich, daß Melde als Physiker sich vorzugsweise der Akustik zuwandte. Als Privatdozent veröffentlichte er Abhandlungen über akustische Gegenstände, welche sich der vollkommensten Anerkennung des In- und Auslandes erfreuen. Zunächst erschien dann im Jahre 1864 eine Monographie „Lehre von den Schwingungskurven nach fremden und eigenen Untersuchungen, mit einem Atlas von 11 Tafeln" (Leipzig, J. A. Barth). Diese Schrift begegnete überall in der Gelehrtenwelt der besten Aufnahme, und kann man sagen, daß in ihr alles, was bezüglich des wichtigen Zweiges der Vibrographie von Bedeutung ist, eine klare Darstellung in Wort und Bild erhielt, so daß dieselbe beim Studium der einschlägigen Erscheinungen vor allen herangezogen werden muß, zumal in ihr die Schwingungskurven in allgemeiner Weise auch eine theoretische Darstellung erfuhren.

Seine nächste größere Schrift „Akustik. Fundamentalerscheinungen und Gesetze einfach tönender Körper" erschien im Jahre 1883. Ueber dieselbe bemerkt ein österreichischer Gelehrter in seiner Rezension: „Für die Schilderung der Fundamentalerscheinungen der Akustik konnte wohl vom Brockhaus'schen Verlage Niemand mehr berufen gefunden werden als der Verfasser, der bereits durch fünf Lustren in diesem Gebiete ersprießlich thätig gewesen ist." Die Schrift bildet den 51. Band der bei Brockhaus erscheinenden „Internationalen wissenschaftlichen Bibliothek" und enthält eine Darstellung des neuesten Standes der Akustik mit der dem Titel entsprechenden Beschränkung, indem nur einfach tönende Körper zur Betrachtung kamen und alles, was sich auf den Zusammenklang 2c. bezieht, ausgeschlossen wurde.

Als dritte größere Arbeit akustischen Inhalts führen wir sechs Abhandlungen an, welche Professor Melde im Jahre 1890 in der „Encyklopädie der Naturwissenschaften, Abtheilung Physik" (Breslau, Trewendt) erscheinen ließ. Dieses große literarische Unternehmen, dessen weiteres Erscheinen seit einer Reihe von Jahren gesichert ist, wird von einer Anzahl hervorragender Gelehrten herausgegeben und hatte demnach sich auch Professor Melde der Einladung zu erfreuen, den Abschnitt „Akustik" zu behandeln. In der vierten Abhandlung dieses Abschnitts beschäftigt sich der Verfasser mit den Erscheinungen des „Zusammenklangs der Töne", und ist es von Bedeutung, daß sich derselbe nicht als Anhänger der v. Helmholtz'schen Lehre von dem auf Obertöne und Kombinationstöne gegründeten Wesen der Konsonanzen und Dissonanzen erweist.

Neben diesen größeren Arbeiten akustischen Inhalts veröffentlichte Melde eine große Anzahl Originalarbeiten desselben Inhalts in „Poggendorf's Annalen der Physik und Chemie", und werden allein schon diese Arbeiten für immer ihren Verfasser als einen der namhaftesten Akustiker erscheinen lassen.

Noch reihen wir hier einen interessanten Aufsatz Melde's an, der unter dem Titel „Die Akustik in ihren Hauptbeziehungen zu den musikalischen Instrumenten" in dem 1883 von Professor G. Krebs herausgegebenen Werke: „Die Physik im Dienste der

Wissenschaft, der Kunst und des praktischen Lebens" in Stuttgart bei Enke erschien. Ferner gehören noch hierher zwei „akustische Briefe", welche im fünften Jahrgang der Zeitschrift „Humboldt" im Jahre 1886 erschienen, und die ebenfalls von Krebs bei Enke herausgegeben werden.

Ferner muß hier noch auf die Schrift Melde's: „Chladni's Leben und Wirken" hingewiesen werden, über die wir bereits früher im „Hessenland" berichteten. Dieselbe erschien 1888 bei Elwert in Marburg in zweiter Auflage. In ihr hat der Verfasser dem großen Akustiker Chladni ein schönes Denkmal gesetzt. Sodann gehören theilweise hierher noch zwei ebenfalls bei Elwert 1864 erschienenen Vorträge, welche Melde in den Jahren 1863 und 1864 in den am 20. August, dem Geburtstage des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, veranstalteten öffentlichen Festsitzungen der Marburger naturforschenden Gesellschaft hielt, und von denen der eine von dem „Monochord" und der andere von dem „Farbenspektrum" handelte.

(Schluß folgt.)

Der Glaubensbote.

Eine Erzählung aus dem achten Jahrhundert von Franz Treller.

(Fortsetzung.)

Unter dem Volkshaufen nach Süden zu machte sich eine lebhafte Bewegung bemerklich, die Leute standen auf und liefen zu Hauf.

Bald gewahrten Childerich und die Anderen um ihn, drei Männer, welche langsam, geführt von einem Boten des Grafen, unter den finsteren Blicken des Volkes einherschritten.

Unwillig nur wichen die Männer und maßen die Fremden mit drohendem Auge.

Voran ging im dunklen Priesterkleid des Christengottes eine markige Gestalt, deren ernstes wohlgeformtes Antlitz langes braunes Haar und Bart umrahmten, unter starken Brauen glänzten ein Paar dunkelgraue Augen, welche die Feuerseele verkündeten, die im Busen des Mannes wohnte. Ruhe lagerte auf der breiten Stirn, und gemessen ging er einher, würdevoll wie ein Herzog, wenn er vor allem Volke erscheint.

Es war Winfried, der Angelsachse.

Ihm folgten zwei gleichgekleidete Männer. Der eine, den sie Sturm nannten, war breit in Schultern und blickte aus gebräuntem Angesicht kühn in's Volk gleich einem Kriegsmann.

Neben ihm ging Wilbod einher, mit freundlich lächelndem Antlitz, wohlthuend dem Auge.

Sie schritten unter drohendem Schweigen der Menge ruhig heran und kamen auf Childerich zu.

Von allen Seiten drängten die Menschen herbei, die Kühnen zu sehen, welche die Götter lästerten und doch dem heiligen Haine an einem solchen Tage zu nahen wagten.

Unruhig blickte Childerich um sich, denn wenig behagte ihm die Ankunft der fremden Männer beim Feste, da er bei ihrer Verwegenheit blutigen Streit voraussah, und seine Pflicht es war, diesen zu verhüten und sie zu schützen.

„Ich grüße Dich, Childerich!" sprach Winfried vor ihn tretend.

„Ich kann Dich nicht willkommen heißen, Angelsachse," sagte der Alte ernst, „denn ich fürchte, Unheil kommt aus Deiner Anwesenheit und schwerlich kann ich Dich schützen."

„Uns schützt ein Anderer, Mächtigerer als Du, Childerich," entgegnete ihm Winfried.

„Ich weiß —, Frankengraf —, ich wollte, er wäre hier."

„Noch mächtiger ist der, der uns beschützt, und Könige sind Staub vor seinen Füßen. — Sei ohne Sorge, Herr, — wir stehen in Gottes Hut."

Er stellte ihm seine Begleiter vor. Wilbod reichte der Alte die Hand mit freundlichem Blick und schüttelte sie, warnend sagend: „Nicht überall ist Childerich so mächtig als an seinem Herde."

„Dort wie hier, Herr," sagte der Jüngling sanft, „stehe ich unter gleichem Schutze."

Er trat zu Hilda, deren Blicke halb freudig, halb ängstlich an ihm hingen, und grüßte sie.

Dann streckte er die Hand nach Heribert aus; fest — mit tiefernstem Blicke ergriff der Recke sie, sah dem jungen Glaubensboten in's Auge und sagte: „Ich bin bei Dir, wenn Gefahr droht."

Wilbod deutete auf den Himmel, sprechend: „Dort ist Schutz und Schirm."

Winfried, der bislang mit Childerich geredet, trat jetzt auf eine nahe Erderhöhung, so daß er weithin sichtbar war, er winkte, daß man um ihn Raum geben sollte, und wurde darin durch seine vom Grafen geschickten Begleiter

unterstützt. Das Volk wich zurück, bis ein großer freier Raum entstanden war.

Winfried nahm aus seinem Gewande ein Kreuz, hielt es hoch empor und rief mit weithin vernehmbarer Stimme: „Wer sich auf Jesum Christum, den Sohn des allmächtigen Gottes, hier bekennt, der trete zu mir!"

Tiefes Schweigen herrschte, und Einer sah den Anderen fragend an.

Da trat endlich ein junges Weib hervor, welches ihr Gatte vergeblich zurückzuhalten suchte, ging auf Winfried zu und sagte: „Ich, Velleda, Boewolff's Tochter, — jetzt Maria —, das Weib Ingomar's, des Freisassen, bekenne mich zu Jesum Christum, Herr."

Sie stand allein im Raum, und Aller Blicke hingen an ihr.

„Sei gegrüßt, meine Schwester, die Du den Muth hast, den Herrn zu bekennen."

Nun traten auch Andere heran, Frauen und Jungfrauen, Hörige, doch nur wenige freie Männer.

Kaum mehr als hundert waren so, dem Rufe Winfried's folgend, zu ihm getreten, und mit verächtlichen Blicken sahen die Anderen zu ihnen hinüber.

Klein war die Schaar der jungen Christen.

Manche, die den Herrn schon heimlich bekannten, hatten sich gescheut, hier hervorzutreten, weil sie sich fürchteten.

Winfried und seine Begleiter wußten es wohl, doch dachten sie milde über solche Schwäche.

Während er seine kleine Schaar mit dem Blicke überflog, ließ sich Hufschlag vernehmen, und die Menge theilte sich, um dem Grafen Platz zu machen, der mit einigen gewaffneten Begleitern durch die Menge ritt.

Es war Graf Chlodwig, der den Frankenkönig im Land vertrat, ein gerechter Mann, geachtet von den Hessen und gefürchtet.

Er war ohne Rüstung, nur ein schön geziertes Gewand aus fremdem Stoffe und kostbares Pelzwerk zierten sein hohe Gestalt, welche anmuthig zu Pferde saß. Das nach vornehmer Franken Art nur auf der Oberlippe mit einem Bart gezierte Antlitz war adlerartig geformt, und ein kühnes Auge blitzte daraus hervor. In der Hand trug er den Stab des mächtigen Königs, und Alle wußten, was das Zeichen der Königsgewalt für sie bedeute.

Er ritt auf Winfried zu und rief: „Sei gegrüßt, Vater, ich freue mich, Dich vor allem Volke zu sehen. Thu', wie Er Dich heißt, doch vergiß der Klugheit nicht."

Dann lenkte er das Roß, während ihm Alles ehrfurchtsvoll Platz machte, zu Childerich.

„Mein alter Freund, — mein narbiger Held von Friedeslar, ich grüße Dich herzlich — und Dich, schön' Hilda, Du holde Blüthe des Niedergaus," sagte er freundlich.

Hilda neigte sich erröthend bei dem Lobspruch, der Alte aber sagte: „Den Göttern sei's gedankt, Herr, daß Du da bist, — Du und der Stab des Königs werden mehr bewirken als mein Wort und meine Art."

Sehr ernst entgegnete der Frankengraf: „Wie mir berichtet ist, wollen die Priester nach langen Jahren wieder einen Kriegsgefangenen opfern —, das muß verhindert werden, Childerich, es darf nicht sein —, opfert den Göttern, was Ihr wollt, nur Menschen nicht."

„Kann ich's verhindern, Herr?" antwortete der Alte. — „Ich bin kein Freund des alten Brauches, war es nie —, denn ich denke, Donar bedarf des Menschenblutes nicht, um unsere Felder zu segnen —, aber, sieh dich um —, hier stehen dreitausend bewaffnete Männer, aufgestachelt von Priestern, mein Wort genügt nicht —, und meine Schaar ist klein."

„Ich sehe es", sagte der Graf und ritt zurück.

Aus dem Haine tönte jetzt ein feierlicher Gesang, begleitet von den dröhnenden, weithin vernehmbaren Klängen eines mit schwerem Hammer geschlagenen ehernen Schildes.

Alles Volk, welches durch das Erscheinen der Glaubensboten wie des Grafen schon erregt war, drängte der Stelle zu, welche den Anblick der heiligen Eiche und des Altares gestattete.

Im feierlichen Zuge traten hinter dem Altare die Priester hervor, wohl zwanzig an der Zahl, denn zu dem hohen Feste waren sie aus weiteren Entfernungen zusammengekommen.

Voran schritten zwei weiß gekleidete Knaben und schwangen eherne Pfannen in den Händen, auf welchen glühende Kohlen lagen, die, oft mit Zweigen und Beeren des Wachholderstrauches bestreut, deren nicht unangenehme Düfte in die Luft sandten.

Hinter ihnen schritten die Priester, gleich den Knaben weiß gekleidet, die Priesterbinde, mit geheimnißvollen Runen gestickt, um die Stirne und in den Händen Eichenzweige tragend.

In ihrer Mitte ging trotzig ein gebundener Mann einher, der gefangene Sachse, der am Altare unter dem Feuersteinmesser des Priesters sterben sollte.

Sie schritten auf die Menge zu, denn üblich war es, vor der Feier unter dem Klange des uralten Liedes, welches Donar bat, Haus und Feld zu segnen, einen Rundgang um den heiligen Hain zu machen.

Die Menge wich zurück, als der Zug kam.

Er mußte dicht an dem Grafen vorbei, der

ruhig zu Roß dort hielt, sein ernstes Auge auf die Priesterschaar richtend.

Zu seiner Seite, ihn noch überragend, ward Childerich auf seinem Stuhle gesehen, den vier kräftige Männer auf den Schultern trugen.

Neben Childerich standen wie vorhin Heribert und Hilda und unweit Winfried mit seinen Begleitern, hinter diesen die kleine Schaar der Bekenner des Heilands.

Als der Priesterzug in die Nähe des Grafen kam, rief dieser: „Halt, Ihr Diener Donar's," und hob gebietend seinen Stab.

Der Zug stand, und die Blicke der fanatischen Priester richteten sich finster auf den Störer der heiligen Handlung.

„Warum stört des Königs Graf unsere Feier?" fragte Libes in entschlossener Haltung.

„Was soll mit dem gebundenen Mann geschehen?"

„Er soll nach altem Brauch an Donar's Altar sterben, Herr."

„Es wird nicht geschehen, Priester, — der König wehrt's."

Der zum Tode bereite Gefangene horchte hoch auf, in der Menge aber erhob sich ein drohendes Murren.

„Nicht kann der ferne König wehren, was der Dienst der Götter fordert, Herr," entgegnete Libes ruhig. „Es ist uralt heiliger Brauch, dem Gott das Herz des Kriegsgefangenen an diesem Tag zu geben, daß sein Segen ruhe auf Haus und Feld."

„Mich deucht, Libes," ließ sich Childerich's tiefe Stimme vernehmen, „Donar hat zwanzig Sommer Haus und Feld gesegnet ohne solches Opfer —, Widderblut genügte ihm. Laß ab," sagte er mahnend, „mächtig ist der König —, sein Graf trägt hier das Zeichen seiner Macht."

„Hält Childerich sich zu den Verächtern des alten Glaubens", sagte in leidenschaftlicher Erregung der Priester, „und zu den Verehrern des neuen Gottes?"

„Du weißt sehr gut, Libes, daß ich am alten Glauben halte," sagte Childerich ganz ruhig, „aber Donar bedarf des Menschenblutes nicht, er hat's gezeigt."

„Und, Priester," nahm Graf Chlodwig von Neuem das Wort, „willst Du uns durch Dein Opfer die wilden Sachsen in's Land rufen und diesen Boden in Feuer und Blut versenken?"

„Wir sind die Männer, ihnen zu wehren, Herr," entgegnete der immer erregter werdende Priester, „und dieses Opfer, lange versäumt, ist nöthig in dieser Zeit, wo Eulen einherschleichen und Gift in das Ohr und das Herz von Männern und Weibern gießen. Das Opfer wird vollbracht, kein König hat an dieser Stätte zu gebieten."

Er stimmte wieder seinen Gesang an, die anderen Priester fielen ein, und schon wollte sich der Zug in Bewegung setzen, als Winfried neben dem Roß des Grafen rasch hervortrat, den Gefangenen an der Schulter nahm, ihn aus der Reihe der Priester riß und hinter sich schob.

Starr standen einen Augenblick Alle bei der raschen kühnen That.

Libes aber, dem die Zornader mächtig schwoll, riß unter seinem Mantel ein blankes Beil hervor, schwang es mit wildem Blick empor, rufend: „Stirb, fremder Hund!"

Doch Winfried, stark von Leibe und ruhig und kühn, faßte schnell und kräftig des Priesters erhobenen Arm und entriß ihm das Beil.

An seine Seite sprangen Sturm und Wilbod.

(Schluß folgt.)

In freier Bür.

(Schwälmer Mundart.)

Ich seng in freier Schwälmer Bür,
Hon eej'nen How ö Howgebrüch.[1])
Meng Etikett es ahnersch nür,
Äs bie bei How. — Ee besche rüch[2])
Es ööch meng Hahnd, ö so im Gânze
Seng ich kin Frengd vo veele Fânze.[3])

Meng Wott es Wott; ich hal es ööch[4]),
Hon Gött im Häz, net of dr Zong.
Ö steiht äus mengem Schonstee Rööch[5]),
Da kocht es ööch, meng liewer Jong.
Meng Gäul es immer, bie hä es.
Ich flonker net; dos es geweß.

Meng Gäldkatz es kee Forkeldock[6]);
Doch es see voll, ö Gold es drenn.
Meng Kerrel[7]) trotzt demm beste Rock;
Ö schlicht ö eefach seng meng Kenn[8]),
Gerôd ö wohr ö stark ö stolz
Ö biwelfest ö net vo Holz.

[1]) Habe eignen Hof und Hofgebrauch. [2]) rauh. [8]) Ich bin kein Freund der Schönthuerei und närrischen Komplimente. [4]) Mein Wort ist Wort; ich halte es auch. [5]) Und steigt aus meinem Schornstein Rauch. [5]) Meine Geldkatze ist kein Mutterschwein. [7]) Kittel. [8]) Kinder.

Schlammbamber[9]) kemmt mer net is Häus;
Hä düt net güt; dos weß ich lang;
So Volk ö Wing[10]), dos bleiwt mer dräuß.
Ich dold kin Worm ö nähr kee Schlang;
Doch es wellkomme jehrer Gast,
So Mann hä es ö Falschheet haßt.

Ö bär meng Brot eßt, sengt met mer,
Ö bem dos i de Krôm net paßt,
Demm weeß ich klipp ö klapp die Dêr[11])
Ö gonn em Grüß net ö kee Rast.
Meng How sall ree seng vom Gepäil[12]),
Da ich seng Härr. Hürrah, die Gäil!

Kurt Ruhn.

[9]) Scherzhafte Bezeichnung für: 1) heruntergekommene Menschen, 2) Champagner. [10]) Wein. [11]) Thür. [12]) Mein Hof soll rein sein von Stroh- und Aehrenabfällen. Hier bildlich: Mein Hof soll nicht durch unordentliche Menschen verunreinigt werden.

Aus Heimath und Fremde.

Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde hielt am Montag, den 28. März, seine Monatsversammlung im Lesesaale der Landesbibliothek ab, welcher, da die Aula in der Realschule wegen des Abiturientenexamens nicht frei war, dem Verein vom Landesbibliothekar Dr. Lohmeyer in freundlichster Weise zur Verfügung gestellt worden war. Der Vorsitzende, Major a. D. von Stamford, eröffnete die Versammlung und bemerkte, daß dieselbe in den Räumen tage, in welchen die Wiege des Vereins gestanden habe. Sodann machte der Vorsitzende einige geschäftliche Mittheilungen. Der Verein hat danach 17 neue Mitglieder gewonnen. Die Mittheilungen für 1891 und der 17. Band der Vereinszeitschrift befinden sich im Druck, und werden die ersteren voraussichtlich im April zur Vertheilung gelangen. Der Verein in Eschwege, wo im Juli die Hauptversammlung stattfindet, beabsichtigt anläßlich derselben eine Ausstellung von Alterthümern zu veranstalten. Letztere Mittheilung wurde mit Beifall aufgenommen. Hiernach hielt Dr. W. Grotefend den angekündigten Vortrag über: „Die Lage der Gewerbe in Hessen unter Landgraf Wilhelm dem Weisen“. Der interessante, eine Fülle historischen Materials bietende Vortrag wurde mit großem Beifall aufgenommen. (Kasseler Tageblatt.)

Von befreundeter Seite sind wir auf einen Artikel in der Beilage einer früheren Nummer der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ aufmerksam gemacht worden, der, „Henriette Keller-Jordan als Erzählerin“ betitelt, den verdienstvollen literarischen Leistungen dieser hochbegabten Schriftstellerin volle Anerkennung widerfahren läßt. Unsere Zeitschrift „Hessenland“ verdankt ihr sehr werthvolle Beiträge, wir erinnern nur an die Novellen „Antigone“, „Margarethe“, „Unter dem Madonnenbilde“, „Pietà“, „Eine Winternacht“, „Nur eine Nacht“, den Aufsatz „Von Mexiko nach Paso del Norte“, und wird es gewiß den Lesern unserer Zeitschrift willkommen sein, wenn wir hier das Urtheil über Henriette Keller-Jordan aus dem angezogenen Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ wiedergeben. Daselbst heißt es: „Seit einer Reihe von Jahren hat Henriette Keller-Jordan als Erzählerin Anklang gefunden und, wenn sie hiebei als Tochter Sylvester Jordan's, des von Freiligrath, Dingelstedt u. a. gefeierten Märtyrers, um so größere Beachtung auf sich lenkt, ist es desto erfreulicher, ihr wie eine Schuld die Anerkennung zollen zu dürfen, daß ihre Phantasie aus edelsten Trieben der Seele Kraft und Nahrung zieht und ihr Streben ihres Vaters würdig ist. Es ist kein kleines Lob, daß ihre sämmtlichen Arbeiten gleichsam ein Antlitz in mannigfaltig belebtem Mienenspiele zeigen als den unveränderlich echten Grundzug ihres Wesens. Unauslöschlich hat sich ihr der Ernst des Daseins eingeprägt und das Thema, das sie am meisten zu behandeln liebt, ist dasjenige der Entsagung. Ob die Vorfälle auf der westlichen oder östlichen Halbkugel sich zutragen, in der eintönig ernsten Landschaft des Schleswiger Moores oder in der farbenbunten Tropenwelt, in der hessischen Heimath, in Deutschland und Oesterreich oder im Süden Europas, überall belauscht die Erzählerin den Schlag still duldender Herzen, die, wenn das Glück sie belohnt, sich dasselbe durch Ergebung verdient haben und, wenn es sich abwendet, mit dem Schatze ihrer reinen Seelengröße allein schon erfreuen und erheben.“ Der Verfasser bespricht dann verschiedene ihrer Werke, u. a. „Lebenstiefen“, „Hacienda Felicidad“, „Transatlantisches“, „aus der Gegenwart“, „die Grubers, eine Erzählung aus Kurhessen“, und schließt mit dem die Dichterin kennzeichnenden Satze aus ihrer eigenen Feder: „Das Leben ist eine ernste Arbeit, die dem einen leichter gemacht wird als dem andern, aber kämpfen müssen wir alle.“ (Hacienda Felicidad, S. 133.)

Von folgenden höheren Lehranstalten Hessens werden die Osterprogramme wissenschaftliche Abhandlungen enthalten:

1. Kassel, Wilhelmsgymnasium. Heußner, Freytag's Ingo im Unterricht der Prima.
2. „ Realgymasium. Völler, Zusammenhang der physikalischen Eigenschaften der Krystalle mit ihrer Krystallform.
3. „ Realschule 1. Heuser, Warum ist Schiller populärer als Goethe?
4. Hersfeld, Gymnasium. Klippert, Ebene Trigonometrie.

5. Eschwege, Realschule. Pontani, Statistische Zusammenstellung der Schüler 1841—1891.
6. Homburg, Realschule Gieße, Venceslav, tragédie de Rotron, 1647.
7. Marburg, Realschule. Hempfing, Geschichte der Realschule von 1838—1867 und Rückblicke auf das 25 jährige Bestehen des Realprogymnasiums 1867—1892.

n.

Es ist uns folgende Mittheilung zur Veröffentlichung zugegangen: „Die Einnahmen bei den Aufführungen des Treller'schen Weihnachtsfestspiels haben betragen 5491 M. 30 Pf., die Ausgaben dagegen 4397 M. 40 Pf. so daß ein Ueberschuß von 1093 M. 90 Pf. erzielt ist, aus welchem nach dem Emessen des Gesammtausschusses bedacht wurden: 1) der Frauenverein für Krankenpflege hier, 2) der Vaterländische Frauenverein hier, 3) das Diakonissenhaus in Wehlheiden, 4) das Diakonissenheim hier, 5) das Elisabethkloster hier, 6) die Suppenanstalt hier, 7) der Verein gegen Hausbettelei hier (zur Beschaffung von Kohlen für Arme), 8) die Odd-Fellow-Stiftung hier (für arme Konfirmanden), 9) die Armenpflege der hiesigen sechs Kirchengemeinden und 10) dreiunddreißig hiesige arme und würdige Familien. Die geprüfte Rechnung ist nebst dem übrigen Schriftwechsel der hiesigen Landesbibliothek zur Aufbewahrung übergeben worden. Kassel, am 26. März 1892. Der Vorstand. v. Stamford, Major a D., Vorsitzender. Barner, Stadtkämmerer, Schriftführer."

Die „Kasseler Nachrichten" bringen in ihrer Nummer 86 von Sonntag den 27. März folgenden Artikel:

„-t. Eine bedauerliche Thatsache. Herr Dr. Hugo Brunner, Bibliothekar an der Landesbibliothek, Mitglied des christlich-sozialen Arbeiter-(!!) Vereins, hat es glücklich fertig gebracht, ein antisemitisches Kukuksei in das „Hessenland" zu legen, und zwar findet sich dasselbe in der letzten Nummer in dem Artikel „Kirche und Schule in Hessen nach dem 30jähr. Kriege". Wir nehmen an, daß der Herausgeber des „Hessenland", Herr Zwenger, dem solche Tendenz stets fremd war, den Artikel nicht vorher genau gelesen hat, sonst würde er den anzüglichen Passus sicherlich nicht gebracht haben. In jedem Falle erwarten wir eine Erklärung des Herausgebers in der nächsten Nummer."

Welche Gründe Herrn -t bestimmt haben, vorstehenden Artikel zu veröffentlichen, wissen wir nicht, wir sind auch, offen gestanden, gar nicht gespannt darauf, dieselben zu erfahren. Wir würden auch den Auslassungen des Herrn -t keine weitere Beachtung geschenkt haben, wenn wir es nicht für unsere Pflicht hielten, den in denselben enthaltenen unwahren Angaben und falschen Unterstellungen entgegentreten zu müssen. Auf solchen bauen sich aber die gegen den Verfasser der Abhandlung „Kirche und Schule in Hessen, während und nach dem dreißigjährigen Kriege", Herrn Bibliothekar Dr. Hugo Brunner und den unterzeichneten Herausgeber und Redakteur der Zeitschrift „Hessenland" gerichteten, höchst verletzenden Angriffe auf. Von unserem hochgeschätzten Mitarbeiter, dem verdienstvollen Historiker Dr. Hugo Brunner ist es bekannt, daß er bei seinen geschichtlichen Arbeiten stets streng kritisch zu Werke geht und nur zuverlässige Quellen benutzt. Auch ist ihm bei voller Beherrschung des Stoffes möglichst sachliche, objektive Darstellung nachzurühmen. Jeder unbefangene Leser des „Hessenlandes" wird zugeben müssen, daß in der von Herrn -t angezogenen, die Juden nach Ablauf des 30jährigen Krieges betreffenden Stelle des Aufsatzes („Hessenland" Nr. 6, S. 71) von antisemitischen Tendenzen auch nicht im Entferntesten die Rede sein kann. Nur einem Herrn -t blieb es vorbehalten, anderer Meinung zu sein! O si tacuisses! Was nun den dem Herausgeber des „Hessenlandes" gemachten Vorwurf der Leichtfertigkeit anbelangt, welcher in der Annahme enthalten ist, daß er den Artikel vorher nicht genau gelesen habe, so können wir die Versicherung abgeben, daß sämmtliche uns zur Veröffentlichung im „Hessenland" zugehenden Einsendungen stets gewissenhaft auf ihren Inhalt geprüft werden. So ist es denn auch mit dem beliebten „Kukuksei", das in der Phantasie des Herrn -t spukt, nichts. Nur eins ist wahr in dem Artikel des Herrn -t, das nämlich, daß der Herausgeber des „Hessenlandes" den antisemitischen Tendenzen vollständig fern steht.

Daß Herr -t am Schlusse seiner Herzensergießung an den Herausgeber des „Hessenlandes" in kategorischer Weise die unqualificirbare Zumuthung stellt, in der nächsten Nummer eine Erklärung abzugeben, zeugt von einer Ueberhebung, die wir als eine in hohem Grade anmaßliche, um uns nicht eines schärferen Ausdruckes zu bedienen, zurückweisen müssen.

Der Artikel des Herrn -t führt sich mit der Spitzmarke „eine bedauerliche Thatsache" ein. Dem stimmen wir zu, freilich in einem anderen Sinne, als es der Verfasser meint. Wir halten es in der That für höchst bedauerlich, daß sich Herr -t zu solchen verwerflichen, auf Unwahrheit beruhenden Angriffen hat hinreißen lassen können, und daß sich eine Kasseler Zeitung bereit gefunden hat, denselben ihre Spalten zu öffnen.

F. Zwenger.

Hessische Bücherschau.

Die vormals kurhessische Armeedivision im Sommer 1866. Auf Grund des vorhandenen aktenmäßigen Materials sowie der eigenen Erlebnisse dargestellt von Julius von Schmidt, Generallieutenant z. D. (1866 Hauptmann im kurhessischen Generalstabe). Kassel, Verlag von Max Brunnemann 1892.

Diese ohnlängst erschienene Schrift, deren wir bereits in der Nummer 3 unserer Zeitschrift vom 4. Februar d. J. gedacht haben, hat Freunde und Gegner gefunden, und in der That hat sie auch ihre Vorzüge und ihre Schwächen. Zu ersteren rechnen wir die warme Sympathie, welche der Verfasser den kurhessischen Truppen, deren Generalstabe er ja im Sommer 1866 als Hauptmann angehörte, entgegenbringt, und das Bestreben, die Thatsachen, soweit sie sich auf das militärische Gebiet beziehen, wahrheitsgetreu und möglichst genau anzuführen; zu den Schwächen zählen wir die politischen Erwägungen und die eigenen politischen Anschauungen, die der Verfasser hier und da einzustreuen beliebte. Hat er sich durch seine Schilderung in erstgenanntem Sinne ein wirkliches Verdienst erworben, so sollten wir meinen, daß es für seine Schrift weit vortheilhafter gewesen wäre, wenn er sich von den eigentlich politischen Fragen möglichst fern gehalten hätte.

Eine im Ganzen wohlwollende und unseres Erachtens zutreffende Besprechung des Buches findet sich in dem neuesten Hefte (Nr. 7) der von unserem verehrten hessischen Landsmanne Julius Rodenberg in Berlin herausgegebenen „Deutschen Rundschau". Sie stammt, wie das ja aus dem Inhalte selbst hervorgeht, aus der Feder eines wohlorientirten vormals kurhessischen Offiziers und verdient schon um deswillen besonderer Beachtung. Wir gestatten uns, hier die Hauptstellen dieser Besprechung wiederzugeben:

„Alios ad proelium ire videas, Chattos ad bellum.
Tacitus: Germania.

General von Schmidt hat, indem er den Untergang der vormals kurhessischen Armeedivision schrieb, — denn das war das Ende ihrer Geschichte im Jahre 1866 —, sich an eine schwere Aufgabe gewagt; schwer für einen ehemals kurhessischen Offizier, welcher nicht kriegerisch ruhmvolle Thaten zu verherrlichen, vielmehr zu berichten hatte, wie die Politik den hessischen Löwen gerade in dem Augenblick großer weltgeschichtlicher Ereignisse lähmte. Wir glauben weniger, daß, wie das Vorwort sagt, „die Arbeit aus dem persönlichen Bedürfniß des Verfassers entstanden ist, sich selbst volle Klarheit über die damaligen Vorgänge zu verschaffen", als vielmehr, daß General von Schmidt bestrebt war, — diese Worte finden sich kurz vorher an derselben Stelle —, zu zeigen, daß nicht die Truppe die Schuld trägt, wenn ein anerkannt braves Kontingent mit einer alten, ruhm- und ehrenreichen Geschichte so klanglos enden konnte. Den unseres Erachtens gelungenen Versuch des Verfassers, die Haltung der kurhessischen Truppen vor aller Welt zu rechtfertigen, begrüßen wir schon um deswillen lebhaft, weil es nicht an Stimmen gefehlt hat, welche den Truppen geradezu ehrenrührige Gesinnungen vorzuwerfen sich erkühnten. Die Schrift umfaßt zwei Hauptabschnitte, erstens: Der 16. Juni in Kassel und der Marsch der Kasseler Garnison unter Generalmajor von Schenk zu Schweinsberg von Kassel nach Hanau; zweitens: Unter dem Kommando des Generalmajors von Loßberg. Die in Rede stehende Arbeit basirt auf dem Kriegstagebuche der ehemals kurhessischen Armeedivision und auf zum Theil bis jetzt noch nicht bekannt gewordenen politischen Dokumenten. Der an die Spitze dieser Zeilen gesetzte Ausspruch des Tacitus, von den militärischen Tugenden der Germanen sprechend, zeichnet in besonderer Weise die Katten aus, und es ist diesem mitteldeutschen Stamme im Laufe der Jahrhunderte gelungen, seinen Schild unbefleckt zu bewahren, um endlich, — die einen nennen es göttliches Geschick, die anderen weltgeschichtliche Logik —, ruhmlos unterzugehen. Diesmal, so zeigt uns das Buch, mußten die Katten unvorbereitet für die Schlacht, geschweige denn für einen Feldzug, den Stammsitzen in fluchtähnlicher Weise den Rücken kehren. Die Vorgänge in Kassel im Laufe des 16. Juni 1866 liefern auf der andern Seite freilich wieder für den guten militärischen Geist vollgültigen Beweis; denn in Stunden verrichteten damals die Truppen Arbeiten, für welche bei einer heutigen Mobilmachung Tage vorgesehen sind, ohne indes kriegsbereit werden zu können. Der zweite Abschnitt beginnt mit den Tagen in Hanau, dem Vereinigungspunkte des Kontingentes und dem Anfange bitterer Enttäuschungen. Die Gefangennahme des Kurfürsten in Wilhelmshöhe raubt der unglücklichen Truppe den Kriegsherrn, welche nunmehr nach Bundesbeschluß dem Prinzen Alexander von Hessen, Kommandirenden des VIII. deutschen Bundes-Armee-Corps, unterstellt wird. Von jetzt an treten die diplomatischen Verhandlungen des Generalmajors von Loßberg mit dem Prinzen Alexander, dem Bundestage und später, als die Truppen in Mainz eingerückt waren, mit dem Gouverneur dieser Festung in den Vordergrund, um ihren endlichen Abschluß in den Unterhandlungen mit Preußen zu finden. Trotzdem man bestrebt war, von den Kurhessen im Felde wie in der Festung Mainz ernste, kriegerische Leistungen zu verlangen, legte man nichts desto weniger der von der Truppe erstrebten Mobilmachung die größten Schwierigkeiten in den Weg. — — — Wir haben selbst im Jahre 1866 als Soldat unter den hessischen Fahnen in Reih' und Glied gestanden, und können uns am Schlusse der Besprechung der Schrift nicht enthalten, dem persönlichen Gefühle, in welchem wir uns mit vielen ehemaligen Kameraden eins wissen, Ausdruck zu verleihen: daß wir die Hannoveraner um ihr Langensalza beneideten!"

Stoppellenchen, Novelle von E. Mentzel. Marburg bei Oskar Ehrhardt.

Unsere landsmännische Schriftstellerin Frau Elisabeth Mentzel hat ihren ohnlängst unter dem Titel „Feldspath“ erschienenen „Drei Erzählungen aus Hessen“ (Leipzig bei Liebeskind) eine neue Novelle „Stoppellenchen“, folgen lassen. Ist es an sich nicht Aufgabe der Novelle, die vollständige Entwickelung einer Persönlichkeit zu geben, sondern nur das Stück eines Menschenlebens, welches „eine Spannung, eine Krise hat“ und uns durch scharfe Zeichnung zeigt, was überhaupt Menschenleben ist: so versteht es Frau Mentzel meisterhaft, selbst über diesen engeren Rahmen hinaus, die Charaktere der Personen ihrer Novellen so klar und wahr zu zeichnen, daß man den ganzen inneren Menschen erkennt und seine Gemüthswendung versteht. Dabei hat die Dichterin einen glücklichen Griff in das Leben unseres Volkes; man sieht den Dichtungen auf den ersten Blick an, wie sehr sie dies Leben versteht, und darum sprechen auch ihre Novellen zu Herzen. Die neueste Novelle, „Stoppellenchen“, ist zwar nur die kleinste der novellistischen Dichtungen unserer Landsmännin, allein der Inhalt bleibt nicht etwa hinter den anderen zurück, denn in wenigen Strichen sind uns im Stoppellenchen, in Gustav Werning und in der Frau Bender drei Personen geschildert, die für sich einnehmen durch sich selbst. Die Novelle spielt in Marburg, und wer je Land und Leute dort kennen lernte, glaubt sicher in der Frau Bender eine alte Bekannte zu erkennen, so lebenswahr tritt uns diese Frau des Volkes entgegen.

Wir wünschen dieser neuesten novellistischen Gabe unserer verehrten Landsmännin einen recht großen Leserkreis, wollen aber nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit auf Elise Mentzel's „Feldspath“ aufmerksam zu machen, in welchem Buche wir die hessische Dorfgeschichte „Dore“ geradezu als ein Kabinetsstück bezeichnen. Daneben empfiehlt sich das Buch noch durch schöne Ausstattung und Einband.

—?—

Die von F. Böschen, Obersekretär der Landes-Direktion zu Kassel, auf Veranlassung des Vorstandes des Städtetages für den Regierungsbezirk Kassel im Druck herausgegebene Geschäftsanweisung für die Verwaltung kommunaler Sparkassen (Kassel, Selbstverlag) ist für die betheiligten Kreise eine sehr willkommene Schrift, umsomehr als bis jetzt über die Verwaltung von Sparkassen noch wenig im Druck erschienen ist. Die Geschäftsanweisung enthält den Entwurf eines Statuts, eine sehr gut ausgearbeitete Geschäftsanweisung für die Direktion, den Rechnungsführer, Kontroleur und die Nebenbeamten, sowie eine Anordnung über die Handhabung des Konto-Korrent-Geschäfts. Sodann enthält das Werk sämmtliche Formulare zur Buch- und Rechnungsführung mit den Anmerkungen und Erläuterungen hierzu, sowie Formulare zu den Verrechnungsanweisungen und Schuldurkunden nebst einem Plan zur Einrichtung der Repositur. Der Verfasser, als ausgezeichneter Rechnungsbeamter bekannt, hat bereits mehrere Sparkassen, wie die Kreissparkassen zu Volkmarsen, Witzenhausen und Ziegenhain sowie die städtische Sparkasse zu Hünfeld, hiernach eingerichtet. Nach Angabe der Direktionen dieser Kassen hat sich diese Einrichtung vollständig bewährt, sodaß die vortreffliche Schrift einer jeden Verwaltung auf das Beste zu empfehlen ist.

J.

Dunker, W., Conchylien, welche sich in der Grafschaft Schaumburg und der Umgegend finden. — 19. Jahresbericht des westfälischen Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. S. 82—86. Münster 1891.

Die vorliegende Zusammenstellung der von dem hervorragenden Conchyliologen und Geologen W. Dunker († 13. März 1885 zu Marburg) während seines in die dreißiger Jahre fallenden Aufenthaltes in der Grafschaft gesammelten Muscheln und Schnecken bildet einen Theil einer Arbeit von P. Hesse: „Zur Kenntniß der Molluskenfauna Westfalens.“ Dunker giebt bei jeder Art auch den Ort an, wo er sie gefunden. Die Publikation ist ein schätzenswerther Beitrag zu Hessens Fauna, insbesondere zu den Arbeiten von Ritzmann, Pfeiffer und Diemar.

Dr. A.

Zur Abwehr!

Als ich in der vorigen Nummer des „Hessenlandes“ meinen Aufsatz über die Kirche und Schule in Hessen während und nach dem dreißigjährigen Kriege zum Abschluß brachte, hätte ich nicht gedacht, daß ich diesmal schon wieder zur Feder greifen müßte, um einen Angriff abzuwehren, den mir meine geschichtlichen Ausführungen von einer Seite her eingetragen haben, von welcher man allerdings auf manches gefaßt sein muß. Mein Aufsatz hat das Glück gehabt, das entschiedene Mißfallen eines hiesigen Blattes, der sogenannten „Kasseler Nachrichten“ zu erregen; den Grund hierfür suche ich wohl mit Recht in der allgemeinen Haltung meiner Abhandlung, welche der Religion und der Geistlichkeit ein hohes Verdienst bei der Reorganisation des deutschen bezw. unseres hessischen Volkes nach den Stürmen des dreißigjährigen Krieges zuerkennt und solches durch Thatsachen belegt. Wer der Verfasser des in Nr. 86 der „Kasseler Nachrichten“ vom 27. März d. J. enthaltenen Artikels ist, will ich nicht weiter untersuchen, dem Herrn -t vielmehr gerne die sichere Deckung der Anonymität belassen, aus der heraus er es gewagt hat, meine geschichtliche Darstellung in seiner Weise und von seinem

Standpunkte aus zu betrachten und zu beurtheilen. Denn ich glaube kaum, daß Herr -t bisher anders Gelegenheit gehabt hat, mit historischen Darstellungen in Berührung zu treten als vielleicht wenn es galt, etwas darin einzuwickeln. — Nun zur Sache! Da ist es zunächst charakteristisch, daß der Mitarbeiter der „Kasseler Nachrichten“ mich als Mitglied des christlich-sozialen (soll wohl heißen: evangelischen) Arbeiter-Vereins denunzirt. Da ich diesem Vereine nie angehört, auch zu keiner Zeit in Beziehungen zu demselben gestanden habe, giebt sich die über mich gebrachte Nachricht als eine dreiste, völlig aus der Luft gegriffene Unwahrheit, offenbar ersonnen in der freundlichen Absicht, meine Person den Lesern der „Kasseler Nachrichten“ verächtlich zu machen. Denn in den Augen dieses Blattes bezw. des Herrn -t muß es wohl etwas sehr Schimpfliches sein, dem christlich-sozialen Arbeiter-Verein (er selbst beliebt die Schreibung Arbeiter-(!)Verein) anzugehören. Daß im vorliegenden Falle ihr Tadel gänzlich unberechtigt ist, hat die Redaktion in ihrer Zeitung selbst bereits aussprechen müssen, hätte ich den Vorwurf aber verdient, so würde ich ihn mit männlicher Fassung, zugleich mit vielen hochehrenwerthen Mitgliedern des genannten Vereins, zu ertragen wissen.

So viel hierüber! Den eigentlichen Kernpunkt der Ausstellungen der „Kasseler Nachrichten“ belangend, so hatte ich in der Schlußfolge meines mehrerwähnten Aufsatzes gesagt, daß die Regierung streng auf die Heilighaltung der Feiertage gesehen habe, nicht bloß bei der christlich-deutschen, auch bei der jüdischen Bevölkerung. „Denn“, hieß es weiter, „wie auch heute wieder benutzten die Juden damals mit Vorliebe die christlichen Sonntage, um mit dem Landmanne an diesem Tage Händel abzuschließen, und ihr Wucher war der ausgesogenen Bevölkerung so unerträglich, daß 1655 die hessischen Stände in den Landgrafen drangen, ihnen den landesherrlichen Schutz aufzukündigen. Wilhelm VI., wie viele in dem Irrthum befangen, daß die Judenfrage eine religiöse sei, glaubte dieses Volk durch besonders angeordnete Predigten zum Besseren bekehren zu können, — wie sich voraussehen ließ, ohne Erfolg. Die Hoffnung aber, ihrer auf andere Weise los zu werden, erwies sich als trügerisch. Denn als das Jahr 1666 herankam, glaubte man allgemein, der Weltuntergang stehe bevor, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil in dieser Jahreszahl alle römischen Zahlzeichen (MDCLXVI) vereinigt waren. Deshalb machten sich viele Juden aus Hessen und der Nachbarschaft unter der Führung eines Messias auf den Weg, um das verhängnißvolle Jahr im gelobten Lande selbst zu erwarten. Als sie aber in die Türkei kamen und ihr vermeintlicher Messias, in türkische Gefangenschaft gerathen, gar zur muhamedanischen Religion übertrat, da wurden sie irre und kehrten wieder um.“

Ich brauche wohl nicht zu sagen, daß ich meine hier dargelegte Wissenschaft den hessischen Landesordnungen bezw. der hessischen Geschichte von Rommel entnommen habe. Trotzdem wagen es die „Kasseler Nachrichten“, meine Worte des tendenziösen Antisemitismus zu zeihen, noch dazu in einer gehässigen, ganz unqualifizirbaren Ausdrucksweise. Uebersetzen wir dies ihr Vorgehen in's Allgemeine, so heißt es nichts anderes als: wer Geschichte schreibt, hat alles zu unterdrücken, was für die Juden ungünstig lautet, wären es auch rein geschichtliche Thatsachen, — bei Strafe der Denunziation als Antisemit. Hört da nicht die Weltgeschichte auf? möchte man in der That ausrufen. Uebersteigt es nicht die alte bundestägliche Censur, wenn der „Freiheitsmann“ Herr -t eine solche Tyrannei aufrichten will? Was die erlauchtesten Herrscherhäuser sich gefallen lassen müssen, daß ihre Vorfahren von der Geschichte be- und nicht selten verurtheilt werden, das wollen die „Kasseler Nachrichten“ in Rücksicht auf das Treiben der Juden vor länger als 200 Jahren untersagen? Gottlob, daß die von ihnen gerügte Art antisemitischer Gesinnung mir mit vielen unserer hervorragendsten Kulturhistoriker gemeinsam ist, davon kann Herr -t sich jederzeit unterrichten, wenn er mir die Ehre schenkt, mich auf der hiesigen Landesbibliothek zu besuchen, von deren Vorhandensein ihm mein von ihm richtig wiedergegebener Titel wohl Kenntniß verschafft haben wird.

Zum Schluß erkläre ich, daß ich ein für alle Mal Verwahrung einlege dagegen, daß man aus dem Rahmen einer größeren Darstellung einen einzelnen Passus herausgreift und ihm eine tendenziöse Absicht unterschiebt, zu welcher weder der Charakter des Ganzen noch die eigene historisch-sachliche Ausführung Anhalt gewähren. Ein solches Beginnen ist selbst tendenziös und daher verwerflich. Ich stelle es dem Urtheile der Leser des „Hessenlandes“ anheim, den geeigneten Ausdruck dafür zu finden, daß eine Tageszeitung von dem Range der „Kasseler Nachrichten“ es wagt, rein historisch gehaltene, aller Parteifärbung entbehrende Darstellungen in die trübe Strömung der eigenen Parteiauffassung hineinzuziehen, Redaktion und Mitarbeiter zu verhetzen. Für selbstlose wissenschaftliche Arbeit sollte man wenigstens gegenüber derartigen Verunglimpfungen nicht umsonst an den Dank der Geschichtsfreunde apelliren. Herrn -t aber rathe ich, Erzeugnisse der historischen Literatur in Zukunft lieber wieder daraufhin prüfen zu wollen, ob sie sich zum Einschlagen der Nahrung für den Leib eignen; ihr geistiger Gehalt hat bei ihm leicht, so scheint es, eine ähnliche Wirkung wie das bekannte rothe Tuch. Auch seine oologischen Kenntnisse stellt er in Zukunft besser lediglich in den Dienst Merkurs!

Kassel, den 28. März 1892.

Dr. Hugo Brunner,
Bibliothekar an der Landesbibliothek.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 8. Kassel, 16. April 1892.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2934.

Niemals.

Wenn's im Winter stürmt und schneit,
Mag ich gern des Frühlings denken,
Träumen seine Herrlichkeit,
Mich in seine Pracht versenken.

So nach meiner Kindheit Glück,
Nach dem Frühling meines Lebens,
Sehne ich mich oft zurück, —
Doch mein Sehnen ist vergebens.

Nach des Winters Noth und Leid
Kommt der Lenz und seine Lieder,
Doch das Glück der Jugendzeit
Kehret niemals, niemals wieder!

Marburg. **Hermann Haase.**



Stadt und Bad Hofgeismar.

Von K. Neuber.

(Fortsetzung.)

Trotz der nicht mißzudeutenden Fassung der Schenkungsurkunde scheint sich das Kloster Hasungen des Besitzes des Hofes Geismar nicht lange erfreut zu haben, denn schon bald danach, ohne daß eine Aufhebung der gedachten Schenkung berichtet wird, vollziehen die Nachfolger des Schenkgebers von Hofgeismar aus verschiedene Regierungshandlungen: 1143 Bestätigung des Klosters Weißenstein und in demselben Jahre Schenkung zu Gunsten des Klosters Spießkappel im Kreise Ziegenhain, beide von Geismar (Geismare) datirt[4]) (was auf die Dörfer Geismar aus verschiedenen Gründen nicht bezogen werden kann) und in einer Urkunde von 1155 betreffend Ueberlassung eines wüst gewordenen Gründstücks seitens des Pfarrers zu Ludenhausen an das Kloster Lippoldsberg wird von dem die Urkunde ausstellenden Erzbischofe von Mainz der Hof Geismar als sein Eigenthum bezeichnet, und zwar einmal im Texte bei Beschreibung der Oertlichkeit:
„non longe ultra ditionis nostre chesmariam"
und sodann am Schlusse:
„Acta sunt autem hec in domo nostra chesmarie"
deutsch: „Gegeben in unserem Herrschersitze Geismar." [5])

Aus dem Umstande, daß die Erzbischöfe von Mainz so verschiedene wichtige Amtshandlungen von Hofgeismar aus vornahmen, sowie daß daselbst auch Münzen geschlagen wurden mit dem Mainzischen Rade [6]), dürfte zu folgern sein, daß ihr dortiger Herrschersitz beträchtlichen Umfang gehabt habe. Auf die Lage der Burg, deren hervorragender Theil hier wie auch anderwärts das Herrenhaus, lateinisch sala, war, deuten die noch vorhandenen Benennungen: Salberg und Salberger Thor, letzteres freilich sehr verketzert in Selber Thor. Die Burg stand demnach auf der Höhe, wo jetzt das Altstädter Pfarrhaus steht, nicht weit also von der ältesten Kirche der Stadt, der Marien-Kirche oder Liebfrauen-Kirche der Altstadt, deren Entstehungszeit nicht sicher nachzuweisen, jedenfalls aber in die Zeit zwischen den Jahren 1082, der ersten urkundlichen Erwähnung des Orts, und 1143 zu setzen ist, aus welchem Jahre zuerst ein Probst genannt wird, der, unmittelbar unter dem Erzbischof stehend, an der Altstädter Kirche seinen Sitz hatte.

Für die weltlichen Angelegenheiten stand unter dem Erzbischof ein Statthalter (satrapa), auch Oberamtmann oder Stiftsamtmann genannt, der nach den vorhandenen Urkunden [7]) regelmäßig auf fünf Jahre bestellt wurde und in den ersten Jahrhunderten nur die Ortschaften bezw. Burgen Geismar, Schöneberg und Zappenburg, später einen weit ausgedehnteren, nämlich noch Amöneburg, Battenberg, Rosenthal und viele andere Orte umfassenden Bezirk hatte. Der Gehalt ist für den ursprünglichen Umfang nicht angegeben, für den späteren zu jährlich 800 rheinische Gulden und außerdem 200 Gulden zu jedem Frohnfasten. Unter den Amtleuten kommen namentlich Grafen von Waldeck und von Spiegel vor.

In der bezeichneten Gegend fanden denn auch die ersten Ansiedelungen weiterer freier Bewohner statt und bald so zahlreich, daß sich allmälig eine Stadt entwickelte. Wann dem Hofe Geismar Stadtrechte verliehen wurden, läßt sich nicht genau feststellen; jedenfalls geschah es kurz nach dem Jahre 1200. Denn in der danach ausgestellten Urkunde [8]) wird Hofgeismar als Stadt (oppidum, civitas) bezeichnet und die Einwohner als Bürger (burgenses, cives); so von den Jahren:

1234: et sigillis ecclesie et burgensium gesmariensium sigillata;

und daselbst nach Aufführung der als Zeugen mitgewirkt habenden Personen: cives geismarienses;

1246: Sigillo nostro et civitatis Geismariensis duximus roborandam. Acta sunt hec in oppido Hove Geismarie.

1258: civis Geism. — —

---

4) Gudenus, Cod. Diplomat. I, S. 148; Justi, Hessische Denkwürdigkeiten, Th. IV, Abth. 1, S. 31 f.

5) Zeitschrift des Vereins f. hess. Gesch., a. F., Bd. I, S. 162 f.

6) Würdtwein (Dechant zu Mainz), Dioecesis Moguntina, Tom III. Mannheimii 1777, p. 575 sq., Cap. II de praepositura Geismariense.

7) Würdtwein a. a. O., S. 579 (Eckebrecht v. Grifte 1345, Wolrabe, Graf von Waldeck 1443 als Amtleute bestellt); vergl. Wenck, Hess. Landesgeschichte II, Urkundenbuch, S. 252.

8) Falckenheiner a. a. O., Urkundenbuch S. V, f.

1266: interfuerunt duo consules civitatis Geysmar. — Sigillo civitatis Geysmar.

Die Aufführung von zwei Konsuln oder Bürgermeistern in der letztgedachten Urkunde bezieht sich auf die bei vielen Städten üblich gewesene Einrichtung, daß bei Eintritt eines neuen Bürgermeisters der alte noch eine Zeit lang im Amte verblieb, damit der neue erst vollständig mit den Verhältnissen bekannt werden konnte.

Sehr bald kam das emporkeimende Gemeinwesen in Streit mit der auf dem benachbarten hohen Berge, dem Schöneberg (Sconenberg), um das Jahr 1151 [9]) von dem Grafen Hermann II. von Winzenburg erbauten Burg Schöneberg, welche nach dessen kurz darauf erfolgtem kinderlosen Tode [10]) an Mainz fiel, das dieselbe den Herren von Eberschütz (Eversciitte), nunmehr Edle von Schonenberg genannt, zu Lehen gab. Einer derselben, Konrad von Schonenberg, erfreute sich der besonderen Gunst seines Lehnsherrn, des Erzbischofs Siegfried III. von Mainz. Dieser kaufte zwischen 1231 und 1241 die in der Weser nicht weit von Lippoldsberg gelegene Insel Werder von einem Paderbornischen Edelmann und erbaute auf derselben das Dorf Gieselwerder sowie für sich ein Schloß, und bestellte den Edlen Konrad von Schonenberg zum Burggrafen oder Kastellan des Schlosses zu Gieselwerder (1241), nahm es ihm aber nach einigen Jahren wieder ab und übergab das Amt einem Vetter desselben, dem Grafen Adolph von Dassel (1244). [11])

Konrad von Schonenberg erhob Ansprüche auf die Beholzigungs- und Weide-Gerechtsame im Reinhardswalde, welche bei dem Umfange des letzteren einen sehr hohen Werth darstellte, und da die Stadt Hofgeismar gleichfalls darauf Ansprüche geltend machte, war der Krieg unausbleiblich. Derselbe verlief jedoch zu Gunsten von Hofgeismar, indem Konrad von Schonenberg nach harter Gegenwehr im Kampfe gefangen genommen wurde und seinen Ansprüchen entsagen mußte (25. März 1249). [12]) Lange dauerte der Friede nicht. Zwar verkaufte ein Verwandter derer von Schonenberg, Graf Ludwig von Dassel (13. August 1273) seinen Antheil am Schöneberg mit allen zugehörigen Orten, darunter Nordgeismar und Altengeismar an die Mutterkirche Mainz, mit dem Bemerken, daß er diese Handlung sogar gegen seinen Bruder Adolph (bereits oben genannt) durchsetzen werde. [13])

Nordgeismar war ein kleiner, am West-Abhange des Schönebergs gelegener Ort, Altengeismar, sonst nicht vorkommend, mag wohl mit Hofgeismar gleichbedeutend zu nehmen sein. [14])

Konrad von Schonenberg hatte aber außer dem Erzbischof von Mainz noch einen zweiten Lehnsherrn für seine Besitzungen auf dem linken Diemel-Ufer, in Warburg u. s. w., in dem Bischof von Paderborn, und da er sich gegen den Ersteren allzu willfährig zeigte, es bald mit dem Letzteren verdorben, welcher sich im Laufe des Streits sogar in den Besitz der Burg Schöneberg zu setzen wußte. In dieser Noth entfloh Konrad auf die von ihm in der Nähe erbaute Trendelburg und verpfändete die Hälfte derselben dem Erzbischof von Mainz, welcher diese seinem Oberamtmann, dem Grafen Otto von Waldeck, übertrug. Letzterer begann schon die Belagerung der Burg Schöneberg, als Herzog Albrecht von Braunschweig, welcher Lehns-Ansprüche an diese Gegend, namentlich an Trendelburg sowie Gieselwerder, geltend machte, ihn mit Krieg überzog. Dieser endete damit, daß Graf Otto im Kampfe gefangen genommen und im Gefängniß erhängt wurde (1305). Nunmehr wußte sich Konrad von Schonenberg einen neuen Bundesgenossen zu verschaffen in der Person des Stammvaters des hessischen Fürstenhauses, Heinrich's I., und verkaufte diesem, und zwar ihm selbst und seiner Frau Mechtilde und seinem Sohne Johannes, die Hälfte des Schlosses Trendelburg nebst der Stadt gleichen Namens: „das Halftetel der Drendenburg Huses und der Stat" mit allen dazu gehörigen Gerichten (im Februar 1305). Damit faßte Hessen, das einst ja dies Land inne gehabt, wieder Fuß im sächsischen Hessengau. Durch weiteren Kauf erhielt Heinrich I. von Konrad von Schonenberg, bezw. dem Bischof Otto von Paderborn, die Hälfte von Schöneberg mit allem Zubehör, trug diese aber wieder dem Bischof von Paderborn zu Lehen auf, während dem Letzteren die andere Hälfte ungeschmälert verblieb (28. August 1306). [15])

(Fortsetzung folgt.)

---

9) Gudenus, Cod. Dydomat. I, S. 205.

10) Mit dem gewaltsamen Ende des Grafen Hermann II. von Winzenburg und dem Aussterben seines Geschlechts wird die Sage von Hödeken (Hütchen) und der Stiftung der Stute-Weggen (Stutz-Wecken) in Verbindung gebracht. Zeitschrift, a. F., Bd. I, S. 357 ff.

11) Wolf, Geschichte der Herren von Hardenberg. — Göttingen 1823, Bd. 1, S. 24 ff.

12) Falckenheiner a. a. O., S. 273; Gudenus, Sylloge I, S. 600 ff.

13) Gudenus I, S. 75.

14) Falckenheiner a. a. O., S. 269, Anm. 2, faßt Altengeysmar als Schreibfehler auf für Actum Geismar, während doch gleich folgt: Datum Anno . . . .

15) Wenck a. a. O., S. 254, 271 Anmerk., welcher den 17. Februar 1305 als Datum des Verkaufs von Trendelburg annimmt, während Falckenheiner a. a. O., S. 278, den 15. Februar 1305 setzt.

Hartmann, Historia Hassiaca (Marb. 1741), Pars I, cap. 7, § 35; cap. 8, § 1.

Franz Melde,

geboren am 11. März 1832.

Ein Lebensbild,

entworfen von F. Zwenger.

(Schluß.)

Melde's schriftstellerische Thätigkeit als Physiker erstreckte sich nicht bloß auf die Akustik. Mehrfache Abhandlungen gehören der Optik und der Kapillarität an, so insbesondere die Monographie: „Experimentaluntersuchungen über Blasenbildungen in kreisförmig zylindrischen Röhren“, welche im IX. Bande der Schriften der Marburger naturforschenden Gesellschaft 1868 erschien. Ferner müssen wir hier hervorheben, daß von ihm vielfache in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte Abhandlungen herrühren, in welchen vortreffliche von ihm erfundene Neueinrichtungen von Apparaten und Methoden dargestellt sind, die allseitige Anerkennung seitens der Lehrer der Experimentalphysik gefunden haben. Zu solchen Publikationen gehört auch eine Sammlung von zehn Tafeln „Bildliche Darstellung zur Erläuterung physikalischer Prinzipien beim Vortrage der Experimentalphysik, Abth. Optik“. Diese erschien nebst begleitendem Texte im Jahre 1878 bei Th. Fischer in Kassel

Wir müssen hier noch der Thätigkeit Melde's gedenken, die er als Professor der Astronomie entwickelt hat. Während sein Vorgänger Gerling vorzugsweise sich mit Astronomie beschäftigte und sich auf diesem Felde einen hochgeachteten Namen erwarb, konnte Melde selbstverständlich, wollte er als Physiker nach jeder Richtung hin seiner Stellung gerecht werden, dem Lehrfach der astronomischen Wissenschaft nur in beschränkterem Maße obliegen. Trotzdem hat er fast in jedem Jahre Vorlesungen „über die Elemente der Astronomie“, „über Zeitbestimmungen“, „über das Passageinstrument“, „über den Spiegelsextanten“ gehalten und war in höchst anerkennenswerther Weise bemüht, die vorhandenen astronomischen Lehrmittel des Instituts zu erhalten, zu vermehren und nutzbar zu machen. Ja es ist fast merkwürdig zu nennen, daß Melde als Schriftsteller sein umfangreichstes Werk auf dem Gebiete der Astronomie aufzuweisen hat. Dasselbe erschien unter dem Titel: „Theorie und Praxis der astronomischen Zeitbestimmung mit Zugrundelegung vorbereitender Lehren und unter Berücksichtigung einfacher Hilfsmittel dargestellt“, Tübingen bei Laupp 1876. Es sollte dieses Werk allen denen nützlich sein, welche zwar nicht als Astronomen von Fach, so doch als mathematisch gebildete, ernsthafte Freunde der theoretischen und praktischen Astronomie gelten können. In dieser Schrift hat sich Melde durchaus selbständig bewegt und es verschmäht, auf ausgetretenen Wegen zu wandeln. Er mußte dies, da er sich in lobenswerther Weise streng vorgenommen hatte, nicht wie gewöhnlich die Scheinbewegungen der Sonne rc., sondern die wahren Bewegungen zu erläutern und zu Grunde zu legen. Es hat nicht an Stimmen gefehlt, welche diese Schrift, wenn auch nicht im Ganzen, so doch in einzelnen Punkten, einer weniger günstigen Kritik unterzogen. Und gerade ein solcher Kritiker in der Person des Direktors der Wiener Sternwarte, E. Weiß, betont, daß Melde's Werk hauptsächlich für jene geschrieben sei, welche, ohne Astronomen von Fach zu sein, doch häufig in die Lage kommen, Zeitbestimmungen auszuführen, wie dies beispielsweise bei Marineoffizieren, Meteorologen, Reisenden rc. der Fall ist. Diesen werde es vermöge seiner klaren und faßlichen Darstellungsweise, seiner gründlichen und detaillirten Behandlung aller einschlägigen Fragen vielfach Nutzen gewähren und in mehr als einer Beziehung willkommen sein. (Vergl. die Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie, Bd. XI, S. 112.)

Das bedeutendste Ereigniß, welches wir für die Zeit der mehr wie fünfundzwanzigjährigen Thätigkeit Melde's als Institutsdirektor hervorzuheben haben, ist der unter seiner Leitung und nach seinem Plane im Jahre 1890 vollendete Erweiterungsbau des mathematisch-physikalischen Instituts. Mit diesem Bau hat sich Melde ein ehrenvolles bleibendes Denkmal gesetzt. Wir glauben jedoch hier von einer weiteren Beschreibung und Beurtheilung dieses Baues absehen zu können, da wir bereits früher im „Hessenland“ (Jahrgang 1891, S. 141) hierüber berichtet haben.

Wir dürfen unsere Skizze nicht schließen, ohne noch einer charakteristischen Eigenschaft Melde's zu gedenken, die ihn von Jugend an beherrscht hat. Sie betrifft seine Vorliebe für das Rhöngebirge. Schon als Fuldaer Gymnasiast galt ihm für das schönste und genußreichste

Vergnügen, hinaus in die herrliche Rhön zu wandern. Und heute noch hat er derselben die alte Anhänglichkeit treu bewahrt. Wer unter den Gebirgsbewohnern kennt nicht den Rhönfreund Melde? Dort ist er überall eine gern gesehene, beliebte Persönlichkeit. Viel hat er seiner Zeit dazu beigetragen, daß der schönste Berg der Rhön, die „Milseburg" in weiteren Kreisen bekannt und häufiger von Touristen erstiegen wurde; und daß nach gethaner Arbeit am Fuße des Berges, zu Kleinsassen im „Gasthaus zur Milseburg", in vertrautesten Kreisen sich der heiterste Frohsinn entfaltete. Auch dessen hat er bei seinen vorzüglichen gesellschaftlichen Talenten nach Kräften gewaltet. Gewiß sind Allen die dort mit ihm verlebten vergnügten Stunden in dauernder Erinnerung geblieben. Freude an der Natur, Liebe zu herrlichen Gebirgslandschaften waren es, die Melde bestimmten, auf der Milseburg zu Ende der siebziger Jahre einen Gedenkstein mit Orientirungstafel zu stiften, dessen Aufschrift

In Gottes weite, schöne Welt
Hat Einer mich hierher gestellt:
Dem Auge, spähend in die Weiten,
Zum sichern Ziel den Blick zu leiten.

am besten die Gedanken erkennen lassen, die den Verehrer der Rhön bei der Errichtung dieses Steines beseelten.

Seit 1866 ist Melde verheirathet. Er lebt mit seiner Gemahlin, einer geborenen Marburgerin, in den glücklichsten Familienverhältnissen. Die Ehe ist mit drei Kindern gesegnet, zwei Söhnen und einer Tochter. Der älteste Sohn, der praktische Arzt Richard Melde, erfreute seine Eltern am 60. Geburtstage des Vaters noch ganz besonders dadurch, daß er an diesem Ehrentage seine Verlobung feierte.

Möge es dem Herrn Geheimen Regierungsrath Professor Dr. Franz Melde vergönnt sein, noch eine lange Reihe von Jahren als Lehrer und Forscher auf dem Gebiete seiner Wissenschaften zu wirken. Mit diesem Wunsche schließen wir unsern Aufsatz über den Lebenslauf des verehrten hochverdienten Mannes, hoffend, daß unsere Schilderung in engeren wie in weiteren Kreisen willkommene Aufnahme findet.

Der Glaubensbote.

Eine Erzählung aus dem achten Jahrhundert von Franz Treller.

(Schluß.)

Schäumend vor Wuth schrie der Priester: „Tödtet die Hunde! Tödtet sie! Sie legen Hand an des Gottes Priester."

Wildes Murren erhob sich an einigen Stellen, grelle Rufe wiederholten des Priesters Worte, Waffen wurden erhoben, doch nicht überall.

Mit ruhiger Gebietermiene, furchtlos, blickte der Graf in das Getümmel und hob den Königsstab.

„Sie stehen unter des Königs Schutz! Wagt es, sie zu berühren!"

„Den Gefangenen!" heulte der Priester, „den Gefangenen für den Gott!" und ein wildes Gedränge entstand nach diesem hin.

Da rief Childerich hoch von seinem Sessel herab mit gewaltiger Stimme, in der ehernen Faust die schwere Streitaxt schwingend: „Wer murrt gegen den König, gegen seinen Grafen? Wer murrt gegen Childerich? Dieser Mann", er deutete auf den Gefangenen, der mittlerweile seiner Bande entledigt war, „steht unter meinem Schutz! Wagt's, ihn zu holen unter meiner Axt."

Alles schwieg, denn groß war das Ansehen, welches der greise Held im Volke genoß, und Jeder kannte die furchtbare Gewalt seiner Waffe.

„Aus, Männer! Aus!" schrie in heiserer Wuth der Priester, „Keiner hat hier zu gebieten, Keiner!"

„Ja," sagte mit kräftiger Stimme Winfried, „einer doch, Du Baalsdiener —, der Herr, der Himmel und Erde gemacht hat."

Mit raschen Schritten betrat er den kleinen Hügel, auf dem er vorhin stand, und war allem Volke sichtbar —, Aller Blicke hafteten auf ihm, Alle schwiegen, selbst die Priester.

Mit einer Stimme, die gewaltig, weithin hallend, aus der breiten Brust drang, sagte er:

„Hier stehe ich, Winfried, der Angelsachse, — allein und wehrlos zwischen Euch," das Beil ließ er zur Erde fallen bei diesen Worten, „nur einen Schutz habe ich —, aber den allgewaltigsten, den meines Herrn und Gottes, der jetzt durch meinen Mund zu Euch spricht."

Eine finstere Wolkenwand war im Westen aufgezogen, Wind zog durch die Aeste der Bäume und schüttelte die Wipfel, und entfernter Donner ließ sich vernehmen.

Abergläubischer Schauer faßte die Menge, und Einige fielen auf die Kniee.

„Hört Ihr Donar's Zornesstimme?" rief gellend der Priester.

„Nein!“ donnerte Winfried, „Gottes, des Allmächtigen, Stimme ist's, sein Zorn ist's, der Dich und Deine Lügenbrut vernichten wird.“

So gewaltig wirkte das in Begeisterung strahlende Antlitz, die feurigen Augen, die stürmende Rede Winfried's, daß wie im Zauberbann die Augen der Menge an ihm hafteten und selbst das drohende Wetter vergessen ward.

„Männer von Hessen,“ klang Winfried's Rede, „ich bringe Euch das Heil, das ewige, ich bringe Euch den wahren Gott, der Himmel und Erde geschaffen mit dem Hauch seines Mundes —, vor dessen Willen Ihr Staub seid, den der Wind verweht: Ich bringe Euch des Himmels Seligkeit.

Wollt Ihr sie von Euch stoßen? Den elenden Götzen opfern, die Euch Eure falschen Priester lügen.“

Ein Blitz zuckte hernieder, dem ein jäher Donner folgte.

„Hört Ihr's? —, er spricht für mich —, er, dessen Haupt die Sterne säumen, dessen Schemel diese Erde ist —, er spricht für mich —, sein Zorn erschüttert diese Lüfte.“

Todtenstille herrschte auf dem weiten Feld unter dem düsteren Himmel.

„Ich will Euren Gott, dessen altes Heiligthum dort zu den Wolken ragt, Euch zeigen —, ihn und seine Macht. Gebt Acht.“

Er erhob das zu seinen Füßen liegende Beil, schritt rasch durch die entsetzte schweigende Menge auf den heiligen Hain zu —, stand hochaufgerichtet neben der dem Gott geweihten Eiche —. „Seht her! Seht Euren Gott!“ und mit gewaltigem Arm hieb er in den Baum, daß die Splitter flogen, — zweimal und ließ die Axt dann im Baume stecken. Kein Athemzug war zu hören, entsetzt, gebannt standen Alle.

Ein Schrei des Entsetzens ging durch die Menge, dann war Alles wieder still, kein Athemzug war zu hören, und Jeder erwartete, daß des Gottes rächender Hammer herniedersausen werde, den Frevler zu vernichten.

Mit ruhigem Lächeln stand Winfried eine Weile vor der tieferregten Menge, dann trat er langsam vor bis an den Rand des Gehölzes und rief: „Seht, das ist Euer Gott.“

Da stand er, allein, furchtlos, — und wie ein Seufzer der Erlösung vom Schreckensbann klang es leise durch das Volk.

In diesem Augenblicke öffneten sich die abziehenden Wolken ein wenig, und Sonnenstrahlen fielen hindurch und auf Winfried's hochaufgerichtete Gestalt und das Kreuz, welches er in der rechten Hand emporhielt.

Mächtig ergriff nach dem gewaltigen Vorgang die Menge dieses Bild —, die Eiche zerschlagen, des Gottes Heiligthum —, und unverletzt stand dort der kühne Mann — beleuchtet vom Strahl der heiligen Sonne.

Welch' eine Macht mußte in dem geheimnißvollen Zeichen liegen, das er dort im Sonnenstrahl emporhielt.

Mit einem einzigen gewaltigen Griff war diesen schlichten Seelen die alte Götterwelt entrissen, zertrümmert: Donar war machtlos —, es war nicht seine Stimme, welche aus den Wolken sprach.

„Wer sich auf Christum bekennt, trete zu mir.“

Unter Führung von Sturm und Wilbod zog die kleine Christenschaar zum Haine Donar's.

Die beiden Glaubensboten sangen leise: Te deum laudamus.

Mit Schreck, Staunen, Bewunderung hatten Childerich, Heribert und Hilda dem Allen zugesehen. Hilda lag vor Aufregung weinend an Heribert's Brust, dessen Augen in hoher Begeisterung glühten.

„Ich biete Euch das Heil, Ihr Männer von Hessen —, Euer Götze liegt in Trümmern da —, kommt und bekennt Euch zu dem wahren Gott, alles Heil ist nur in Jesus Christus.“

Stumm standen Alle, regungslos.

Da nahm Heribert Hilda's Hand und schritt so auf Winfried zu.

Vor ihm stehend, sagte er mit bebender Stimme: „Ich will Deinen Gott bekennen, Winfried —, ich und diese Jungfrau, meine Traute, — hier vor allem Volke —, im Herzen fühle ich, wie mächtig er ist —, ich will sein Gefolgsmann sein im Leben und im Tode.“

Mit tiefer Rührung sprach Winfried: „Ja, Atheling, Dein Herz hat Gott gerüht — so wie das Deine, holde Jungfrau. Knieet nieder.“ Sie knieten vor ihm.

Er legte die Hände auf ihre geneigten Häupter und sprach: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes nehme ich Euch auf in die christliche Gemeinschaft. Christus sei Euer Herr für und für.“

Sie standen auf, und mit glücklichem Lächeln umarmte Wilbod den Neubekehrten und seine Traute.

Wie auf ein seltsam' Wunder blickten die Menschen auf das feierliche Bild, als der kühne, wilde Heribert sich demüthig knieend dem neuen Gotte weihte, und Viele, welche der Lehre schon geneigt waren, aber sie nicht laut zu bekennen wagten, traten jetzt hinzu und bekannten sich zu ihr.

Libes mit seinen Priestern war, als er dies erblickte, still und finster abgezogen, fast unbemerkt bei der hohen Erregung Aller.

Auch Andere, denen der alte Glaube jäh in

Trümmer gebrochen war, folgten dem Beispiel Heribert's, unter ihnen Maldra, der Hörige, und die Glaubensboten gewannen viele Seelen Gott dem Herrn.

Auch Rodwalt trat hinzu und empfing die Handauflegung.

„Mich hat schon Dein hehres Lied bezwungen, Wilbod," sagte er zu diesem, „denn immerfort sah ich, seit ich's hörte, den Gottessohn am Kreuze hangen und für die Menschheit dulden, solch' großem Beispiel folg' ich gerne."

Zu Childerich's Füßen lag Hilda und sah mit feuchtem Auge zu dem greisen Vater auf: „Sei ruhig, Hilda —, treibt Dich Dein Herz zum fremden Gott —, diene ihm —, bleibst doch mein Herzensliebling. Ich bin zu alt, um einen neuen Gott zu hegen —, ob Donar schon in Trümmer liegt —. Mag's Euch glücklich machen, Kinder."

Niemand hatte des gefangenen Sachsen geachtet, der, vom Todesschrecken erlöst, Allem verwundert und ergriffen zugeschaut hatte. Er trat jetzt zu Winfried und sagte: „Dein Gott hat mich dem Tode entrissen, Mann, wenn er mich brauchen kann, will ich seine Schlachten schlagen, ich bin Wittung, der Sachse."

„Bleibe bei mir, Mann," sagte lächelnd Winfried zu dem wilden Sachsen, „und lerne ihn erkennen, und willst Du dann sein Kreuz auf Dich nehmen, soll Dir's werden."

Mit tiefinnerer Freude hatte der Graf all' Dem angewohnt, er trat jetzt zu Winfried: „Du ächter Bekenner des Heilandes, Du hast Großes vollbracht — und gold'ne Herzen Dir gewonnen. Es ist ein starres Volk, dieses Volk der Hessen, aber was sie einmal lieb haben, glaube mir, daran halten sie mit unverbrüchlicher Treue fest, es ist ein mannhafter Schlag."

Schon rüsteten sich Männer, um die Eiche unter Wilbod's Führung zu fällen.

„Was willst Du mit dem Baum beginnen, Winfried?" fragte der Graf.

„Aus ihrem Holz das erste Kirchlein zimmern lassen, in dem das Wort des Heiles erklingen soll."

„So sei es."

— — — — — — — — — — — — — —

Und heute noch stehen die letzten Reste des Kirchleins, welches einst aus Donar's Eiche gebaut wurde, in der Nähe des alten Friedeslar, und heute noch preist das Volk der Hessen den kühnen Glaubesboten, der ihm in finsterer Geistesnacht das Licht des Heils gebracht.

Die Todten.

Die des Städtleins Pflastersteine
Einst mit mir betreten haben,
Sind zerstreut in alle Winde
Oder lange schon begraben.
Aber, geh' ich Nachts im Traume
Wieder durch die alten Gassen,
Sind sie alle noch zur Stelle,
Deckt sie nicht der Kirchhofsrasen.
Grüßen aus den hellen Fenstern,
Stehen winkend in den Thüren,
In der Werkstatt, in den Scheunen
Seh' ich ihr geschäftig' Rühren.
Ihre schnellen Worte hör' ich,
Ihren Streit um Gott und Erde;
Ihre Noth um's Brod für Morgen,
Ihre Mühsal und Beschwerde.
Ihre Güte, ihre Treue
Fühl' ich tröstend mich umwehen,
All' die Liebe, die sie trugen,
Feiert leis' ihr Auferstehen.
Laut're Herzen, die da modern,
Leicht sei Euch der Heimath Boden —,
O, er ist so heilig worden,
Durch die vielen lieben Todten!
All' die Schönheit, all' die Jugend,
All' die Kraft und Geistesfülle,
All' die Schwachheit, all' das Elend —
Hingesunken in die Stille.
Noch mit amtlich stolzen Mienen
Seh' ich den und jenen schreiten,
Und die altgeword'nen Mädchen
Wieder jung im Tanzsaal gleiten.
Höre wieder werbend' Flüstern,
Stumme Bitte, stolzes Siegen,
Lebe wieder in der Spannung,
Ob sich auch die Beiden kriegen!
Hochzeitzüge in den Straßen!
Glocken klingen! Schleier wallen!
Aus der Kinder ros'gen Fingern
Blumen auf die Steine fallen. —
Schwarze Flore weh'n im Winde,
Und die Herbstesnebel sinken,
In dem fahlen Laub am Boden
Thränen gleich die Tropfen blinken.
Hochgetragen die sechs Brettlein,
Ausgestritten —, ausgelitten —,
Schwarze, weinende Gestalten,
Blasse Waisen in der Mitten. —
Seh' das Elternhaus, das liebe,
Fromm umhegt von Lindenbäumen,
Hör' den Sturm die Wolken peitschen,
Seh' der Mondnacht Lenzesträumen.
Elternhaus — in fremden Händen —,
Fremd das Licht in seinen Scheiben,

Nicht ein fallend' Blatt gehört mir
Von den vielen, die da treiben.
Nicht die kleinste Blüth' am Wege,
Die dort wächst, nenn' ich mein eigen,
Was dort liebend mir geredet,
Es versank in trübes Schweigen.
Nur des Flusses Wellenrauschen.
Würde schmeicheln wie vor Zeiten,
Und die Luft der Blüthenhügel
Mild die heiße Stirn' umgleiten.
Denn die Heimath kennt die Liebe
Ihres Kinds zu ihrer Erde,
Die es trug, und sie verscheucht es
Nicht, daß es ein Fremdling werde. —
Doch dem Heimweh, das mich rufet,
Folg' ich nicht! Ich müßte weinen,
Säh' ich auf den alten Straßen
Von den Alten kaum noch einen.
Fremd geworden in dem Neste,
Fremd in Häusern und auf Gassen!
Lieber in der Ferne bleiben
Und die Todten leben lassen.

M. Herbert.

Der Fund auf dem Niedenstein.

Es ist ein Berg in Hessen
Der Niedenstein genannt,
Man sieht von seinen Höhen
Gar weit in's Chattenland. —

Drum wurde auch seit Jahren
Der Wunsch schon oftmals laut:
„Es werde seinem Gipfel
Ein Aussichtsthurm gebaut!"

Doch blieb es bei dem Wünschen,
Es fehlte an dem Geld —,
Und sieht der Berg auch heute
Noch thurmlos in die Welt! —

Vor Alters war das anders,
Da schmückte lang sein Haupt
Ein Ritterschloß gewaltig. —
Wer hätte je geglaubt,

Daß es vergehen könnte?
Und man zerstört' es doch,
Von den immensen Mauern
Giebt es nur Reste noch.

Die Burg einst stolz und feste
War meiner Ahnen Sitz,
Und sie geboten mächtig
Dort von des Berges Spitz'.

Es ist vor allen Orten
Der Niedenstein mir lieb,
Wenn auch von früh'rem Glanze
Kaum die Ruine blieb! —

Nach einer Sage sollte
Hier oben im Gestein
Aus meiner Väter Zeiten
Ein Schatz verborgen sein;

Und manch' ein später Wand'rer
In heller Mondscheinnacht
Hat den besorgten Lieben
Die Kunde heimgebracht:

Daß nahe dem Gemäuer
Ihm bei des Käuzchens Schrei
Urplötzlich lichtumflossen
Ein Geist erschienen sei;

Sein Mantel rauscht im Winde
Und silbern glänzt der Speer*),
Treu folget der Erscheinung
Ein Rüde*) hinterher,

Deß Fell ist weiß wie Seide,
Sein Halsband roth wie Blut,
Wer Herrn und Hund erblicket,
Dem sinket leicht der Muth!

So manche schöne Stunde
Ist's, die ich dort verlebt,
Und lang entschwundne Bilder
Die sind mir vorgeschwebt.

Wo sonst von Jagd und Fehde
Die Ritter sich gepflegt,
Hab' ich mich oft mit Wonne
In's Haidekraut gelegt

Und habe meine Blicke
Entzückt umher gesandt:
Es ist noch heut' da oben
Der schönste „Luginsland"! —

Von ihm aus sah auch jüngstens
Ein Waidmann froh zu Thal,
Da traf ein seltsam Klingen
Sein Ohr mit einem Mal;

Zugleich mit seinem Fuße
Trat er wie auf Metall
Und hörte staunend nochmals
Den leisen, feinen Schall.

Er bückte schnell sich nieder.
Er untersucht' den Platz
Und fand, es ist die Wahrheit,
— Den alten Ritterschatz! — **)

Münzen von Gold und Silber,
Sie lagen vor ihm bloß,
Die waren lang gebettet
Hier in des Burgbergs Schooß! —

Und durch des Finders Seele
Es wie Erleuchtung zog,
Als er sich voll Erstaunen
Auf das Gefund'ne bog:

„Mittel zum Bau des Thurmes
Wünschte schon längst man ja,
Nun ist das oft Ersehnte
Mit einem Male da!" —

Der Berg hat es geliefert,
Er hat sich aufgethan! —
Ist das nicht wie ein Wunder?
Drum, fangt zu bauen an!

Setzt bald dem alten Gipfel
Die neue Warte auf,
Und dann von nah und Ferne,
Ihr Leute, kommt zu Hauf!

Seht von der hohen Zinne
In's weite Land hinaus
Und voll Begeist'rung sprechet
Ihr diese Worte aus:

---

*) Zwei Lanzen und dazwischen eine Rüde bilden die Helmzier des Heß von Wichdorff'schen Wappens.
**) Geschehen am Allerseelentag, den 2. November, 1891.

„Es ist von Deutschen Gauen
Viel Schönes wohl bekannt,
Das Schönste von den Schönen
Ist doch das — „Hessenland!“

Gotha. **Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.**

Nachträglich hat sich leider herausgestellt, daß der — inzwischen an die Regierung abgelieferte — Fund entfernt nicht der Art ist, um damit das Thurmbauprojekt endlich verwirklichen zu können; weitere freundliche Beiträge hierzu nimmt deshalb Herr Bürgermeister Hillebold in Niedenstein bei Fritzlar dankbarst entgegen. — Der alte Niedensteiner Burgberg befindet sich schon seit langer Zeit im Gemeindebesitz.

Aus alter und neuer Zeit.

Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.*)

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann.

XXIV.

Streifzug am Elisabeth-Fluß 1781. Im nordamerikanischen Feldzuge von 1781 hatte General Arnold von Portsmouth aus dem Oberst Simcoe Befehl ertheilt, ein in der Grafschaft Princeß-Anna sich herumtreibendes amerikanisches Streifcorps aufzusuchen und auseinander zu sprengen, welches schon mehrmals beim Fouragiren sehr lästig gefallen war und auch die königlich gesinnten Einwohner jener Gegend äußerst bedrückt hatte.

Zu diesem Zwecke entsendete Oberst Simcoe den Hauptmann Ewald über den Elisabeth-Fluß von der Londonbrücke aus mit einer Abtheilung rechts ab nach den Brocks-Morästen, um dem Feinde den Rückzug nach Nordwest-Landing abzuschneiden, während er geradeaus über Camps-Landing auf denselben losrückte.

Da nun der Feind, wie vorauszusehen war, diesem Stoße auswich, sich nach den Brocks-Morästen wandte, hier aber auf die Abtheilung unter Hauptmann Ewald stieß, die ihn wieder nach dem Oberst Simcoe hin zurückschlug, so wurde jenes feindliche Streifcorps gänzlich auseinander gesprengt und beinahe aufgerieben.

XXV.

Auf Vorposten am Skotts-Bache in Virginien 1781. Während des Feldzuges in Virginien 1781 war u. A. auch einmal von den Vorposten des bei Portsmouth lagernden Arnoldi'schen Corps an einer über den Skotts-Bach führenden Brücke eine Feldwache von einem hessischen Oberjäger und 16 Jägern aufgestellt worden. Obschon diese Brücke auf einem langen und sehr schmalen, durch die sumpfige Niederung des Skots-Baches führenden Dammwege lag und daher dieser Posten weder umgangen noch auch leicht überfallen werden konnte, so gelang es dem Feinde, welcher einen Angriff auf die diesseitige Aufstellung beabsichtigte, doch, eines Morgens eine von jenem Posten über den Dammweg vorgesandte Patrouille zu überraschen und anzugreifen und, ihr auf dem Fuße folgend, auf dem Damm gegen jene Brücke vorzudringen. In Folge dessen wich der Rest der daselbst aufgestellten Mannschaft in der ersten Bestürzung zurück.

Glücklicher Weise traf jedoch im nämlichen Augenblicke Hauptmann Ewald — obschon ganz zufällig — in Begleitung von ebenfalls 16 Jägern daselbst ein. Da, wenn der Feind hier durchdrang, das Hauptcorps sehr gefährdet erschien, andererseits aber der Dammweg so schmal war, daß auf demselben nicht mehr als drei Mann in Front vorzudringen vermochten und auch sonst noch das Terrain eine hartnäckige Vertheidigung desselben begünstigte, so forderte Ewald mit Hinweisung hierauf seine Jäger auf: „Eingedenk zu sein, daß sie Hessen wären, und somit auch sich hier lieber bis zum letzten Mann zu wehren, als im Angesicht der Engländer zu weichen.“

Ein lauter Jubelruf ward ihm zur Antwort, und wirklich behauptete sich das kleine Häuflein von 32 Mann, obgleich der Feind nach und nach mehrere Bataillone in's Feuer brachte, mehrere Stunden lang auf das Rühmlichste, bis endlich aus dem englischen Lager Verstärkung herankam, was freilich nur dadurch ermöglicht wurde, daß das Gelände den Vertheidigern ganz außerordentliche Begünstigungen gewährte.

*) Siehe Nr. 21 des „Hessenlandes“ vom 2. November 1891.

Aus Heimath und Fremde.

Der Ministerpräsident Graf Botho zu Eulenburg ist am 13. April mit seiner Gemahlin in Kassel eingetroffen, um sich daselbst bis nach dem Osterfeste aufzuhalten und von den Beamten des Oberpräsidiums und der Königlichen Regierung zu verabschieden. Besondere Ehrungen, die ihm seitens der Bürgerschaft zugedacht waren, wie Fackelzug 2c. hat er mit Rücksicht auf die Charwoche abgelehnt. In Folge dessen haben die städtischen Behörden beschlossen, sich durch eine Deputation bei Sr. Excellenz zu verabschieden. Seit dem 10. August 1881 bekleidet Graf zu Eulenburg das höchste Amt in der Provinz Hessen-Nassau. Er hat sich als Oberpräsident große Verdienste um dieselbe erworben. Sein unablässiges Bestreben war darauf gerichtet, das Wohl der Provinz nach jeder Richtung hin zu heben und zu fördern. Mit sicherem Blick hat er stets das Richtige erkannt, mit Entschiedenheit und staatsmännischem Geschick führte er seine wohlgemeinten Absichten aus. Auf allen Gebieten der Verwaltung hat er zum Besten der ihm unterstellten Provinz

gewirkt. Die Bewohner derselben sind ihm zum größten Danke verpflichtet, und sein Andenken in Hessen-Nassau wird stets ein gesegnetes bleiben.

Das neueste Oratorium von Heinrich Fidelis Müller: Die Passion unseres Herrn Jesu Christi in sieben Bildern, nach Worten der heiligen Schrift für Soli und gemischten Chor mit Klavierbegleitung, welches vor wenigen Wochen im Verlage von Aloys Maier in Fulda erschienen ist, hat überall, wo es bis jetzt aufgeführt wurde, in Berlin, Köln, Erfurt, Kassel, Speyer, Karlsruhe, Dortmund, St. Gallen, Utrecht, Leyden, Mastricht, Chicago, St. Francisco, Richmond, einen ganz außerordentlichen Erfolg erzielt. Unser als Komponist und Kunstkritiker rühmlichst bekannter hessischer Landsmann, der Musikdirektor Dr. Heinrich Henkel in Frankfurt a. M. fällt folgendes Urtheil über diese hervorragende Komposition des Dechanten H. F. Müller zu Amöneburg, das er in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlichte:

„Ein bleibend eindrucks- und wirkungsvolles Kunstwerk entsteht, wenn Talent, Wissen und Können, Ueberzeugung und Begeisterung zusammengewirkt haben. Diese Bedingungen finden wir erfüllt in dem soeben im Verlag von Aloys Maier in Fulda neu erschienenen Werk: Die Passion unseres Herrn Jesu Christi, für Soli und gemischten Chor (op. 16) von Heinrich Fidelis Müller. Der Autor, Dechant in Amöneburg und seit Kurzem zum Ehrenmitglied der altehrwürdigen, berühmten Akademie St. Cäcilia in Rom ernannt, hat sich bereits durch Schaffung anderer vorausgegangener kirchlicher Werke einen geachteten Namen als Komponist erworben, nämlich durch sein „Weihnachtsoratorium“, „Die heiligen drei Könige“ und „Die heilige Elisabeth“ (alle drei in oben genanntem Verlag erschienen). Diese Werke wurden bereits in zahlreichen Städten aufgeführt, und mit Freude erinnern wir uns der vor einigen Jahren im hiesigen Saalbau stattgehabten Darstellung des Weihnachtsoratoriums mit lebenden Bildern. Dem in Rede stehenden Werk „Die Passion“ liegt kein neuer textlicher Gegenstand zu Grunde; der Text ist nach den Worten der heiligen Schrift verfaßt. Die Leidensgeschichte des Heilandes wird seit vielen Jahrhunderten bis zur Gegenwart in der katholischen Kirche in der Charwoche als Theil der Liturgie in lateinischer Sprache nach alten Tonweisen gesungen. Für die protestantische Kirche vorzugsweise haben Heinr. Schütz, S. Bach, Ph. Telemann, H. Graun, Schicht, Spohr u. A. durch geniale Kompositionen der Leidensgeschichte Christi gewirkt. Die vorliegende neue Passion von Müller ist keineswegs als eine spezifisch für den katholischen Kultus gedachte Arbeit zu betrachten, sondern sie ist der Ausdruck jedes gläubig empfindenden christlichen Gemüthes, und mit Recht empfiehlt der Verfasser, daß man an sein Werk mit frommem Sinn und in weihevoller Stimmung herantreten möge. Es ist für alle christlichen Gesangvereine geschrieben, seien sie katholisch oder protestantisch. Der Gegenstand ist in sieben Bilder oder Szenen getheilt. In jeder derselben wechseln Chöre mit Soli und Recitativen ab, welche theilweise durch Instrumentalsätze eingeleitet werden. Den Chören liegen alte geistliche Kirchenlieder zu Grunde. Der kontrapunktische Satz ist vorzüglich und zeugt von eingehendem Studium der besten Meister. Den Singstimmen ist nach Höhe und Tiefe nichts Erschwerendes zugemuthet, die Stimmführung ist natürlich und sangbar. Der instrumentale Theil kann durch Orchester oder auch nur Orgel, selbst Harmonium oder Klavier ausgeführt werden. Bei Aufführungen in größerem Raume werden die lebenden Bilder (sie sind vom Verleger in acht Stahlstichen nach Gemälden von Mosler, Fra Bartolomeo und Overbeck als Vorlagen beigefügt) im Verein mit Musik und Gesang von besonders erhebender Wirkung sein; doch sind sie nicht unbedingt nothwendig, wo die Verhältnisse es nicht gestatten. Aus gleicher Ursache, wenn ein tüchtiger Solist für die Recitative nicht zu gewinnen wäre, können letztere melodramatisch deklamirt werden. Schreiber dieser Zeilen wünscht durch Veröffentlichung derselben die allgemeine Aufmerksamkeit auf das besprochene Werk hinzulenken, da es seinem Zweck nach für unsere Gegenwart eine bedeutende, allen Chordirigenten auf's Eindringlichste zu empfehlende Erscheinung ist.“

Wir dürfen nicht unterlassen, hier noch der äußern prachtvollen Ausstattung des Werkes rühmend zu gedenken, die dem Verleger zur Ehre gereicht.

Das kürzlich von uns angekündigte dramatische Werk unseres hessischen Landsmannes Adam Trabert in Wien: „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen,“ ist soeben zu Wien im Druck erschienen. Die Wiener Zeitung „Vaterland“ hat nicht zu viel behauptet, als sie diesem Drama „groß angelegten dramatischen Aufbau, geschickte Verwerthung des kulturhistorischen Stoffes, poetische Detailmalerei, Schönheit der Sprache, musterhafte plastische Zeichnung der Charaktere und nicht zuletzt überall hervortretende bühnentechnische Gewandheit“ nachrühmte. Das sind in der That Vorzüge, durch welche sich die Dichtung auf das Vortheilhafteste auszeichnet. Wir werden darauf zurückkommen.

Das neueste Heft der „Deutschen Rundschau“ enthält einen sehr beachtenswerthen Aufsatz aus der Feder des Geheimen Medizinalraths Professor

Dr. Franz König, des Direktors der chirurgischen Klinik in Göttingen, über „die Schwesternpflege der Kranken, ein Stück moderner Kulturarbeit der Frau", auf welchen ganz besonders aufmerksam zu machen wir nicht verfehlen wollen.

Am 1. März feierte in Gießen der Geheime Medizinalrath, Professor Dr. Konrad Eckhardt, der Senior der dortigen medizinischen Fakultät, seinen 70. Geburtstag. Eckhardt ist seit 1850 in Gießen als Universitätslehrer thätig. Bis zum Sommersemester vorigen Jahres hatte er eine Doppel-Professur inne, er lehrte zugleich Anatomie und Physiologie. Zu jener Zeit hat er die Professur für Anatomie niedergelegt und nur den Lehrstuhl für Physiologie beibehalten, die Professur für die Anatomie trat er an Professor Dr. Bonnet ab. Eckhardt ist ein geborener Kurhesse. Ursprünglich war es seine Absicht, sich dem Berufe als Volksschullehrer zu widmen. Er besuchte zu diesem Zwecke das Seminarium zu Homberg, widmete sich aber später, nachdem er die vorgeschriebenen Vorbedingungen erfüllt, auf der Universität Marburg dem Studium der Medizin. Hier schloß er sich namentlich an den Anatomen Professor Dr. Ludwig Fick und den Physiologen Professor Dr. Karl Ludwig an. Zu Ende der vierziger Jahre war er Prosektor an dem anatomischen Institute zu Marburg. Von da ging er 1850 als Prosektor und Assistent an das physiologische Institut in Gießen über, habilitirte sich dortselbst als Privatdozent und stieg bald zum Ordinarius für Anatomie und Physiologie auf. Professor Eckhardt zählt zu den namhaftesten Vertretern dieser Wissenschaften. Eingehend hat er sich mit der Physiologie des Nervensystems beschäftigt, und hervorragend sind seine Forschungen und Entdeckungen auf diesem Gebiete. Von seinen Werken sind besonders hervorzuheben: „Experimental-Physiologie des Nervensystems", „Lehrbuch der Anatomie des Menschen" und „Beiträge zur Anatomie und Physiologie", von denen bis jetzt zwölf Bände vorliegen.

Am 3. April verschied zu Nordhausen nach längerer Krankheit der erste Staatsanwalt bei dem dortigen Landgerichte Ernst von Wille, nachdem er sich vergeblich zur Heilung seines schweren Leidens der Kur des Pfarrer Kneipp in Wörishofen unterzogen hatte. Ernst Friedrich Gustav von Wille war am 11. Juni 1838 zu Fulda als einziger Sohn des Amtsaktuars Georg Rudolf August Albert von Wille (geboren zu Kassel am 21. August 1806, gestorben zu Fulda am 25. Februar 1852) und dessen Gattin Elisabeth Gertrud, geborenen Koch, aus Kassel, geboren. Ernst von Wille erfreute sich der sorgsamsten Erziehung seitens seiner hochgebildeten Eltern. Vater und Mutter waren gleich bedacht, die Geistes- und Herzensgaben des talentvollen Knaben zu wecken und zu fördern und nach dem frühen Tode des Vaters war es die Mutter, welche heute noch bei ihrem Schwiegersohne, dem Pfarrer Ernst von Lorentz in Kirchditmold lebt, die das trefflich begonnene Werk mit großem Verständniß fortsetzte und die Freude hatte, dasselbe vom besten Erfolge gekrönt zu sehen. Ernst von Wille besuchte das Gymnasium zu Fulda und nach der Uebersiedelung seiner Mutter nach Kassel die dortige Gelehrtenschule, welche er 1856 rühmlichst absolvirte. Er widmete sich hiernach dem Studium der Rechtswissenschaft, war Referendar bei dem Obergerichte zu Kassel, hiernach Staatsanwalts-Gehilfe bei dem Kreisgerichte zu Rotenburg a. d. F. und bekleidete das Amt des ersten Staatsanwalts bei dem Landgericht zu Nordhausen seit etwa zehn Jahren. Der Verblichene erfreute sich dortselbst wegen seines biederen, offenen und freundlichen Charakters, seiner persönlichen Liebenswürdigkeit der allgemeinen Hochachtung. In einem ihm gewidmeten Nachrufe werden ganz besonders die Verdienste hervorgehoben, die er sich um den Harzer Alterthumsverein und dessen Zweigverein, den städtischen Geschichtsverein zu Nordhausen, dessen Leiter er seit zwei Jahren war, erworben hat. „Ein genauer Kenner der Geschichte seines hessischen Heimathlandes," heißt es daselbst, „hielt er namentlich aus den Zeiten der Verbindung dieser Geschichte mit den Geschicken Thüringens manchen werthvollen Vortrag, auch die zeitweiligen Ausflüge des Vereins nach den geschichtlich denkwürdigen Orten der Umgegend von Nordhausen entstammen seiner Anregung. So reißt sein frühes Hinscheiden in die amtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse seiner neuen Heimath Nordhausen eine empfindliche Lücke."

Verheirathet war Ernst von Wille seit dem 22. April 1872 mit Clementine Ernestine Cäcilie Mathilde Louise, Tochter des am 21. September 1887 verstorbenen Obervorstehers der Stifter Kaufungen und Wetter, Kammerherrn Freiherrn Bodo Trott zu Solz und Imshausen und dessen erster Gattin Ernestine, geborenen von Rauch. Vier Töchter sind seiner glücklichen Ehe entsprossen.

In Folge gütiger Mittheilung eines Freundes unserer Zeitschrift, dem wir dafür unseren verbindlichsten Dank abstatten, sind wir in der Lage, über die in Hessen hochangesehene Familie Wille folgende geschichtlichen Angaben machen zu können. Dieselbe stammt aus der Stadt Spangenberg in Niederhessen; dort leisteten 1574 Johannes und Hans Wille, 1592 P. Wille den Bürgereid. Konrad Wille, gestorben im Juli 1676 im Alter von 84 Jahren, war Gastwirth und Bürgermeister zu Spangenberg von 1631 bis 1674. Sein Sohn Cyriacus Wille, geboren zu Spangenberg 1647, gestorben nach 1714,

war landgräflicher Rentmeister zu Spangenberg, und dessen Sohn Franz Christoph Wille war Dr. med. und Apotheker, dann Hofapotheker und Kirchenältester in Kassel; er starb 1728. Johann Heinrich Wille, geboren 1691, gestorben 1754, Sohn des letzteren, war Hessen-Kasselscher Kriegsrath und Kriegszollamtsdirektor zu Kassel; sein Sohn Johann von Wille, geboren 1724, gestorben 1786, Hessen-Kasselscher Geheimer Kriegsrath, wurde am 16. Januar 1780 vom Kaiser Joseph II. in den Reichsadelstand erhoben. Der Sohn desselben, Friedrich Adolf Karl David von Wille, geboren 1776, gestorben 1837, Kurhessischer Konsistorialrath, und dessen Gattin, Philippine von Hachenberg, geboren 1783, gestorben 1875, die Letzte ihres Stammes, waren die Großeltern des am 3. April dahingeschiedenen Staatsanwaltes Ernst von Wille, dessen Andenken stets in Ehren bleiben wird.

Universitätsnachrichten. Der ordentliche Professor der Mathematik und Direktor des mathematischen Seminars Dr. Heinrich Weber in Marburg hat einen ehrenvollen Ruf an die Universität Göttingen erhalten und angenommen. — Der Privatdozent in der philosophischen Fakultät zu Marburg Dr. Friedrich Kauffmann ist als außerordentlicher Professor für germanische Philologie an die Universität Halle berufen worden — Der ordentliche Professor der semitischen Philologie und der orientalischen Geschichte Dr. Julius Wellhausen in Marburg hat den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Göttingen abgelehnt. — Die juristische Fakultät der Universität Marburg hat den Ministerialdirektor im Kultusministerium Geheimen Rath Richard de la Croix im Hinblick auf die Verdienste, die er sich als langjähriges Mitglied und Justitiar des Ministeriums wie als Ministerialdirektor um die Förderung des Unterrichtswesens und besonders des Rechtsstudiums erworben, zum Ehrendoktor promovirt. — Der Privatdozent Dr. Karl Möli in Berlin, dirigirender Arzt der Irren-Siechen-Anstalt zu Dalldorf, ist zum außerordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt worden. Professor Dr. Karl Möli, 1849 in Kassel geboren, ist ein Sohn des Reichsgerichtsraths a. D. Ludwig Möli.

An den Oberkonsistorialrath Dr. Köstlin in Darmstadt ist ein Ruf ergangen als Nachfolger des nach Tübingen berufenen Prof. Dr. Gottschick in dem Lehrstuhle für praktische Theologie an der Universität Gießen. Nachdem jedoch Dr. Köstlin die Berufung abgelehnt hat, ist dieselbe ergangen an Licentiaten Max Reischke, Professor am Karlsgymnasium zu Stuttgart seit 1889. Von 1883—89 war Lic. Reischke Privatdozent an der Universität Tübingen, gleichzeitig auch Assistent an der dortigen Predigeranstalt. Lic. Reischke hat den Ruf nach Gießen angenommen. — Der Privatdozent für Zoologie an der Universität Gießen, Dr. Adalbert Seitz, wird im Sommerhalbjahre seine Vorlesungen wieder aufnehmen. Seit Sommer vorigen Jahres befindet sich derselbe auf einer längeren Studienreise in Japan, China und Aegypten. Das Spezialfach dieses jungen Gelehrten ist die Entomologie (Insektenlehre), welches Gebiet ihm werthvolle Forschungen verdankt.

Todesfälle. Der Tod hat leider in den letzten Wochen in Hessen wieder eine außerordentlich große Ernte gehalten. Wir müssen es uns für heute wegen Mangels an Raum versagen, die Namen der durch ihre Stellung und ihre Leistungen hervorragenden Verstorbenen anzuführen und deren Lebenslauf zu schildern, wir werden das jedoch bei anderer Gelegenheit nachholen; nur der drei zuletzt Dahingeschiedenen wollen wir hier Erwähnung thun, uns vorbehaltend, deren Nekrologe in einer der nächsten Nummern unserer Zeitschrift zu bringen. Es sind: der Konsistorial-Präsident a. D. Heinrich Wilhelm Schmidt, gestorben am 5. April im Alter von 81 Jahren, der Geheime Regierungsrath a. D. Dr. Wilhelm Falckenheiner, gestorben zu Kassel am 8. April im 71. Lebensjahr, und der Sanitätsrath Dr. Ferdinand Schmeißer, gestorben zu Kassel am 11. April im 67. Lebensjahr.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche Probenummern unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren nebst Prospekten zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

☛ Mit Beginn des zweiten Vierteljahres neu hinzugetretene Leser können die Nummern des **ersten Vierteljahrs** noch **nachbeziehen.** Nr. 24 des vorigen Jahrganges wird ihnen auf direktes Verlangen vom Verleger kostenfrei geliefert.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 9. **Kassel, 3. Mai 1892.**

Das **„Hessenland“**, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2934.

Die Edder.

Edder, fröhliche Edder!
Hei, wie wallt Dein blondes Haar!
Aus Wellenkämmen lugt Dein neckischer Blick.
Dann wieder sinnt Dein Aug' dunkel fragend mich an,
Weil Menschenhände schnöde Dich gebannt.
Aber mit tollem Lachen überspringst Du das Wehr,
Weiße Gewänder fliegen, Gewänder von Schaum,
Die weichen Glieder schmiegen dem Fels sich an,
Kosend umschlingst Du den Starren.
Schmeichelnd entraffst Du dem Kargen köstlich Gestein.
Lachend eilst Du hinweg mit der Beute.
Trauernd, frierend schaut er Dir nach.

Edder, fröhliche Edder!
Freies Land wolltest Du schau'n,
Freies!
Altehrwürdige Berge waren's, die Du verließest,
Treu umschmückten sie Deine Straßen,
Wenn nach Wotan's lichtvollem Sieg
Ueber der neid'schen Winterriesen Gewalt
Sie vom Zauberschlummer erwacht.
Frisches Grün steckten sie auf im Mai.
Wohlduft spendeten sie,
Den Duft der Maienperle,
Die sie am Weg Dir pflanzten.
Du aber decktest Nachts,
Wenn das schimmernde Taglicht fern,
Und der hämischen Riesen Bosheit erwachte,
Nebels wärmenden Schleier
Ueber die Kinder der alten Berge.

Edder, fröhliche Edder!
Einsam, sinnend stand ich am Rain,
Ab vom altehrwürdigen Sitz der Franken.
Hell erstrahlte die Morgensonne.
Aus Deinen reinen Wellen
Lachte der Himmel saphirblau.
Gluthheiß ward mir um's Herz.
Des holdesten Mägdleins mußt' ich gedenken,
Fernab weilt sie am Strand der Spree.
Saphiraugen hat sie wie Du,
Aus Deinen Wellen hör' ich ihr helles Lachen.
Hoffnungsloses Sehnen nagt mir am Herzen.
Ob sie meiner gedenkt,
Edder, fröhliche Edder?

A. *



Stadt und Bad Hofgeismar.

Von K. Neuber.

(Fortsetzung.)

In Hessen folgten beim Tode Heinrich's I. (1308) dessen beide Söhne, Johannes in Niederhessen und Otto in Oberhessen, und nach dem ohne Hinterlassung von männlichen Nachkommen erfolgten Ableben von Johannes blieb Otto Alleinherr im Lande (1311). Dieser hielt, da die Kaufurkunde seines Vaters über den Schöneberg auf ihn nicht mitgelautet hatte, eine Umschreibung auf seinen Namen für nothwendig, und Bischof Dietrich von Paderborn befestigte die Einigkeit mit ihm durch Erneuerung und Bestätigung der Herrschaft Hessens über den Schöneberg, d. h. zur bereits erkauften Hälfte (30. Mai 1312).[16])

Nicht einverstanden war aber hiermit Herzog Albrecht II. von Braunschweig. Derselbe machte als Vater der Wittwe des verstorbenen Landgrafen Johannes, Namens Adelheid, wieder Ansprüche geltend, setzte sich rasch, noch ehe er daran verhindert werden konnte, in den Besitz des Schöneberg und wußte sich auch darin zu behaupten, obgleich der von Mainz mit einer Heerschaar, darunter vornehmlich Bürger von Hofgeismar, zur Wiedereinnahme abgesandte Oberamtmann Graf Heinrich von Waldeck den Schöneberg einschloß und sogar auf dessen niederer Kuppe eine zweite Burg, freilich nur ein Blockhaus erbaute, aber diese Stellung nicht halten konnte (1312). Erst durch Kauf gelangte Mainz wenigstens in den Mitbesitz. Otto der Jüngere, Herzog in Braunschweig, verkaufte Namens seines Vaters, des Herzogs Albrecht, die Hälfte der Burg Schöneberg (medietatem castri Schonenberg) dem Erzbischof von Mainz für 900 Mark Silber Braunschweigischer Währung, wovon 400 (nicht 40, wie die Urkunde wohl irrthümlich lautet) alsbald bezahlt sind, der Rest mit 500 bis Michaelis fällig sein sollte, mit der Vereinbarung, daß bei rechtzeitiger Zahlung oder Sicherstellung eine gemeinsame Verwaltung, sog. Burghut, durch dazu bestimmte Männer angeordnet werden, bei Nichtzahlung Verzinsung mit Steigerung derselben im weiteren Zeitverlaufe eintreten solle. Otto als Herzog bestätigte diesen Verkauf der Hälfte von Schöneberg an Mainz und ordnete die Burghut an, quittirte denn auch in weiterer Urkunde über den Empfang von 900 Mark Kaufgeld für den halben Schöneberg (Beides 4. Oktober 1318).[17]) Die Herren von Schonenberg, ihrer Burg beraubt, thaten sich als Heerführer in den Diensten von Paderborn und von Hessen hervor, kamen aber von Neuem in Streit mit der Stadt Hofgeismar über die Gerechtsame im Reinhardswalde. Dieser Streit entbrannte heftiger, als von Mainzischer Seite zum Schutze dieser Berechtigungen mitten im Reinhardswalde die Sababurg (ursprünglich Zapfinburg) aufgeführt (1335) und durch Errichtung eines Thurmes befestigt wurde (1340)[18]), und wurde mit solcher Erbitterung geführt, daß die Schonenberger von ihren beiden Lehnsherrn, dem Bischof von Paderborn und dem Landgrafen von Hessen, außer den bereits geleisteten Zahlungen 1167 Mark schwere Pfennige und 175 Mark löthigen Silbers als Schadensersatz für die im Kriege verlorenen Pferde beanspruchten (1346).[19])

Trotzdem die Stadt Hofgeismar während dieser Kriege fortwährend in Mitleidenschaft gezogen wurde, gelangte sie allmälig zu Einfluß und Ansehen. Ihre Gebieter, die Erzbischöfe von Mainz, welche früher mit Vorliebe längere Zeit in ihr verweilt hatten, überließen ihr jetzt die selbständige Abwicklung mancher Geschäfte. vertrauten ihr den Schutz der ihnen zu fern liegenden Burgen in der Nähe von Hofgeismar an und ließen sie sogar Burgmannen bestellen. Die Bürger von Hofgeismar wurden zu Kriegsdiensten gegen auswärtige Feinde oft herangezogen und damit ihnen Gelegenheit gegeben, Waffenruhm zu erringen, so z. B. unter Anführung des Mainzischen Amtmanns, des Ritters Hermann Hund, gegen die Kölnische Stadt Marsberg (1342).[20])

---

16) Wenck. a. a O., S. 271; Hartmann a. a. O. cap. 854.

17) Würdtwein, Dyplomataria Moguntina (Mogontiaci 1789) Bd. II, S. 129 ff.

18) Würdtwein, Dioecesis Mog. Bd. III, S. 578 ff.

19) Falckenheiner a. a. O., S. 281.

20) Landau, Hessische Ritterburgen IV, S. 218.

Unter kluger Benutzung der Umstände verschaffte die Stadt Hofgeismar dem Erzstifte Mainz beim Streite des Bischofs von Paderborn mit dem Mönchskloster zu Helmarshausen den Besitz eines Theiles der Stadt Helmarshausen und der Burg Krukenberg daselbst[21]), indem ihr die Mönche die Hälfte der ihnen gehörigen Hälfte, also ein Viertel, überließen (1337). Doch wurde bald dieser Erwerb wie der Besitz des Erzstiftes Mainz im Norden Hessens gefährdet durch die politischen Verwickelungen in Deutschland. Der damalige Erzbischof von Mainz, Heinrich von Vieneburg, war wegen seiner treuen Anhänglichkeit an den deutschen Kaiser Ludwig den Baiern vom Papste abgesetzt und in den Bann gethan worden. Landgraf Heinrich II., der Eiserne, von Hessen benutzte diese Gelegenheit, um die Gegend von Hofgeismar mit Krieg zu überziehen, und der gerade in Geldverlegenheit befindliche Verweser des Erzbisthums verpfändete dem Bischof von Paderborn das Amt Geismar sowie die Mainzischen Antheile an Schöneberg, Krukenberg und Helmarshausen (1353).[22]) Doch dauerte dies Pfandverhältniß nicht lange, da schon wenige Jahre nachher (1356) Hofgeismar für Mainz gegen Schöneberg kämpfte. Die Einwohner von Hofgeismar erkannten jetzt, daß bei der unsicheren Lage der Dinge, der Nothwendigkeit der Deckung gegen räuberische Ueberfälle, namentlich von Seiten der Adeligen, und der weiten Entfernung des Landesherrn ein Zusammenhalten mit anderen Städten sich empfehle, und schloßen daher einen Bund mit den Nachbarstädten Warburg, Volkmarsen, Wolfhagen und Marsberg (1358). Die darüber aufgenommene Urkunde ist sehr bemerkenswerth. An der Spitze sind als vertragsschließend aufgeführt die Bürgermeister und Räthe: 1. der Neustadt Warburg, 2. der Altstadt Warburg, 3. von Geismar, 4. von Volkmarsen, 5. von Wolfhagen.

Im weiteren Verlaufe kommt außer den genannten vier Städten noch eine fünfte vor: Marsberg (Merseberghe), und zwar unter denselben Verhältnissen, indem nach weitläufiger Erörterung, daß jede der vier Städte der anderen zu Hülfe kommen solle, wenn Gefahr für diese vorhanden sei, ein Gleiches bezüglich der Stadt Marsberg gesagt wird. Sodann ist am Schlusse Zustimmung von Bürgermeister und Rath derselben deutlich ausgesprochen, freilich ohne Nennung von Namen, wie bei den anderen Städten, und der Urkunde das Merseberger Siegel angehängt.[23])

[21]) Falckenheiner a. a. O., S. XXI fg.
[22]) Falckenheiner, S. 285, Anm.
[23]) Falckenheiner a. a. O., Urkunden, S. XXVI fg.

Der hier abgeschlossene Bund war, wie der Inhalt der mitgetheilten Urkunde ergiebt, nicht bloß ein Schutz- und Trutzbündniß gegen die auswärtigen Feinde, sondern regelte auch die Verhältnisse der verbündeten Städte zu einander und die gegenseitige Behandlung ihrer Einwohner, namentlich bei Rechtsstreitigkeiten, und enthielt eine vierteljährliche Kündigungsfrist mit der Maßgabe, daß die Kündigung nicht zur Unzeit, d. h. wo dem einen oder anderen Theile Gefahr daraus erwachsen könne, erfolgen dürfe, und daß der Austritt einer Stadt den Bund der übrigen nicht aufhebe.

Der damalige Verweser des Erzbisthums Mainz, Namens Adolf, ertheilte der Stadt Hofgeismar das Versprechen, die Burg Schöneberg niemals von ihr zu trennen, wies auch die Beamten daselbst zu treuer Schirmung der Bürger von Hofgeismar an (9. August 1373).[24]) Ein aus dem damaligen Zeitraume berichtetes furchtbares Ereigniß bei den Fastnachtsfeierlichkeiten 1376, bei welchen nach den vielen genossenen Freuden die von den Getränken erhitzten Einwohner der Stadt Hofgeismar auf offener Straße in Streit geriethen: „man griff zu den Waffen und es fielen zwei Menschenleben zum Opfer, nämlich der Bürgermeister, Wilhelm von Stroforde, welcher Frieden stiften wollte, und der, welcher ihn erschlug, durch des Bürgermeisters Schwiegersohn.“ — hatte weitere nachtheilige Folgen nicht, da durch den traurigen Abschluß die erregte Menge wieder zur Ruhe und Besonnenheit zurückgebracht wurde.[25])

Nachdem der genannte Verweser zum Erzbischof von Mainz erhoben worden war, unterstützte er die Stadt Hofgeismar in dem bald danach ausgebrochenen Kriege gegen den Landgrafen Hermann den Gelehrten von Hessen thatkräftig[26]) und ließ Mauern und Thürme in besseren Stand setzen. Das Geld hierzu wurde u. a. dadurch beschafft, daß der Stadt Hofgeismar in Ansehung ihrer getreuen Dienste das Privileg verliehen wurde, an den Wochenmarkttagen von jeder Bude ein Marktgeld von vier Pfennigen zu erheben (7. März 1378). Ein bei dem Kampfe in die Hände der Stadt gefallener Adeliger, Friedrich von Sontra, mußte Urfehde schwören, daß er der Einwohnerschaft weder an Leib noch an Gut („an Liwe oder an gude“) irgend einen Schaden zufügen wolle (21. Mai 1378).[27])

(Fortsetzung folgt.)

[24]) Wenck a. a. O., II, Urkundenbuch, S. 445.
[25]) Dr. Falckenheiner, Volksbüchlein, S. 19 fg.
[26]) Wolf, Gesch. der Herren von Hardenberg, Th. II, S. 21, 22. Urkunden, Nr. XXIX u. XXX.
[27]) Falckenheiner a. a. O., Urkundenbuch S. XXXIV.

Ein Erinnerungsblatt.

Von Fr. von Hohenhausen.

Im Schlosse der fürstlichen Residenzstadt Bückeburg hängen im großen Ballsaal zwei sehr schöne Gemälde, die sich eindrucksvoll und hell von dem dunklen Hintergrunde der alten, sehr kostbaren Gobelintapete abheben; es sind die lebensgroßen Bilder des Herrscherpaars, welches zu den glorreichen Vorfahren der jungen Königen Charlotte von Württemberg gehört hat, nämlich der berühmte portugiesische Feldherr Wilhelm, regierender Graf von Lippe-Schaumburg, und seine hohe Gemahlin, geborene Gräfin von Lippe-Biesterfeld. Umgeben von militärischen Emblemen, heroisch und kraftvoll wie ein deutscher Eichbaum steht der geniale General da, neben ihm seine Gemahlin, zart wie eine weiße Blume, ein Urbild der ächtesten Weiblichkeit.

Als glaubwürdige Beschreibung dieser Gemälde sollen hier die Worte eines Zeitgenossen mitgetheilt werden, nämlich der Bericht des berühmten Philosophen Moses Mendelssohn. Er schrieb darüber in seinen Anmerkungen zur Herausgabe von Abbt's Werken: „Ich habe diesen seltenen Fürsten in Pyrmont kennen gelernt, er erschien mir gleich vollkommen berechtigt, einem jugendlichen, dem Guten und Geistigschönen ergebenen Gemüthe, wie unser Freund Abbt es besaß, den warmen Enthusiasmus einzuflößen, den er für ihn hegte.

Ich sah also einen Mann von riesiger Gestalt, stark von Gliedmaßen, abgehärtet und rauh. Sein Aeußeres bildete mit dem sanften, menschenfreundlichen Wesen seines Entgegenkommens einen auffallenden Kontrast. Er besaß die feinste griechische Seele in einem fast rauhen westfälischen Körper! In seinem Aeußerlichen, in Kleidung, Gang und Benehmen nachlässig bis zum Sonderbaren, ward er für gemeine Augen oft lächerlich. In seinen Reden sorgsam bis zum Gesuchten, war er in seinen Gesinnungen ungeziert und edel bis zum Erhabenen!

Seine Gemahlin besitzt eine seltene Schönheit von Körper und Seele. In ihren Gesinnungen ist sie ganz von seinen Meinungen abhängig. Sie lieben sich mit der innigsteu Zärtlichkeit, vielleicht sind sie darum kein ganz glückliches Ehepaar, denn allzu große Empfindsamkeit schadet der menschlichen Glückseligkeit."

In der deutschen Literatur hat Wilhelm von Lippe-Schaumburg sich einen schönen Namen erworben durch seine Freundschaft für den geistvollen Schriftsteller Thomas Abbt, der ein einsames, mühevolles Leben in dem Städtchen Rinteln führte, obgleich er von Lessing, Gleim, Lavater, Herder und allen Berühmtheiten damaliger Zeit gefeiert wurde. Seine herrliche Abhandlung „Vom Tode für's Vaterland", zu welcher ihn Friedrich der Große begeistert hatte, erregte die Bewunderung des Grafen Wilhelm, er erfuhr mit sehr freudiger Ueberraschung, daß der Verfasser in seiner Nähe lebte, und beschloß, denselben aus den dortigen drückenden Verhältnissen zu befreien.

Eines Tages sahen die Bewohner von Rinteln den Hofwagen mit den bekannten sechs Isabellen aus Bückeburg von der dürftigen Behausung Abbt's halten, und man erfuhr mit freudigem Staunen, daß er zum Regierungsrath ernannt sei. Er schrieb an Mendelssohn voller Entzücken: „Der regierende Herr von Bückeburg ist für mich ein wahres Fest gewesen, nicht weil er ein so hochstehender Mann ist, sondern weil er der Welt ein so glänzendes Beispiel gegeben hat, wie man die Geisteskultur pflegen soll. Er kennt alle berühmten Schriftsteller. Aus Shakespeare kann er die schönsten Stellen auswendig, und von lateinischen Autoren führt er Citate an, die mich und andere gelehrte Tafelgenossen beschämen."

Es herrschte bald ein wahrer Enthusiasmus der gegenseitigen Anerkennung zwischen dem jungen Regierungsrath und seinem neuen Herrn. Der Unterschied des Ranges und des Alters war gänzlich verschwunden. Leider sollte jedoch Abbt dieses Glück nicht lange genießen, er starb schon nach Jahresfrist, am 3. November 1766. Sein hoher Freund war untröstlich, er wußte, daß dieser Verlust nie zu ersetzen sein würde. Herder schrieb über Abbt einen hochpoetischen Nachruf. In Folge dessen erhielt er die Anstellung als Hofprediger in Bückeburg, wo er mehrere Jahre in sehr glücklichen Verhältnissen lebte; er übte namentlich einen wirksamen Einfluß auf die Entwicklung der Intelligenz in Westfalen aus. Als Seelsorger stand er dem Herscherpaare tröstend zur Seite, als der Verlust des einzigen Töchterchens eintrat. Der Tod vereinigte bald die ganze Familie in dem kleine Mausoleum des Jagdschlößchens „Zum Baum", welches in tiefster Waldeinsamkeit, unweit der Bergkette der westfälischen Pforte, dieser Krone der schönen Weserlandschaft, liegt und noch oft wie ein weihevoller Wallfahrtsort von sympathischen Wanderern besucht wird.

Ursula.

Eine Geschichte aus Waldesgründen
von Wilhelm Speck.

In voller Herlichkeit war der Tag angebrochen, als ich den Zug verließ. Zu meinen Füßen lag in Morgengluth getaucht die kleine Stadt mit ihren zahlreichen Giebeln und Thürmen. Der Frühschein glänzte in den Fenstern, er umleuchtete die thaufeuchten Linden vor den Häusern und warf sein schimmerndes Netz über den Strom aus, in dessen Wellen sich liebliche Gärten spiegelten. Während ich den steilen Pfad in's Thal hinabstieg, begannen die Glocken zu schlagen, und gleich darauf erklang vom Berge jenseits eine feierliche Musik, welche der Stadtmusikus nach altem Herkommen als Morgengruß darzubringen hatte. Wie immer erweckte auch dieses Mal die schöne waldumrauschte Stadt in mir das Verlangen, hier Rast zu halten, aber eingedenk meines Entschlusses, mich in weltfernen Bergen und Thälern umzusehen, widerstand ich diesem Wunsche und schritt schnell durch die winkligen, mittelalterlichen Gassen, vorbei an dem sprudelnden Brunnen mit dem Rolandsbild, hinaus auf die Landstraße. An einem Bäumlein machte ich endlich Halt; die kühle, klare Fluth war durch eine hölzerne Röhre geleitet und erquickte gerade einen Handwerksburschen. Er fragte mich: „Wohin des Weges, Kamerad?"

„Das weiß der liebe Gott," antwortete ich, „ich gehe auf gut Glück."

„Das habe ich auch lange gethan, aber nun bin ich bald daheim," erzählte er mit leuchtenden Augen. „Bin lange unter den fremden Menschen gewesen und komme nun abgerissen nach Haus."

Er zeigte mir einige Dörfer, welche an der Straße lagen. „Es ist im Grunde eines wie das andere", meinte er. „Wenn es dem Herrn auf gute Verpflegung ankommt, so möchte der Weg dahin zu empfehlen sein, wenn Ihnen aber daran gelegen ist, einen schönen, schier unberührten Wald zu durchwandern, so führt dieser Seitenweg vorbei an der Mühle gerade mitten in die Herrlichkeit hinein."

Ich dankte ihm und ging dem Walde zu. Was ich dem Manne gesagt hatte, war die Wahrheit, ich ging auf gut Glück. Als ich am Morgen zum Bahnhof unserer Stadt eilte, wußte ich noch nicht, wohin mein Geschick mich führen würde, denn ich hatte beschlossen nach dem einförmigen, geregelten Leben für einige Wochen ganz allein Laune und Zufall über mich gebieten zu lassen. Es war eine traurige Zeit, welche ich durchlebt hatte; aus der lieben Stadt der Musen und der Wissenschaften wurde ich an das Bett meines vereinsamten Vaters gerufen und kam gerade zur rechten Zeit, um seinen letzten Händedruck zu empfangen und ihm einen Platz neben der dunkeln Rose frei zu machen, welche auf meiner Mutter Grab ihre Blüthen verstreute. Aus den lichten Hörsälen der Universität warf mich mein Geschick in die dunkeln Kohlengruben der Firma Menger, und von dem gemüthlichen Studiertisch versetzte es mich an den Stehpult, auf welchem Rechnungen, Frachtbriefe und allerlei Wunschzettel meines alten Buchhalters in traurigem Durcheinander der Erledigung warteten. Und nun gar unser liebes freundliches Haus, war es nicht wie ausgestorben, und verhallte nicht jeder meiner Schritte seltsam, so daß man gar nicht mehr aufzutreten wagte? Wenn ich Abends in dem stillen Hause saß, dann fragte ich mich zuweilen: Könnte nicht ein holdes Weib mir gegenübersitzen, welches mich mit seinen freundlichen Augen aufrichtete, und, wenn ich der kleinlichen Geschäfte des Tages müde mich nach Ruhe sehnte, mir diese Ruhe gewährte in dem trauten Frieden seiner Nähe? Könnten nicht liebliche Kinder mich umspielen und mit ihren zarten Händen mir das Haar von der sorgenvollen Stirn streichen, mit ihrem fröhlichen Geplauder diese öde Stille durchbrechend? Aber wo fand ich diese Eine, diese Einzige, welche ich mir wohl in die traulichen Räume wünschen könnte, in welchen meine theueren Entschlafenen einst gewohnt, Glück und Leid mit einander getragen hatten? Wenn ich mich solchen Gedanken hingab, dann war es mir freilich kein Trost, die schlürfenden Schritte meines Hausdrachens neben mir zu hören und von der alten Frau mit argwöhnischen und prüfenden Blicken beobachtet zu werden. Ich konnte es nicht mehr leugnen, dieses Inventarienstück unseres Hauses hatte sich einen bevorzugten Platz ausgesucht, oft genug ertappte ich mich dabei, wie ich mit den unsicheren Augen eines Knaben nach meiner früheren Pflegerin ausspähte, und ich fühlte, daß jeder Tag meines einsamen Lebens mich tiefer in die Abhängigkeit bringen würde. Ach Christinchen, wenn Du wüßtest, wie hart Deine liebevolle Fürsorge mir geworden ist! Was wird sie sagen, wenn sie das Nest leer und den Vogel ausgeflogen findet? Wird sie es ahnen, daß dieses der erste Schritt zur Freiheit ist? —

Diese Fragen legte ich mir vor, während ich an der Seite des Mühlbaches hinauf schritt, aber ich vergaß alles, was bedrückend auf meinem Herzen lag, als ich mich dem Walde nahete. Es ist das so schön, daß man erst ganz allmälig in den Laubwald hinein kommt, immer mehr wird das Herz von einem heimlichen Zauber umfangen, und immer mehr Glocken in uns werden angerührt, daß sie leise tönen und klingen, bis man endlich in der rechten Stimmung in die grünen Hallen hineintritt. Mein Weg führte meist freundlich dahin, nur eine kleine Strecke wanderte ich durch einen finsteren, tannenbewachsenen Grund, bald aber kam ich wieder in lichthelle, von Vogelsang wiederklingende Waldthäler. So ging ich eine lange Zeit dahin, endlich that sich der Wald auf, die Bäume standen weiter aus einander, aber nun umringten mich die Sträucher und Blumen. Brombeeren schlangen ihre Zweige über das Gestein bis tief in den Weg hinein, welcher in zahllosen Windungen in den Grund hinableitete. Blaue Libellen und Schmetterlinge mit goldglänzenden Flügeln flatterten lebendigen Blumen gleich von Blüthe zu Blüthe. Und dieser Gesang in den Lüften und Zweigen, welcher tausend süße Geheimnisse verrieth! Gar zutraulich sahen mich die niedlichen Sänger an, sie flogen vor mir her und lockten mich. Dazwischen erklang vom Weißdorn der warnende Ruf des Rothschwänzchens: Hüte dich! hüte dich! In unbeschreiblichem Glanze lag das Sonnenlicht über dieser Waldeinsamkeit ausgebreitet, von jedem Busch fielen blitzende Fäden nieder, ein Strahlenkleid umhüllte die weite thauige Halde, vom Baume herab bis zu den zitternden Halmen und wieder hinauf in die rauschenden Wipfel war alles in Silbergluth getaucht. Es war wie in einem Waldmärchen, welches süß aus vergangener Zeit zu uns herüberklingt, es lebte alles, und doch war alles wieder wie in einem Traum.

„Das ist ja eine wahre Zauberwelt", rief ich entzückt, schrak aber sogleich zurück, denn ganz in meiner Nähe hörte ich einen angstvollen Schrei. Hoch aufgerichtet stand vor mir die schlanke Gestalt eines Mädchens. Schneeweiß war das Kleid der Fremden, aber die zarten Spitzen dunkler Farren und allerlei Waldblumen, welche sie zum duftigen Strauß geordnet am Mieder und im Gürtel befestigt hatte, brachen die Eintönigkeit ihres Gewandes. Das Antlitz war schmal und ernst, die tiefen schönen Augen aber verliehen ihm Farbe und Leben, und ihre goldene Haare, die in wildem Gelock über die Schultern fielen, bildeten einen wunderschönen Rahmen für das liebliche Angesicht. Doch jetzt lag über ihr in so tiefer Schrecken, wie er mir niemals vor Augen gekommen war. Die Arme hingen wie gelähmt an ihrem zitternden Körper hinab, und ihr Antlitz war todtenbleich. Da ich über den weichen, nachgiebigen Moosgrund gegangen war, so mochte sie meine Schritte überhört haben, aber der Schrecken, welcher über sie förmlich einen Bann geworfen hatte, war doch größer, als ihn sonst eine unerwartete Begegnung hervorzurufen pflegt.

Ich war durch ihre tiefe, schmerzliche Angst erschüttert. „Fürchten Sie sich doch nicht, mein Fräulein," bat ich, „ich bin nur ein harmloser, bescheidener Wandersmann und thue keinem etwas zu Leide. Ich bin wirklich so harmlos wie die kleinen Sänger, welche uns umflattern, aber wenn ich Ihnen Furcht einflöße, werde ich sogleich weiter gehen."

Allmälig kam sie wieder zu sich, eine Gluthwelle überfloß ihr Antlitz, doch kehrte die Blässe alsbald wieder zurück.

„Ich fürchte mich nicht mehr," sagte sie tief aufathmend, „ich bin nun nicht mehr ängstlich. Ich bin ein wenig furchtsam, das liegt in meiner Natur, denn ich habe einmal etwas Furchtbares erlebt, und seitdem, wenn etwas Plötzliches an mich herantritt, legt sich mir die Erinnerung wie ein Alp auf die Seele. Sie kamen ein wenig schnell in mein Reich."

„Das ist aber ein wunderbares Reich," rief ich aus, „mir ist das Herz aufgegangen. Niemals zuvor habe ich den Wald in so traumhafter Schönheit gesehen, niemals das Zusammenklingen von so vielen lieblichen Stimmen gehört. Und wie zutraulich ist diese ganze Welt, wie furchtlos schauen diese Vöglein zu uns hinab?"

„Ja, es ist keine Furcht in ihnen," antwortete sie, „in ihrem Frieden greift nur selten eine störende Hand. Die Leute hier haben es als Kinder gelernt, das stille Glück der Natur zu schonen, und schärfen es nun auch ihren Kindern ein. Dieser singende Wald ist ihr Lohn."

„Das ist schön," sprach ich, „ich habe wieder einmal den frischen, freien Wald durchwandern wollen, und nun bin ich ganz besonders froh, daß ich meinem Drachen entlaufen bin."

„Sie sind jemandem entlaufen?" fragte sie, indem sie mich verwundert ansah.

„Nur meiner alten Hausmeisterin, welche mich wie einen goldnen Schatz bewacht, sonst habe ich ein gutes Gewissen."

„Wohin gedenken Sie zu wandern?" fragte sie wieder.

„Wohin ich eigentlich will, weiß ich selbst nicht, in's Ungewisse hinein. Doch würde ich die Nähe eines Dorfes für einen freundlichen Zufall ansehen."

„Es ist ein Dorf in der Nähe, sehen Sie dort!"

Sie zeigte seitwärts durch das Gebüsch; als ich mit meinen Augen ihrer Handbewegung folgte, erblickte ich in der That den röthlichen Thurm einer Kirche, und als wir einige Schritte abwärts gegangen waren, sah ich auch die übrigen Häuser des Dorfes.

„Es ist Germerode", erklärte das Mädchen. „Schön ruht es im Grunde, meinen Sie nicht?"

„Sehr schön", versicherte ich.

„Es ist das schönste Dorf auf Erden."

„Ist es vielleicht Ihre Heimath?" fragte ich.

„Nein," antwortete sie, „ich wohne dort, aber meine Heimath ist es nicht. Meine Heimath ist eine unruhige große Stadt mit einem Gewühl von Straßen und vielen Tausenden von Menschen welche sich nicht um einander kümmern. In Germerode wohnt mein Oheim, dort in jenem Haus, welches umgeben von Nußbäumen und und Kastanien auf dem Berge abseits vom Dorfe liegt, man nennt es den Berghof. Es ist ein schönes Haus mit vielem alterthümlichen Schnitzwerk, aber etwas finster und einsam ist es in ihm, ich bin daher lieber im Walde, wo die Blumen blühen und die Sonne scheint. Mein Vater war auch gern im Walde, und ich habe ihn immer begleitet."

„So ist Ihr Vater wohl aus Germerode?"

„Mein Vater nicht," antwortete sie, „wohl aber meine Mutter. Sie sind beide todt. Haben Sie Ihre Eltern noch am Leben?"

Es lag in ihrer Art etwas so Anheimelndes und Trauliches, daß ich ihr nicht nur auf ihre Frage antwortete, sondern auch, weicher gestimmt, als es bei einem zufälligen Zusammentreffen fremder Menschen angemessen war, ihr mehr von den Meinigen und unserem ausgestorbenen Hause erzählte.

„Also auch eine Waise", sprach sie traurig und schaute mich mitleidig an. „Alles, was wir lieb haben, stirbt, und wir legen es dann in die Erde hinein, das Theuerste, was wir ihrem Schoße anvertrauen können. Es ist traurig, wenn man von allen verlassen wird. Mein Vater war ein gelehrter Mann, er kannte die Welt im Großen wie im Kleinen, er wußte von den Bewegungen in der Natur zu erzählen, von den Revolutionen der Erde und von den fernen Welten im Nebel des Himmels, er kannte aber auch die Vöglein an ihrer Stimme und die kleine Blume am Weg. Sie erblicken diese Pflanze, es ist die Wegewarte, die Cichorie. Würden Sie es glauben, daß mein Vater mir die Geschichte von dem Mägdlein, welches auf den Liebsten am Wege wartet, erzählte, während er doch mit den tiefsten Problemen beschäftigt war? So war er; er verstand eben das Große wie das Kleine, er war ein ganzer Mann."

Das alles sprach sie in einem eigenthümlich kühlen Tone, und doch lag etwas unendlich Rührendes in der Art, wie sie ihres dahingegangenen Vaters gedachte.

(Fortsetzung folgt.)

Frühling.

Der Finkenschlag im grünen Hag
Erfreut mein Herz nun wieder,
O wundervolle Frühlingszeit,
Hab' Dank für deine Lieder!

Im Buchenhain so ganz allein
Hör' ich ein Vöglein singen,
Das ist die liebe Nachtigall,
Will neuen Trost mir bringen.

Es ist mir klar, es ist so wahr,
Was sie in zarter Weise
Mir tröstend spricht und tröstend sagt:
Rüst' Dich nun bald zur Reise.

Der Frühling zieht durch Dein Gemüth
Vielleicht zum letzten Male,
Drum trinke, trink' mit vollem Zug
Aus Hebe's goldner Schale.

Carl Weber.

Hans Lind.

Es sitzt der Gardesergeant Hans Lind,
Der alte, mit anderthalb Beinen,
Daheim bei Söhnen und Enkelkind
Und freut sich behaglich der Seinen.
Der Schnee hat sich hoch an die Fenster gesetzt
Und glitzert vom Lampenlichte,
Da bittet der Enkel: „Großväterchen, jetzt —
Eine lustige Kriegsgeschichte!"

Der Alte streift sich den weißen Bart
Und blickt erfreut nach dem Jungen,
„Die sollst Du haben, nach hessischer Art,
Aus Zeiten, die längst verklungen."—
Großvater, Söhne und Enkelkind
Dann rücken am Ofen zusammen,
Und voller Jugendfeuer beginnt
Dem Alten das Auge zu flammen.

„Wißt: als der Kaiser Napoleon
Von Elba wieder gekommen,
Da machten Trompeten= und Trommelton
Von neuem die Herzen beklommen,

Da kam der Befehl, zum zweiten Mal
Hin über den Rhein zu setzen
Und nochmals den blanken, blitzenden Stahl
Für Deutschlands Freiheit zu wetzen.

Uns Hessen hieß man, als erstes Ziel
Im Sturme Sedan zu nehmen
Und, wenn es in unsere Hände fiel,
Dann Mezieres Kräfte zu lähmen.
Der Feste von Charlville sollten wir
Dazwischen die Kampflust dämpfen,
Drauf aber uns ein gutes Quartier
In Longwy und Rheims erkämpfen.

Da brachen natürlich dem hessischen Corps
Nicht ab die blutigen Stürme;
Glühlichter sandten wir nachts empor
Und machten zu Fackeln die Thürme;
Man sah uns alltäglich in Sturm und Schlacht
Bei dröhnendem Donnern und Knattern,
Doch unsere Fahnen auch, eh' man's gedacht,
Auf allen fünf Städten flattern.

Da hieß es, wer ging so tapfer drauf los? —
Je nun, — wie immer, die Hessen!
War auch der Speisezettel zu groß,
Wir haben ihn durchgegessen,
Dazu französischen Wein gezecht,
Der glühend floß durch die Glieder;
Dem Kaiser aber bekam es schlecht,
Er ging — und kehrte nie wieder.

Geht's einst nun nochmals über den Rhein
Und gilt es, Sedan zu fassen,
So grüßt mir dorten mein halbes Bein,
Das ich am Schlachtfeld gelassen.
Doch hätte mir das Granatenstück
Das ganze auch abgerissen:
Viel lieber ein Bein als Freiheit und Glück
In Haus und Hof vermissen."

Da rief der Enkel: „Und bin ich Soldat
Und finde Dein Bein dort wieder,
Großvater, dann schlag' ich Alles, was naht,
Mit Deinen Knochen nieder."
„Ei," sprach Hans Lind, „mein Junge, bist gut,
In dieser Gesinnung erstarke;
Dir rollt in den Adern Soldatenblut,
Du bist noch von chattischem Marke."

Carl Preser.

Aus alter und neuer Zeit.

Adolph Eitel von Nordek zur Rabenau.
Herr Adolph Eitel von Nordek zur Rabenau war Landkomthur der Ballei Hessen, Komthur zu Marburg, — Teutschen-Ordens-Ritter. — In der St. Elisabethkirche, an der Wand des Chors hinter dem Hochaltar, ist der ehemalige Landkomthur in ganzer Figur, mit Harnisch gerüstet, vor einem Altar mit einem Kruzifix stehend, auf einem Grabstein en relief dargestellt. An den vier Ecken des Monuments, zu beiden Seiten des Kopfes und der Füße der Figur, befinden sich die Wappen folgender Familien: 1. von Biedenfeld; 2. von Milchling; 3. Nordek zur Rabenau; 4. Riedesel von Bellersheim. Die Abstammung und Verwandtschaft des Verstorbenen mit diesen Familien erklärt die angefügte Ahnentafel desselben.

Nach der Angabe in seinen Personalien starb derselbe am 9. April 1667 auf der Kommende Schiffenberg, wohin er sich, nachdem er seinem Koadjutor, dem Philipp Leopold von und zu Neuhof, die Verwaltung der Ballei Hessen im Jahr 1666 übergeben hatte, zur Ruhe setzte, und von wo sein Leichnam am 24. April nach Marburg heimgeführt wurde.

Ueber sein Leben hat der Verstorbene Aufzeichnungen hinterlassen, welche ungefähr folgendermaßen lauten:

„Ich, Adolph Eitel von Nordek zur Rabenau, bin geboren uf Elisabethtag (den 19. November) 1614. Bei einem Praeceptor der Jugend war ich bis ad annum 23, wo mein Vater selig am 26. April diese Welt gesegnet hatte. Meine Mutter brachte mich dann noch im selbigen Jahr nach Fulda zum Dienst als Page zu seiner fürstlichen Gnaden dem Abt Johann Bernhard's — in Gott selig —, welcher etliche Zeit hernach, mich mitsammt meinen Kameraden, zu den Patribus jesuitis des Convictum —, da jährlich verschiedene Adlige, auch andere privati von päpstlichen Stipendiis erhalten werden —, und als Alumni juris hin zu der Deputation in Studiis gnädig verwiesen. Bei der Ankunft fremder Herrschaften haben seine fürstlichen Gnaden uns ebenfalls zur Aufwartung kommen lassen. Bin also in hoc statu verblieben — usque ad annum 31. Wir dann — wegen schwedischer und hessischer herannahender Völker, uns jeder so gut als er gekonnt, retiriren müssen. — Darüber bin ich dann wieder nach Haus zur Mutter gekommen und dann in Kriegsdiensten, unter dem Rheingraff'schen Regiment — mit groß-schwerlich und viel Kriegsgefahr —, mich gebrauchen lassen.

Und als ich davon abkommen, haben ehrliche Leute zum löblichen Ritter — Teutschen Ordens — mich befördert. Wie dann zur Probe Herr Konrad Cloß — damaliger Landkomthur — anno 38 im Februar mich angenommen, und die ganze Zeit über zum Trappierer gebraucht. — Als der Landkomthur aber, in diesen selben Jahr im September, diese Welt gesegnet und Herr Habel gleich darauf gefolgt: so hat mir doch zur Einkleidung unfriedlicher Zeiten halben, keine Gelegenheit offerieren wollen. Auch war ich bereits 3 Jahr in der Probe, als ich hier bevor von ermelten Herrn Landkomthur Demission genommen, und in anno 1640 nach Mergentheim verreißt bin, und den Orden unterthänigst nachgesucht. —

Wo ich dann in dem Schloß bei dem Hofe nicht allein gnädig und ehrlich empfangen wurde, sondern mir auch genügliche Vertröstung zur Einkleidung gegeben worden. Und weil Ihr fürstl. Gnaden der Hoch- und Deutschmeister von Stadion damals bei der Armee gewesen, als hat es sich noch 1/4 Jahr verweilet, — da dann endlich die Erklärung kam —, mit der Einkleidung fortzufahren, was sodann auch beschehen. Und in des löblich anno 1640 Oktober 24 bin ich in das Ordenskleid eingekleidet worden. Kurz hernach, weilen die Armee*) in Hessen sich gezogen, bin ich von ihren hochfürstlichen Gnaden hier wieder gnädigst befohlen worden, welche am folgenden Tag in Marburg ankam. Nachts waren ihre fürstl. Gnaden der Hoch- und Deutschmeister des Ordens, im Ordenshaus geblieben und den folgenden Tag wieder zur Armee gereist. Nachdem derselbe eine gemessene Instruktion bei seiner Abschiednahme zurückgelassen hatte, marschierte er bald darauf mit der Armee wieder weiter. Ich bin dann in Marburg bis ad annum 1641 verblieben. Darauf hat mich der hochermelte Herr Landkomthur von Habel am 7. März 1641 zu einem Komthur auf Schiffenberg gnädigst substituirt. Wiewohl die beschwerlichsten Kriegsläufte, — verschiedene Ausplünderungen u. s. f. — mir, als jungen unerfahrenen Hausmann, indem ich auch immer in höchster Leibes- und Lebensgefahr schwebte, und de novo mit großen Unkosten anfangen mußte, um die Kommende in Stand zu erhalten; so war ich dabei immer mit spärlichen Mitteln bedacht worden und mir die Kommende vom Orden mit Schulden überlassen worden. Hierzu kam dann noch, daß Herr Habel sich anno 1652 unpäßlich befand, und, nach ausgestandener langjähriger Schwachheit, wobei ich ihn noch bis an's Ende auf das Gehorsamste gewartet hatte, am letzten Tag im Mai selig verschied und mir die Succession hinterließ. Ich habe die Administration übernommen, wissend, — in was für Disturbiis die Landkomthurei gestanden, und ein ehrlich Stück Geld dabei eingebüßt. Die Administration des Hauses war mir von Haus aus bewilligt worden, und mit was für Beschwerlichkeiten ich als Landkomthur**) zu kämpfen hatte, ist bekannt. Was erbaut bezeugen die wirklichen . . . . . und habe ich die Sachen ziemlich posterirt und andere Schulden abbezahlt, daß der Successor in besseren Ruhestand leben könne — dazu ihm viel Glück und Gottes Segen — Ordensbrüderliche Wünsche thue. In Schiffenberg Januar 1666. Was die folgende Zeit geben wird, wird die Zeit lehren. Der Leichen-Text soll sein:
In te Domine speravi, non confundor in aeternum — psalmo vigesimo. “

Es sei noch bemerkt, daß Adolph Eitel von Nordek zur Rabenau zur katholischen Linie der von Rabenau gehörte und die Angabe in Rommel's „Geschichte von Hessen“, 9. Bd., S. 236: daß derselbe dem lutherischen Bekenntniß angehört habe, gänzlich unrichtig ist. Vielleicht ist dies eine Verwechselung mit dem Moritz von Nordek zur Rabenau, welcher zur lutherischen Linie der Rabenaus gehörte und während des Interims 1671—1678 Administrator der Ballei Hessen war.

*) Die kaiserliche Armee.

**) Bestätigt zum Landkomthur 15. Juli 1654.

Ahnentafel.

Jost von Nordek zur Rabenau.	Maria Diede von Fürstenstein.	— — — — —	— — — — —
Wieder von Nordek zur Rabenau.	Katharina von Bitter.	Cuno Riedesel von Bellersheim.	Elisabeth Löwin von Steinfurt.
Jost von Nordek zur Rabenau.	Apollonia Rauin von Holtzhausen.	Bernhard Riedesel von Bellersheim.	Elisabeth von Schwalbach.
Hermann von Nordek zur Rabenau.	Anna von Biedenfeld.	Hans Reinhard Riedesel von Bellersheim.	Anna Agnes Milchling von Treis.
Johann Rupert von Nordek zur Rabenau.		Katharina Elisabeth Riedesel von Bellersheim.	

Adolph Eitel von Nordek zur Rabenau, Landkomthur der Ballei Hessen 2c.

Marburg.

Freiherr Gustav von Pappenheim,
K. K. Rittmeister a. D.

Aus Heimath und Fremde.

Der Ministerpräsident Graf Botho zu Eulenburg richtet an die Bewohner der ihm, als Oberpräsidenten, bisher unterstellten Provinz Hessen-Nassau im Amtsblatte folgende Abschiedsworte:

Kassel, den 12. April 1892.

Bei dem Scheiden aus meinem bisherigen Wirkungskreise sage ich den Bewohnern der Provinz Hessen-Nassau ein herzliches Lebewohl und danke den Behörden und Beamten für ihre bereitwillige Mitwirkung. Dem Wohle der Provinz bleiben mein lebhaftes Interesse und meine besten Wünsche zugewandt.

Der Präsident des Staatsministeriums:
Graf zu Eulenburg.

Zum Nachfolger des Grafen Botho zu Eulenburg als Oberpräsident der Provinz Hessen-Nassau ist der Unterstaatssekretär im Ministerium für Handel und Gewerbe Eduard Magdeburg in Berlin ernannt worden. Derselbe entstammt unserer heimathlichen Provinz, er ist ein nassauisches Landeskind, ein Sohn des nassauischen Hofkammerraths Magdeburg. Er wurde 1844 in Diez geboren, studierte Rechtswissenschaft in Heidelberg, machte im Herbst 1866 die erste nassauische Staatsprüfung, wurde im Frühjahr 1867 Accessist am Amte in Diez und ging im September 1867 nach Einführung der Amts- und Kreisgerichte zur Verwaltung über. Zunächst wurde er bei der Regierung in Potsdam beschäftigt, kam im Jahre 1870 an das Bezirkspräsidium in Metz, später als Landrath nach Sonderburg, wurde von dort als Hilfsarbeiter in das Ministerium des Innern, später zum vortragenden Rath im Reichsministerium des Innern berufen, bekleidete mehrere Jahre die Stelle des Regierungspräsidenten in Kassel und wurde dann als Unterstaatssekretär in das Ministerium für Handel und Gewerbe mit dem Titel Wirkl. Geh. Oberregierungsrath berufen. — In unserem Hessenlande erfreut er sich von jener Zeit her, als er in der Mitte der achtziger Jahre als Regierungspräsident in Kassel thätig war, großer Beliebtheit und ist daher auch seine Ernennung zum Oberpräsidenten allseitig freudig begrüßt worden.

In der am 25. April zu Kassel abgehaltenen Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde theilte u. a. der Vorsitzende Major a. D. von Stamford mit, daß die große Anzahl der im Besitze des Vereins befindlichen Urkunden von Major a. D. von Löwenstein durchgesehen und geordnet worden sei, sowie daß die Herausgabe der „Mittheilungen“ des Vereins zu Anfang Mai erfolgen werde. Hiernach hielt Dr. Hermann Diemar den angekündigten Vortrag über „das Leben und die Werke des hessischen Schriftstellers der Reformationszeit Hans Wilhelm Kirchhof“, des Verfassers des „Wendunmut“. Dieses 1563 zu Frankfurt bei Georg Rab und Weygand Hans Eiben erschienene, den Brüdern Christoph, Otto, Eckbrecht und Hermann von der Malsburg gewidmete Buch ist eines der werthvollsten Erzeugnisse unserer hessischen Literatur des 16. Jahrhunderts, und zur Kenntniß der Sittengeschichte jener Zeit unentbehrlich. Auf dasselbe in neuerer Zeit wieder hingewiesen zu haben, ist das Verdienst des Literarhistorikers Karl Goedeke. Im Osterprogramme des Marburger Gymnasiums von 1867 unternahm es in anerkennenswerther Weise der Gymnasial-Oberlehrer G. Th. Dithmar durch Mittheilungen „Aus und über Hans Wilhelm Kirchhof“ den alten Hessen und sein bewegtes Leben seinen Landsleuten näher zu bringen. Es folgte dann 1869 eine neue Ausgabe des „Wendunmut“ von Hermann Osterley (Stuttgart). In dem von dem Oberbibliothekar Dr. O. Hartwig in Halle herausgegebenen „Zentralblatt für Bibliothekswesen“, Heft 2 des Jahrgangs 1892, veröffentlichte Arthur Wyß eine äußerst gründliche Abhandlung über Hans Wilhelm Kirchhof, zu welcher Karl Scherer einen wichtigen Nachtrag lieferte. — Dr. Hermann Diemar, welcher den Mitgliedern des Geschichtsvereins schon von früheren Vorträgen auf das Vortheilhafteste bekannt ist, — wir erinnern hier nur an seine am 29. Oktober 1888 im Verein für hessische Geschichte und Landeskunde gehaltene vortreffliche Rede über „das Wappen als Zeichen rechtlicher Verhältnisse mit besonderer Berücksichtigung Hessens“ —, wandte sich zunächst der Darstellung des Lebens Kirchhof's bis zum Jahre 1562 zu und fand für seine gediegenen, fesselnden Ausführungen lebhaften Beifall. Die Beendigung des Vortrags stellte er für eine spätere Gelegenheit in Aussicht.

Dem „Kasseler Tageblatt“ vom 26. April entnehmen wir folgende Mittheilung: Bekanntlich hat die Staatsverwaltung von jeher für die Erforschung und Erhaltung der Kunstdenkmäler rege Fürsorge bethätigt, zu welchem Zwecke bereits in den 1840er Jahren ein besonderer Konservator für den gesammten Staatsumfang bestellt wurde. Nachdem in neuerer Zeit zum Theil in Folge des Erwachens eines regeren Interesses für unsere alten Kunstschätze das Arbeitsgebiet des letzteren ein weit größeres geworden ist, sind unter Oberleitung des Konservators bezügliche Kommissionen für die Regierungsbezirke eingerichtet und diese seitens des Landesdirektors mit entsprechender Geschäftsordnung versehen worden. Die Kommission für den Regierungsbezirk Kassel bilden die nachstehenden Herren: I. Mitglieder: 1. der Vorsitzende des Landes-Ausschusses, zur Zeit: Kammerherr H. v. d. Malsburg zu Escheberg, 2. der Landes-Direktor v. Hundelshausen zu Kassel, 3. Neumann,

Geh. Baurath zu Kassel, 4. Rohde, Konsistorialrath zu Kassel, 5. Stoff, Dechant zu Kassel, 6. Dr. Eisenmann, Museumsdirektor zu Kassel, 7. v. Stamford, Major a. D. zu Kassel, 8. Dr. Könnecke, Archivrath zu Marburg, 9. Wiese, Professor zu Hanau, 10. von Scharfenberg, Rittergutsbesitzer zu Kalkofen, 11. Mathias, Apotheker zu Schmalkalden, 12. Dr. Hartmann, Oberlehrer zu Rinteln; II. Stellvertreter: 1. der Stellvertreter des Vorsitzenden des Landesausschusses, zur Zeit Justizrath Dr. Renner zu Kassel, 2. (?), 3. Schneider, Professor zu Kassel, 4. Wissemann, Pfarrer zu Kassel, 5. Kreisler, Dechant zu Fritzlar, 6. Lenz, Inspektor und Kustos zu Kassel, 7. Schick, Professor zu Kassel, 8. Dr. Bickell, Konservator des hessischen Geschichtsvereins, zu Marburg, 9. Becker, Konsul zu Gelnhausen, 10. Hoffmann, Baurath zu Fulda, 11. Knackfuß, Professor, 12. Felix von Gilsa, Rittergutsbesitzer zu Gilsa. Zur Führung der laufenden Geschäfte wird seitens der Bezirkskommission ein Ausschuß gewählt, welcher aus dem Bezirkskonservator und vier Mitgliedern besteht. Auf Einladung des Herrn Landesdirektors hatte sich am 23. d. M. die genannte Kommission zur Wahl des Bezirkskonservators und der Ausschußmitglieder versammelt und fiel erstere auf Dr. L. Bickell in Marburg, letztere auf Geh. Baurath Neumann, Galerie- und Museumsdirektor Dr. Eisenmann und die Akademie-Professoren Knackfuß und Schneider. Zum Vorsitzenden der Kommission ist gewählt der Vorsitzende des Landesausschusses, Kammerherr von der Malsburg, und zu dessen Stellvertreter Geh. Baurath Neumann.

Die Wahl Dr. Ludwig Bickell's zum Bezirkskonservator wird in unserem Hessenlande von allen, welche Interesse für die Erhaltung unserer historischen Denkmäler haben, mit großer Genugthuung aufgenommen werden; hier ist der rechte Mann an den rechten Platz gestellt. Seit einer langen Reihe von Jahren hat sich Dr. Bickell hervorragende Verdienste um die Aufdeckung und Erhaltung der Denkmäler aus der Vorzeit unseres Heimathlandes erworben, und die werthvollen Sammlungen des hessischen Geschichtsvereins im Schlosse zu Marburg sind vorzugsweise sein Werk.

Der diesjährige (dritte) hessische Städtetag findet am Dienstag den 31. Mai in Hanau statt

---

Die diesjährige (neunzehnte) Versammlung des hessischen Forstvereins wird am 20. und 21. Juni in Fulda abgehalten.

Wie bereits angekündigt, feierte Dr. Dreydorff in Leipzig am 7. April d. J. sein 25jähriges Jubiläum als Pfarrer an der dortigen reformirten Kirche. Das Zimmer des Jubilars war von lieben Händen mit herrlichem Pflanzen- und Blumenschmuck versehen, Berge von Telegrammen und Briefen bedeckten die Tische, als gegen Mittag die sämmtlichen Mitglieder des Leipziger reformirten Konsistoriums erschienen, um durch eine Begrüßungsrede des stellvertretenden Vorsitzenden, des Pfarrers Lic. Simons, ihrem Vorsitzenden die besten Glück- und Segenswünsche darzubringen. Danach überreichte der Schriftführer, Reichsgerichtsrath Dr. Langerhans, im Auftrage der Gemeinde ein sehr werthvolles Ehrengeschenk. Von schriftlichen Glückwünschen erwähnen wir besonders ein Schreiben vom Rathe der Stadt Leipzig und eins von der Marburger theologischen Fakultät, deren Ehrendoktor der Jubilar seit 17 Jahren ist. Viele seiner Freunde erschienen persönlich zum Ehrentage; eine junge Dame in Schwälmer Tracht sprach auf ächt Ziegenhainisch ein Begrüßungsgedicht. **P. W.**

Am 9. und 10. Mai kommt im Kunsthause zu Kassel die Gemäldesammlung des Rentners Eduard Habich daselbst, eine der reichsten und hervorragendsten Privatgalerien Deutschlands, die unter den Gemälden ihres Bestandes viele Perlen der Kunst aller Schulen aufweist, durch Heinrich Lempertz jun. von Köln und J. Th. Schall von Berlin zur Versteigerung. Der vornehm ausgestattete Katalog wird von der Firma Heberle in Köln versandt. Er ist mit einer schönen Radirung von W. Unger in Wien, mit vier Heliogravüren von Hanfstängl in München, sowie mit vierzig Lichtdrucken von Kühlen in M.-Gladbach geschmückt und auch typographisch (Druckerei von M. Dumont-Schauberg in Köln) auf das Geschmackvollste ausgestattet. Ueber die Gründe, die Herrn Habich veranlassen, sich von seinem Besitz zu trennen, giebt eine dem Katalog vorausgeschickte sachliche Erklärung Auskunft. Dieselbe knüpft an die Thatsache an, daß Giovanni Morelli, von dem die Bestimmungen der italienischen Meister der Sammlung herrühren, bis zu seinem Tode dem Besitzer jahrelang befreundet war, und bemerkt sodann: „Dieser für Herrn Habich unersetzliche Verlust ließ in ihm den Entschluß reifen, sich zunächst von seinen Gemälden für immer zu trennen, um sich ferner nur noch seiner bedeutenden Sammlung von Handzeichnungen alter Meister und seiner Liebhaberei für ältere kunstgewerbliche Gegenstände zu widmen. Dieser Entschluß darf bei seinem hohen Alter um so weniger überraschen, als Herr Habich im Interesse seiner in Amerika lebenden, das von ihm vor etwa vierzig Jahren dort gegründete Geschäft fortführenden männlichen Erben auf die sachverständige Realisirung seines umfangreichen Gemäldebesitzes Werth legt.“ Bekanntlich sind auf Anordnung des Kaisers aus dieser Sammlung 17 Gemälde für die Galerie in Kassel angekauft worden, die Nationalgalerie in London hat 13 andere er-

worden. Im Ganzen sind es noch 136 Werke, die an den bezeichneten Tagen im Kasseler Kunsthause zur Versteigerung gelangen. Am 7. und 8. Mai ist die Gemäldesammlung daselbst zur Besichtigung ausgestellt.

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor der Medizin und Direktor der medizinischen Poliklinik Dr. Theodor Rumpf in Marburg ist zum Direktor des allgemeinen Krankenhauses in Hamburg als Nachfolger des Professors Knast, jetzigen Ordinarius der klinischen Medizin in Breslau, berufen worden. Professor Dr. Rumpf, geboren 1851 zu Volkmarsen, wirkt seit vier Jahren in Marburg, nachdem er seit 1877 als Privatdozent für Nervenkrankheiten in Bonn thätig gewesen war. Für ihn ist der Professor der Hygieine in Breslau, Dr. F. Müller, als Direktor der medizinischen Poliklinik nach Marburg berufen worden. — Der Professor der semitischen Philologie und der orientalischen Geschichte Dr. theol. und phil. Julius Wellhausen in Marburg hat neuerer Mittheilung zufolge den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Göttingen als Nachfolger von Paul de Lagarde angenommen und wird im Herbste dorthin übersiedeln. Professor Wellhausen, geboren 1841 zu Hameln an der Weser, wirkt seit 1885 an der Universität Marburg. Er war früher Privatdozent in Göttingen, dann Professor in Greifswalde und Halle.

Todesfälle. Zu Anfang des Monats April starb in Folge eines Schlagflusses im Alter von 72 Jahren der vorhinnige Kreisphysikus von Schlüchtern Sanitätsrath Dr. Eduard Spangenberg wenige Stunden nach seiner Ankunft in Hannover, wohin er nach Niederlegung seiner Praxis mit seiner Familie übergesiedelt war. — Am 12. April verschied zu Kassel plötzlich am Herzschlage die gefeierte kgl. Opernsängerin Frau Mathilde Brandt-Görtz von Hannover, Gattin des Maschinenmeisters Georg Brandt am Königlichen Theater zu Kassel, im Alter von 36 Jahren. — Am 14. April starb zu Kassel im 82. Lebensjahre der Oberforstmeister a. D. Georg Oetzel. — Am 15. April starb zu Kassel im 68. Lebensjahre der kaiserliche Eisenbahndirektor a. D. Konrad Bolte, der in früheren Jahren längere Zeit Mitglied des Kommunallandtages war. — Am 16. April starb zu Kassel im 60. Lebensjahre der Kaufmann Heinrich Preußner, Direktor des Kreditvereins. — Am 18. April verschied zu Kassel im fast vollendeten 86. Lebensjahre der Oberförster a. D. Johannes Fehr. — Am 19. April verschied zu Kassel im Alter von 46 Jahren der Amtsgerichtsrath Karl Cöster. — Am 28. April starb im 83. Lebensjahre der Geheime Justizrath a. D. Karl Mertz, ein verdienter hessischer Jurist, dem nicht nur gediegene fachwissenschaftliche, sondern auch umfassende allgemeine Bildung, hervorragender Scharfsinn, ernste Auffassung und treffendes objektives Urtheil nachgerühmt werden. — Am 28. April starb zu Hersfeld der Apotheker Dr. Heinrich Müller, der sich um das Gemeinwesen der Stadt Hersfeld große Verdienste erworben hat. Er war 28 Jahre lang Mitglied der städtischen Körperschaften und während 18 Jahren bekleidete er die Stelle des Bürgerausschußvorstehers. Auch als Mitglied des Kreisausschusses, des Kommunal- und Provinziallandtages, der Verwaltungsausschüsse und des Bezirksausschusses ist er in anerkennenswerther Weise bestrebt gewesen, den Interessen seines Kreises wie der ganzen Provinz gerecht zu werden.

Hessische Bücherschau.

Stamm, A., Ueber das Alter der rothen Konglomerate zwischen Frankenberg und Lollar. (18 S. mit Tafel, enthaltend fünf Profile.) Inaugural-Dissertation. Marburg 1891.

Am Ostrand des rheinischen Schiefergebirges, von Frankenberg den Fluß Edder entlang bis Battenberg und von da südlich bis zum Stauffenberg bei Lollar lagern über dem alten Gebirge und unter dem Buntsandstein rothe Konglomerate in einer Ausdehnung bis zu 3 Kilometer Breite. Ihre Stellung in der geologischen Schichtenfolge ist bis jetzt noch zweifelhaft. Einzelne Geologen rechnen sie zum Rothliegenden, andere zum Zechstein, wieder andere zum Buntsandstein. Verfasser glaubt durch seine in der obigen Arbeit dargelegten Untersuchungen den Beweis erbracht zu haben, daß die Gebilde in Rede dem Oberrothliegenden angehören. Dr. A.

Briefkasten.

Dr. J. G. S. Kassel. Besten Dank für gütige Zusendung. Sie erhalten in den nächsten Tagen brieflich nähere Mittheilung.

Fr. St. Kassel. Sie haben das Richtige getroffen. Eine Abschrift würde uns sehr erwünscht sein, und könnte dann gleich mit der Veröffentlichung begonnen werden. Freundlichsten Gruß.

H. H. Marburg. Wird in der nächsten Nummer zum Abdrucke gelangen. Besten Dank.

H. H. Potsdam. Wird Ihnen in den nächsten Tagen unter Streifband zugehen.

O. W. Charlottenburg. Sie haben uns durch Ihren Brief recht erfreut. Die Schrift haben wir noch nicht erhalten.

Fr. E. v. H. Berlin. Wir halten uns Ihnen für das große Interesse, welches Sie an unserer Zeitschrift nehmen, zu aufrichtigem Danke verpflichtet und gestatten uns, Ihnen denselben hierdurch ergebenst auszusprechen.

C. Pr. Karlsbad. Herzlichste Grüße nach Karlsbad.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 10. Kassel, 17. Mai 1892.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2934.

Frühlingsandacht.

Das ist des Jahres schönste Zeit,
Wenn sich des Lenzes Herrlichkeit
Von neuem will entfalten.
Erwartungsvoll steht Wald und Flur;
Man hört den Odem der Natur
Und ihres Geistes Walten.

Wenn sie zur frohen That erwacht
Mit Wetterleuchten über Nacht,
Pfleg' ich hinauszutreten
Und hier im Tempel der Natur,
Allein mit meinem Gotte nur,
Im Herzen still zu beten.

Marburg.

Hermann Haase.



Stadt und Bad Hofgeismar.

Von K. Neuber.

(Fortsetzung.)

Bei dem berüchtigten Hochverrathsprozesse, welcher in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts zu Kassel gegen eine Reihe von Personen wegen Verbindung mit dem gegen Hessen im Felde liegenden Landgrafen Balthasar von Thüringen eingeleitet wurde, waren auch von Hofgeismar Gebürtige, nämlich Werner von Geismar, welcher auf dem Altstädter Marktplatz zu Kassel mit Kunz von Seheweis und Hermann Schultheis hingerichtet wurde, und sein Vetter Hermann von Geismar, der sich gleichem Schicksale durch die Flucht entzog (1391), betheiligt.[28])

Große Unbilde mußte Hofgeismar 1400 ausstehen. In diesem Jahre wurde bekanntlich Herzog Friedrich von Braunschweig, welcher sich um die damals durch die Absetzung des Kaisers Wenzeslaus erledigte deutsche Kaiserkrone beworben hatte und bereits zu Frankfurt a. M. erwählt worden war, auf seinem Zuge von dort in die Heimath, obwohl ihn mehrere Fürsten und 930 Reisige (nongenti et triginta armati) begleiteten, in einem Hohlwege bei Klein-Englis in der Nähe von Fritzlar von einem Haufen Bewaffneter unter Abschneidung von seinem Gefolge überfallen und ermordet (5. Juni 1400).[29])

An der Spitze der Wegelagerer hatten gestanden Graf Heinrich von Waldeck und die Ritter Friedrich von Hertingshausen und Kunzmann von Falkenberg. Da diese in Mainzischen Diensten waren, griffen die Verwandten des Getödteten, die Herzöge von Braunschweig und Landgraf Hermann von Hessen, zu den Waffen und rückten mit Heeresmacht vor verschiedene Mainzische Städte, obgleich der Erzbischof seine Unschuld öffentlich betheuerte und die genannten Führer jede Betheiligung seinerseits in Abrede stellten. Insbesondere hatte Hofgeismar, wohin sich Friedrich von Hertingshausen geflüchtet hatte, der Mainzischer Amtmann daselbst war, eine mit Ausplünderung und Brandschatzung der Umgegend verbundene Belagerung auszuhalten. Hierauf bezieht sich die bekannte Sage vom Würfelthurm, welcher, wie aus Flurkarten des vorigen Jahrhunderts zu ersehen, in der Stadtmauer zwischen dem Mühlenthore und dem zum Theil noch vorhandenen Pulverthurm gelegen war und gegen Ende des vorigen Jahrhunderts abgebrochen wurde.

Als die Noth der Belagerten das äußerste Maß erreicht hatte, namentlich alle Vorräthe in der Stadt aufgezehrt worden waren, kamen die Streittheile überein, daß das Loos entscheiden solle, und zwei Männer, einer von den Belagerern und einer von den Belagerten, mußten mit drei Würfeln würfeln. Der erstere warf den zweithöchsten Satz, also 17 (sewwenteine). Da überkam den Anderen große Angst: „Da kriechde de, den se ut der Stad eschicked hadden en grauten Schrecken" —, aber er dachte, er müßte doch nun einmal würfeln, würfelte und warf in dieser verzweifelten Lage — den höchsten Satz: 18 (achteine). Damit war die Sache zu Gunsten der bedrängten Stadt entschieden, die Belagerung wurde eingestellt und dem Sieger von seinen Mitbürgern ein Denkmal auf dem Thurme, in dessen Nähe das Würfelspiel stattgefunden, errichtet, indem man auf demselben drei Steine als Würfel ausgehauen mit sichtbaren 18 Augen anbrachte.[30])

Uebrigens wußte sich während dieser Kämpfe der Erzbischof von Mainz wieder in den Alleinbesitz des Schönebergs zu setzen; er versprach zwar im Frieden zu Friedberg (1406) mit Hessen und Braunschweig Herausgabe des Braunschweigischen Antheils von Schöneberg (Idem partem castri Geismariae vicini, Schonenberg nomine, Othoni Brunsvicensi restituat)[30a]), aber niemals ist wieder die Rede von den Braunschweigern.

---

28) Zeitschrift 2c., neue Folge, Bd. III, S. 48 fg.

29) Hartmann, l. c. pars I, cap. 9, § 27; Falckenheiner a. a. O., Bd. I, S. 256 fg; II, S. 297 fg., s. auch Vortrag des Dr. Brunner, 28. April 1890, abgedruckt in Heßler's Geschichte von Hessen (Kassel 1891), S. 190 fg.

30) Zeitschrift 2c., a. F., Bd. I, S. 363 fg. — Der Rest des Pulverthurmes ist im September 1887 bei den Verbesserungsarbeiten an dem durchfließenden Bach abgetragen worden, s. auch Kasseler Tageblatt Nr. 261.

30a) Joannes (Francof. a. M. 1722) Rerum Moguntiacarum Vol. I, p. 721 sq. Hartmann l. c., pars 1, cap. 9, § 37.

Trotz der ausgestandenen Drangsale unterstützten die Bürger von Hofgeismar zwei Jahrzehnte später den Amtmann Johann Spiegel von Schonenberg gegen den Landgrafen von Hessen, was zur Folge hatte, daß der Letztere mit Heeresmacht vor die Stadt rückte und derselben durch Plünderung und Zerstörung von Warthürmen beträchtlichen Schaden zufügte (1424).[31])

Im nächsten Jahre (1425) betraf die Stadt eine große Feuersbrunst, welche einen großen Theil der Neustadt in Asche legte, noch Jahrhunderte nachher „die Brandstätte" genannt, und bei der auch erzbischöfliche Kornvorräthe mitverbrannten.[32])

Aus den folgenden Jahrzehnten ist hervorzuheben, daß bei der Fehde zwischen dem Landgrafen von Hessen und dem Herzog Heinrich von Braunschweig-Grubenhagen (1447) die Stadt Hofgeismar zu leiden hatte, indem Letzterer bis an dieselbe heranrückte, eine Menge Vieh als Beute mitnahm und im Kampfe viele Bürger als Gefangene fortführte, darunter den Amtmann Hans Weiluth von Schonenberg, welcher sogar, weil er sich spöttischer Reden über den Herzog bedient hatte, die demselben hinterbracht worden waren, aufgehängt wurde. Schlimmere Bedrängnisse aber harrten der Stadt, als diese sich in der sog. Mainzer Stiftsfehde, welche zwischen dem von Papste eingesetzten und dann aus verschiedenen Gründen wieder abgesetzten Erzbischof Diether (von Isenburg) und dem neu erwählten Erzbischofe Adolf (von Nassau) ausgebrochen war, zu Ersterem hielt (1461). Sie hatte in Folge dessen eine mehrwöchentliche Belagerung durch den Landgrafen Ludwig II. von Hessen auszuhalten, welche zwar nach tapferer Gegenwehr der Einwohnerschaft unter Leitung des Schonenberger Amtmanns Herman Spiegel mit einer Kapitulation unter günstigen Bedingungen endigte; nachdem aber die Stadt von dem einziehenden Erzbischof Adolf die Bestätigung ihrer Freiheiten erhalten hatte, wurde sie von demselben dem Landgrafen gegen Gewährleistung aller städtischen Herkommen und Vorrechte als Pfandschaft für die Summe von 5000 Gulden überwiesen (2. Juli 1462).[33])

Die Burg Schöneberg ergab sich erst nach hartnäckigem Widerstande, nachdem durch die Belagerungstruppen, welche ihr Werk am 21. Oktober 1462 begannen, die ganze Umgegend weit und breit ausgesogen und verwüstet und die Gebäulichkeiten auf dem Berge in Trümmer geschossen worden waren, der anstürmenden Uebermacht (6. November 1462). Die Steine der damals noch stehen gebliebenen Mauern wurden über ein Jahrhundert später (1582) zum Bau der Mauern des Thiergartens von Sababurg verwandt.[34]) Viele Dörfer bei Hofgeismar sind damals vom Erdboden verschwunden und nur durch Beibehaltung des Namens für ein stehen gebliebenes Gebäude oder auch die Feldflur der Nachwelt bekannt: so z. B. Sutheim, Ober- und Nieder-Keltze und das am Westabhange des Schönebergs gelegene Nordgeismar, von dem noch in einer Kämmerei-Rechnung von Hofgeismar von 1576 die Rede ist:

„1 j. gld. An wein zu weinkauff vffgangen, als Valtin Reyn der Stall zu Nortgeyßmar verkaufft worden";

wonach wohl die dortigen, noch vorhandenen Gebäulichkeiten zu Hofgeismar gezogen waren[35]), und dessen Kirche noch in Dilich's Chronik von 1608 und in Merian's Topographie von 1655 erwähnt wird[36]):

„Bey derselben wird gezeigt ein gemeuer, welches vor alters Nortgeismar geheißen, und ein stetlein gewesen."

Bis auf den heutigen Tag hat sich der Name Nordgeismarsche Brücke erhalten.

Hofgeismar im Pfandbesitze Hessens bewies dem neuen Herrn gleiche Treue und Ergebenheit wie dem bisherigen. Im Kriege mit dem Bischof von Paderborn und dem Erzbischof von Köln leisteten die Schützen Hofgeismars wesentliche Dienste (1465).

Landgraf Wilhelm I., der Aeltere, durch den Tod seines Onkels und Vormunds Heinrich III. zu Marburg zur selbständigen Regierung gelangt, ließ sich von der Stadt Hofgeismar förmlich huldigen (1486), wobei ein damaliger Berichterstatter zur Bestätigung der Anhänglichkeit an den nunmehrigen Landesherrn bemerkte:

„Vndt ist also darbey jederzeit, auch noch getrewlich geblieben vndt bey ihren gnedigen Landtsfürsten vndt Herrn guth vndt bluth vffgesetzet."

Zum Amtmann der Stadt wurde der Sohn jenes oben beim Kasseler Hochverrathsprozesse genannten Hermann von Geismar, Namens Kurt von Geismar, bestellt, welcher, als Kind von Zigeunern geraubt, zum Manne herangewachsen als hessischer Feldherr Ruhm und Ehre eingeerntet hatte.[37])

Durch Vergleich zwischen Hessen und Mainz wurde die Pfandsumme für Hofgeismar, Schöne-

31) Landau, Hess. Ritterburgen, S. 220 fg.
32) Falckenheiner, Handschriften.
33) Falckenheiner a. a. O., S. 307 fg.; Urkunden, S. XLV fg.

34) Landau, Hess. Ritterburgen, IV, S. 226 fg.
35) Falckenheiner, Handschriften.
36) Dilich, Th. I, S. 174; Merian, Topographia Hassiae, S. 71; Landau, Die Beschreibung der wüsten Ortschaften 2c. in der Zeitschrift 2c., a. F., VII, Suppl., S. 31 fg.
37) Dr. Falckenheiner, Volksbüchlein, S. 87 fg.

berg und Gieselwerder auf 14000 Gulden festgesetzt und die Auslösung nach dem Tode des Landgrafen von Hessen in Aussicht genommen (1502).[38] Letztere unterblieb jedoch.

Inzwischen fand unter der Regierung des Landgrafen Philipp des Großmüthigen wie in Hessen überhaupt so auch in Hofgeismar die Reformation lebhaften Eingang. Die drei dortigen Kirchen wurden mit Entfernung aller Bilder und der meisten Altäre[39] evangelisch reformirt, das Chorherrn-Stift, welches, ursprünglich bei der Altstädter Kirche eingerichtet, verschiedenfach den Wohnsitz gewechselt hatte, — nach Nordgeismar, Gottsbüren, Grebenstein, dann nach Hofgeismar zurück verlegt, nicht zur gehörigen Entwicklung gelangt ist, aufgehoben, ebenso das in der Nähe des Selber Thores belegene Franziskaner-Kloster, über das wir nur wenig unterrichtet sind[40] (1527), Beides übrigens unter Abfindung der Betheiligten.

Die Gebäulichkeiten des Klosters wurden zu einem Hospital umgewandelt und dessen Verwaltung aus den Einkünften von Kloster und Chorherrn-Stift bestritten. Die zuerst ertheilte Hospitalordnung von 1535 wurde später (1553) durch eine neue ersetzt, und es wurden im Laufe der Zeiten Neubauten aufgeführt, sodaß an dieser Stelle von der Vergangenheit Nichts zu erkennen ist. (Fortsetzung folgt.)

38) Falckenheiner a. a. O., Urkunden S. LXV.

39) Vgl. über die Einweihung der Altäre: Würdtwein, Dioec. Mogunt. III, p. 585 sq.; Falckenheiner, S. LVI. fg.

40) Gegründet wurde das Kloster 1238. Die Kasseler Stadtrechnungen, herausg. v. A. Stölzel in der Zeitschrift 2c. a. F., III, Suppl., ergeben über dasselbe:
S. 167 — J. 1520. Nr. 42 — 5 Gld. den Barfüßern zu Geismar,
„ 192 — „ 1326. „ 47 — 5 „ dem Kloster zu Hofgeismar.
Falckenheiner, Handschriften, J. 1473: Die Stadt Hofgeismar erborgt von den Franziskanern daselbst ein Kapital, dessen Zinsen halb zum Siechenhause, halb zu Oblaten und Wein im Kloster verwandt werden sollen. — Vgl. Falckenheiner a. a. O., S. 498 fg.; Urkunden S. XVI fg.

Ursula.

Eine Geschichte aus Waldesgründen

von Wilhelm Speck.

(Fortsetzung.)

Wir gingen während dieses Gespräches langsam in's Thal hinab, und ich freute mich darüber, daß sie ganz zutraulich zu mir sprach und aufsah, es war kein Zweifel, das gleiche schmerzliche Geschick, welches uns betroffen hatte, rührte eine klingende Saite ihres Herzens an.

„Arme Wegwarte," sagte sie wieder, „er kommt nie mehr durch den Wald, nie mehr. Pallida mors aequo pulsat pede pauperum tabernas regumque turres. Ja, der Tod scheut weder den Palast noch die Hütte der Armuth, es ist ihm alles gleich."

Ich war nicht wenig verwundert, den Horaz zitirt zu hören. „Haben Sie die fremde Sprache gelernt?" fragte ich erstaunt.

„Ich bin ein firmer Lateiner", antwortete sie lächelnd. „Es war meines Vaters Lieblingssprache, das Lateinische, da habe ich sie mir angeeignet. Auch meine Mutter wollte ihm die Freude machen, die arme! es war zu viel für sie. Sie konnte die fremden Worte nicht behalten. Das Wort inimicitia machte ihr immer Zungenbeschwerden, ach, sie dachte ja auch niemals an Feindschaft, nur an Liebe und Freundlichkeit. Mir ist es gelungen, die Sprache zu erlernen; es ist nun freilich auch umsonst, nichtsdestoweniger ist es angenehm, gegenüber den Zufällen des Lebens zuweilen eines klassischen Zuspruchs sich erinnern zu können."

Gott soll mich bewahren —, dachte ich, was für ein seltsames Geschöpf! Laut sprach ich: „Dann ist Ihre Mutter wohl schon seit lange gestorben".

„Schon seit langer Zeit", bestätigte sie meine Vermuthung. „Ich war gerade zehn Jahre alt. Es war ein großer Leichenzug, denn sie hatte viele Freunde. Man bedauerte sie vielfach, ich weiß nur nicht warum, wir haben so glücklich miteinander gelebt, und sie wäre so gern bei uns geblieben. Hernach zerfielen wir mit der Welt, wir machten die Thür hinter uns zu und hatten eine Welt für uns. Mein Vater war nämlich der Ansicht, um angenehm zu leben, müsse man einen Rock mit vielen Knöpfen tragen, um sich der Mitwelt gegenüber nach Belieben einrichten zu können. Ich führte den Haushalt und half bei den Arbeiten: Pflanzen sortiren oder Beweisstellen nachschlagen und ausschreiben —, es war eine schöne Zeit. Als der Vater starb, ging es einfacher her; man hatte ihn in seiner Welt vergessen, dazu hatte er auch genau bestimmt, wie es mit seinem Begräbniß gehalten werden sollte, sehr schlicht, kein Gepränge, wenig Worte. Selbst

der Sarg war schon vor seinem Tode gearbeitet. ‚Damit sie dich nicht mit meinem letzten Haus über das Ohr hauen, Ursula,‘ sprach er. — Ich sollte ihn mir bei dem Schreiner ansehn, ob er auch nach der Anweisung gearbeitet wäre, aber das wollte ich nicht, es ging gegen die Natur. „Ein alter Römer muß alles können“, sagte er. ‚Warum weinst Du, mein Liebling? Ueber den Tod Deines Vaters? Daß er Dir vorangeht, das ist natürlich und recht. Wenn Du weinen willst, so beklage den Untergang einer schönen, reichen Gedankenwelt, welche mit jedem Menschen begraben wird.‘ Er hatte viele Bücher, mein Vater, aber sie sind alle verkauft, dahin und dorthin, ich habe nur eins gerettet.“

Sie öffnete ein Täschchen und zeigte mir einen abgegriffenen Horaz. „Es ist sein Handexemplar“, erklärte sie. „Ich habe es bei dem Konkurs bei Seite gebracht, es hatte ja auch keinen Werth für die Anderen.“

Sie wurde ganz roth, als sie das Eingeständniß machte.

„Sie bemerken diese Schriftzüge am Rande, es sind werthvolle Glossen von seiner Hand. Aber eigentlich hätte auch dieses Buch verkauft werden müssen, wir hatten gar viele Schulden.“

„Oh“, sagte ich, um nur etwas zu erwidern.

„Ja, denken Sie,“ versetzte sie lebhaft, „viele Schulden. Ich hätte es auch nicht geglaubt, denn wir lebten wie die Römer in ihrer besten Zeit. Da waren Bücherrechnungen, und es fanden sich auch verschiedene Bürgschaften, welche der Vater geleistet und dann natürlich vergessen hatte. Eines Tages erhalten wir den Brief. Der Vater las ihn, dann sagte er: ‚Komm doch einmal, Ursula, und lies dieses, es ist urulkig.‘ So war es auch, wir waren ganz verwundert. Wir schlugen verschiedene Rechtslehrer über das Wesen der Bürgschaft nach, aber wir kamen zu keinem anderen Resultat als demjenigen, welches uns aus dem Freidank bekannt war: darumb hât man bürge, daz man die armen würge. Vater vermochte freilich nicht mehr zu zahlen, aber ich war seine Erbin.“

Schweigend ging sie einige Zeit neben mir, dann zeigte sie mir die Dächer von Germerode, welche ganz nahe zu sein schienen.

„Wir sind nun fast im Thale. Wenn es Ihnen angenehm ist, werde ich Ihnen noch einen Platz zeigen, von welchem Sie einen guten Ueberblick über die Gegend haben.“

Als ich meine Bereitwilligkeit ausgesprochen hatte, ging sie durch die Büsche, nur zuweilen bückte sie sich, um eine Erdbeere in ein Körbchen zu pflücken. Kurze Zeit darauf traten wir auf einen Felsen, welcher von einer mächtigen Eiche überschattet und von dem Fluß bespült wurde. Nur wenige Fuß unter uns glitt das Wasser dahin und floß dann in weitem Bogen um das Dorf. Einzelne Häuser schmiegten sich an das Ufer, der größere Theil von Germerode aber lag weiter hinauf in den Wiesen, und die weißen Häuser mit den rothen Dächern blickten aus dem Grün der Obstbäume gar schön hervor. Ein zarter Hauch lag über dem Dorfe und vermehrte das Anheimelnde des Eindruckes, welchen das friedliche Bild hervorbrachte.

„Hier bin ich gern,“ sagte meine Führerin, „es ist mein Tusculanum. Aber nun will ich Mahlzeit halten. Sie sind eingeladen: Brot und Erdbeeren.“

Sie setzte sich auf eine niedrige Steinbank und begann sogleich zu essen, ließ auch mich von den rosigen Früchten nehmen. Dabei beobachteten mich ihre Augen nachdenklich.

„Werden Sie lange Zeit in Germerode Rast halten?“ fragte sie endlich.

Ich erklärte ihr, daß ich gern bleiben würde, falls sie mir erlaubte, wieder zu kommen.

Eine Weile saß sie schweigend da, dann nahm sie wieder von mir Notiz. „Sie können nun gehen. Halten Sie sich links, dann kommen Sie an den Steg. Es ist mir angenehm gewesen, und sollten Sie hier bleiben, so dürfen Sie mich wieder besuchen. Grüß Gott, cura, ut valeas.“

Der Ton, in welchem sie mich verabschiedete, war ernst und würdevoll, weniger würdevoll war mein Abgang, denn diese Verabschiedung kam mir ein wenig rasch und unerwartet. Erst als einiger Raum zwischen uns lag, wagte ich es, mich umzusehen. Sie saß still auf ihrem Platz und hielt das Haupt in die Hand gestützt. Die breitästige Eiche warf weiten Schatten um sie, doch fand ein Sonnenstrahl den Weg durch die Blätter und lag wie ein schimmernder Kranz in ihrem Haar.

Was ist das für ein seltsames Mädchen? was für ein wunderliches holdes Geschöpf! — wiederholte ich immer wieder, während ich dem Dorfe zuschritt.

Dortselbst mußte ich aber meinen Gedanken für eine Weile Ruhe lassen, um mich der Hunde zu erwehren, welche mich kampflustig umsprangen. Es war ein anmuthiges Dorf und verlor auch nichts in der Nähe, die Straßen waren breit und reinlich und die Hofräume überall mit einem farbigen Gitter abgegrenzt. Ein Wässerchen glitt unter Erlen- und Weidengebüsch mitten durch das Dorf, hier und da standen Frauen im Bach, ihr Linnen auswaschend. Im Wirtshaus fand ich keine Unterkunft, man sagte mir, ich könnte wohl bei ihnen essen, aber nicht wohnen, denn für Fremde wäre das Haus zu klein, es käme auch nicht häufig vor, daß ein Reisender Herberge begehre. Auf

der Ofenbank halte zuweilen einer Ruhe, ein armer, geringer Mann, aber das würde mir wohl nicht genehm sein. Schließlich, als man merkte, wie viel mir daran gelegen war, in Germerode zu bleiben, rieth man mir, einmal in der Schule nachzufragen. Das that ich denn auch, ich hätte mich auch bereit gefunden, das ganze Dorf abzufragen, denn das, was ich von Ursula gehört hatte, erregte in mir das Verlangen, noch mehr zu hören. Das Schulhaus stand an der Straße, es war ein großes Gebäude, an der Nordwand mit Schiefer gedeckt, eine breite Treppe führte zur Thüre hinauf, und hinter den klaren Scheiben sahen blühende Pelargonien und dunkelblättriger Epheu einladend hervor. Ich wurde gütig aufgenommen und faßte sogleich zu meinem Wirthen Vertrauen, aber ich wagte es doch nicht, von meiner Begegnung im Walde zu sprechen, so groß mein Verlangen war, Näheres über meine Unbekannte zu hören. Ich trug diese Begegnung in mir wie ein zartes Geheimniß, an welches keine fremde Hand rühren durfte.

Am Nachmittag war ich wieder auf dem Felsen, aber ich fand ihn verlassen, nur einige verwelkte Blumen lagen auf der Bank. Am anderen Tage regnete es; es schien zuerst, als würde sich der Himmel wieder klären, aber gegen acht Uhr entwickelte sich ein düsterer Regentag. Langsam schlichen die Stunden dahin, und verzweifelnd vor Ungeduld ging ich in meinem Zimmer auf und ab. Ich versuchte, mir ein Bild von Ursula's Leben zu entwerfen, es war vergeblich: es war so vieles Fremdartige an ihr, so vieles Eigenthümliche in der Art, wie sie sprach, sowie in ihrer ganzen Erscheinung, daß ich fühlte, in ihren ernsten tiefen Augen läge noch manches Räthsel verborgen.

Um auf andere Gedanken zu kommen, schrieb ich einen längeren Brief an meinen Buchhalter, ihm mein Verschwinden zu erklären und meinen Aufenthalt anzugeben, aber es wurde mir herzlich sauer, das trockene Thema angemessen zu behandeln, immer schlangen sich in meinen Bericht allerlei Arabesken ein, welche durchaus nicht hinein gehörten. Ich lauschte immer auf das Tropfen des Regens und auf das Gezwitscher der Schwalben, welche glückbringend ihre Nester an das Dach angebaut hatten.

Liebe Schwalbe, im Sommer nur
Baust du dein Nest hier auf,
Liegt der Schnee auf kalter Flur,
Suchest du Memphis auf. —
Aber der Eros mich nimmer verläßt,
Hier im Herzen baut er sein Nest.

War es die Liebe schon, welche mein Herz so unruhig machte? Unmöglich, und doch, wenn mich jemand gefragt hätte, ob ich noch immer keine wüßte, welche ich mir wohl in das Haus meiner Eltern hinein wünschen könnte, so hätte ich nicht mit Nein antworten können.

Auch am folgenden Tage regnete es, und ich saß ziemlich verzagt hinter meinem Fenster. Ich besann mich auf allerlei gereimte Wetterregeln, auch nahm ich es tröstlich, daß die Frauen eifrig Regenwasser sammelten. Sie glauben zweifellos —, sagte ich, der Regen halte nicht lange an, und diese Landleute haben einen scharfen Blick, man sollte es nicht glauben. Endlich nahm ich meine Zuflucht zu meinen Gastfreunden und verlebte einen angenehmen Abend, doch hütete ich mich vor jeder Frage, welche auf Ursula das Gespräch bringen konnte. Ich hatte eine sonderbare, mir selbst unbegreifliche Scheu, mit anderen über sie zu reden. In der Nacht hörte ich die Tropfen harmonisch wiederklingen auf dem Dache über mir, einmal mischten sich in diese melancholische Musik die ernsten, getragenen Klänge eines Chorals, welchen mein Lehrer schön und feierlich spielte.

Am anderen Morgen begrüßte mich die Sonne wieder, und die Rosen im Garten glänzten wie von leuchtenden Perlen übersät. Den Felsen fand ich noch leer, aber mein Herz sagte mir: sie wird gewiß kommen —, und wie gern glaubt man ihm, wenn es uns Gutes verspricht. Endlich bewegten sich in der Nähe die Büsche, und Ursula trat zu mir. Sie bot mir vertraulich die Hand und schien über mein Kommen erfreut zu sein.

„Das waren trübe Tage", begrüßte sie mich. „Was sagt Horaz? Iam satis terris nivis atque dirae grandinis misit pater und so weiter, in's Sommerliche übersetzt: es hat wirklich genug geregnet. Was haben Sie währerd der vergangenen Tage getrieben?"

Ich erzählte ihr, daß ich im Schulhaus wohne.

„Das freut mich," sprach sie, „es sind treffliche Leute, und Sie sind dort gut aufgehoben."

„Ich habe viel über Ihr Leben nachgedacht," berichtete ich weiter, „welch ein wundersames, menschenfernes Dasein müssen Sie geführt haben?"

„Es ist so schlimm nicht," versicherte Ursula, „ich habe auch einigen Umgang. Ich liebe diesen einsamen Felsen, er heißt der Otternstein, er liegt abgelegen und bietet Schutz. Glauben Sie nicht, daß der Sprung hinab in's Wasser Sicherheit bietet?"

Sie sah mich fragend an. „Das glaube ich wohl," bestätigte ich ihr lachend, „aber wir wollen hoffen, daß Sie nie in die Lage kommen, sich als kühnen Springer zu zeigen."

„Der Sprung ist nicht so gefährlich", sprach sie nachdenklich, „als derjenige, welchen Harald einst wagte. Manchmal stelle ich es mir vor,

ich müsse mich wirklich in die Fluth hinabstürzen, denn es gab eine Stunde in meinem Leben, in welcher ich alles um diesen Platz gegeben hätte. Es war finstere Nacht, eine kalte, neblige, feuchte Nacht, und ich lief, was ich nur konnte, aber ich kam nicht von der Stelle. Da liegt ein Stein, und ich falle, ich raffe mich wieder auf und laufe. O mein Vater —, rufe ich, o mein lieber Vater. Er war mir ganz nahe, aber er lag im Grabe."

„Das ist eine dunkle Geschichte", sagte ich bewegt.

„Ja, eine sehr dunkle Geschichte", antwortete sie und richtete sich dabei mit einem Ruck auf, als wollte sie etwas von sich abschütteln. „Ich bin froh, aus der finsteren Stadt in dieses Waldthal versetzt zu sein," fuhr sie fort, „jetzt wohne ich bei meinem Oheim, ich habe es Ihnen schon gesagt."

(Fortsetzung folgt.)

Das Glück.

Ein Bettler an der Krücke,
Gelähmt von Gram und Noth,
Der nie genaht dem Glücke,
Dem nie die Hand es bot,
Der liegt in dumpfer Keuche,
Von Lumpen schlecht gedeckt;
Ihn hat die Armenseuche
Auf karges Stroh gestreckt.

Den das Geschick zergeißelt,
Der allen Jammer trug,
Fahl auf die Stirne meißelt
Sich ihm des Todes Zug.
Schon fielen ihm die Lider
Von lähmender Gewalt,
Da beugt zu ihm hernieder
Sich eine Lichtgestalt.

Das Glück! Er sieht es bebend,
Mit nie gekannter Lust,
Den letzten Odem hebend
Aus der zerstörten Brust.
Was er geträumt vermessen,
Wird ihm zu eigen jetzt;
Es hat ihn nicht vergessen —,
Es kommt zu guter Letzt.

So hält ihn voll Erbarmen
Die holde Trösterin,
Er stirbt in ihren Armen,
An ihrem Herzen hin.
Nie durft' es bei ihm rasten,
Nie war ihm nah' das Glück,
Nun legt es dem Erblaßten
Das müde Haupt zurück.

D. Saul.

Obscheed.[1])

(Schwälmer Mundart.)

Melodie: Morgen muß ich fort von hier.

Zün Saldôre[2]) müß ich nü
Ö muß Obscheed namme[3]).
Schatz, meng Schatz, bos flännst[4]) da dü!
Stieh mer net zesamme!
Äus demm Häz kemmst dü mer net.
Glööws[5]), bei jerem Schrett ö Trett
Wär ich o dich dänke.

Möß ich eesôm Poste stieh,
Mond ö Stärn bewache,
Dänk ich: Ach, bie wärs doch schie[6]),
Kinn[7]) ich met der lache
Hengerm[8]) Büsch im stelle Hähnj[9])
Ö der immer, immer sähnj[10]),
Däß ich dich nür liewe.

Gückt der mol züm Fänster nie
Hebsch dr Mond ö schmonzelt[11]),
Dänk da ööch: Es wor doch schie,
Bann mer ins gemonzelt[12]).
Dänk ööch, däß verget die Zeiht,
Däß Berlin jo net ze weiht,
Däß mer ins konn schreiwe.

Kurt Ruhn.

1) Abschied, 2) Soldaten, 3) nehmen, 4) weinest, 5) glaube es, 6) schön, 7) könnte, 8) hinter dem, 9) Hain, 10) sagen, 11) lächelt, 12) geküßt.

Aus alter und neuer Zeit.

Skizzen aus der hessischen Kriegsgeschichte.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann.

XXVI.

Auf Vorposten bei Crutschen's Mühle in Pennsylvanien. Als sich die Jägercompagnie des Hauptmanns von Wrede einst genöthigt sah, in einer sehr finsteren Nacht unweit von Crutschen's Mühle in Pennsylvanien eine sehr nachtheilige Vorpostenstellung behaupten zu müssen, gebrauchte ihr Führer die Vorsicht, die Mannschaft dahin zu unterrichten, sich, falls ein überraschender Anfall des Feindes erfolgen sollte, eiligst nach jener Mühle hin zurückzuziehen und in dem Mühlengehöft so rasch als möglich in Sektionskolonne zu formiren. Zu diesem Ende ließ er die Mühle durch einige Jäger besetzt halten und die nöthigen Vorbereitungen treffen. Wirklich griff auch der Feind jene Vorposten in

der Nacht mit großer Uebermacht an, so daß die Jäger Mühe hatten, nach der Mühle hin zu entkommen, umzingelte dieselbe und traf Anstalten, sie in Brand zu stecken.

Indessen lag es gar nicht in der Absicht Wrede's, sich in diesem hierzu wenig geeigneten Gehöfte irgendwie hartnäckig zu vertheidigen. Er brach vielmehr, nachdem er in erwähnter Weise seine Mannschaft in Kolonnen auf dem Hofe formirt hatte, alsbald wieder, jedoch in größter Stille, den blanken Hirschfänger in der Faust, mit seinen Leuten aus dem Gehöfte heraus und gelangte, begünstigt durch die Finsterniß, mitten unter die Feinde, ohne von ihnen erkannt zu werden, worauf er sich dann mit wildem Geschrei unter dieselben stürzte und ein fürchterliches Gemetzel anrichtete. Durch das Ungewohnte dieser Kampfesweise auf das Aeußerste erschreckt, stob der Feind nach allen Seiten auseinander, so daß Hauptmann von Wrede Gelegenheit fand, mit einem verhältnißmäßig ganz unerheblichen Verlust zu entkommen.

Aus dem Jahre 1848. Am 18. Mai 1848 wurde in der Paulskirche der alten Reichsstadt Frankfurt das deutsche Parlament eröffnet. In zahlreichen Gedichten wurde dieses Ereigniß gefeiert. Eins derselben, das wohl zu den besten zählt und unserer Meinung nach den Geist, der damals im deutschen Volke herrschte, treffend wiederspiegelt, fanden wir kürzlich in der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung“ in einem Artikel, welcher die Literatur des Jahres 1848 behandelt, veröffentlicht. Es ist dem „deutschen Parlamente“ gewidmet, und Verfasser desselben ist unser hessischer Landsmann, der damalige Gymnasiallehrer Jakob Gegenbaur*), der am 17. September 1889 als Professor zu Fulda verstorben ist. Wir lassen hier das Gedicht folgen.

Dem deutschen Parlamente.
Von J. Gegenbaur.

Als der frische Saft im Baume wieder schwellend aufwärts schoß
Und zur Blüthe voll und duftig sich der junge Keim erschloß;
Als die klaren Wasserfluthen aus der Wälder grünem Dom
In die blüthenreichen Wiesen niedersandte jeder Strom:

Sieh! da kam ein neues Leben in das ganze deutsche Land,
Welche Wonne! Lenz und Blüthen weben ihm ein prächtig Band!
Aber höher schwoll der Busen, aber weiter ward die Brust,
Als der deutsche Mann sich wieder seiner Freiheit ward bewußt!

Aber kühner blitzt das Auge, als das Volk die Ketten brach,
Drin es jahrelang gefesselt duldsam trug die böse Schmach;
Wie ein Simson zornerglühend sprang es aus der Sklaverei
Und zerbrach mit stolzem Nacken keck das Joch der Tyrannei.

Auch in Flammen schlug der Funken, der in Aschenhaufen lag;
Heil dir, Licht des deutschen Volkes, das in unser Dunkel brach;
Heil der Gluth, die heiß entglommen aus der langen Winternacht,
Drin wir traurig und verzweifelnd manches herbe Jahr vollbracht.

Darum euch, des Reiches Ständen, euch sei dieser Gruß gebracht,
Daß ihr treue Zionswächter nicht verzagt in heißer Schlacht,
Daß ihr ausharrt fest, entschieden, muthige Spartanerschaar!
„Für das Volk und seine Rechte!“ sei der Wahlspruch immerdar!

Kurhessen war in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt durch elf Abgeordnete vertreten. Die Wahl derselben hatte am 18. April stattgefunden. Es waren gewählt worden im 1. kurhessischen Wahlkreise Kassel: Obergerichtsanwalt Ludwig Schwarzenberg in Kassel; im 2. Wahlkreise Eschwege-Schmalkalden: Bibliothekar Dr. K. Bernhardi von Kassel; im 3. Wahlkreise Hofgeismar-Rinteln: Regierungsrath K. W. Wippermann von Kassel; im 4. Wahlkreise Fritzlar-Wolfhagen: Obergerichtsanwalt H. Henkel von Kassel; im 5. Wahlkreise Hersfeld-Rotenburg: Gymnasiallehrer W. Jacobi in Hersfeld; im 6. Wahlkreise Melsungen-Witzenhausen: Dr. phil. Philipp Schwarzenberg von Kassel; im 7. Wahlkreise Ziegenhain-Homberg: Generalpostdirektionsrath Dr. Adolf Enyrim in Frankfurt a. M.; im 8. Wahlkreise Marburg-Frankenberg-Kirchhain: Professor Dr. Bruno Hildebrand in Marburg; im 9. Wahlkreise Fulda-Hünfeld: Obergerichtsrath V. Werthmüller in Fulda; im 10. Wahlkreise Hanau: Oberbürgermeister August Rühl in Hanau; im 11. Wahlkreise Gelnhausen-Schlüchtern: Bürgermeister J. Förster von Hünfeld. — Von diesen elf hessischen Nationalvertretern gehörten in der Paulskirche zu Frankfurt die Abgeordneten Ludwig Schwarzenberg, Dr. Bernhardi, Wippermann, Henkel, Jacobi und Enyrim dem konstitutionellen rechten Zentrum, Werthmüller dem linken Zentrum und Dr. Philipp Schwarzenberg, Professor Hildebrand, Rühl und Förster der demokratischen Linken an. Ludwig Schwarzenberg, Bernhardi, Wippermann, Henkel, Jacobi, Enyrim, Hildebrand, Rühl sind schon vor langer Zeit gestorben. Werthmüller starb 1882 zu Fulda, Dr. Philipp Schwarzenberg 1885 in Italien. Ob Förster noch lebt, ist ungewiß. Er war vor vierzig Jahren nach Nordamerika ausgewandert. Sein letztes nach Deutschland gelangtes Lebenszeichen stammt aus der Mitte der achtziger Jahre und bestand in einer bei der Stadtbehörde zu Fulda eingegangenen Urkunde aus Cincinnati, wenn wir nicht irren, die er als Notar beglaubigt hatte. Förster war zu Soisdorf im Kreise Hünfeld zu Ende des

*) S. „Hessenland“, Jahrg. 1888, Nr. 20 u. 21, und Jahrg. 1889, Nr. 19.

vorigen Jahrhunderts geboren und würde sonach heute ein Alter von neunzig und einigen Jahren erreicht haben.

Beschwerde über einen Schulmeister aus dem Jahre 1605. Unter den Sentenzen des Stadtgerichts von Felsberg findet sich unter dem Jahre 1605 die nachstehende interessante Klagesache:

„Burgermeister Herman Henckell klaget: hat seinen Sohn aufm Sontag Morgens in die Schull geschickt, daraus mit in die Kirche zu gehen und Singen helfen, und sobald er hineinkommen, hab der Schulmeister bestalt gethan, Ihm solches anzumelden, wie durch Joſt Hombergs Jungenn beschehenn, sey der Schulmeister herunter gelaufen, und [habe] Rutenn gefordert, wie aber keine fürhenden, hab er Ihn dermaaßen punctirt, das es eine Schande mag sein.

Schulmeister Salomon Scharf saget: er sey von Rüene (Rhünda) komen, habenn die Knaben in der Schull überm Hauffen gelegenn und sich geschlagenn, hab er Sie von einander bracht und dem Knaben ein Maulschell geben, hoft nicht, daß er darin Zuviell gethan, denn sie triebenn großen Uebermuth, hab Ihm darzu trotzige Wort gebenn.

Bescheidt der Herren.

Das will Sich nicht gepüeren (gebühren), die Knaben als Bürgers Kind außer Schull zu schmeißen, Solt Sie viellmehr zu Sich fordernn, darmit der Gesang in der Kirchen desto beßer volnführet könte werdenn, Zudem spüret mann großenn Unvleiß bey den Knaben, ihrer wehren (wären) so nicht viell, er solt beßernn Vleiß anwendenn, oder die Herrenn werden veruhrsachet, darüeber Zu klagen, Und um Abschaffunge beym Hrn. Superintendenten Sich zu beschweren.

Schulmeister

Saget: er wende allenn Vleiß an, die Elter hieltenn die Kind nicht zur Schull, giengenn kaum die halbe Zeit in die Schull.

Burgermeister Herman Henckell sagt: er halte Seinen Knaben Vleißig zur Schull, woltenn dennoch nicht fordt, darzu hedten Sie vor dieser Zeitt beßer können betenn denn Jetzund, derowegen Spürt man wenig Vleiß.“ —

Der Schulmeister hatte sein Fett; wie konnte er auch wagen, des hochmögenden Bürgermeisters Sohn zu „punktiren“!

Dr. F.

Aus Heimath und Fremde.

Der 10. Mai ist in der Geschichte unseres Hessenlandes ein Tag von großer Bedeutung. An ihm wurden vor 600 Jahren dem ersten Landgraf von Hessen aus dem Hause Brabant, Heinrich dem Kinde, vom Kaiser Adolf von Nassau zu Frankfurt die Reichslehen Burg Boyneburg und Stadt Eschwege verliehen und dadurch die reichsfürstliche Selbständigkeit von Hessen rechtlich begründet. Der Geheime Regierungsrath Dr. F. Münscher hatte dieses historische Ereigniß zum Gegenstande eines am Dienstag in der vorigen Woche in dem hessischen Geschichtsverein zu Marburg gehaltenen Vortrages gewählt, in dem er einen Rückblick auf unsere hessische Geschichte vom ältesten Auftreten der Chatten an bis auf die Neuzeit warf und am Schlusse mit warmen Worten den Wunsch aussprach, daß hessischer guter Brauch und Sitte noch recht lange erhalten bleiben möchten. Das „Hoch“, welches er auf den hessischen Volksstamm ausbrachte, fand bei den Zuhörern ungetheilte Zustimmung.

In der Nummer 209 der „Münchener Neuesten Nachrichten“ vom 7. Mai d. J. begegnen wir unter den „Vermischten Nachrichten“ einem „Worte mit und ohne Flügel“ betitelten Artikel, in welchem sich der Einsender u. A. auch eine Erklärung der Bezeichnung „blinder Hesse“ leistet, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen, so ungeheuerlich und albern sie auch ist. Daselbst heißt es: „Als im vorigen Jahrhundert die hessischen Landesväter ihre Unterthanen nach Hunderten an England und Holland zum Militärdienst verkauften, wurden von diesen armen Teufeln in den Kolonien sehr viele blind, wahrscheinlich durch die egyptische Augenkrankheit. Diese wurden dann nach Deutschland zurückbefördert und waren darauf angewiesen, sich ihr Brod zu erbetteln. Sie gingen von Thür zu Thür mit dem Rufe: ‚Ein blinder Hesse bittet um eine Gabe‘ und waren derselben da auch sicher.“ Daß der Ausdruck „blinder Hesse“ mythologisch zu nehmen und auf die Stammessage zurückzuführen ist, wonach der Stammesahnherr für ein welf, das blindgeborene Junge eines Hundes oder einer Katze ausgegeben worden ist, daher man auch die Hessen „blinde Hunde“ und „blinde Hundehessen“ genannt hat, scheint dem Gelehrten der „Münchener Neuesten Nachrichten“ unbekannt zu sein. Derselbe hätte sich in Jakob Grimm's deutscher Mythologie und in dessen Geschichte der deutschen Sprache sowie in Vilmar's Idiotikon aus Kurhessen vorher ein wenig umsehen sollen, es würde ihm dann wohl erspart geblieben sein, solches ungereimte Zeug wie das obige in die Welt hinauszusenden. — Es ist zu bedauern, daß sich auch hier, in einem so geachteten und viel verbreiteten Blatte wie die „Münchener Neuesten Nachrichten“, wieder die hundertmal widerlegte und gebrandmarkte historische Unwahrheit von dem Verkaufe hessischer Unterthanen durch ihren Landesfürsten an England und Holland vorfindet. Man ist in der That versucht, zu fragen: ist es Unverstand, ist es böswillige Absichtlichkeit, daß dieselbe immer und immer wieder auftaucht?

Die diesjährige (17.) Versammlung des Vereins von Lehrern an den höheren Schulen der Provinz Hessen-Nassau und des Fürstenthums Waldeck findet am 25. Mai in Kassel statt.

Die berühmte Habich'sche Gemäldesammlung ist am 9. und 10. Mai in Kassel durch die Herren H. Lempertz-Köln und Joseph Schall-Berlin versteigert worden. Die Sammlung war seit 12 Jahren in der Kasseler Gemäldegalerie leihweise ausgestellt und hat berechtigtes Interesse erregt, da dieselbe Hauptwerke allerersten Ranges enthält. Die italienische, altdeutsche, altniederländische, flämische und besonders zahlreich die holländische Schule sind vertreten. Die Sammlung bestand aus 166 Gemälden, doch sind hiervon auf Befehl Sr. Maj. des Kaisers für die Kasseler Galerie 17 Gemälde für 20 000 Mark aus Mitteln der königl. Privatschatulle angekauft worden, ferner erwarb 13 Gemälde die Nationalgalerie in London. Der Rest von 136 Gemälden gelangte nun zur Versteigerung und zwar am 9. Mai 43, am 10. Mai 93. Es waren eine große Anzahl von Kunstliebhabern, Händlern und Kunstdirektoren von Nah und Fern erschienen, und es wurden im großen Ganzen recht befriedigende Resultate erzielt. Die hervorragendsten Stücke gingen an ein Privatmuseum (Zuckerfabrikant Say) in Paris, Gemäldegalerieen Kassel, Dresden, Hannover, Hamburg, London, Rotterdam, Haag, Mailand, Zürich 2c. über. So wurden u. a. die nachfolgenden Hauptwerke zu den beigesetzten Preisen versteigert: Tizian (Porträt Philipp's II. von Spanien) 13 000 Mk., Say-Paris; Rubens (Grablegung Christi) 10 000 Mk., Say-Paris; Ruisdael, Jakob (Die Wassermühlen) 10,150 Mk., Konsul Bodmer-Zürich; Guardi (Markusplatz zu Venedig) 3000 Mk., Bodmer-Zürich; Zeemann (Blick in eine holländische Stadt) 3150 Mk., Priv. Gottschald-Leipzig; Bachiaca (Anbetung der heiligen drei Könige) 2410 Mk., Crespi-Mailand; Bloot (Das Schweineschlachten) 2415 Mk., Weber-Hamburg; Bol, Ferdinand (Bildniß eines jungen Mannes) 2060 Mk., Priv. Menck-Hannover; Borgognone (Madonna), Ober-Reg.-Rath v. Seidlitz-Dresden; Bruegkel d. Aelt. (Todtes Wild in einer Landschaft) 2010 Mk.; Duck, J. A. (Musikalische Unterhaltung) 2505 Mk., Dresdener Galerie; Hals, Franz (Kopf eines lachenden Mädchens) 3150 Mk, Kunsthändler in Basel; Kranach d. Aelt. (Die Wirkung der Eifersucht) 3500 Mk., Richter-London; Loo (Italienische Flußlandschaft) 3050 Mk., Rentier Ponfick-Kassel; Maas (Szene vor einer italienischen Schenke) 2300 Mk., Konsul Wirz-Basel; Pynacker (Landschaft) 2285 Mk., Konsul Bodmer-Zürich; Ruisdael, Salomon (Holländische Herbstlandschaft) 2210 Mk., Menck-Hannover. Im Ganzen sollen aus der Versteigerung 320 000 Mark erlöst worden sein.

Wie wir in der Wiener Zeitung „das Vaterland" lesen, haben die Lieder in dem Drama unseres hessischen Landsmannes Adam Trabert in Wien „Elisabeth, Landgräfin von Thüringen und Hessen" bereits ihren Komponisten gefunden. Es ist kein Geringerer als unser rühmlichst bekannter Oratorien-Komponist und -Dichter Heinrich Fidelis Müller, Dechant zu Amöneburg, der bekanntlich selbst ein geistliches Festspiel „die heilige Elisabeth" gedichtet und komponirt hat. Als warmer Verehrer des Trabert'schen Dramas schreibt er an den Verfasser des letzteren u. a.: „Für die Zusendung Ihres herrlichen Werkes ‚Elisabeth' sage ich Ihnen den aufrichtigsten Dank. Erst in diesen Tagen habe ich es durchkosten können, habe aber die schönen Lieder des Werkes, das mich auf einer Fahrt nach Kassel begleitete, schon vor fünf Wochen gesungen und mit der Bleifeder im Waggon fixirt. Das Lied Klingsor's hat mich am meisten angesprochen, es ist eine Perle deutscher Dichtung.... Wir haben, glaube ich, in der christlichen Literatur wenige Werke, die so genial, edel, großartig und bühnengerecht packend sind als das Ihrige. Möge Gott geben, daß es aufgeführt wird und Vieler Herzen ergreift."

Universitätsnachrichten. Dr. phil. Albert Köster zu Hamburg ist als außerordentlicher Professor für deutsche Sprache und Literatur an die Universität in Marburg berufen worden. Derselbe hat daselbst bereits am 13. Mai seine Thätigkeit mit einem öffentlichen Vortrag über den jungen Goethe begonnen. Seinen Ruf als Literarhistoriker begründete Professor Köster durch seine Schrift „Schiller als Dramaturg", Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts (Berlin 1891). Vorher (1887) war schon aus seiner Feder ein allgemein geschichtliches Werk erschienen: „die Wormser Annalen", eine Quellenuntersuchung, die allgemeine Anerkennung fand. Albert Köster ist am 7. November 1862 zu Hamburg geboren. Er kam, auf dem Johanneum zu Hamburg vorgebildet, 1882 zur Universität, studierte abwechselnd in Leipzig und Tübingen zuerst Rechtswissenschaft, sodann neuere Philologie und schließlich Geschichte und gelangte 1887 in Leipzig zur Promotion. Bei seinen historischen Studien schloß er sich ganz besonders an Maurenbrecher und Wilhelm Arndt in Leipzig an. In seinem jetzigen Sonderfache, der Germanistik, hatte er Friedrich Zarncke, Hildebrand, Rudolf Kögel und Philipp Strauch zu Lehrern. Von andern Universitätslehrern, unter deren Einfluß sich Köster bildete, seien noch genannt der Aesthetiker Köstlin, Anton Springer, der Historiker Kugler, der Neuphilologe Ebert und Wilhelm Roscher, Biedermann und Kugler. In Marburg hat Dr. Köster die Germanistik neben dem Ordinarius Edward Schröder und dem Privatdozenten Dr. Wrede zu vertreten. (V. Z.)

Hessische Bücherschau.

Geschichte Hugenottischer Familien. — I. Die Familie Grandidier. Von Otto Gerland. S.-A. aus d. Ztschr. „Die französische Kolonie", Jg. 1891. Berlin (E. S. Mittler u. S.) 1891. II und 23 S. 4°.

Bereits im Jahre 1653, also lange vor der Aufhebung des Edikts von Nantes, wanderte Daniel Grandidier aus seiner Heimath Sedan aus und ließ sich zuerst in Heidelberg, dann dauernd in Kassel nieder. Denn nicht erst nach der Aufhebung des Edikts, sondern bereits lange vorher begannen die Zwangsmaßregeln der französischen Regierung gegen ihre reformirten Unterthanen, und schon während des dreißigjährigen Krieges finden wir in Kassel eine Anzahl französischer Familien, die um ihres Glaubens willen das Vaterland verlassen hatten. Die Grandidiers haben lange in der neuen Heimath geblüht; leider erlosch die Familie im Mannsstamme, wie bereits so viele französische Familien, in Hessen mit dem Appellationsrath Johann Karl Grandidier im Jahre 1890; dagegen blüht sie noch in einem Nebenzweige im fernen Kurland fort. — Mit seltenem Fleiße hat Otto Gerland die reiche Familiengeschichte zusammengetragen, der u. W. selbst in weiblicher Linie ein Nachkomme der Grandidiers ist. Die veraltete und unübersichtliche Form der Stammbäume mit ausgeschriebenen Namen verschmähend hat er überall die entsprechenden Zahlen eingesetzt, sodaß ein jeder sich bei den gewissenhaft angebrachten Verweisen mit Sicherheit und Leichtigkeit zurecht finden kann. Die Geschichte bietet zugleich eine reiche Fülle von Stoff für die Kasseler bezw. hessische Familiengeschichte überhaupt; denn ein Geschlecht, das nahezu dritthalb Jahrhunderte mit zu den ersten der Hauptstadt gehörte, hat sich in unzählige andere Familien hineinverzweigt. So dürfen wir dem Herrn Verfasser für die gebotene Gabe sehr dankbar sein und zugleich die Hoffnung aussprechen, demnächst in ebenso mustergiltiger Weise die Geschichte einer anderen Hugenottischen Familie von ihm zu erhalten, der du Rys, welchen Otto Gerland ja auch von weiblicher Seite her angehört. Die Bedeutung der französischen Einwanderung für Hessen im Ganzen wird erst auf Grund zahlreicher solcher Einzelforschungen erkannt werden können. **H. Br.**

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt, mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen herausgegeben von Johann Lewalter. Hamburg (Gust. Fritzsche). — Heft III, VI und 74 S. 1892. 8°.

Das Volkslied ist der Prüfstein für das Verständniß wahrer Poesie. Ein um die Sammlung und Erforschung der Volkslieder hochverdienter, leider im letztvergangenen Jahre dahingeschiedener Landsmann pflegte oft zu erzählen, wie man ihn einst in vornehmem Kreise um sein Lieblingsstudium befragt habe. Im Laufe des Gespräches habe er dann eines der schönsten und sinnigsten Volkslieder vorgetragen, und die Folge war, — daß die Mehrzahl der Anwesenden ein mitleidiges Lächeln nicht zu unterdrücken vermochten! In ihrer Heimath war das Volkslied so gut wie unbekannt; und schon oft hat man gehört, daß Fremde aus dem Norden oder Osten des deutschen Reiches überrascht sind, wenn sie abends unsere von der Arbeit heimkehrenden Mädchen ihre Lieder laut in den stillen Abend hinein singen hören. Allerdings muß man auch das Volkslied singen hören! Das gesprochene übt nicht halb die Wirkung. Deshalb ist es ein besonderes Verdienst Lewalter's, daß er, der nun schon das dritte Heft seiner Volksliedersammlung hat erscheinen lassen, gleich die Melodien in einfacher Klavierbegleitung beigegeben hat. Ist er doch in der glücklichen Lage, für beide Seiten der Volkspoesie das feine Verständniß zu besitzen, das ihn in die Lage setzt, dem Volke seine Lieder abzulauschen und sie wiederzugeben, so wie sie sind, ähnlich wie der vorsichtige Forscher den zarten Schmetterling einfängt, ohne ihm die duftigen Flügel abzustreifen. Ist doch auch dem Naturfreund die wilde Blume draußen auf der Waldeshöhe viel lieber und interessanter als die in den Garten gepflanzte, welcher der Gärtner erst mit allerlei künstlichen Mitteln geglaubt hat nachhelfen zu müssen. Da die Lewalter'sche Sammlung bereits früher in diesen Blättern ausführlich besprochen wurde, so dürfen wir uns diesmal kürzer fassen. Es verdient jedoch bemerkt zu werden, daß es dem eifrigen Forscher gelungen ist, verschiedene Lieder seiner Sammlung einzufügen (so Nr. 5, 23, 34, 36), welche noch nirgends gedruckt vorliegen. Glaubte doch z. B. der eingangs unserer Besprechung angeführte verdiente Sammler nicht, daß es möglich sein würde, den vorhandenen Schatz noch zu vermehren. Es wäre nur zu wünschen, daß Lewalter's hessische Volkslieder auch recht bei dem gebildeten Theile des hessischen Volkes Eingang fänden, zum Lohne sowohl für den Herausgeber wie für den Verleger, deren Schaffen sicher ein recht selbstloses genannt werden darf. Aber auch dem hessischen Volksliede selbst würde eine recht weite Verbreitung der Sammlung zu gute kommen. Manchem wird damit das Verständniß für echte Poesie aufgehen, und es dürfte dann nicht so leicht wieder vorkommen, was vor nicht allzu langer Zeit den Burschen und Mädchen eines niederhessischen Dorfes widerfahren ist. Als diese, ihre gewohnten Weisen singend, abends auf der Landstraße spazieren gingen, wurden sie, — wir wissen nicht von welchem grämlichen Denunzianten, — zur Anzeige gebracht und wegen groben Unfugs in Strafe genommen! Das königliche Amtsgericht in

G. hat dann allerdings die verhängten Geldbußen, soweit dagegen gerichtliche Entscheidung angerufen wurde, sofort wieder aufgehoben. Viele bezahlten jedoch lieber, um sich weitere Scherereien zu ersparen. Man sagt zwar: Naturam expellas furca, tamen ultro redibit. — Ob die Natur aber auch gegen den Herrn Gensdarm Stand hält? Hoffentlich! **H. Br.**

Franz Kuchenbuch, Das Liasvorkommen bei Volkmarsen. — Jahrbuch der königlich preußischen geologischen Landesanstalt für 1890, S. 74—101 (mit einer Tafel in Farbendruck). Berlin 1891.

Das in der vorliegenden Abhandlung behandelte Gebiet zeichnet sich aus durch die Eigenart seiner von der weiteren Umgebung unabhängigen Beschaffenheit, welche sich als die Folge einer großen grabenartigen Gebirgsstörung darstellt. Das Gebiet begreift in sich den nordwestlichen Zipfel unserer Provinz, wird westlich vom Waldeck'schen Ländchen, nördlich vom Kreise Warburg der Nachbarprovinz Westfalen begrenzt und liegt etwa zwischen 26° 40′ und 26 °50 östlicher Länge und zwischen 51° 21′ und 51° 27′ nördlicher Breite. Fast genau im Mittelpunkt liegt die Stadt Volkmarsen.

Der Lias der dortigen Gegend ist in drei größeren, fast von Norden nach Süden gestreckten Streifen durch die Orte Horn—Grafenhagen, Neuenheerse—Bonenburg und Wethen—Welda—Volkmarsen bezeichnet.

In dem genannten Gebiete sind überhaupt vertreten die Formationen: Buntsandstein, Muschelkalk, Keuper, Jura, Diluvium und Alluvium.

Erwähnenswert erscheint uns für unser kurzes Referat das Rotheisensteinvorkommen im Lias, welches schon früh Anlaß zum Bergbau gegeben hat und bis Ende der fünfziger Jahre einen regelmäßigen, wenn auch schwachen Betrieb am Ralekesberge ermöglichte. Die Thatsache jedoch, daß die reichsten Erzstücke nur 33 % Eisen ergaben, sowie die hohen Transportkosten bis zur Veckerhagener Hütte brachten den Betrieb zum Aufhören. **Dr. A.**

In dem Verlage der Ernst Hühn'schen Hofbuchhandlung in Kassel ist erschienen:

Deutsche Klassiker und Romantiker. Aufsätze von Hans Altmüller.

Im Verlage der Hofbuchhandlung von G. Klaunig in Kassel erschien:

Bilder aus der hessischen Geschichte und Sage von Karl Heßler.

Wir werden auf beide Bücher bei anderer Gelegenheit zurückkommen.

Briefkasten.

F. T. Kassel. Wird besorgt. Freundlichsten Gruß.

G. M. Kassel. Sie werden die gewünschte Antwort in den nächsten Tagen erhalten.

G. v. P. Marburg. Besten Dank für Zusendung. Besprechung folgt in nächster Nummer. Freundlichsten Gruß.

E. P. Frankfurt a. M. Wir empfehlen Ihnen die im Verlage von Hauschild in Dresden erscheinende illustrirte Familienzeitschrift „Universum", die Ihren Ansprüchen genügen dürfte.

Dr. F. Inowrazlaw. Wie Sie sehen, gleich benutzt. Ihr freundliches Anerbieten nehmen wir dankbar an und sehen baldgefälliger Einsendung des in Aussicht gestellten Artikels entgegen.

Dr. F. H. Straßburg. Wir danken Ihnen verbindlichst für die Zusendung der „M. N. N.". Die uns schon vor längerer Zeit gütigst übermittelten „Briefe eines hessischen Offiziers aus dem nordamerikanischen Feldzug der Hessen im Jahre 1777" kommen demnächst zum Abdruck. Korrekturabzug erhalten Sie zuvor.

W. K. Minden. Ungeeignet.

Anzeigen.

In meinem Verlage erschien soeben:

Deutsche Klassiker und Romantiker.

Aufsätze von Hans Altmüller.

Preis 2 Mark, eleg. geb. 3 Mark.

Für Anschaffung als höhere Unterrichtslektüre bestens empfohlen.

Hochachtungsvoll

Ernst Hühn,

Hof-Buch- und Kunsthändler.

Das neueste, 19. Heft der vorzüglich **illustrirten Familienzeitschrift**

„Universum"

enthält folgende Beiträge: „Rauschgold", Novelle von Marco Brociner, — „Die vulkanische Schmiede im Felsengebirge" von Paul Lindau. „Der Parasit der Malaria und die Chinarinde" von C. Falkenhorst. — „Tante Clementine", Preisnovelle von Hans Arnold, mit Original-Illustrationen von Albert Richter. — „Christiane Taidé", Novelle von W. Zehme. — „Stromleben", Gedicht von J. G. Fischer. — „Eine Frage", Gedicht von Julius Sturm. — Rundschau: „Biographie von Baronin von Suttner." — „Wie viel baares Geld ist auf der ganzen Erde." — „Das Radetzky-Monument in Wien." — Humoristisches, Räthsel und Spiele. — Von den Illustrationen sind als ganz hervorragend zu erwähnen: „Von Ihm" von Tito Conti. — „Nachbarskinder" von Hugo König. — „Musikstudien" von C. Walther.

Das „Universum" kann durch alle **Buchhandlungen** und **Postanstalten** bezogen werden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 11. Kassel, 1. Juni 1892.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2934.

Erinnerung.

Als dereinst Du mir in die Augen geblickt
Und lächelnd mir holdesten Gruß genickt,
Als Deine Hand in der meinen lag,
Und es blühte und duftete rings im Hag —,
— Da war es Mai!
Dahin! — Vorbei! —

Als Dein Herze sich zag an das meine geschmiegt,
Als Dein Köpfchen ich an meiner Brust gewiegt,
Als wir gingen selbander am Waldessaum
Und träumten so wonnigen, seligen Traum —,
— Da war es Mai!
Dahin! — Vorbei! —

Als erröthend Du meinem Geflüster gelauscht
Und der frischgrüne Wald uns zu Häupten gerauscht,
Als zuletzt Deine Seele mit Allgewalt
Die Liebe gebar in so hehrer Gestalt —,
— Da war es Mai!
Dahin! — Vorbei! —

Jetzt bist Du im Süd', und ich im Nord'!
Nicht erreicht Dich mein Lied und nicht mein Wort!
Viel' Wälder rauschen wohl um uns her,
Doch uns Beide beschattet keiner mehr!
— Verblüht ist der Mai!
Dahin! — Vorbei! —

Hugo Frederking.



Stadt und Bad Hofgeismar.

Von K. Neuber.

(Fortsetzung.)

Unter den ersten[41]) evangelischen Predigern an der Altstädter Kirche ragt besonders hervor Johannes Westermann. Derselbe, aus Münster gebürtig, trat frühzeitig als Mönch in das Augustiner-Kloster zu Lippstadt, besuchte später die neugegründete Universität Wittenberg (1521), hörte daselbst die Vorlesungen der Reformatoren und erhielt die Doktorwürde in der „Gottesgelahrtheit" (1523), wurde dann, in das Kloster zu Lippstadt zurückgekehrt, Prior desselben, erlangte eine Berühmtheit als Kanzelredner und verfaßte einen Katechismus in westfälischer Mundart. Deshalb bei seinen Oberen angefeindet, wollte er einen Widerruf seiner Anschauungen nicht leisten, trat zum evangelischen Bekenntniß über und wurde nach mancherlei Schicksalen vom Landgrafen Philipp an die seit der Reformation unbesetzt gebliebene zweite Predigerstelle (das Diakonat) an der Altstädter Kirche zu Hofgeismar berufen (1535), wo er viele Jahre gewirkt hat und im Jahre 1600 verstorben ist.

In vermögensrechtlicher Hinsicht erlangte Hofgeismar in diesem Zeitraum mancherlei Vortheile. Die Gemarkung vergrößerte sich durch Erwerbung von 30 Hufen (40 Acker) Landes, genannt der Wattberg, und 4 Hufen an dem Weddehagen von dem zum Bisthum Paderborn gehörigen Kloster Hardehausen zum Kaufpreise von 325 Goldgulden, freilich nur auf 20 Jahre (1535), welcher Erwerb durch späteren Vertrag (1574) bezüglich des Wattbergs, — von Weddehagen ist darin keine Rede —, erneuert wurde unter Erhöhung des Kaufpreises auf 1350 Thaler. Durch landesherrliche Erlasse wurden die Berechtigungen am Geismarer Holze und am Reinhardswalde festgestellt (1545, 1552, 1554), auch die Privilegien der Stadt bestätigt (1556).[42])

41) D. h. der Zeit nach. Als erster evangelischer Prediger und Metropolitan an der Altstädter Kirche wird von Falckenheiner genannt: Johann Rottmiller, von Landau Johann Eckhard; s. Falckenheiner a. a. O., S. 480 fg.

42) Falckenheiner a. a. O., S. 429 fg., Urkunden, S. LXVI fg. (aus dem Stadtarchiv). Die Reviere des Geismarer Holzes hießen: de Marcke, Birckenrodt, Hoiberg (Heuberg) und Westberg.

Unter Landgraf Wilhelm IV., dem Weisen, wurde durch den Merlauer Vertrag, benannt nach der zuerst der Familie Merlau gehörigen, dann in den Besitz Hessens übergegangenen Burg auf einer Insel der Ohm, nordöstlich von Grünberg in der darmstädtischen Provinz Oberhessen[43]), Hofgeismar mit allem Zubehör für immer an Hessen-Kassel, bis zum Erlöschen des Mannesstammes, abgetreten unter Erhöhung der Pfandsumme auf 40000 Gulden, von denen 10000 Gulden mit eroberten Geschützen verschiedener Gattung bezahlt wurden (8. September 1583). Ein Anhang zum Vertrage enthielt „ein glaubwürdige Specification Vber die Pertinentien vnd Zugehorungen", darunter:

„das Schlos Schonbergk Ist ein Altes vnd von wegen vieler Vheden, so dabevor darumb geweßen, nunmehr vber Menschen gedencken ein Verwüstes vnd verfallenes Haus, vf einem hohen berge gelegen — — — — — —",

unter Aufführung der umliegenden Orte, einzelner Gebäulichkeiten, Mühlen, Waldungen sowie der meistens in Grundstücken bestehende Lehen auswärtiger Besitzer.[44])

Unter hessischer Herrschaft trat einige Ruhe ein, bis der anfänglich nur in Böhmen geführte dreißigjährige Krieg seine Schrecken auch über das übrige Deutschland verbreitete. Im Jahre 1623 rückten einige Kompagnien, ca. 1000 Mann, von dem Heere des berühmten bayerischen Feldherrn Tilly in Hofgeismar ein, und von da an hatte die Stadt bis zum Jahre 1634 fortwährend Einquartierung von bayerischen und kaiserlichen Truppen zu tragen und dabei die damals von solchem Besuche verübten Greuelthaten, welche zum Theil aller Beschreibung spotten, zu erdulden. Die Kosten der Tilly'schen Einquartierung werden allein auf 280,934 Thaler 28 Albus 9 Heller veranschlagt.[45]) Bei den Schweden

43) Mitglieder der Familie Merlau, mit der Bezeichnung als armiger, wepener ꝛc. werden erwähnt: Würdtwein, Dioec. Mogunt. III, p. 292; Wenck, II, Urk., S. 306.

44) Falckenheiner a. a. O., Urk., S. LXXVII fg.

45) Falckenheiner a. a. O., S. 327 fg.

ist bekanntlich, solange König Gustav Adolf lebte, die Kriegszucht eine musterhafte gewesen, nach seinem Tode (1634) aber ist dieser Ruhm allmälig in Schatten gestellt worden, und so steht auch ihr Auftreten im Jahre 1635 in der mit Schweden verbündeten Landgrafschaft Hessen-Kassel, — Wilhelm V. war bekanntlich der erste deutsche Fürst, welcher sich an Gustav Adolf bei dessen Landung auf deutschem Boden anschloß —, und insbesondere in Hofgeismar in keinem guten Angedenken. In Folge des von da an wechselnden Kriegsglücks waren von beiden Theilen Bedrückungen, Plünderungen und Unbilden aller Art auszuhalten. Die von einer kaiserlichen Truppenmacht versuchte Erstürmung der Stadt Hofgeismar wurde durch den heldenmüthigen Widerstand der darin gelegenen kleinen hessischen Garnison unter Führung des Rittmeisters Hans Ellenbogen, unterstützt von der tapferen Bevölkerung, vereitelt (31. August 1637), ein in der Geschichte von Hofgeismar ruhmgekrönter Tag.

Leider wurde einige Jahre später nicht der gleiche Widerstand entgegengesetzt, vielmehr die Stadt von der Einwohnerschaft verlassen und einer vollständigen Plünderung preisgegeben, bei der auch viele werthvolle Urkunden, namentlich die Statuten der Kaufmannschaft, zu Grunde gingen (1642), und auch aus der späteren Zeit (1647) ist eine Brandschatzung zu verzeichnen[46]; indessen konnten sich die kaiserlichen Truppen auf die Dauer nicht in Hessen halten.

Der auf den westfälischen Frieden (1648) folgende Zeitraum war für Stadt und Kreis Hofgeismar ein gesegneter insofern, als in ihm so viele um ihres Glaubens willen aus Frankreich vertriebenen Bewohner in den Nachbarländern, darunter Hessen, freundliche Aufnahme fanden und durch ihre arbeitsame Thätigkeit Handel und Gewerbe, welche lange darnieder gelegen, wieder zur Blüthe brachten. Um Hofgeismar herum entstanden damals, von 1686 an, unter der Regierung der Landgrafen Karl und Friedrich I. die Kolonien Kelse (an Stelle der bisherigen Wüstungen gleichen Namens), Karlsdorf, Mariendorf, Schöneberg am Ostabhange des Schönebergs.

Neue Drangsale hatte Hofgeismar nebst Umgegend im siebenjährigen Kriege zu erdulden, da sich dortselbst ein Theil der Kämpfe der Verbündeten Preußens mit Frankreich abspielte. Im Jahre 1758 lag wieder eine starke französische Besatzung in der Stadt. Der Sieg des Herzogs Ferdinand von Braunschweig bei Minden (1759) schaffte Ruhe und Sicherheit, jedoch nur vorübergehend. Schon im nächsten Jahre (1760) hatte die ganze Gegend durch das erneute Heranrücken der französischen Truppen und die damit verbundenen weiteren Kämpfe zu leiden. Erst der ruhmvolle Sieg der Verbündeten über die französische Armee unter Graf Stainville, welche nach hartnäckigem Kampfe das Feld räumte, bei Wilhelmsthal (1762) brachte dem Lande die ersehnte Ruhe und bald auch Frieden (1763) Die an den Krieg gewöhnten Truppen kamen nicht sobald zur Ruhe, und namentlich von Hofgeismar zogen hessische Regimenter aus, um als Subsidien-Truppen England beizustehen gegen „die Rebellen", d. h. die Kolonien, im nordamerikanischen Freiheitskriege.

Die französische Revolution von 1789 erweckte auch in manchen Gegenden Deutschlands, darunter zu Hofgeismar, bei einigen reizbaren Gemüthern schwärmerische in Excessen sich kundgebende Ideen, jedoch wurden die Aufstände überall ohne Gefahr für das Ganze unterdrückt. Dagegen brachen mit dem Jahre 1806, als der allgewaltige Kaiser Napoleon I. das Kurfürstenthum Hessen für aufgehoben erklärte, da sich dessen Beherrscher ihm nicht unterwerfen wollte, alle Schrecken einer feindlichen Besitzergreifung herein. In Hofgeismar allein zogen 10000 Mann französischer Truppen ein, die dort garnisonirenden Dragoner wurden entwaffnet, die Offiziere für kriegsgefangen erklärt. Bei der bald darauf erfolgenden Errichtung des Königreichs Westfalen (1808) und Bildung einer westfälischen Armee blieb Hofgeismar dauernd Garnison für ein Kavallerie-Regiment, namentlich eine Reihe von Jahren für das Regiment der Garde-du-Corps, eine Elite-Truppe zur Ausbildung der Offiziere.

Nach Wiederkehr des Kurfürsten kehrten ruhige und geordnete Zustände zurück und gaben der Stadt, welche übrigens wieder ein Kavallerie-Regiment (1813—1844 Dragoner, 1845—1875 Husaren, seit 1875 wieder Dragoner; 1839—1842 wurde die neue Kaserne vor dem Kasseler Thor erbaut) als Garnison erhielt, Muße, sich von den vielen und harten Schicksalsschlägen verflossener Jahrhunderte zu erholen, insbesondere an Stelle der niedergebrannten Häuser Neubauten aufzuführen und auch auf den niedergelegten Wallgräben Spaziergänge mit kräftigem Baumwuchs, den sogen. Hagen, anzulegen.

Nach Betrachtung der äußeren Geschichte der Stadt Hofgeismar muß noch kurz ein Blick auf

[46]) Dieselbe muß sehr stark gewesen sein, vgl. die von Falckenheiner abgedruckte Schilderung eines Zeitgenossen: „Anno 1647 vmb Martini bei dem Milandrischen Kayserlichen Durchzug mußte die Stadt Abermahls starcke brandschatzung vndt contribution vff die Kayßerlichen nach Stadt Corbach erlegen. Vndt ist also diese Stadt, an gebewen sehr verderbt, kaum halb noch in esse. Die Bürgerschaft hat sich auch fast verringert, das von 600 vndt darüber, so bey Friedens Zeiten alhier gewesen, nemlich noch 200 vorhanden."

die innere geworfen werden, soweit dieselbe noch nicht besprochen worden ist. Hofgeismar bestand und bezw. besteht aus drei Stadttheilen: Altstadt, Neustadt und Peterstadt, und zu jedem derselben gehört eine Kirche.[47])

Der älteste Theil ist, wie der Name besagt, die Altstadt, — denn die Annahme von Martin (Prediger zu Holzhausen)[48]), daß die Peterstadt der älteste Theil gewesen, läßt sich durch nichts rechtfertigen —, und die Erbauung der Altstädter Kirche ist, wie bereits angegeben wurde, in die Zeit zwischen 1082 und 1143 zu setzen. Nach einer noch vorhandenen Inschrift hat ein Umbau im Jahre 1330 stattgefunden. Die Entstehung der Neustadt muß vor das Jahr 1234 gesetzt werden, weil in einer Urkunde von diesem Jahre betreffend den Erwerb von Grundstücken seitens des Klosters Hasungen, ausgestellt zu Geismar, unter den Zeugen auch Geistliche von der Neustadt (dicti de nova civitate sacerdotes) aufgeführt werden[49]), und muß deshalb auch das Vorhandensein eines gottesdienstlichen Gebäudes für die Neustadt angenommen werden. Nach den vorhandenen Inschriften ist die Neustädter Kirche 1341 erbaut, der Chor 1414. Peterstadt und Peterskirche sind jedenfalls erbaut vor 1307 (nach Falckenheiner vor 1330), da in einer zu Gunsten des Klosters Lippoldsberg zu Geismar aufgestellten Urkunde von 1307 unter den Zeugen ein Geistlicher an der Peterskirche (Viceplebanus eclesie sancti petri Geysmarie) vorkommt.[50]) In einer Urkunde von 1351 wird ein Prediger Johannes an derselben (Johannes ad sanctum Petrum) genannt[51]) und in einer Schenkungs-Urkunde seitens eines Bürgers von Hofgeismar von 1407 werden drei Altäre in derselben genannt.[52]) Nach einer vorhanden gewesenen Inschrift soll 1449 ein Umbau stattgefunden haben. Für die Stadt Hofgeismar waren auf die Dauer zwei Kirchen ausreichend, und es wurde die Peterskirche, an der schon um 1530, also nach Einführung der Reformation in Hessen, ein besonderer Prediger nicht mehr angestellt worden war, für überflüssig erklärt. Landgraf Philipp der Großmüthige ordnete in der Hospitals-Ordnung von 1535 der Verkauf an und Ueberweisung des Erlöses an das Hospital:

„Sanct Peterskercken, diewile sie leddich stehet, sol man verkeupen, entweder pastoris vnd questoris, vnd das gilt den spital euttlich anlegen.“

Diese Anordnung wurde jedoch nicht ausgeführt; denn noch in der bereits mitgetheilten Spezifikation zum Merlauer Vertrage von 1583 heißt es:

„In derselben Stadt seindt 3 Pfarkirchen, dero Collatur dem Landtsfürsten gehortt. Doch werden in S. Peterskirchen nicht mehr als die Leych-Predigten gehaltten.“

(Fortsetzung folgt.)

[47]) von Dehn-Rotfelser und Lotz, Inventarium der Baudenkmäler S. 110 fg., 355.
[48]) Martin, Topographisch-statistische Nachrichten von Niederhessen (Göttingen 1789), Bd. I, S. 240
[49]) Falckenheiner a. a. O., S. VI.
[50]) Falckenheiner a. a. O., Urk., S. XVII.
[51]) Würdtwein, Dioecesis Mogunt. III, S. 585.
[52]) Falckenheiner a. a. O., Urk., S. XXXV.

Gefecht bei Jockrim, 1793.

Von Freiherrn Maximilian von Ditfurth, weiland kurfürstlich hessischem Hauptmann.

In Folge einer veränderten Armee-Eintheilung war im Laufe des Feldzugs von 1793 u. a. auch das bisher der preußischen Rhein-Armee zugetheilte und aus den Husaren, dem Feldjäger-Korps und dem leichten Bataillon Lenz zusammengesetzte hessische leichte Truppenkorps unter Oberst Schreiber der österreichischen Rhein-Armee überwiesen worden. Demzufolge war genanntes Truppenkorps den 19. August von Edenkoben aufgebrochen und in der Nacht zum 20. zu Rilshein eingetroffen. Hier fand es den Befehl des Feldzeugmeisters Grafen Wurmser vor: am 20. August mit Tagesanbruch die ihm gegenüberstehende französische Postenlinie anzugreifen, sofort noch bis Rheinzabern zu marschiren, um sich der zum Angriffe auf Jockrim bestimmten Truppenabtheilung unter Feldmarschallieutenant Kavanagh anzuschließen. Kaum daß jenes Korps hiernach nach vielfachen Hin- und Hermärschen gegen 3 Uhr Morgens daselbst angelangt war, begann auch schon gegen 4 Uhr die Bewegung gegen den Feind.

Derselbe hatte vorwärts von Jockrim, da wo die Straße von Rheinzabern nach Lauterburg aus dem offenen Gelände in die Vorhölzer des Bienen-Waldes eintritt, dieselbe durch ein mit

zehn Geschützen bewehrtes Schanzwerk gesperrt und in den zu beiden Seiten belegenen Waldungen eine zweifache Linie von Verhauen angelegt. Als die Spitze der Kolonne sich daher jenem Schanzwerke bis auf Kanonenschußweite genähert hatte, begann der Feind dieselbe auch alsbald von daher lebhaft zu beschießen, worauf die Kolonne Halt machte und ihren Aufmarsch ausführte und ebenwohl ihr Geschütz in's Feuer brachte.

Nachdem solcher Gestalt die Kanonade eine Zeit lang angedauert hatte, erhielt die hessische leichte Infanterie Befehl, in den westlich von jener feindlichen Batterie belegenen Waldrand einzudringen.

Zu dem Ende rückte dieselbe dergestalt dahin vor, daß die Leibkompagnie Jäger den rechten, die Schlotheimische Jägerkompagnie aber, in dichter Schützenlinie, den linken Flügel des in geschlossener Ordnung vorrückenden leichten Bataillons Lenz bildete, während zwei Kompagnien Samuel Gyulay zur Unterstützung nachfolgten.

Obgleich die den Waldrand besetzt haltende französische Infanterie in wirksamster Schußweite die Anstürmenden mit einer Generalsalve begrüßte, so ließen sich dieselben dadurch doch nicht aufhalten, sondern blieben im lebhaften Vorrücken.

Stabskapitän von Münchhausen der Schlotheimischen Jägerkompagnie stürzte sich mit einigen Freiwilligen, allen voraus, mit solchem Ungestüm auf den längs des Waldsaums angelegten Verhau los, daß der Feind hier zuerst zu wanken begann, dann allmälig auf der ganzen Linie zu weichen anfing und endlich in wilder Flucht in das Innere des Waldes zurück eilte.

In gleicher Weise ward auch noch der zweite Verhau überstiegen. Als jedoch der Feind jetzt seine Rückhalte vorbrachte und namentlich auf die Leibkompagnie Jäger und das leichte Bataillon Lenz ein lebhaftes Kartätschenfeuer richtete, mußten diese Abtheilungen wieder eine Strecke weit bis hinter jenen zweiten Verhau zurückweichen. Hierdurch wurde auch die Schlotheimische Jägerkompagnie, welche sich inzwischen etwas links gezogen hatte, um das an der Heerstraße belegene Schanzenwerk in die Flanke zu fassen, veranlaßt, dieser Bewegung ebenfalls nachzufolgen.

Da indessen der Lieutenant von Winzingerode I dieser Kompagnie wahrnahm, daß unweit des äußersten linken Flügels derselben die bisher in jenem Schanzwerk aufgestellten zehn Geschütze in großer Eile quer durch den Wald sich zurückzuziehen suchten, eilte auf dessen Allarmruf sogleich der Hauptmann von Münchhausen mit dem größten Theil der Kompagnie wieder dahin vor und stürzte sich auf jene Geschütze los, so daß nur drei derselben zu entkommen vermochten, die übrigen sieben aber sowie einige Munitionswagen in die Hände der Jäger fielen. Während man nun damit beschäftigt war, die feindlichen Fahrknechte zu zwingen, Kehrt zu machen, was in der Waldung mit mancherlei Schwierigkeiten verknüpft war, und vielen Aufenthalt und allerlei Unordnung veranlaßte, erschien plötzlich auch noch eine Reiterabtheilung auf dem Kampfplatze.

Obgleich in Uniformen französischen Schnittes gekleidet, ward solche doch anfänglich von den Jägern für eine Abtheilung des bei der Kolonne befindlichen aus französischen Emigranten bestehenden Condé'schen Korps gehalten, indem diese Reiter die als Abzeichen der verbündeten Truppen eingeführten weißen Binden um den linken Arm und grüne Eichenbüsche auf der Kopfbedeckung trugen. Außerdem waren die Jäger noch kurz vor dem Abmarsch zum Gefecht besonders auf jene Abzeichen aufmerksam gemacht und gewarnt worden, nicht gleich Feuer zu geben, wenn sie bei einer ihnen begegnenden Abtheilung etwa französisch sprechen hören würden, sondern sich erst zu überzeugen, ob solches nicht französische Emigranten wären.*) Es ließ sich daher Niemand in seinen Geschäften stören, vielmehr war eben Lieutenant von Winzingerode bemüht, einen der erbeuteten Vierpfünder gegen die das leichte Bataillon Lenz verfolgende feindliche Infanterieabtheilung schußfertig zu machen, als plötzlich jene Reiterabtheilung zur höchsten Ueberraschung der Jäger auf dieselben einhieb.**)

Indessen gelang es der Mehrzahl derselben nicht nur, glücklich genug, ein nahe gelegenes Dickicht zu erreichen, sondern, auch nicht einen Augenblick die Geistesgegenwart verlierend, alsbald von da aus ein so lebhaftes Feuer auf jene Reiter zu eröffnen, daß auch noch die meisten derjenigen ihrer Kameraden, welche dahin zu gelangen nicht im Stande gewesen waren und sich, dicht an Bäume gedrückt, mehr oder minder erfolgreich mit Kolben und Hirschfänger zu wehren trachteten, ebenwohl noch Gelegenheit fanden, sich seitwärts zu retten oder auch auf Bäume hinauf zu klettern. Im Ganzen wurden daher nur Lieutenant von Winzingerode I und vier Mann zusammengehauen und etwa sechs bis acht Mann mehr oder minder schwer verwundet.

---

*) Die Zutheilung der französischen Emigranten zu den verschiedenen Heeresabtheilungen der Verbündeten veranlaßte überhaupt, statt daß dieselbe ein Mittel hätte gewähren können, den Feind zu überlisten, vielfache Uebelstände, indem sich unter denselben viele feindliche Spione befanden.

**) In ganz ähnlicher Weise gelang es den Franzosen auch in der Schlacht bei Hondschooten am 7. September 1793, ein Bataillon des österreichischen Regiments Brentano zu berücken und überraschend auf solches einzuhauen.

Immerhin war dieser Kampf doch weit eher einem Gemetzel als einem Streiten zu vergleichen, indem jene feindlichen Reiter sich nicht sowohl bestrebten, ihre Gegner außer Gefecht zu setzen, als vielmehr die bereits wehrlos gewordenen zu massakriren. So u. a. ward Lieutenant von Winzingerode, ein junger, hoffnungsvoller Offizier, schon von mehreren Hiebwunden in den Kopf getroffen und besinnungslos umhertaumelnd, dessen ungeachtet von dem Anführer jener feindlichen Reiter, dem französischen General Illier, geradezu meuchelmörderischer Weise von hinten her mit eigener Hand niedergestochen.

Aber er starb nicht ungerächt, denn wenn auch sein Diener — Jäger Engel — nicht im Stande gewesen war, bereits selbst verwundet, wie er es war, ihm noch rechtzeitig zu Hilfe kommen zu können, setzte er doch das eigene Leben ein, seinen Herrn wenigstens zu rächen, indem er den General Illier auf der Stelle niederschoß.

Auch war es ein Meisterschuß, den der treue Bursche gethan, indem er trotz seiner Wunden und seiner Aufregung dabei so sicher sein Ziel genommen und mit so fester Hand sein Rohr gelenkt hatte, daß er den General Illier mitten in das Herz getroffen.*)

Dieses anhaltende mörderische Feuer der Jäger sowie das Herannahen einer Abtheilung österreichischer Husaren zwang denn auch jene feindlichen Reiter, schon sehr bald ihr Heil in schleunigster Flucht zu suchen, worauf die Jäger alsbald wieder nach der Stelle hineilten, wo sie die bereits von ihnen eroberten feindlichen Geschütze hatten im Stiche lassen müssen. Indessen war es dem Feinde gelungen, zwei derselben mittlerweile noch in Sicherheit zu bringen.

Während nun Stabskapitän von Münchhausen und Lieutenant von Wolf ein jeder sich von Neuem auf einen Vierpfünder, die Jäger Heckmann und Brandenstein aber gemeinschaftlich auf einen Achtpfünder losstürzten, gelang es einer Abtheilung von 10—12 österreichischen Husaren vom Regiment Erzherzog Leopold, ehe die übrigen Jäger heranzukommen vermochten, sich der beiden noch übrigen Geschütze zu bemächtigen und solche als ihre Beute hinwegzuführen.

Inzwischen hatte der übrige Theil der Infanterie der Hauptkolonne theils die feindlichen Schanzwerke an der Heerstraße nach kurzem Widerstand erstürmt, theils war derselbe zur Unterstützung der Jäger und des leichten Bataillons Lenz in den Wald eingedrungen.

Nachdem sodann noch weiter durch das leichte Bataillon Lenz und das 1. Bataillon Gyulay eine zweite quer über die Lauterburger Straße angelegte Verschanzung mit dem Bajonett erstürmt worden war, indessen die hessischen Jäger in den zur Rechten, einige österreichische Freikompagnien in den zur Linken angelegten Verhau eindrangen, zog sich der Feind mit einem Verlust von 5 Geschützen und von mehr als 100 Getödteten und ebenso viel Gefangenen eiligst nach Lauterburg zurück.

Der hessische Verlust bestand aus 1 Offizier (Lieutenant von Winzingerode) und 5 Mann an Getödteten, und aus 3 Offizieren (Oberst von Lenz, Hauptmann Resius und Lieutenant Hausen), sämmtlich vom leichten Bataillon Lenz, und 16 Mann an Verwundeten und in 2 Gefangenen.

Der österreichische Feldmarschallieutenant von Kospoth, welcher die Vorhut der Kolonne geführt und zufällig Zeuge der kühnen Unerschrockenheit der Jäger gewesen war, ritt nach beendigtem Kampfe zu denselben hin und sprach ihnen in feurigen Worten seine Anerkennung aus, wobei er namentlich den Stabskapitän von Münchhausen als den Tapfersten unter den Tapferen bezeichnete, und denselben öffentlich vor Aller Augen umarmte.

Karl Ludwig von Münchhausen, 1759 zu Oldendorf geboren, ebenso ausgezeichnet als Soldat, wie als Mensch, war überhaupt das Muster eines Edelmannes in der vollsten und wahrsten Bedeutung des Wortes. Von unerschütterlicher Unerschrockenheit, hochgebildet und selber ein gemüthvoller Dichter, ward er schon in Amerika nicht nur der Beschützer, sondern auch der Freund des späterhin als Schriftsteller gefeierten Johann Gottfried Seume, der damals als Sergeant in demselben Regiment, Landgraf, diente, in welchem Münchhausen als Offizier stand.

Beim Ausbruche der Revolutionsfeldzüge zu dem Feldjägerkorps versetzt, ward er in Anerkennung seines vorzüglichen Verhaltens in dem

*) Obgleich in Folge dessen von den erbitterten Feinden mit 22 Hieb- und Stichwunden niedergemetzelt, fand Engel dennoch nicht den Tod, sondern ward wieder hergestellt. Jedoch dienstunfähig geworden und deshalb mit einer kleinen Pension entlassen, war erst langes Siechthum und endlich, — nachdem er alt und ganz arbeitsunfähig geworden, alle seine Angehörigen vor ihm dahin gestorben waren —, sogar der bitterste Mangel sein Loos. Einer jener alten braven Hessen — nämlich Hauptmann von Münchhausen — die besser still zu dulden als laut zu klagen verstanden, traf ihn 37 Jahre später, im Winter 1830, ganz zufällig in dessen Heimathsgemeinde — im Schaumburgischen — in einer von ihm sich selber auf dem Gemeindeanger mühsam ausgegrabenen Erdhöhle, dem Hungertode nahe und von Frost fast erstarrt, als ein Jammerbild höchsten menschlichen Elends an. Es bedarf wohl kaum der Versicherung, daß der edle Münchhausen in jeder Weise dafür Sorge getragen hat, daß der arme Dulder die letzten Jahre seines Lebens sorgenfrei und in Behaglichkeit zu verbringen vermochte.

Gefechte bei Weilburg zum überzähligen Stabskapitän befördert; in Folge seines ausgezeichneten Benehmens im Gefechte bei Bingen aber von dem preußischen Generallieutenant Prinzen von Hohenlohe zum preußischen Orden pour le mérite vorgeschlagen. Indessen lehnte er die Annahme desselben mit dem Bemerken ab, bereits schon durch seine für die That bei Weilburg unverdient erfolgte Beförderung zum Stabskapitän vollständig und zum Voraus auch hierfür belohnt worden zu sein. Ueberhaupt könne er es nicht für schicklich halten, so lange er sich noch keinen vaterländischen Orden zu verdienen Gelegenheit gefunden, einen ausländischen anzunehmen.

In Gemäßheit dieser Sinnesweise erfüllte es ihn zwar mit freudigem Stolze, als ihm in Folge seines Verhaltens bei Jockrim der hessische Militär-Verdienstorden verliehen ward. Als er jedoch sowohl von dem Feldmarschalllieutenant von Kospoth als auch von dem Feldmarschalllieutenant Kavangh ganz aus freien Stücken und unter der Zusicherung, ihm hierzu die erforderlichen Zeugnisse ausstellen zu wollen, aufgefordert wurde — den Vorschriften der hierüber bestehenden Statuten gemäß — sich doch auch noch um Verleihung des österreichischen Maria-Theresia-Ordens zu bewerben, lehnte er dieses ebenwohl wieder ab, indem, wie er sagte, es ebenso-sehr seinem Gefühle widerstrebe, ob ein und derselben That, — die am Ende ohnehin in keiner Weise außer den Grenzen der pflichtmäßigen Schuldigkeit gelegen —, doppelte Belohnung anzunehmen, als überhaupt sich um etwas zu bewerben, was doch nur dann Werth habe, wenn es verliehen werde. Im Jahre 1806, kurz vor der Ueberziehung Hessens durch fremdländische Gewalt, zum Major und Kommandeur des Jägerkorps befördert, wies er — ein treuer Patriot — nicht minder auch die glänzendsten Anerbietungen, in westfälische Dienste zu treten, beharrlich von der Hand. Vergebens ward ihm angeboten, als Oberst und Kommandeur sein geliebtes Jägerkorps selbst nach seinen eigenen Ansichten zu reorganisiren, ward ihm in Aussicht gestellt, binnen Kurzem zum Brigade-, ja zum Divisions-General befördert zu werden. Alles, wozu er sich endlich herbeiließ, um nicht als offenbar Widerspenstiger der angedrohten Deportation zu verfallen, bestand darin, — eine einfache Försterstelle in einer abgelegenen Gegend anzunehmen.

Trotz seiner glühenden Vaterlandsliebe doch viel zu einsichtig, um nicht das zweifellose Mißglücken der im Jahre 1809 statthabenden Erhebung gegen die Fremdherrschaft vorher zu sehen, hatte er ebenso davor gewarnt als sich geweigert, daran Theil zu nehmen.

Dennoch ward er von den westfälischen Behörden — in der allerdings völlig zutreffenden Vermuthung, daß ihm deren Leiter und Häupter, sowie überhaupt der ganze Plan genau bekannt sei, — ebenwohl gefänglich eingezogen, und wurde es in aller und jeder Weise versucht, ihn bald durch wiederholte glänzende Anerbietungen, bald durch die Schrecken des Todes zu Enthüllungen zu vermögen. Mit Abscheu und Entrüstung jene Anerbietungen zurückweisend, mit herzhafter Verachtung jene Drohungen entgegen nehmend, aber nicht minder auch es eines ehemaligen hessischen Offiziers für unwürdig erachtend, anders zu handeln, blieb er fest, kalt und stumm.

Endlich nach langer Haft — in einem der feuchtesten Kasemattengewölbe des Kastells zu Kassel — von der des Inquirirens müde gewordenen Untersuchungsbehörde wieder in Freiheit gesetzt, zumal solche längst schon von entarteten Söhnen des hessischen Landes freiwillig zugebracht erhalten hatte, was ihr Münchhausen so fest und beharrlich verweigerte, kehrte er zwar mit unbefleckter Ehre und ungebeugten Geistes, aber mit durch jene Kerkerleiden gänzlich zerrütteter Gesundheit und völlig ergrautem Haupte zu den Seinigen zurück und mußte in Folge dessen auch noch den bittern Schmerz ertragen, als die Stunde der Wiederherstellung des hessischen Vaterlandes gekommen war, es sich selber nicht verhehlen zu können, daß er nicht mehr im Stande sei, die Waffen zu führen. Zum Pensionär-Oberstlieutenant befördert, zog er sich trauernd in die Einsamkeit seines Familiengutes Swedestorp im Schaumburgischen zurück, woselbst er indessen, noch ein über 70 Jahr hinausgehendes Lebensalter erreichend, erst in der Mitte der 1830iger Jahre — 16. Dezember 1836 — verstarb. Ist es freilich — leider — nur zu wahr, daß Männer von solcher Sinnesweise, wie sie Karl Ludwig von Münchhausen hegte und sein ganzes ehrenreiches Leben hindurch treu und fest bethätigte, unverhältnißmäßig selten sich zu hohen Würden emporzuschwingen vermögen, so ist es aber doch auch nicht minder wahr, daß, weil in den Reihen des hessischen Heeres sich noch alle Zeit verhältnißmäßig so viele solcher Männer fanden, die wie Karl Ludwig von Münchhausen dachten und handelten, auch noch immerdar die hessische Kriegsgeschichte sich als eine so ruhmreiche und fleckenlose darstellte.

Ehre darum seinem und aller der hessischen Männer Andenken, die wie er dachten und handelten!

Ursula.

Eine Geschichte aus Waldesgründen

von Wilhelm Speck.

(Fortsetzung.)

Da mir daran lag, Näheres über Ursula's gegenwärtiges Leben und ihre Umgebung zu hören, fragte ich: „Dieser Oheim ist ohne Zweifel auch ein Gelehrter?"

Ursula lachte auf. „Ein Gelehrter! Wo denken Sie hin? Das heißt, er hat ja auch seine Kenntnisse. Er ist ein mittelmäßiger Botaniker, aber ein guter Ornithologe, er ist ein Vogelkundiger durch eigene Beobachtung, er versteht den Gesang und belauscht die Kinder des Waldes in ihrem geheimnißreichen Leben. Er ist ein Lehrersohn und selbst Lehrer gewesen, aber einer aus der guten alten Zeit. Sie müssen nämlich wissen, daß er wegen seiner Verdienste um das Vaterland den Ruheposten eines Lehrers erhielt."

„Den Ruheposten?" warf ich ein.

„Jawohl, er war einst ein tüchtiger Soldat, aber jetzt blieb er entschieden hinter der Linie zurück, das hat er selbst eingesehen und es ist ihm sehr schmerzlich gewesen. Zum Glück erbte er den Berghof und konnte sich so die Sache mit ansehen. Es waren neue Zeiten und neue Menschen gekommen, die nichts von seinen Verdiensten wußten. Sie waren immer unzufrieden mit ihm, und doch haben die Kinder nie so viele Kenntnisse über das, was in Wald und Flur vor sich geht, sich angeeignet, als da er ihr Lehrer war. Jetzt ist er ganz Erfinder. Sie müßten sich einmal seine Einrichtung ansehen können. An den Wänden hängen eine Menge Vögel, welche er beobachtet und erzieht. Sie finden allerlei wunderliche Maschinen und interessante mechanische Vorrichtungen: zum Beispiel, will er im Bett lesen, so zieht er an einer Schnur, und so rollt es an's Fenster. Und so manches Andere. Gegenwärtig hat er einen Kühlapparat ersonnen."

„Einen Kühlapparat?" rief ich verwundert.

„Ja. Es ist etwas ganz Einfaches, man nimmt zwanzig oder dreißig Töpfe poröser Art und füllt sie mit Wasser. Die reichliche Verdunstung bewirkt dann einige Kühlung. Ferner finden Sie ein perpetuum mobile. Sie lachen? Ursprünglich war es ihm auch nur eine scherzhafte Idee, aber allmälig ist ihm die Sache Ernst geworden, er hat die Entdeckung endgültig gemacht, bis auf einen kleinen Fehler in der Konstruktion, welchen er demnächst zu beseitigen gedenkt. Früher legte er sich auch einmal auf die Philosophie, als er an der Welt und seinen Vorgesetzten verzweifelte. — Wißt Ihr was das ist? Ja, antworteten die Kinder. Wißt Ihr es wirklich? fragte er nun, indem er sie strenge ansah. Ja, es ist ein Tisch. So? Woraus ist dieser Tisch gemacht? Aus Holz. Was ist Holz? Tannenholz, antworteten sie. Was ist Tannenholz? Nun wußten sie nichts weiter zu sagen. Ihr seht also —, faßte der Oheim das Ganze zusammen, Ihr wißt nicht einmal das Einfachste, ich auch nicht, die anderen gleichfalls nicht, und das ist mir ein Trost. —"

Ursula blickte mir lächelnd in's Gesicht. „Ja, so rächte er sich", versetzte sie. „Er brachte es nicht fertig, nach Vorschrift zu unterrichten, er sagte alles gerade zu, aber er verstand es nicht, methodisch zu entwickeln. So sollte er ein Gedicht behandeln von dem Wirthe wundermild. Sie erinnern sich: der Apfelbaum. Es war ihm nicht möglich. Sie müssen es herausbringen —, ermunterten ihn die Herrn, fragen Sie doch, setzen Sie ihnen das Gewehr auf die Brust, frisch, alter Kriegsmann! Also, sagt er, was ist das, wovon wir hier sprachen? Na, es hat eine röthliche Schale, und was unter der Schale ist, schmeckt gut. Es ist eine Wurst, antworteten die Kinder. — Da bat man den Oheim, er möchte doch auf den Berghof ziehen. — Außerdem liebte er es, den Hund mit in die Schule zu nehmen, denn es machte ihm viel Vergnügen, wenn dieser in den Gesang hinein bellte. Er lachte dann, bis ihm die Thränen über die Wangen liefen. Es stimmt mich ganz melancholisch, sprach er, ganz melancholisch. —"

„Ist er verheirathet, dieser Oheim?" fragte ich entsetzt.

„Verheirathet? ei, wie sollte er. Man spricht von einer todten Liebe. Das Mädchen soll einen anderen genommen haben, und darum, so erzählt man, sei der Oheim unter die Soldaten gegangen. Ich weiß nichts über die Sache. Er ist das, was man einen Sonderling nennt, ein scheuer Mann, doch geht er zuweilen unter die Menschen, nur in sein Zimmer läßt er Niemanden. Weibervolk ist ihm ein Greuel."

„Also mit diesem alten Herrn hausen Sie allein!" sprach ich. Ein tiefes Mitleid ergriff mich. Welch' ein Leben mußte hinter diesem Mädchen liegen, zuerst der Vater, dessen Seltsamkeiten wenigstens durch die Liebe verklärt wurden, und dann dieser Oheim, dieser einsame, verstimmte Mann.

Meine Gedanken mußten sich deutlich in

meinem Gesicht ausgeprägt haben. „Sie bemitleiden mich?“ fragte Ursula. „Ich bin zufrieden, denn der Oheim ist gut mit mir. Ich habe ein hübsches Zimmer, etwas kahl und finster ist es zwar, dafür ist es auch ruhig und still. Ich höre den Fluß vorbei rauschen und beobachte, wie der Mond mit den Wellen spielt. Im Garten blühen viele Blumen, Rosen, Nelken und vieles Andere, und jedenfalls war es ein Glück, daß ich hier ankommen konnte. Das haben mir alle gesagt, und ich pflichte ihnen bei.“

„Ursula,“ rief ich, „Sie müssen aus dieser Einsamkeit heraus und unter die Menschen, Sie werden selbst in solcher Umgebung menschenscheu. Ich bin Ihnen fremd, und dennoch möchte ich Sie um die Erlaubniß bitten, mich Ihrer annehmen zu dürfen.“

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Das geht nicht mehr. Beachten Sie! Eine Blume, welche geknickt worden ist, wirft man aus dem Garten, sie stört nur. Nein, ich passe nicht mehr unter die Menschen, man hätte mich ja schließlich in in der Stadt behalten, aber es ging nicht gut. Wenn man still auf der Straße geht, dann schütteln die Leute den Kopf und sagen: Das ist sie, das arme Mädchen, das verdrehte, wunderliche Kind, und sie blicken neugierig nach Ihren Augen. Würden Sie das behaglich finden? Gewiß nicht, Sie werden das einsehen.“

Eine Weile stand sie vor mir, ich sah es an ihren Augen, daß ihr Geist schmerzliche Wege wandelte, aber da sie sich nicht weiter erklärte, hielt ich es für unzart, eine Frage zu stellen oder gar meine Bitte zu wiederholen. Sie führte mich auch bald darauf in den Wald hinein. Wir sahen seltene Pflanzen und genossen sehr schöne Fernsichten. Im Thalgrunde lagen zahlreiche Dörfer verstreut, auch Burgen erhoben sich über waldumwachsenen Hügeln, und der Fluß wand sich wie eine glänzende Schlange durch die Wiesen. Ursula plauderte in einer lieblichen Weise, nur daß ihre Rede immer wieder schwermüthige Anklänge hatte. Ich kam noch einmal auf meine Bitte zurück, als es das Gespräch so fügte, aber sie schien meine Worte zu überhören. Bald darauf zeigte sie mir ein Nest, welches in einer Brombeerhecke aus losen Halmen gebaut war. Das Vöglein blieb ruhig sitzen, als Ursula sich hinab neigte, doch als auch ich mich niederbeugte, flog es auf.

„Sie dürfen nicht so hastig sein“, mahnte Ursula. „Das macht scheu und ängstlich.“

Ich nahm diese Worte noch in einer weiteren Bedeutung, als sie ursprünglich gesprochen waren.

So folgten viele sonnige Tage, während welcher ich immer tiefere Blicke in Ursula's Herz thun konnte, doch blieb mir bei all' ihrer Offenherzigkeit Vieles noch verborgen. So viel aber erkannte ich, ihr Herz war wie der stille klare Waldsee, in welchen kein moderndes Blatt gefallen ist, rein und voll ernster Gedanken. Auch sie zeigte mir, daß ihr meine Anwesenheit lieb sei, und oft fragte sie, ob ich denn noch nicht nach Hause zurückkehren müsse. Wenn ich ihr dann versicherte, daß ich ganz wohl noch bleiben könnte, dann lächelte sie fröhlich. Sie meinte wohl auch zuweilen: „Aber was fängt jener Drache an, von welchem Sie sprachen? Er wird aus der Haut fahren.“

„Lassen wir ihn,“ antwortete ich, „es wird ihm nichts schaden.“

Dann gingen wir glückselig in den Wald hinein, und habe ich es durch Ursula gelernt, meine Augen zu gebrauchen und zu erkennen, wieviel Schönheit der liebe Gott in den Wald hineingelegt hat, von den erhabenen rauschenden Bäumen an bis zu den unscheinbaren Gewächsen, welche den Teppich des Waldes bilden.

Einmal waren wir durch tiefe nächtliche Waldesgründe gekommen. Wir standen lange stumm auf einer roh aus Balken zusammengefügten Brücke und sahen der schäumenden Fluth nach, welche sich über moosbewachsenes Gestein in eine finstere Tiefe warf. Es wehte kühl vom Wasser her, und schwermüthig brauste es in den dunklen Wipfeln über uns, sonst war es still, kein Vogel sang in dieser Einöde.

„Es ist das Wehen der Vergangenheit“, sprach Ursula ernst. „Hier gedenke ich der Geschlechter, deren Spur verweht und deren Andenken geschwunden ist, und schöpfe Kraft für die eigene Seele. Hohe, himmelstürmende Gedanken und niedrige Sorge, großer Schmerz und kleinliche Kümmernisse, eine Zeit lang beschäftigen sie uns, dann ist alles vergessen, und unter diesen Wipfeln stehen wieder andere Menschen. Das ist wehmüthig und tröstlich zugleich.“

Derartige geheimnißvolle Andeutungen ernster Lebenserfahrung kehrten häufig wieder und bildeten eine Mauer, über welche ich nicht hinweg konnte. Ursula brach dann ihre Rede hastig ab, und ihr Antlitz umwölkten dunkele Schatten. Auch jetzt wandte sie sich schnell und ging den lichteren Theilen des Waldes zu. Da merkten wir, daß sich ein schweres Wetter über uns zusammen gezogen hatte. Es war sehr schwül, und lautlose Stille herrschte um uns her, die Zweige hingen leblos, und es regte sich kaum ein Blatt. Auch die Vöglein schwiegen, und es fiel uns auf, wie unhörbar wir über das Moos dahinschreiten konnten Wir hofften zuerst, es sei möglich, Germerode vor Ausbruch des Wetters zu erreichen, aber bald erkannten wir unsern Irrthum, denn schon ging ein Sausen durch die Wipfel, wie wenn das Meer nach der Ebbe sich dem Gestade

nähert und der Wind in die schlaffen Segel fährt. Ein Eichhorn sprang ängstlich vor uns über den Weg, und nach einer Weile brachen mehrere Rehe durch das Gestrüpp, auch ein Habicht stieg mit scharfem Schrei über uns auf.

„Wir müssen im Walde bleiben, Ursula.“

„Ich weiß eine Höhle in der Nähe“, antwortete sie und ging nun rasch vor mir her, ein Stück Weges aufwärts, dann bog sie die Ranken einer wilden Rose zur Seite und wir traten in den dämmerigen Raum hinein. In erhabener Verdüsterung lag der Wald vor uns, es war finster geworden wie in der Nacht, nur zuweilen überflog ein blauer Schein die Erde, und wir sahen dann durch das grüne Netz der Blätter, wie die Bäume zitterten. Ein Vogel flog zu uns herein, Schutz suchend, und fiel auf Ursula, welche sich still niedergesetzt hatte, er blieb in ihrem Schoß liegen, so geängstet war er. Sie streichelte ihn sanft, dann setzte sie ihn auf einen Stein und stand auf. In demselben Augenblick brach das Wetter los. Der Wald war bald weithin erleuchtet, bald lag er in Finsterniß begraben, es folgte Blitz auf Blitz, Donner auf Donner. Ursula stand an meiner Seite, sie hielt meine Hand in der ihrigen, und ich merkte, daß sie zitterte. Ihre Lippen bewegten sich, sie sprach, aber ich konnte ihre Worte nicht verstehen. Plötzlich schrie sie auf. Ein breites Lichtmeer umfloß uns, und in dem geisterhaften Schein stand der Wald still, wie erstarrt, der Blitzstrahl fuhr schneidend durch das Flammenmeer, und unmittelbar darauf folgte der Donner so scharf, so gewaltig, daß mir die Kniee bebten. Da sah ich, wie die geliebte Gestalt neben mir wankte nnd niedersank, es war mir gerade noch möglich, sie aufzufangen, ehe sie völlig auf dem Boden lag. Sie war wie leblos, ihr Auge geschlossen, doch erkannte ich, daß es nicht der Blitz gewesen, welcher sie niedergeworfen hatte, sondern der Schreck. Ich sprengte ihr einige kühle Regentropfen auf die Stirn, dann legte ich meinen Arm um ihren Körper und hielt sie, bis sie aus ihrer Ohnmacht erwachte. Immer noch folgte Blitz auf Blitz, und die Erde erbebte. Ursula lehnte ihr Haupt an meine Schulter. „Beruhige Dich, Ursula,“ sprach ich, „ich bin bei Dir.“

Sie schaute freundlich zu mir auf, und es flog wie Sonnenglanz über ihr bleiches Angesicht.

Während der Donner über uns rollte, kam die Liebe über uns. Wir schauten uns in die Augen und küßten uns. Es war eine Stunde wie ein Traum.

Der Regen rauschte mächtig, das Dunkel lichtete sich mehr und mehr, es schwanden die Schatten, welche uns umlagert hatten, aber mit diesen Schatten schwand auch unser Traum. Ursula entzog sich sanft meinen Armen und trat an den Ausgang der Höhle, schweigend schaute sie hinaus und horchte auf den Donner, welcher mehr und mehr verhallte. Dann sprach sie die feierlichen Psalmenworte: Die Erde bebte und ward bewegt, und die Grundfeste der Berge regten sich und bebten, da er zornig war. Dampf ging auf von seiner Nase und verzehrend Feuer von seinem Munde. Der Herr vergilt mir nach meiner Gerechtigkeit, nach der Reinigkeit meiner Hände vor seinen Augen.“ Darauf wandte sie sich wieder zu mir. „Das Wetter verzieht sich,“ sprach sie, „die Natur erwacht aus ihrer Erschütterung und wir mit ihr. Du darfst mich nicht wieder küssen, denn mein Herz ist krank, und meine Lippen sind nicht rein.“

„Ursula“, fuhr ich auf.

„Erzähle mir von Deiner Mutter und von Eurem Hause,“ gebot sie ruhig.

Ich sammelte meine Gedanken, obwohl mir das Herz zitterte. Ich sprach von dem reichen Glück, welches meine Eltern in ihrem langen Leben durch ihre Liebe gefunden, und wie sie auch manches Leid gemeinsam mit einander getragen hätten. Ich schilderte unser Haus und sagte ihr, wie einsam es in ihm wäre und wie öde, und daß es mir nun noch leerer erscheinen würde, wenn sie mich von sich wiese. Sie hörte still zu, ohne mich zu unterbrechen, dann nickte sie in ihrer nachdenklichen Weise und sprach: „Ganz wie ich es mir dachte, ein gutes, altes Bürgerhaus und hält auf Ehre. Ich passe nicht hinein.“

„Ach Ursula,“ bat ich, „rede nicht so, ich kann es nicht ertragen. Ich muß es Dir ja glauben, daß über Deinem Leben finstere Mächte gewaltet haben, aber nie werde ich glauben, was Du sagst, und wäre es auch so, ich werde nicht von Dir lassen. Es giebt große Sünden, aber die Schuld wird überragt von der Vergebung, und es ist das schöne Vorrecht der Liebe, daß sie verzeihen kann, wo die Menschen richten. Werde mein Weib und laß uns vergessen, was hinter uns liegt!“

„Ja, laß es uns vergessen,“ wiederholte sie, „auch was heute geschehen ist. O mein Freund, mir würde es ja ein seliges Glück sein, dürfte ich mein Haupt an Deinem Herzen aufrichten. Sieh! der Donner schweigt, und der Regen hat nachgelassen, ringsum erheben sich wieder die Halme von der Erde, aber nie mehr steht auf, was im Gericht des Gewissens zerschlagen ist. Wir wollen es still tragen.“

Sie trat in den Wald hinaus. Allmälig kam die Sonne wieder hervor und um=

leuchtete uns, es erglänzte nun alles in wundersamer Schönheit. Leise athmete die Erde, die Fesseln der Erstarrung lösten sich. Ich wollte noch einmal reden, aber sie reichte mir mit einem bittenden Blick ihre Hand, und da wir am Ausgang des Waldes angelangt waren, nahm sie Abschied von mir.

(Fortsetzung folgt.)

Es war einmal.

In meiner Jugend wünscht' ich oft voll Neid,
Ein reifer Mann zu seien, groß und stark —.
Nun ist vorbei die ros'ge Jugendzeit
Und Kraft stärkt meinen Arm nun und mein Mark.

Und was ich einst in meiner Kindheit bat,
Es steht erfüllt vor meinen Augen da;
Schon winkt der Rastort mir am Lebenspfad,
Auf den ich einst wie unerreichbar sah.

Doch, was ich damals neidisch mir erfleht,
Es drang aus eines Kinds Gedankenthal;
Des Mannes Seufzer nun darin besteht:
„O! wär' ich jung!" — Doch ach! es war einmal!

Es war einmal die Kindheit mir verlieh'n,
Es war einmal die Lieb' in meiner Brust,
Doch Lieb' und Kindheit mußten rasch entflieh'n —,
Drum freu' dich der Erinn'rung sel'ger Lust.

Hans von Eltern.

Postfoahrt.

Gedicht in Wetterauer Dialekt von
Friedrich von Trais.

's woar gahn [1]) Sonneinnergangk,
— Aich off dr Raas', dr Wägk woar langk —,
Do kohm die Post de Bärgk [2]) erroff [3]);
E Trinkgeald — wuppdich woar aich droff.
Do blies „trara, trara!"

Dorch's Koarnfeald geng's, die Strooße fort,
Ohm Perrch [4]) verrbei; 's fuhr dr Hort [5])
Haam [6]) met dr Heerd. Ohn Kerch eann Haus
Verrbei geng's, eann zoum Oart ennaus.
's blies „trara, trara!"

Etzt woar aach dorch de Wahld gejaht,
Wu schuhnd die Fichs „ge Noacht" gesaht.
E Vihlche, doas gestihrt eamm Drahm,
Doas kohm verr'sch [7]) Neast, „woas weckt ihr Ahm
Merr au'm [8]) trara, trara?"

Ds Käuzi [9]) horr enn Kresch [10]) gedohn,
Dr Muhnd, der penkt [11]) sein Leuchte ohn.
Do leihe Mahnemächerschkeann [12])
Eann rappenn [13]) off dr Kaffimenn [14])
Eamm Wahld. „Trara, trara!"

Eamm Wiffedoahl richt's niwwilfeucht [15]);
Bahl kimmt ds Ziel, dr Muhnd der leucht.
Do leir e Kerchhob [16]) stell eann schihn.
„Ach, läiwer Postknächt, bloos näit mihn,
Hihr off met Dei'm trara!

Ach, stihr [17]) näit, däi eann langer Reih
Häi rouhe, — 's eaß mein Läibst debei!
Sichst De [18]) die weiße Ruuse stihn?
Do schleft säi stell. Ach, bloos näit mihn!
Hihr off met Dei'm trara!"

Doo soagk dr Postknächt ohn meich langk:
„Dr läßt Gangk eaß dr schwirschte [19]) Gangk;
Ei glaabt Ihr" — sahr e — „aich blies verr Fraad?
Aich bloose merr mein Herzelaad
Ewäck [20]) met mei'm trara."

Beim Gasthaus noochd [21]) zoum Reawestoack [22],
Do moacht aich meich erroabb [23]) vom Boack,
Saß langk noach off dr Bank verr'm Haus;
Die Post fuhr eann die Noacht ennaus.
's klung „trara, trara!"

1) gegen, 2) Berg, 3) herauf, 4) Pferch, 5) Hirte, 6) heim, 7) vor's, 8) mit euerem, 9) Käuzchen, 10) Gekreische (Schrei), 11) zündet an, 12) Korbmacherskinder, 13) rappeln, 14) Kaffeemühle, 15) nebelfeucht, 16) Kirchhof, 17) störe, 18) siehst Du, 19) schwerste, 20) hinweg, 21) nachher, 22) Rebenstock, 23) herab.

Aus Heimath und Fremde.

In der am Montag den 30. Mai zu Kassel abgehaltenen Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde theilte der stellvertretende Vorsitzende, Bibliothekar Dr. Hugo Brunner, zunächst mit, daß der langjährige verdiente Vorsitzende des Vereins, Major a. D. K. von Stamford, sein Amt niedergelegt habe. Dr. Brunner sprach sowohl im Namen des Gesammtvorstandes als des Vereins den wärmsten Dank aus für die rastlose Thätigkeit und Fürsorge, die Major von Stamford, welcher 14 Jahre an der Spitze des an Zahl immer mehr gewachsenen Vereins gestanden, demselben gewidmet habe, und gab dem Wunsche Ausdruck, daß Herr von Stamford auch fernerhin dem Verein sein Interesse bewahren möge. Die Gründe, welche ihn zur Niederlegung seines Amtes bewogen

hätten, seien rein sachlicher Natur und in Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Vereinsvorstand und der neuen, vom Landesausschuß gewählten Kommission zur Erhaltung der Baudenkmäler zu suchen. Nachdem der stellvertretende Vorsitzende noch Mittheilung von einem das Dechaneigebäude betreffenden Schreiben der Königl. Regierung an den Vereinsvorstand gemacht, dem zu Folge der Kultusminister sein Einverständniß mit dem Abbruche der Dechanei erklärt habe, auch ein Schreiben des Rittergutsbesitzers Felix von und zu Gilsa auf Oberhof zu Gilsa, den Verkauf der Schloßruine Jesberg durch den Domänenfiskus betreffend, verlesen hatte, nahm Dr med. K. Schwartzkopf das Wort, um auf das Buch des Generals J. von Schmidt über die kurhessische Armeedivision im Sommer 1866 hinzuweisen, in dessen Mittelpunkt der Führer General von Loßberg stehe. Dr. Schwartzkopf übergab die schwarz-roth-goldene Armbinde, welche von Loßberg damals getragen, und die er bei seiner Rückkehr nach Kassel dem Literaten S. Hahndorf gegeben, wobei der General mit seiner Geringschätzung über dieses Abzeichen nicht zurückgehalten habe, dem Verein zum Geschenke, da sie immerhin einen gewissen geschichtlichen Werth besitze. Hiernach hielt Dr Brunner den angekündigten Vortrag: „Wie es im siebenjährigen Kriege in einer hessischen Stadt herging.“ Der Vortrag gab hochinteressante Auszüge aus den Aufzeichnungen des Kaufmanns Konrad Jakob Hüter, welcher um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zu Rotenburg geboren wurde Das Manuskript befindet sich im Besitze eines Nachkommen desselben, des Gutsbesitzers Hüter in Iba, welcher dasselbe dem Vortragenden zur Verfügung gestellt hatte. In ungemein anschaulicher und lebendiger Weise werden darin die Drangsale des Krieges erzählt, wie sie die Bevölkerung einer hessischen Stadt zu erleiden hatte. Die fesselnde Darstellung wurde mit vielem Beifall aufgenommen

(Kass. Tagebl.)

Hessische Bücherschau.

Deutsche Klassiker und Romantiker. Aufsätze von Hans Altmüller. Kassel 1892. Ernst Hühn, Hof-Buch- und Kunsthandlung.

Die Klassiker sind dem heutigen Publikum, insofern dasselbe einen gewissen Grad von Bildung besitzt, wohl ebenso bekannt, wie es vor siebzig Jahren der Fall war, zu welcher Zeit die Romantiker ihre Triumphe feierten. Anders aber ist es um diese letzteren Dichter bestellt, welche nach und nach in Vergessenheit gerathen sind, da die Geschmacksrichtung sich ganz und gar verändert hat und von einem Aufgehen des Lebens in der Poesie, wie die Romantiker es anstrebten, nicht mehr die Rede sein kann. Auf dieselben in einem allgemein faßlichen Buch zurückzukommen, muß als ein sehr lobenswerthes Unternehmen betrachtet werden, besonders in der jetzigen, dem kahlen Realismus zugethanen Periode. Von den Klassikern werden Klopstock, Lessing, Goethe, Schiller, Jean Paul und Kleist behandelt, jedoch erstrecken die Betrachtungen sich nicht allein auf die Heroen der Dichtkunst, sondern auch auf diejenigen der Musik und Malerei. Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven, sowie Chodowiecki und Carstens ziehen in ihren Werken an dem Leser vorüber, und auch von ihren Lebensverhältnissen wird so viel mitgetheilt, daß von einem jeden der genannten Dichter, Komponisten und Maler ein ausreichender Umriß seines Daseins sich vorfindet. Dasselbe gilt auch von den in der zweiten Abtheilung behandelten Romantikern: Novalis, Brentano, Weber, Schubert, Schinkel und Cornelius, um welche sich noch Tieck, Arnim, E. T. A. Hoffmann, Fouqué, Meyerbeer, Marschner und Spohr schaaren. Man sieht aus dieser kurzen Angabe des Inhalts, daß derselbe ein sehr reichhaltiger ist; und die Verlagshandlung, welche das Buch in solider Weise ausgestattet, hat Recht, diese gesammelten Aufsätze hinsichtlich der in ihnen zu Tage tretenden Anschauungen als höhere Unterrichtslektüre zu empfehlen.

B.

Einer Todten.*)

Als sie getragen Dich hinaus
Im engen, dunklen Schreine,
War heimgegangen vom Hessenland
Der besten Frauen eine.

Nahm auch Dein Leben stillen Gang
Durch dieser Welt Getriebe,
An Segen war's doch überreich,
So reich wie Dein Herz an Liebe.

Nun weinen wir in bitt'rem Leid,
Daß Du Dich heimgewendet,
Doch hat ja den Boten, der Dich rief,
Der liebe Gott gesendet.

Zu Deinen Lieben droben gab
Er Dir sein still' Geleite,
Wo aus Charfreitagsweh erblüht
Die ewige Osterfreude.

Schlaf sanft! Dir dankt mein schlichtes Lied
Für reich empfang'ne Güte;
Der unverwelklichen Liebe zu Dir
Nimm's hin als letzte Blüthe.

J. Gr.

*) Zum Andenken der Frau Forstmeister Marie Grebe, geb. Mergell, gest. am Ostermontag 1892.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 12. Kassel, 17. Juni 1892.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2934.

Hoffnung.

Hoffnung, goldner Himmelsstrahl,
Der auch für den Aermsten leuchtet,
Lindrung schaffst du für die Qual,
Welche hohle Wangen feuchtet,
Hoffnung, holder Zukunftsstern,
Keinem Menschen bist du fern!

Von der Jugend süßem Glück,
Bis das Alter färbt die Locken,
Bis zum letzten Augenblick,
Wo die Pulse ängstlich stocken,
Hoffnung, goldnes Himmelslicht,
Nimmer uns dein Strahl gebricht.

Hoffnung, bist die hohe Macht,
Die nicht läßt zu Schanden werden,
Die nach der verlornen Schlacht
Aufrecht hält die Kriegsgefährten —
Hoffnung auf den nächsten Tag,
Der zum Siege führen mag.

Hoffnung, die verheißend strahlt,
Wenn das Dunkel uns umfangen,
Welche lichte Bilder malt
Mitten in dem nächt'gen Bangen,
Hoffnung, holder Zukunftsstern,
Keinem Menschen bist du fern!

W. Bennecke.



Stadt und Bad Hofgeismar.

Von K. Neuber.

(Fortsetzung.)

So blieb die Peterskirche, abgesehen von den in ihr stattfindenden Leichenfeierlichkeiten, über zwei Jahrhunderte unbenutzt stehen, — der Gottesdienst für die unter Landgraf Karl zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts eingewanderten reformirten Franzosen wurde in der Neustädter Kirche gehalten —, und verfiel, da nichts zu ihrer Erhaltung gethan wurde. In der Flurkarte von 1755 kommt die Peterstädter Kirche noch als solche vor. Erst nachdem das Gewölbe des Schiffs und einige Jahrzehnte danach auch der Thurm eingestürzt war, wurden zu Ende des vorigen Jahrhunderts die Trümmer niedergerissen, worauf an der Stelle ein Reithaus für die zu Hofgeismar in Garnison liegende Kavallerie errichtet wurde und nach dessen Abbruch (1842) [53] das Amts- und Gefangenhaus, das jetzige Gerichtsgebäude. Ein in der Peterskirche befindlich gewesener Taufstein in gothischem Style mit den in Nischen stehenden Statuen der zwölf Apostel soll bei Wegräumung der Reste der Kirche in die Nähe des Rathhauses gebracht worden sein. Wenigstens steht er jetzt daselbst mit sehr beschädigten Figuren und wird als Brunnentrog benutzt. Der Name der beim Gerichte vorbeiführenden Straße: „Petri-Straße“ deutet noch auf die Vergangenheit. Nunmehr wird amtlich nur noch unterschieden: Altstadt, mit der die Peterstadt kirchlich und weltlich verbunden, im Norden und Neustadt im Süden, beide Stadttheile getrennt durch „den Graben“ und Altstadt und Peterstadt wieder durch die Entengasse, früher Lochenhagen genannt.

Thore hat Hofgeismar vier:

1. Das Selber Thor (eigentlich Selberger Thor) im Westen, nach Liebenau und Warburg führend;
2. Das Schöneberger Thor im Norden, nach Schöneberg hin;
3. Das Altenstädter Thor, später ersetzt durch das Mühlenthor (Mohlenthor) im Osten, nach dem Gesundbrunnen führend, daher auch Brunnen-Thor genannt;
4. Das Kelser Thor oder Kasseler Thor im Süden, nach Kelse bezw. Grebenstein und Kassel hin.

Das Mühlenthor und das Schöneberger Thor sind inzwischen abgebrochen, die beiden anderen Thore sind noch vorhanden. Außerdem sind noch zwei kleinere Ausgänge, die obere Wasserpforte, nahe dem Selber Thore, und die untere Wasserpforte, nicht weit vom Mühlenthore beim Pulverthurm, zu bemerken. Die früher die Stadt schützenden Mauern sind zum größten Theile niedergerissen und auf den Wallgräben meist Spaziergänge angelegt.

In Betreff der städtischen Haushaltung liefert Bemerkenswerthes die in den Falckenheiner'schen Schriften angezogene Stadtkämmerei-Rechnung von 1576 aus der Zeit des Bürgermeisters Joseph Hördelmann. [54])

Danach betrug die Zahl der Wohnhäuser 522, wovon auf: die Altstadt 188, die Neustadt 222, die Peterstadt 112 kamen, und die Zahl der Hausbesitzer um 2 mehr: 524, wovon

die Altstädter Overburschaft	90	189
„ „ Niederburschaft	99	
„ Neustädter Oberburschaft	92	218
„ „ Niederburschaft	126	
„ Peterstadt		117

welche Zahlen seitdem nicht wieder erreicht worden sind. Nach den Staatsdienst-Kalendern von 1887 und 1890/91 hat Hofgeismar nebst der Ziegelhütte, den Mühlen (Hage-, Kab-, Neue-, Poppenhäuser-, Kunst-, Stein-, Strauch- und Walk-Mühle), dem Röddenhof, dem Gesundbrunnen, dem Schützenhause und den Bahnhofe 421 Häuser mit 4343 Seelen. [55]) Regelmäßige städtische Einnahmen waren: Tischgeld (von jeder Hausstätte, in der ein Eßtisch stand, 10 Albus), Wächtergeld, Soldatengeld, Geschoß (von jedem in der Stadt ansässigen Bürger), sonstige Einnahmen:

[53]) Falckenheiner a. a. O., S. 494 fg., Urk., S. LXXXII; In Dehn-Rotfelser und Lotz, Baudenkmäler, S. 355.

[54]) Falckenheiner a. a. O., S. 407 fg.

[55]) Im Jahre 1841 waren es 392 Häuser und 3421 Seelen.
„ „ 1852 „ „ 403 „ „ 3881 „
„ „ 1862 „ „ 392 „ „ 3640 „

Pfannengeld, Bußen u. dgl., besonders aber Einkünfte aus der Verwaltung der Stollenbecker'schen Stiftung. Dieselbe ist gestiftet (1615) von Johannes Stollenbecker, einem Bürger aus Volkmarsen, welcher nach Besuch der Universität als Magister der Philosophie in der Welt umhergezogen war und nach Rückkehr in seine Vaterstadt auf Grund eines auf seiner zehnjährigen Reise gethanen Gelübdes die Renten seiner Verlassenschaft zur Unterhaltung von Bürgersöhnen, zunächst aus seiner Verwandtschaft, während der Schulzeit bestimmte und die Stadt Hofgeismar zur Verwalterin des Vermögens (3600 Speziesthaler) ernannte. Johannes Stollenbecker wiederrief zwar noch die Stiftung und setzte seinen Neffen, Heinrich Stollenbecker, zum Erben ein. Dieser erneuerte die Stiftung (19. Dezember 1636) und dehnte sie sogar aus auf:

„arme Kinder im Lande allhier, so gute ingenia und von ihrem patrimonio nicht studiren können",

vorausgesetzt daß dieselben evangelischen Glaubens seien, und traf noch verschiedene eingehende Bestimmungen; u. A. wurde die Verwaltung ebenfalls dem Magistrate von Hofgeismar übertragen, die Oberaufsicht aber den Superintendenten und dem Dekan des St. Martins-Stifts zu Kassel. Diese sehr wohlthätige Stiftung besteht noch heutzutage.[56])

Die Gerichtsverfassung bietet nur wenige Besonderheiten.[57]) In den ältesten Zeiten gab es ein Landgericht (Gau- oder Grafengericht) an der niederen Diemel, welches auf offenen Plätzen, den sog. Malstätten, unter großer Versammlung des Volkes gehalten wurde. Dasselbe spaltete sich allmälig in kleinere Gerichte, worunter besonders das unter dem Schöneberge, das unter der Linde zu Grebenstein und das auf dem Marktplatze zu Hofgeismar hervorzuheben sind, welche im Laufe der Zeiten wie die Gerichte im benachbarten Westfalen als Fehmgerichte verschrieen wurden. Regelmäßiges Gericht wurde, als Hofgeismar Stadtrecht erlangte, also nach 1200, das Schöffengericht, unter dem Vorsitze des landesherrlichen Schultheißen und zusammengesetzt aus den Schöffen, d. h. freien unbescholtenen Einwohnern, meistens Rathsgliedern, welches an verschiedenen Stellen der Stadt zusammenkam, gewöhnlich auf dem Rathhause (das ältere 1387 erbaut, das neue 1727). Als höheres Gericht (Oberhof) bestand der Magistrat zu Göttingen und seit Einführung der geheimen Kanzlei zu Kassel unter Landgraf Wilhelm IV. diese (1580). Mit Trennung von Justiz und Vewaltung ging erstere auf das Amt, jetzt Amtsgericht, über, letztere verblieb dem Rathe in Verbindung mit der Polizei.

Besondere Aufmerksamkeit muß aber dem Bade oder dem Gesundbrunnen bei Hofgeismar gewidmet werden, da hierdurch die Stadt, obwohl sie als solche nach dem Anfalle an Hessen viel von ihrer früheren Bedeutung verloren hatte, doch zwei Jahrhunderte lang weithin Ansehn genoß. Das Bad Hofgeismar hat eine eigene Literatur aufzuweisen, die reichhaltiger ist als die der Stadt selbst. Die Schriftsteller scheiden sich in zwei Gruppen, von denen die eine mehr die medizinisch-wissenschaftliche, die andere mehr die allgemeine und kulturhistorische Bedeutung des Bades zum Gegenstande genommen hat, und es befinden sich unter ihnen Hessen und Nichthessen. Abgesehen von denjenigen, welche eine allgemeine Beschreibung von Hofgeismar geliefert haben, und nur anhangsweise auch eine solche des Bades[58]), sind hier zu nennen:

Georg Schultz: Beschreibung des 1639 zu Hofgeismar entsprungenen Heilbrunnes. Erfurt 1639. Dann neu erschienen: Marburg 1682.

Valentini: Erinnerung von dem rechten Gebrauch der Sauerbrunnen in Ober- und Nieder-Hessen. Gießen 1685.

Elie Pierre de Beaumont. Traité des eaux minerales d'Hoff-Geismar. Cassel 1701.

P. Wolfart: aufrichtiges medicinisches Bedenken über den bei Hofgeismar liegenden Heil- und Gesundbrunnen. Kassel 1725.

Joh. Konrad Wagner: merkwürdige Curen, welche durch den Gebrauch der Hofgeismar'schen mineralischen Gesundbrunnen 1726 geschehen. Kassel 1727.

Derselbe: Kurze Beschreibung der mineralischen Trink- und Badebrunnen zu Hofgeismar. Kassel 1732.

Chr. Heinrich Böttger: Beschreibung der Gesundbrunnen und Bäder bey Hofgeismar in zwo Preisschriften von Moritz Gerhard Thilenius und von Heinrich Friedrich Delius, herausgegeben Kassel 1772 (mit Abbildungen).

Description des Bains de Geismar en Hesse. (par un ami de l'humanité). Berlin 1792.

---

[56]) Falckenheiner a. a. O., S. 505 fg.
[57]) Derselbe, S. 381 fg.

[58]) Winkelmann, Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld, Th. I, Bd. XII, S. 81.
Engelhard, Erdbeschreibung, Th. I, S. 350 fg.
Martin, Topographie, Bd. I, S. 290 fg.
Falckenheiner a. a. O., S. 468 fg.
Vgl. auch Kopp, Handbuch, Th. V, S. 231 fg.

Waiz: Beschreibung der gegenwärtigen Verfassung des Curorts Hofgeismar. Marburg 1792.

Dr. Ferd. Wurzer: Beschreibung der Heilquellen zu Hofgeismar in Kurhessen. Leipzig 1816.

Dr. W. Schnackenberg: Das Bad Hofgeismar, physikalisch-chemisch und medicinisch dargestellt. Kassel 1855.

Auch Chr. Schminke hat in seiner „Beschreibung der hochfürstlichen Residenz-Stadt Cassel" (Kassel 1767) im Anschlusse an das letzte Hauptstück, betitelt: „Von den ohnweit der Stadt gelegenen Fürstlichen Lustschlössern und Gärten", einen Anhang: „Von dem Gesundbrunnen und Bade zu Hof Geismar", welcher eine kurze Schilderung derselben enthält.

Allen Darstellungen zu Folge ist der Trinkbrunnen bei Hofgeismar von Soldaten im Jahre 1639 entdeckt worden, der Badebrunnen aber bereits seit 80 Jahren in guten Rufe gewesen. Es behauptete das schon der Professor der Mathematik Georg Schultz von Erfurt, welcher zuerst über den Gesundbrunnen zu Hofgeismar Nachricht giebt, und zwar auf Grund von Aeußerungen der dortigen Bevölkerung. Der Titel seiner mit mehreren Schriften anderer Männer herausgegebenen Abhandlung lautet auf dem ersten Blatte.

„Hochnützliche, heilsame Wasser- und Brunnen-Betrachtung: das ist Außführliche Beschreibung und gründliche Unterforschung der Weltberühmten Sauer-Brunnen zu Wildungen und Pyrmont — — wie auch deß wunderbaren Heyl-Brunnens so bey Hof-Geißmar in Heßen zwey Meil über Cassel entstanden." — Marburg 1682.

Diesem allgemeinen Titel folgen die besonderen der einzelnen Schriften, der für die hier in Betracht kommende dahin lautend:

„Gründliche und unverfängliche Beschreibung — — eines Heylbrunnens, welcher ungefähr vor 80 Jahren zu Hof-Geißmar in Hessen 2 Meil über Cassel entstanden und selbiger Zeit, nemlich um den Anfang Mondes Aprilis deß 1639 Jahres vielen mit unheilbaren Schäden und Krankheiten beladenen Menschen zum besten anderweit erschienen und herfür gebrochen ist" durch M. Georgium Schultzen, Mathem. Prof. publ. zu Erfurt — Marburg 1682.

Es wurden also die Brunnen bei Hofgeismar im Jahre 1639 zum Trinken und zum Baden benutzt. Der Badebrunnen bestand aber damals schon lange Zeit; nach der Angabe von Schultze[59]) und der Schilderung im Theatrum Europaeum[60]), wonach derselbe „bereits über die 80 Jahre im Schwange gewesen", mithin seit etwa 1559, also schon in der Regierungszeit des Landgrafen Philipp des Großmüthigen; nach den Aufzeichnungen im Stadt-Archive zu Hofgeismar von 1783 seit 1583 mit dem Zusatze: „schon über 200 Jahre wegen seiner heilsamen Wirkung bekannt."

Damit hört unsere Wissenschaft auf. Jedenfalls fällt die Entstehung noch in die Zeit, wo Hofgeismar noch Mainzisch, aber an Hessen verpfändet war.

Ausführliches wird aber über den Trinkbrunnen berichtet:

Wie bereits oben angegeben, hatte Hofgeismar in den Stürmen des dreißigjährigen Kriegs viel Uebles zu ertragen und Besatzungen verschiedener Herrn bei sich aufzunehmen. Im Jahre 1639 lag eine kaiserliche Truppenmacht unter Führung des Generals Peter Melander (od. Milander), welcher aus hessischen Diensten in kaiserliche übergetreten war, in Stadt und Umgegend.[60a]) Da geschah es, daß ein verwundeter kaiserlicher Soldat die Trinkquelle gewahrte und sich derselben mit solchem Vortheile bediente, daß er sich bald seiner Beschwerden entledigt sah. Während er anfänglich sich mühsam hingeschleppt hatte, kam er, nachdem er vom Wasser getrunken und damit seine Wunden gewaschen hatte, allmälig wieder zu Kräften. Nunmehr theilte er dies in froher Stimmung seinen Kameraden mit, und dieselben benutzten gleichfalls die Quelle zu ihrem Heile.

In der angezogenen Schrift von Schultz heißt es: „Wie hoch sich dieses Brunnens mächtige Kraft und Tugend erstreckt, haben zwar allbereit in ander Punct insgemein angezeigt, und wie er aller Medicamenten meiste Eigenschaft bey sich führe, den günstigen Leser daselbst verständigt. Insonderheit aber pfleget er bey allen Menschen — — alles, was schädlich ist zu zermalmen und den Leib vor aller Fäule zu verwahren. Dieses hat ein Soldat, welcher eben um die Zeit deß Anfangs bey dem Brunnen gelegen, und von einer Kugel gefährlich verletzt gewesen, auff folgende Gestalt erfahren. Nemlich er hat sich vielleicht aus betrübtem Gemüht etwas in's Feld begeben, deß Brunnens daselbst ansichtig geworden, sich damit gewaschen, und zugleich auch deß Wassers innerlich genossen. Und weil er hierauff große Linderung empfunden und gänzlich restituiret worden, hat er solches nicht allein

[59]) a. a. O., S. 17.

[60]) (A. 1639.) T. IV, p. 72.

[60a]) Nach Beaumont, l. c., lagen in Hofgeismar und Grebenstein zwei Kompagnien, deren Hauptleute Rewald und Schraube hießen.

seinen Rottgesellen, welche dazumal auch legehafftig gewesen, angezeiget und dies Werk auff den Lande hin und wieder außzubeuten und bekant zu machen, sich höchlich bemühet."

Auch die Offiziere der Besatzung von Hofgeismar hörten von der Heilkraft der Quelle, insbesondere Melander, welcher an dem Scharbock (Scorbut) litt. Er erprobte selbst die Quelle, empfand ihren Nutzen an seinem Körper und machte solches in weiteren Kreisen bekannt. In Folge davon kam aus Nähe und Ferne Kranke herbei, um ihre Gesundheit wieder zu erlangen, und da sich solche bei den meisten nach dem Trinken oder Baden, bezw. nach Beidem, wieder einstellte, wurde nach und nach der Zudrang von Menschen so groß, daß Buden und Zelte in der Nähe der Quelle aufgeschlagen werden mußten, um den Kranken Unterkunft zu gewähren. Schultz belegt den starken Besuch mit Zahlen; 120 aus dem Stifte Münster und 20 aus dem Stifte Osnabrück, von denen viele ihre Krücken, welche sie mitgebracht, beim Brunnen gelassen hätten, und führt eine Reihe von Fällen auf, in denen sich dessen Heilkraft bewährt habe, in folgender Gruppirung:

1. Blutfluß, Geschwulst, Erbgrind; 2. Verwirrung deß Haupts und Unsinnigkeit; 3. Stumm- und Taubheit und blöd Gehör; 4. Blindheit; 5. Podagra; 6. Hauptwehen, Flüsse und Beschwerungen; 7. Alte und neue Schäden, Lähme, Brüche, Dürrheit; 8. Erb- und böser Grind — —; 9. Allerley Fieber, Schwere Noht.

Es werden darunter wahrhaft überraschende Kuren mitgetheilt.

Zu Nr. 4. Ein Mägdlein aus der Herrschaft Spremberg, so mit einem Auge stockblind gewesen, ist innerhalb zwey Tagen sehend worden und ihr Augapfel hervor gebrochen.

Zu Nr. 7. Gangolf Buche von Reiß hat von einem schweren Falle eine Ribbe im Leibe zertrümmelt, hieran große Schmerzen empfunden, und das dreytägliche Fieber auch zugleich bekommen, ist von beyderley, nachdem er den Brunnen eine Zeitlang warm getruncken, wiederum entledigt worden, und gesund nach Hause kommen.

Zu Nr. 9. Ein Mägdlein von 13 Jahren von Gitersdorff hat der Schlag am linken Beine gerührt, daß es gantz blau und sehr schmal gewesen, ist durch baden und trinken gesund, und das Fleisch am Beine wachsend worden.

Im Theatrum Europaeum (T. IV, p. 72) wird ebenfalls die wunderbare Heilkraft der Quelle beschrieben:

„Solcher gestalt ist bey einem sonst zwar geringen, aber doch allem Ansehen nach uhralten Flecklein, Hoff-Geißmar genannt, 4 oder 5 guter Stund Wegs über Cassel gegen dem Stifft Paderborn, Hessischen Gebietes gelegen, ein sehr schöner Brunnen entsprungen, durch dessen Gebrauch sowohl innerlich als äußerlich, viel hundert Menschen völlig restituiret und gesund worden seyn, welche mit allerhand, sowohl angebornen, als sonst empfangnen offenen und verschwollenen Schäden und Kranckheiten, und benamentlich mit dem Blutflusse, allen geschwollenen Schäden, mit dem Erbgrind, Verirrung deß Haupts, Unsinnigkeit, Stummheit, Blindheit, Podagra, Haupt- und Mutterwehen, Seitenstechen, alten und gefährlichen, offenen und flüssigen Schäden, Taubheit und blöden Gehör, Lähme an Händen und Füßen, geschwollenen Beinen und hitzigen Blattern, Rückenweh und Stechen, mit den Lenden-Stein, Haarwurm, mit der Lähme und Blindheit, theils vom Schlage, theils von der Geburt und gefahr deß Feuers rührend, mit dem Morbo Gallico, welchen man die Frantzosen-Krankheit nennt, mit Contractur, mit Seiten- und Rippenbrüchen, mit dreytägigen Fiebern, bluthrothen Augen, mit dem Bruche, Schlagen und Schmertzen im Arm und Beinen, mit steiffen, auch lahmen und krummen Händen und geschwundenen dürren Armen, mit den fistulirten Schäden, mit dem aufgebrochenen Antoni-Feuer, sonst das Rothlauff genannt, mit unheilbaren und verwahrlosten Schäden an Beinen, von Büchsen und Geschoß rührend, inficiret und beschwert gewesen sind."

Die Beschaffenheit der Quelle selbst wird folgendermaßen geschildert:

„welche lieblich anzusehen, fast lustig und begierig hin und wieder über sich springet und mit einem schönen frischen und gleichsam Crystallinen Bächlein den Ort anzufeuchten sich stets bemühet."

Eine handschriftliche Aufzeichnung aus dem Berichte eines Beamten zu Hofgeismar, welche der Chronist Winkelmann in seiner Beschreibung benutzt hat, und die nach Martin (s. Note 58) von dem damals zu Hofgeismar angestellt gewesenen Provisor Konrad Fülhuhn herrührt, lautet in ähnlicher Weise:

„Es ligget auch in hiesiger Feldmarck unter einem Felsen ein schöner Brunnen, welcher eines scharffen, feurlichen lustigen geschmacks ist, dieß orts der sältze Born von dem etwas saltzigen geschmack genandt wirt, selbiger wie bekandt hat in von vndencklicher Zeit die wirckung gehabt, daß er Reudigkeit curiret, dessen mehrere vires vndt operationes durch Gottes gnaden in anno 1639 auskommen, daß allerhandt morbi vndt mehr vnbekante Krankheiten, Sonderlich der Stein,

podagra, miltzsucht, Lahmnuß, blindtheit, taubheit, stummigkeit[60b]) Wunderlicher Weise geheilet werden, dauvon man dieses orts gute nachrichtung hatt, vndt wird noch teglich gebraucht auch krefftig befunden, darbey eine große Menge Volcks anno 1639 mit großer Verwunderung sich vffgehalten vndt viele bresthaffte Leuth Merckliche Hülff vndt besserung empfunden."

(Fortsetzung folgt.)

60b) Darunter Note von derselben Handschrift: „wie auch der Scharbock, wie solches an H. E. G. Lieutenant Milandern, der ohngefehr ein monath zeit denselben dieses orts gepraucht vndt teglich den armen vor etzliche thaler brot austheilen lassen, sich befunden, vndt selbst gerühmt, daß er ein großes vff die Medicos spendiret, aber außer dieser brunnen Cur keine Hülff erlangen mögen."

Aus dem Leben Franz Dingelstedt's.

Sieben und zwanzig!

30. Juni 1841.

> We poets in our youth begin in gladness,
> But thereof comes in the end despondency and — madness!
>
> Wordsworth.

Es stand ein Wandersmann auf einer Brücke
Und lehnte müd' an des Geländers Rand,
Stromauf- und abwärts schweiften seine Blicke
Den Wellen nach, wohl über Thal und Land:
Vor ihm ein Nebelmeer, grau und zerflossen,
Und hinter ihm ein Fernbild, duftig klar —,
Ihn schwindelte, und fest hielt er umschlossen
Den Eichenstab, der sein Gefährte war.

Wohin des Stromes mannigfache Windung,
So fragt er sich, mich Pilgernden noch zieht?
Wie fern, wie nah die unbekannte Mündung?
Ob er zum Ozeane schleicht, ob flieht?
Verrauscht, verloren ist die heil'ge Quelle
In dunkler Schlucht, die ihn zuerst gewiegt,
Schon manche Meile maß die flücht'ge Welle, —
Wie viele noch, eh' sie im Sand versiegt?

Ich bin der Wandersmann, der Strom mein Leben,
Die Brücke eines Jahrs Beginn und Schluß;
Kopfüber in die Tiefe starr' ich eben,
Zurück und vorwärts auf den falschen Fluß,
Und zitternd greift die Rechte und beschwörend
An ihren Wanderstab, das Saitenspiel,
Mit alten Weisen neuen Gram bethörend,
Fortstürmend an ein streng verhülltes Ziel.

Wohl lieber heut' als ihre todte Laute
Ergriff sie eine lebenswarme Hand,
Und sel'ger in ein treues Auge schaute
Der irre Blick als in das weite Land;
Daß ich allein des Weges zieh' und walle:
Nie fühlt' ich es so schmerzlich tief als jetzt,
Da sich, entfernt dem lauten Alltagsschwalle,
Der Fuß auf eines Tempels Schwelle setzt.

Ein Mann geworden und kein Weib gefunden,
Gespielt mit Liebe und geliebt im Spiel,
Im Ernst gelöst, was nur der Scherz verbunden: —
Bei Gott! es war zu viel und doch nicht viel!
Arm wach' ich auf nach reich durchschwelgten Nächten,
Und mit den Träumen wuchs noch die Begier;
Ich hab' nicht Grund, mit dem Geschick zu rechten,
Doch, Schicksal, rechte Du auch nicht mit mir!

Und wenn kein Dankgebet, kein frommer Glaube
Inbrünstig aus den goldnen Saiten spricht,
Was kann denn sie dafür, die schwache Taube,
Daß ihr im Sturm die Schwinge früh zerbricht?
Wie sich ein Knie beugt, ach! ich hab's vergessen,
Der Andacht inn're Wollust ward verlernt,
Und weil's zur Erde sah, hat unterdessen
Mein Auge sich vom Himmel schnöd' entfernt.

O, die von Dichters Glück und Segen prahlen,
Ruft sie mir her, zu dieser Stelle her!
Kein Sterblicher braucht also zu bezahlen,
Was er vom Leben borgt und raubt, als er.
Du drückst ein Kind an Deinen Mutterbusen,
Dir ist Dein Gott und Dir Dein Herd die Welt,
Wir buhlen nur mit unfruchtbaren Musen,
Und unser Ziel ist: „Wie es Euch gefällt!"

Ihr glaubt nicht, wenn wir solches Lied Euch klagen,
Ihr seht die Flamm' und wißt nicht, wie sie brennt,
Ihr wärmt Euch d'ran in müßigem Behagen
Und lobt und pflegt ein „niedliches Talent";
O Herr, wie oft in mitternächt'ger Stunde
Hab' ich's vor Dir verschworen und verflucht,
Wie wild gewühlt in der gewohnten Wunde,
Wie sehnlich einen andern Weg gesucht!

Ha! ging ich irr, so gieb die alte Blindheit,
Den Wahn gieb, Unbarmherz'ger, mir zurück,
Nur zaub're die Gespenster meiner Kindheit
Mir nicht mehr vor, das eng-bescheid'ne Glück!
Es ist vorbei, die Welle kehrt nicht wieder,
Ihr Lauf, ihr Bett, ihr Ende ist bestimmt,
Und Deine Sterne funkeln kalt hernieder,
Ob ein gebroch'nes Herz auch drinnen schwimmt.

Sieh', von der Brücke werf' ich diese Rose,
Die einst ein liebes Mädchen mir geschenkt;
Sie sei in dem gefräß'gen Fluthenschoße
Als Opfer beff'rer Tage still versenkt;
Auch dieses Blatt, zu welk, um es zu hüten,
Nimm hin, mein einziges vom Lorbeerbaum!
Was sind Dir, Mächtiger, so zarte Blüthen?
Im Nu zerrissen birgt sie Gischt und Schaum!

Und schmucklos kehrt sich von der dunklen Brücke
Und satt und arm der Wandersmann.
Wie auch die unsichtbare Bürde drücke,
Er schickt sich stark zum neuen Wege an;
Den Rastenden hat kein Willkomm empfangen
Und er sich selbst den Feiertrunk gereicht,
Dann ist er fürbaß in die Nacht gegangen,
Schwer, überschwer das Herz, die Zunge leicht.

Fulda.

Franz Dingelstedt.

Vorstehendes Gedicht, welches Franz Dingelstedt sich selbst zu seinem 27. Geburtstage, — er ist bekanntlich am 30. Juni 1814 zu Halsdorf bei Marburg geboren —, gestiftet hat, ist dem von ihm herausgegebenen „Salon", Wochenschrift für Heimath und Fremde, Jahrgang 1841, Nr. 13, entnommen. Es würde gewagt sein, das Gedicht als eines der besten unseres genialsten hessischen Poeten hinstellen zu wollen, es ist auch nicht in die 1877 bei Gebrüder Paetel in Berlin erschienene Gesammt-Ausgabe seiner Werke aufgenommen, hat überhaupt nur wenig Verbreitung gefunden; es spiegelt aber getreulich die weltschmerzliche Stimmung wieder, in welcher sich der Dichter befand, als er im Begriffe war, aus seinem Heimathlande Hessen zu scheiden, um auf das Ungewisse hinaus in die Fremde zu ziehen, in welcher er es nach wechselndem Schicksale kraft seiner außerordentlichen Begabung zu hohen Ehren und schließlich zum k. k. österreichischen Reichsfreiherrn bringen sollte. Wir bitten, es als Einleitung zu einem größeren Aufsatze zu betrachten, den wir über Franz Dingelstedt's Leben gerade in jenem Zeitraume zu veröffentlichen beabsichtigen, und dem wir sowohl eigene Erinnerungen als namentlich auch die vortrefflichen Schriften Julius Rodenberg's „Heimathserinnerungen" und „Blätter aus dem Nachlasse Franz Dingelstedt's" sowie sonstige zuverlässige Quellen zu Grunde legen werden. **F. Z.**

Das Hoftheater in Kassel.

Die Provinzen Hessen-Nassau und Hannover stehen allem Anschein nach vor einem herben Verlust, da die königlichen Theater in Kassel, Wiesbaden und Hannover vom Jahre 1895 ab nicht mehr unter königlicher Verwaltung weiter geführt werden sollen. Die Gründe, welche der Minister des königlichen Hauses, Herr von Wedell, den Wiesbadener Stadtverordneten dafür auseinandergesetzt hat, sind bereits durch die Presse zur allgemeinen Kenntniß gelangt und brauchen daher hier nicht wiederholt zu werden. Die feste Absicht der Hofverwaltung, die drei genannten königlichen Theater für die Zukunft in Wegfall kommen zu lassen, hat die betheiligten Städte und Provinzen auf das Schmerzlichste berührt, wie die zahlreichen Aeußerungen in den Zeitungen beweisen, selbst Berliner Blätter haben sich der Sache angenommen und drücken ihr Bedauern über das in Aussicht gestellte Eingehen der drei altbewährten Kunstinstitute aus. Im Kasseler Bürgerausschuß ist die Angelegenheit einer eingehenden Erörterung unterzogen worden und der Vorstand des Kasseler Bürgervereins hat an den Stadtrath eine Eingabe gerichtet, in welcher darauf hingewiesen wird, daß das Kasseler Hoftheater „unter der stets besonders wohlwollenden Fürsorge hessischer und preußischer Regenten zu einem in vieler Beziehung mustergiltigen Kunstinstitut geworden und deshalb von Einheimischen und Fremden hochgeschätzt sei. Der Verlust desselben würde kaum zu verschmerzen sein und auch auf die der Schonung so sehr bedürftigen Erwerbsverhältnisse der Stadt höchst nachtheilig einwirken." Im Anschluß an diese Darstellung wird der Stadtrath ersucht, an Allerhöchster Stelle dahin ehrfurchtsvoll vorstellig zu werden, daß von einer Aufhebung dieser Verwaltung Abstand genommen werde und somit die Stadt Kassel im Besitz des ihr von Alters her so lieb gewordenen berühmten Kunstinstituts verbleibe. Der Inhalt dieser Eingabe ist von dem Vorstand des Bürgervereins auch den Vertretern der Stadt Kassel und des Wahlkreises Kassel-Witzenhausen, Herrn Professor Dr. Enneccerus und Herrn Geheimem Regierungsrath Althaus, mitgetheilt worden mit der Bitte, im Abgeordnetenhaus für die Erhaltung des königlichen Theaters einzutreten. Obwohl das Staatsministerium für diese Angelegenheit nicht unmittelbar zuständig ist, so hat man doch

auch in Berliner Blättern der Meinung Ausdruck gegeben, daß der Herr Ministerpräsident Graf Eulenburg, welcher sowohl in Hannover wie in Hessen-Nassau Oberpräsident war, die hohe Bedeutung der Sache zu würdigen wissen wird.

Der Unterschied zwischen einem königlichen Theater und einem Stadttheater ist gerade in der jetzigen Zeit, wo der Realismus gegen die idealen Güter Sturm läuft, um so bedeutsamer, als die Hofbühnen fast nur allein noch in der Lage sind, dieselben, soweit sie in ihrem Bereich liegen, schützen zu können, ohne der modernen Bilderstürmerei dabei Thür und Thor zu öffnen. Die überwiegende Mehrzahl der Stadttheater steht auf demselben Standpunkt wie ein Unterhaltungsblatt, welches, anstatt in ästhetischer Weise unvermerkt läuternd auf den Geschmack des Publikums einzuwirken, die Leser auffordert, nur gefälligst Mittheilung davon zu machen, wenn ihnen Dieses oder Jenes nicht gefallen habe, um sich künftighin danach richten zu können. Mehr als alle anderen Kunstinstitute sind die Theater dazu berufen, veredelnd auf den Geschmack des großen Publikums einzuwirken, indem die lebendige Veranschaulichung der Begebenheiten die nachhaltigsten Seeleneindrücke zurückläßt. Wer sich viel und gern in schlechter Gesellschaft bewegt, mag sie dem äußern Anschein nach auch noch so nett und polirt sein, wird jedenfalls nicht besser werden, denn die Nachahmungssucht ist eine menschliche Schwäche, welche besonders in jüngeren Jahren schon gar manches Unheil angerichtet hat, da leider das Verwerfliche oft genug eine bedeutende Anziehungskraft ausübt. Das dramatisirte Laster ist der Tradition gemäß von der Kasseler Hofbühne stets fern gehalten worden, denn weder die eigentlichen Offenbachiaden noch die Pariser Ehebruchsdramen und Demimondestücke, noch die in der letzteren Zeit in Aufnahme gekommenen Sensationsschauspiele haben auf derselben Eingang gefunden, da diese Bühne, Dank der Municicenz der Regenten, bisher nicht auf solche Lockspeisen angewiesen war. Das Bestreben eines Stadttheater-Direktors ist aber in erster Linie, eine volle Kasse zu machen, und er giebt eben das, was zieht, unbekümmert um den künstlerischen Werth; hat das Stück seinen Kitzel ausgeübt, existirt es einfach nicht mehr, und sollte es etwa nach ein paar Jahren noch einmal auf der Bildfläche erscheinen, so ist es von dem rapid fortschreitenden Raffinement bereits überholt und veraltet. Zu welchen Mitteln ein Privatdirektor zu greifen im Stande ist, um Kasse zu machen, hat der Leiter des Ostendtheaters in Berlin bewiesen, als er den Exscharfrichter Krautz mit seinem Handwerkszeug für sich engagirte und ihn mit seinen Requisiten, einschließlich des erforderlichen Delinquenten, allabendlich am Schluß eines der beliebten Schauerstücke eine malerische Gruppe bilden ließ. Unter einer städtischen Verwaltung würde ein solches außerordentliches Reizmittel wohl nicht geduldet werden, gegen die gewöhnliche in dieser Hinsicht übliche Praxis aber kann die städtische Behörde schwerlich Einsprache erheben, da dies nun einmal nicht anders ist. Ein jeder praktisch geschulte Direktor einer mittleren Bühne wird zwar darauf bedacht sein, um die Zugkraft der Oper zu erhöhen, in welcher nicht häufig so pikante Waare vorhanden ist, die, wie im Schauspiel, ihre Schuldigkeit ohne besondere Nachhülfe thut, eine besonders stimmbegabte Sängerin und einen ebensolchen Sänger zu erhalten, und giebt in Folge dessen für dieselben Beträge aus, welche ein kleineres Hoftheater gar nicht zu zahlen im Stande ist, die anderen mitwirkenden Faktoren stehen dafür aber oft um so mehr zurück. Maßgebend ist vor Allem der Gewinn, und Goethe's „Iphigenie" oder „Torquato Tasso" können demnach nicht den Anspruch erheben, sich irgend welcher Beliebtheit bei den Herren Direktoren zu erfreuen. Unter diesen Verhältnissen leidet die Schauspielkunst aber auch im Allgemeinen, denn die praktische Ausbildung der Darsteller für klassische Rollen läßt immer mehr zu wünschen übrig. Dies so recht zu beobachten, hat man in Kassel die beste Gelegenheit, wo die Kunstfreunde von früher her an eine ganz vorzügliche Wiedergabe der klassischen Stücke gewohnt sind; wie schwer aber hält es jetzt, einen den Ansprüchen nur einigermaßen genügenden ersten Liebhaber oder Heldenvater zu finden. Die Hoftheater sind also auch für die Ausbildung der Darsteller unentbehrliche Erziehungsanstalten, und durch ihre Verminderung würde die Zahl guter Kräfte noch bei Weitem geringer werden.

Die Anfänge des Kasseler Hoftheaters lassen sich bereits zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts nachweisen, zu welcher Zeit der gelehrte Landgraf Moritz das Ottoneum gründete, einen nach römischen Stil eirund gebauten und mit einem gewölbten Dach versehenen Musentempel. Derselbe stand fast auf demselben Platz, auf welchem Landgraf Karl das Kunsthaus errichtete, in dem sich gegenwärtig die Naturaliensammlungen befinden. Zu den im Ottoneum aufgeführten gelehrten Schauspielen gesellte sich auch die von Landgraf Moritz sehr begünstigte Tonkunst. Die landgräfliche Kapelle erforderte den für die damaligen Verhältnisse sehr ansehnlichen Betrag von 3000 Gulden jährlich, konnte sich aber auch rühmen, bedeutende Künstler zu besitzen, von

welchen nur Heinrich Schütz genannt sei, welcher später, nachdem ihn der Landgraf in Marburg noch hatte die Rechte studieren lassen, es in Dresden als Komponist zu großer Berühmtheit brachte und als Vater der deutschen Oper betrachtet wird. Die im Ottoneum aufgeführten Stücke wurden von den Zöglingen der landgräflichen Ritterschule dargestellt, an deren Stelle um das Jahr 1620 die sogenannten englischen Komödianten traten, denen die glänzende Garderobe mit allem Zubehör überlassen wurde. Den Vorstellungen dieser gewerbsmäßigen Schauspieler konnte auch das größere Publikum beiwohnen, wogegen früher das Ottoneum nur dem Hofstaat und einigen sonstigen Auserwählten geöffnet war. Diesen künstlerischen Bestrebungen des Kasseler Hofes machte jedoch der dreißigjährige Krieg ein baldiges Ende, und die vornehme Kunstanstalt des Landgrafen wurde theils zu einem Gießhaus, theils zu einer Soldatenkirche umgewandelt. (Fortsetzung folgt.)

Ursula.

Eine Geschichte aus Waldesgründen

von Wilhelm Speck.

(Fortsetzung.)

In den folgenden Tagen gingen wir wieder wie sonst im Walde; es war alles wie vordem. Ursula that, als ob nichts vorgefallen wäre, und vergeblich waren meine Versuche, unser Gespräch auf das zu leiten, was mir so schwer auf dem Herzen lag; dagegen gab sie mir höchst belehrende Aufschlüsse über die Wasser-, Schlamm- und Sumpfpflanzen, und hatte ich alle Ursache, ihre Kenntnisse zu bewundern.

Eine zufällige Frage veranlaßte Ursula endlich, mir wieder etwas von ihrer Geschichte mitzutheilen. Ich fragte sie, ob sie nach dem Tode ihres Vaters, welchem sie ein so gründliches Wissen verdanke, sogleich nach Germerode gekommen sei.

„O nein," antwortete sie, „an den alten Mann, meinen Oheim, dachte ich damals noch nicht, erst als ich nirgends mehr eine rechte Zuflucht hatte, nannte ich seinen Namen. Es war an einem Donnerstag, als sie meinen Vater begruben, am folgenden Tage begann man schon, unsere Habe zu vertheilen. In unsere Welt, in die bescheidene, stille, glückliche Welt, welche wir bisher inne hatten, drangen fremde Menschen ein, und wie gingen sie mit den Heiligthümern um, welche wir mit jahrelangem Fleiß zusammengetragen hatten! Würdest Du es für möglich halten, daß sie eine Sammlung von Flechten, eine Zusammenstellung jener zierlichen Kleinbürger, welche in der Tiefe des Waldes hausen, deren Sporen aber auch die verwitternden Felsen mit freundlichem Grün überkleiden, daß sie diese sorgsam geordnete kleine Welt verächtlich mit Füßen traten? Und so ging es fast in allen Stücken. Da nahm ich meinen Horaz still bei Seite, und unter Thränen legte ich ihn in einen versteckten Winkel. Ich kam dann in das Haus weitläufiger Verwandten, es war ein kinderreiches Haus, lauter Töchter, nur ein Sohn war vorhanden, welcher sich mir anschloß, weil ich ihm seine Exercitien arbeitete, wenn er Wichtigeres vor hatte. Obwohl ich ihnen eine Last war, zeigten sie doch, wenigstens im Anfang, viel Freundlichkeit, ja, die älteste Tochter, Rosa, übernahm es sogar, mich in einen menschlichen Zustand zu versetzen. Ich mag in den Kleidern meiner Mutter, welche ich mir zurechtgestutzt hatte, wunderlich genug ausgesehen haben, denn bei Männern der Wissenschaft kann die Mode keine starken Triebe entwickeln. Allmälig wurde man unzufrieden mit mir, ich verstand kaum etwas von den Dingen, welche man von mir forderte, auch klagte man, ich sei vorlaut, mische mich in Dinge und Gespräche, welche mich entschieden nichts angingen. Was ich an Kenntnissen besaß, wurde mißachtet, und schließlich kam ich mir gegenüber dieser neuen Weisheit, deren Wellenschlag mich traf, trostlos verwahrlost vor. Ich war früher verwöhnt worden, man änderte das gründlich. Ich habe später Noth gelitten und weiß, was hungern heißt, es ist eine Qual, aber mehr noch habe ich getrauert, als man meinen Geist schmachten ließ. Du kannst Dir also vorstellen, mit welcher Wonne ich es begrüßte, als ein gütiges Geschick mir endlich Egon in den Weg führte."

„Wer ist dieser Egon?" unterbrach ich sie, unruhig werdend.

„Egon ist ein klassischer Philologe, ein kenntnißreicher Mann. Ein klares Wissen und ein ruhiges Ebenmaß des Geistes zeichnet ihn aus. Er wollte um Rosa werben, doch sahen meine alten Augen über diese Nebensache hinweg und so nahm ich

ihn völlig in Beschlag. Ich bestürmte ihn regelrecht, und so vertieften wir uns in jene versunkene Welt, von deren Pracht nur noch marmorne Säulen und erhabene Ruinen Zeugniß ablegen. Wir verlebten Stunden, welche mich an das Zusammensein mit meinem Vater erinnerten, doch war es noch etwas Anderes: über den Trümmern des Alterthums lag nicht mehr kühler Mondenschein, sondern warm fluthender Sonnenglanz, und das ernste Wissen wurde umrankt von dem lebendigen Getriebe holden Empfindens."

Mir wurde es bei dieser Schilderung immer unbehaglicher, es schien mir, als ob Ursula mir die Stacheln geflissentlich tief in's Herz hineintriebe. Sie schaute mit einem matten Lächeln in mein düsteres Gesicht.

„Du wunderst Dich also nicht," fuhr sie fort, „wenn ich Dir sage, daß es endlich zum Ausbruch jenes Gewitters kam, dessen elektrische Wolken sich nach und nach über meinem ahnungslosen Haupte gesammelt hatten. Eines Abends nach einer schönen, gedankenvollen Stunde wurden die Sturmesgeister entfesselt. Ich schaute meine Verwandten, insbesondere die weinende und scheltende Rosa, verwundert an, dann wandte ich mich kühl ab und ging durch."

„Ging durch", wiederholte ich tonlos.

„So ist es, mein Freund. Ich schlug mich in die Büsche oder, wie mein Oheim sagen würde: ich ging durch die Lappen. Als Lateinerin möchte ich es milder ausdrücken: abii, ich ging fort. Wir sind also über diesen Punkt in Klarheit. Ich schrieb noch einen Abschiedsbrief, dann flüchtete ich mich zu Egon. Das Dienstmädchen, welches mir öffnete, stieß ich zur Seite und warf mich schluchzend in Egon's Arme: Rette mich, heirathe mich! Ich weiß es nicht mehr, ob ich ihm unverblümt diese Zumuthung stellte, jedenfalls ließ ich ihn hinsichtlich meiner Wünsche nicht im Unklaren. Er war wie vom Frost getroffen, seine Gesichtszüge wurden starr, lieblicher aber war noch das Antlitz seiner Mutter. So denke ich mir die hoheitblickende Here, welche ja die weibliche Seite des Himmels vorstellen soll, die Atmosphäre. Ach, diese Atmosphäre, welche über unserem Zusammensein lag, war recht schwül. Ich saß zwischen ihnen auf dem Sopha im Zustande der Blockade, man redete gütig und zornig in mich hinein, man lachte und weinte über meinen Unverstand. Ich schluckte sehr bittere Pillen mit dem Abendbrot hinunter, welches man mir vorzusetzen die Freundlichkeit hatte, und trank still meinen Thee, aß dazu ein Butterbrot nach dem anderen. Endlich, nachdem ich satt war, erhob ich mich: Es ist also das Lange und Breite unserer Unterhaltung —, bemerkte ich, daß ich hier gänzlich überflüssig bin. Die klassische Philologie hat mir eine schmerzliche Täuschung bereitet, aber was sagt Horaz? Aequam memento, Kopf oben im Mißgeschick, 2. Buch, 3. Ode. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen."

„Armes, thörichtes Kind", sagte ich.

„Ich ging hinaus in die Nacht," erzählte sie weiter. „Dämmerung lag in den Straßen, jenes sanfte Geräusch umgab mich, welches die Ruhe des Abends einleitet. Ich wandelte durch die Gassen, ich hörte muntere Stimmen, behagliches Plaudern im Frieden des eigenen Herdes. Sie waren alle zu Haus, aber wo war meine Heimath? Meine Schritte hatten mich unversehens zu unserem alten Heim zurück geführt. Es wohnten fremde Leute darin, und das Haus selbst sah fremdartig aus. Ich sah mir die Façade lange prüfend an, mir kam es vor, als sei das Haus alt geworden, sein Aussehn aber war nicht das eines fröhlichen, ehrwürdigen Greises, sondern es lag etwas Grämliches, Graues und Mißvergnügtes über ihm. Da überlegte ich mir, woher das wohl käme, aber ich fand keine Ursache dieser Veränderung, die Anschauung mußte lediglich in meinen Empfindungen liegen, in den Gefühlen eines Menschenkindes, welches in die leeren Kammern hineinschaut, in denen einst seine Heiligthümer gestanden haben. Ich drückte mich in den dunklen Thorweg, ich betrachtete mit Befriedigung die Kisten und Fässer, welche wie zu unserer Zeit auf dem engen, feuchten Hofraum standen. Dann stieg ich auf den Boden des niedrigen Hinterhauses, auf welchem der Kaufmann nebenan Heu und Stroh zum Packen aufbewahrte. Dort schlief ich die Nacht — in Frieden; denn es weht im Vaterhause ein Hauch voll Trostes und Beruhigung, dessen Kraft sich auch auf die entlegenen Räume erstreckt, in welche das verlorene Kind sich geflüchtet hat."

„Armes, unglückliches Kind", sprach ich wieder.

„Was sollte ich machen?" fragte sie mit einem traurigen Lächeln. „Zurück wäre ich niemals gegangen, das ließ mein Ehrgefühl nicht zu, ich mußte zusehen, wie ich mich durchschlagen konnte. Ich will Dich nicht ermüden mit der Schilderung der vielen Wege, welche ich zu dem Zwecke ging, meinen geistigen Besitz zu veräußern. Ich hätte allenfalls unterrichten können, aber wer wollte mir Schüler anvertrauen, nachdem ich den Beweis geliefert hatte, daß ich selbst der Erziehung dringend bedürftig war? Es waren demüthigende, saure Wege. Prüfend, fragend, unschlüssig sehen sie den Armen an, bis er ganz verzagt und zu Boden geschlagen ist und sich selbst nichts mehr zutraut, nicht das Geringste. Endlich kam ich in die Fabrik, ich wurde ein Fabrikmädchen. Du wirst es mir nicht glauben, aber es gelang mir wirklich, anzukommen. Es war ja freilich

keine Arbeit, nach welcher ich mich gesehnt hätte, doch war ich glücklich, des Bittens und Bettelns um Arbeit überhoben zu sein. Siehe, das sind Schicksale, Mancher erlebt noch Schwereres, und sein Niedergang ist furchtbarer."

So erzählte sie.

Als ich wieder in das Dorf gekommen war, beschloß ich, mich nach Ursula zu erkundigen. Leider fand ich Fremde im Schulhaus anwesend und mußte daher vorläufig davon abstehen. Ich begab mich auf mein Zimmer und brachte einige Stunden in qualvollem Nachdenken zu, schließlich aber konnte ich die Ungewißheit nicht mehr ertragen, und ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß eine Frau aus dem Dorfe zugegen war, fragte ich nach Ursula. Die Frau lachte auf: „Wir haben schon von Ihrem Waldlaufen gehört. Ist Ihnen endlich etwas aufgefallen? Ja, es ist eine arme Gestörte."

„Eine Gestörte!" rief ich erschrocken.

„Das ist doch wohl zuviel gesagt", sprach der Lehrer ruhig.

„Die Leute sagen es aber alle," widersprach die Frau, „sie soll tolle Streiche gemacht haben, man erzählt sich mancherlei."

„Es wird Vieles erzählt," versetzte der Lehrer, „aber wer weiß etwas?"

Später, als die Frau gegangen war, kam er wieder auf meine Frage zurück. „Ursula", meinte er, „stammt aus einer Familie, welche von jeher durch allerlei Sonderbarkeiten Aufsehen erregte. Der Vater war ein gelehrter, sehr begabter Mann, aber er verstand es nicht, sein Wissen in kleine Münze umzusetzen, unverstanden von den Menschen zog er sich mit seiner Tochter in ein einsames Leben zurück. Die Welt ist dann grausam mit ihr umgegangen. Als sie unter uns trat, eine seltsame, fremde Erscheinung, lag noch die Erinnerung schwerer Lebenskämpfe über ihren Gedanken wie ein Nebelhauch, der alle Farben dämpft. Ich vergesse es nie, wie ich sie eines Tages sah. Der Abendschein lag in ihrer Gartenwildniß, und da stand sie in ihrem weißen Kleid und mit ihrem blassen Gesichtchen. Sie schritt auf und ab zwischen dem wilden Geranke der Blumen, es war kein Gehen und war doch auch kein Tanz, es war ein feierliches, ernstes Dahinschreiten. Zuweilen sprach sie Worte in der fremden Sprache, welche sie so sehr liebt, und ihre Augen waren in's Weite gerichtet, als wollten sie ein verlorenes Glück in der Ferne suchen. Es ist mir durch das Herz gegangen. Damals glaubte ich auch an eine Störung ihres Geistes, jetzt aber weiß ich, daß ihr tapferes Herz sich wieder zurecht gefunden hat im Leben und Denken."

(Fortsetzung folgt.)

Der Tod des Arpus.*)

Ballade von E. Mentzel.

Auf steiler Höhe im Eichenhain,
Wo die Weser rauschet tief unten,
Steht eine Hütte still und allein
Von grünem Geranke umwunden.
Hier schauen die Wächter vom Bergesrand
Mit spähendem Auge in's weite Land,
Wenn zum Volke die Kunde gekommen,
Daß die Römer mit dem gewaltigen Heer
Zum Chattenland ziehen vom Rheine her,
Den sie den Stammesbrüdern genommen.

Heut hält der Jüngling schon frühe Wacht;
Kaum grüßte die Sonne die Erde,
Da wüthet im Thale schon heiß die Schlacht,
Sie streiten zu Fuß und zu Pferde.
Bald, heißt es, siegen die Römer bestimmt,
Bald jagen die Chatten wuthentgrimmt
Sie wieder zurück zu dem Walde.
Doch fehlet Herr Arpus, der tapfere Mann,
Der in manchem Kampfe den Sieg gewann
Gegen die Römer auf blutiger Halde.

Fürst Arpus lieget zu Tode wund
In der Hütte bleich, ohne Klagen,
Es hat ihn ein Häuflein Getreuer zur Stund'
Aus dem Feld auf die Höhe getragen.
Nur manchmal hebt er sich schnell empor
Und neigt nach dem Thale sein horchend' Ohr,
Ob die Siegeshörner erklingen.
Dann fragt er auch, daß es dem Jüngling graut,
Was dieser vom Streite erspäht und erschaut,
Bis die Schmerzen ihn wieder bezwingen.

Doch heut war den Römern günstig das Glück,
War umsonst alles Kämpfen der Chatten.
Fürst Arpus sinkt kraftlos auf's Lager zurück,
Der Schlaf umfängt ihn, den Matten.
So ruht er in Frieden ein Stücklein Zeit,
Noch immer ist nicht entschieden der Streit,
Als er plötzlich sich wieder erhebet
Und, die Augen so geisterhaft glänzend und licht,
Vor sich hin mit verschleierter Stimme spricht,
Daß der Wächter da draußen erbebet:

„Warum erfüllt es Euch, Römer, mit Groll,
Das wir Chatten frei wollen leben? — —
O, Silius, glaub' es, das Maß ist voll,
Vergeblich ist doch all' Dein Streben!

*) Arpus, Fürst der Chatten, der im Jahre 16 n. Chr. gegen Silius, den Unterfeldherrn des Germanikus, in der Gegend von Münden an der Weser kämpfte.

Und schlägst Du uns heute auch tief in den Staub,
Bald ist Dir wieder entrissen der Raub,
Wirst Du sammt den Deinen vertrieben.
Noch leben uns Helden, tapfer und stark,
Die machen des Landes geheiligte Mark
Wieder frei mit chattischen Hieben!" — —

Held Arpus sein Aug' mit der Rechten bedeckt,
Als erfülle ihn heimliches Grauen,
Das Bild in der Luft dort hat ihn erschreckt,
Er vermag es nicht länger zu schauen.
Dann aber ruft er vom Schmerze erfaßt:
„Was that Euch mein Weib, sie hat Euch gehaßt,
Doch nimmer verdient Eure Ketten! — — —
Auch meine Mägdlein ergreift Ihr voll Wuth,
Ihr wollt Euch ja rächen an meinem Blut,
Wer wird die Kleinen erretten? —

Du eitler Römer, Du falsche Brut,
Kannst Du noch höhnen und scherzen?
Mein holdes Gemahl trägt ein heiliges Gut,
Trägt ein Kindlein unter dem Herzen!
Schlepp sie nur mit Dir, das arme Weib,
Du irrst Dich, sie wird zum Zeitvertreib
Des blassen Kaisers nicht sinken!
Ist hier zu Ende der Liebe Traum,
Werd' in Walhallas lichtem Raum
Die Reine ich wiederfinden! — —

Horch, horch, ganz nahe ein Kindlein schreit —,
Mein Sohn! — O, wonnige Freude!
Es haben die Brüder mein Weib befreit,
Nicht blieb sie des Feindes Beute!
Nach langem Wandern, nach herbem Loos
Liegt nun das Kindlein in ihrem Schooß
Und reckt behaglich die Glieder!
Und dort am Raine, da spielen die zwei,
Die Mägdlein, entfaltet wie Knospen im Mai,
Und singen die alten Lieder! —

Ja, singt nur, Ihr Mägdlein, nur immer zu
Von den Römern, dem falschen Volke!
Sie werden gar oft noch unsere Ruh
Bedrohn wie die Wetterwolke.
Zieht groß in den Söhnen den alten Haß
Und weint Euch die rothen Wangen nicht blaß,
Wenn im heiligen Kampfe sie sterben!
Das Leben nicht —, die Freiheit allein
Soll unserem Stamme das Höchste sein,
Die Enkel, die müssen sie erben!

Und Dir, mein Sohn, mein geliebtes Kind,
Dir geb ich den letzten Segen!
Du sollst dereinst wie ein Sturmeswind
Die Römer von hinnen fegen!
Nie soll Dich umgarnen römischer Trug,
Die Wunde, die heut' uns der Silius schlug,
Merz' aus im Kampfe und Wetter! —
Du sollst es erleben, mein holder Genoß,
Daß unser Söhnlein, der kräftige Sproß,
Wird des Vaterlands muthiger Retter!" — —

Der Wächter erbebet; auf leisem Fuß
Tritt er hin zum Lager befangen;
Die Sonne giebt eben den letzten Gruß
Des Fürsten erblichenen Wangen.
Er öffnet die Augen dann groß und weit,
Als säh' er schon heut, was in künftiger Zeit
Wird schenken der Götter Wille. —
Ein seliges Lächeln verklärte mild
Noch einmal das edle Heldenbild,
Dann ward es im Herzen ganz stille.

Draus sangen die Vögel auf Busch und Strauch
Von Frühlingsstürmen und Wonnen,
Von heimlicher Liebe und minnigem Brauch,
Von Glück, das so balde zerronnen.
Und drunten im Thal, wo die Weser rauscht,
Klingt jubelnd Geschrei, — der Jüngling lauscht,
Die Brust will vor Weh ihm zerspringen.
Dann aber blickt er den Todten an
Und höret im Geiste auf grünem Plan
Einst die Siegeshörner erklingen.

Hans ö Hin [1]).

(Schwälmer Mundart.)

Zwie Üzvehl wonn [2]) dr Hans ö Hin.
Eenst stonge see ver ehrer Schin. [3])
Zü ehrem Spaß nü gow dos Wott [4])
„Kameel" de Stoff zü allerlei
Verhecheleng ö Üzerei.

Spetz flog dos Wott do här ö hin.
Schlük Tromp dr Hans, schmeß Tromp ööch Hin [5]),
Ö kiner [6]) wankt, ö kiner wech;
Da Hans ö Hin, die wonn gescheit,
Dos woßte alle Nochberschleiht [7]).

Off eemol froht dr Hans ö lacht:
„Vos dänkts Kameel so fer sich sacht,
Vann es ver sengem Fihrer kniet?" [8])
Do ängbert [9]) Hin glich spetz ö schroff:
„Na, steij mer nür de Bockel noff." [10])

Kurt Kuhn.

---

[1]) Heinrich. [2]) Zwei Uzvögel = Spottvögel waren [3]) Einst standen sie vor ihrer Scheuer. [4]) gab das Wort. [5]) Schlug Trumpf der Hans, schmiß Trumpf auch Heinrich. [6]) keiner. [7]) Nachbarsleute. [8]) Was denkt das Kameel, wenn es vor seinem Führer kniet? [9]) antwortet. [10]) steige mir nur den Buckel hinauf.

Aus alter und neuer Zeit.

Die dritten Feiertage. Zu den beliebtesten Tagen des Jahres zählen in Hessen heute noch ebenso wie in früheren Zeiten die sogenannten dritten Feiertage, welche auf die hohen Feste Weihnachten, Ostern und Pfingsten folgen. Es gehört zu den volksthümlichen Gepflogenheiten unseres Landes, sich an ihnen den Vergnügungen hinzugeben. Daran haben auch die Verordnungen nichts ändern können, welche hessische Fürsten gegen die dritten Feiertage erlassen haben, die aber weiter keinen Erfolg gehabt zu haben scheinen, als daß die kirchliche Feier an denselben unterblieb, der weltlichen Feier dagegen kein Abbruch gethan wurde. Das erste Verbot gegen die dritten Feiertage wurde unter dem Landgrafen Karl erlassen. Es mag damals ziemlich wüst hergegangen sein, wenigstens heißt es in dem bezüglichen Konsistorial-Ausschreiben vom 25. Februar 1701 unter Anderem: „Nachdem man bei feyerlicher Begehung der bishero angeordnet gewesenen hohen Festtage, als Christtage, Ostern und Pfingsten mißfällig wahrgenommen, und außerhalb vielfältiger Bericht eingelauffen, was maßen der zur Mitfeyer beygegebene dritte Tag solcher hohen Feste zur Devotion und Gottesdienst dergestalt nicht, wie bey dessen Anordnung die christliche wohlgemeinte Intention gewesen, angeleget noch begangen, sondern von dem gemeinen Volke fast zu anders nichts als Sauffen, Schwelgen und anderer Ueppigkeit mißbrauchet worden, wodurch der allerhöchste Gott wol mehr zum Zorn gereitzet, als ihm solchergestalt einigen Dienst geleistet worden; welchem Uebel man aber abzuhelffen nicht ohne billig bedacht gewesen, als hat der durchlauchtigste Fürst und Herr, Herr Carl, Landgraff zu Hessen ꝛc. ꝛc. gnädigst gut gefunden und verordnet, daß in Dero Fürstenthumen, Graf- und Herrschaften, auch übrigen Dero gantzen Lande der dritte Tag der obbenannten drey Hauptfeste hinfüro gäntzlich eingestellet und abgethan werden solle.“ Bemerkenswerth ist noch, daß in demselben Konsistorial-Ausschreiben aus gleichem Grunde auch „die übrige auf Mariae Verkündigung, heilige drey Könige und Lichtmeß bis dahero zwar gehaltene, sonsten aber aus dem Papstthum annoch herrührige Fest- und Feyertage“ als abgeschafft erklärt werden.

Wie wenig dieses Verbot geholfen hat, geht aus dem Umstand hervor, daß unter der Regierung des Landgrafen Friedrich II. wir einem weiteren die Feier der Nebenfeste und Bettage betreffenden Konsistorial-Ausschreiben vom 15. Januar 1773 begegnen, in dessen pos. 5 die „Feyer des dritten Tags von Weynachten, Ostern und Pfingsten samt allen übrigen vorhin zwar üblichen ganzen und halben Feyertagen vors künftige“ als völlig aufgehoben erklärt werden, und daß 16 Jahre später, am 5. Juni 1789, dann der Landgraf Wilhelm IX. sich bemüßigt fand, eine neue Verordnung „gegen den Müßiggang an den dritten Festtagen“ zu erlassen, die wir hier ihrem Wortlaute nach folgen lassen:

„Von Gottes Gnaden Wir Wilhelm IX., Landgraf zu Hessen ꝛc. ꝛc. Demnach wir mißfälligst bemerkt haben, daß ohngeachtet der durch das Konsistorial-Ausschreiben vom 15. Januar 1773 erlassenen Verordnung, wodurch zum Besten des Nahrungsstandes überhaupt sowohl, als auch besonders, auch wegen des Landmanns die öffentliche Feyer des dritten Weihnachts-, des dritten Oster- und des dritten Pfingst-Tags gänzlich eingestellt worden, dennoch die meisten Unterthanen dieser so heilsamen Einrichtung nicht nachkommen, sondern, wie der Augenschein belehret, die bemeldeten Tage mit Müßiggang hinbringen, Manche sich allerley Ausschweifungen überlassen, überhaupt aber Alle durchgängig der Arbeit so entziehen, daß der Handwerker und Tagelöhner sogar allem Verdienst entsagt, und so ganz allen Erwerb entbehret, mithin die durch jene Vorschrift gesuchte Absicht, die Unterthanen zu wirklichen Handlungen der Rechtschaffenheit und des arbeitsamen Fleißes auch an den abgeschafften Feyertagen zu ermuntern, durchaus verfehlt wird; so finden wir uns gnädigst bewogen, jenem Mißbrauch der dritten Feyertage Einhalt zu thun, und in dieser Absicht zu verordnen, daß sämmtliche Unterthanen bei Vermeidung empfindlicher Strafe sich an jenen Tagen dem Müßiggange nicht weiter ergeben, sondern ihren Geschäften und aller gewöhnlichen Feld- und Handarbeit, sowie denen dem dienstbaren Unterthanen obliegenden Frohnden an den abgeschafften dritten Feyertagen sowohl, als wie an allen anderen Tagen der Woche, unterziehen sollen.

Da hierbey auch Unsere Höchste Willensmeinung ist, daß alle welt- und geistlichen Obrigkeiten hierin mit guten Beyspielen vorgehen, besonders auch die Prediger ihre Gemeinden ermuntern sollen, an bemeldeten Tagen den Müßiggang zu vermeiden; so haben diese hiernach sich unterthänigst zu achten.

Urkundlich Unserer eigenhändigen Unterschrift und beygedrucktem Fürstlichen Secret-Insiegels.

Weißenstein, den 5. Juni 1789.

Wilhelm, L.
vdt. Fleckenbühl,
genannt Bürgel.“

Mit dieser Verordnung ist es ebenso gegangen, wie mit vielen anderen; sie standen wohl auf dem Papier, in Wirklichkeit bekümmerte man sich aber nicht viel um dieselben. Das hessische Volk hängt einmal mit Zähigkeit an seinen hergebrachten Gewohnheiten und hat es sich weder durch die Konsistorial-Ausschreiben noch durch die landgräfliche Verordnung nehmen lassen, die dritten Festtage in seiner Weise zu feiern.

Eine Chronik von Gersfeld. Zu den freundlichsten Rhönorten gehört Gersfeld, welches Professor Aegid Heller in seinen Rhönreisen („Fränkischer Merkur", Jahrgang 1796) „sauber, doch züchtig angethan und wohlhabend wie eine Gersfelderin am Bettage" nennt. Gersfeld scheint schon in ältester Zeit Fuldaisches Besitzthum gewesen zu sein. Im Jahre 1350 belehnte das Stift Fulda mit einem Burggute dortselbst einen Herrn von Schneeberg, dessen Nachkommen mit dem Stifte Würzburg also in Zwist geriethen, daß das Schloß 1405 vom Würzburger Fürstbischof Johann von Egloffsteim genommen und 1406 an Hans von Steinau verkauft wurde. 1427 und 1435 ging es sammt dem Orte kaufweise an die Herren von Ebersberg über, und durch die Heirath einer Tochter des letzten Freiherrn Amand Philipp von Ebersberg im Jahre 1785 kam die Herrschaft an die Familie der französischen Grafen von Montjoie, welche ihren Namen in „Frohberg" verdeutschte. — Nach unverbürgter Chronikensage gestattete Kaiser Karl IV. schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts dem Stifte Fulda, die Dörfer Gersfeld und Sontheim in Städte zu verwandeln, ohne daß jedoch Gersfeld wirklich zu Stadtrecht gelangte. Erst seit der Annexion von 1866 wird es amtlich als Stadt angeführt. — Wie in der „Bavaria", Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern (IV. Band, 1. Abtheilung, Unterfranken und Aschaffenburg, München 1866), Eduard Fentsch berichtet, entdeckte er auf einer Wanderung nach Sandberg bei dem dortigen Ortsnachbar Johann Seifert eine handschriftliche Chronik von Gersfeld. Sie ist ein Erbstück des Hauses und wurde von dem damaligen Besitzer noch getreulich fortgeführt. Ihr zufolge wurde „nach alter gewisser Aussage" im Jahre 1440 die erste Kirche zu Gersfeld gebaut und hundert Jahre später der protestantische Kultus von den Herren von Ebersberg eingeführt. 1634 zählte Gersfeld 404 Haus-, Hütten- und Grundbesitzer. 1718 wurden daselbst die ersten Kartoffeln gebaut und 1740 das untere Schloß aufgeführt durch den Obersten von Weyhers, welcher wieder zum katholischen Glauben übertrat. Im gleichen Jahre fingen die Dörfer an, sich Winterschulmeister zu halten. „Man dingte", bemerkt der Chronist, „den wohlfeilsten gegen ein Dinggeld oder eine Kaute Flachs." Am 3. Juni 1756 zerstörte ein Brand 70 Wohnhäuser und 40 Scheunen. 1780 begann der Bau der evangelischen Kirche, die 1785 vollendet wurde. Für das gleiche Jahr giebt der Chronist eine Schilderung der Rhöner Tracht. Zugleich bemerkt er, daß es Sitte war, daß beim Güterverkauf jeder der Kontrahenten im Bannwirthshause ein Prozent des Kaufschillings verzehren mußte. 1814 legte ein zweiter Brand 80 Wohnhäuser in Asche, und Gersfeld erhielt sein gegenwärtiges modernes Aussehen. 1828 wurde ein Torfstich am rothen Moore begonnen. Wenn der Chronist aber die Errichtung der Gendarmerie zu Gersfeld in das Jahr 1450 verlegt, so ist das ein kleiner Anachronismus, den wir ihm nicht weiter verargen wollen.

Die holländische Volkshymne. „Auch Lieder haben ihre Erlebnisse", das kann man wohl von der holländischen Nationalhymne sagen, die kürzlich bei den zu Ehren der jungen Königin der Niederlande und ihrer Mutter, der Königin-Regentin, während ihres Besuches in Berlin veranstalteten Festlichkeiten gespielt wurde. Diese Volkshymne ist eigentlich hessischen bezw. Fuldaischen Ursprungs, wenn anders die Schilderung richtig ist, die Alfred Meißner in seinen „Rococobildern" über ihre Entstehung gegeben hat. Da dieselbe für die Leser unserer Zeitschrift eines gewissen Interesses nicht entbehren dürfte, so lassen wir sie hier folgen.

Der Großvater Alfred Meißner's, der Konsistorialrath August Gottlieb Meißner, Direktor des im Jahre 1805 vom Prinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, dem damaligen Regenten des Fürstenthums Fulda und nachmaligem Könige der Niederlande, für die Fuldaischen Lande gestifteten akademischen Lyceums, war in einer Gesellschaft von Freunden bestimmt worden, für die Geburtstagsfeier des Landesherrn am 24. Juli 1806 ein Festlied zu dichten, das in Musik gesetzt bei einem Bankette im Fuldaer Schlosse gesungen werden sollte. Die Verse lauteten also:

Wachse hoch, Oranien!
Gleich dem Eichbaum unter Stürmen,
Ob sich Wolken drohend thürmen,
Ob die Winde brausend weh'n,
Wachse hoch, Oranien!

Blühe hoch, Oranien!
Völkerjoch hast du zerbrochen,
Hast Tyrannen Hohn gesprochen,
Warst der Freiheit Felsendamm —,
Blühe Nassau's Heldenstamm!

Blühe fort, Oranien!
Und vor Allem leb' und prange
Wilhelm Friedrich, sei noch lange
Selbst im prüfenden Geschick
Deiner Treuen Stolz und Glück!

Wachse hoch, Oranien!
Hoch vor allen Fürstenhäusern,
Selbst vor Königen und Kaisern,
Bleibe kraftvoll, bleibe schön,
Wachse hoch, Oranien!

Diese Verse erlebten ein eigenthümliches Geschick; die Melodie war populär, die Stimmung kam ihr entgegen, das Lied wurde in nassau-oranischen Landen Volkslied. Es wurde in's Holländische übersetzt und war auch dort bald dasselbe, was bei uns „Heil dir im Siegerkranz" oder in Oesterreich das „Gott erhalte" war. Und in der Eigenschaft einer „Volks-

hymne“ hat es sich bis heute erhalten. In den deutschen Provinzen Hollands sang man das Lied „Wachse hoch, Oranien“ noch vor wenig Jahren im Urtexte.

„So ist das Schicksal,“ fährt Alfred Meißner fort, „von dem vielen Guten und mühevoll Durchdachten, das der Mann geschrieben, hat sich nichts in lebendiger Erinnerung erhalten: ein paar flüchtige Verse, die er für eine Festlichkeit hinwarf, leben noch heute, und ihnen ist die Ehre zu Theil geworden, Nationalhymne eines stammverwandten Volkes zu werden.“ — August Gottlieb Meißner, vor seiner Berufung nach Fulda Professor der Aesthetik und der klassischen Literatur an der Universität zu Prag, war nämlich ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller. Seine Skizzen und historischen Romane, welche nicht weniger als 56 Bände umfassen, wurden seiner Zeit viel gelesen, sind aber jetzt der Vergessenheit anheimgefallen.

In Musik gesetzt war das Lied von dem hochverdienten Fuldaer Musiker und ausgezeichneten Komponisten Michael Henkel.

Aus Heimath und Fremde.

Am Sonnabend den 11. Juni feierte der frühere langjährige und hochverdiente Lehrer am Lyceum Fridericianum zu Kassel Professor Dr. Johann Karl Flügel das Fest seines 85. Geburtstages. 78 dankbare ehemalige Schüler hatten sich vereinigt, um dem verehrten Mann zu diesem Tag ihre herzlichsten Glückwünsche in einer Form darzubringen, welche ihm als großem Verehrer der Musik besonders erfreulich sein mußte, nämlich durch eine von Kapellmeister Müller trefflich ausgeführte Morgenmusik. Während die Klänge der alten Lieblingsweisen des Gefeierten aus dem Garten in den schönen Sommermorgen hinaus tönten, brachten ihm eine Anzahl Herren unter Führung des Gymnasialdirektors Dr. Vogt persönlich die Gefühle unwandelbarer Dankbarkeit und Verehrung zum Ausdruck, welche alle ehemaligen Schüler in so besonderem Maße gegen ihn erfüllen. (H. M.-Ztg.)

Sonnabend den 4. l. M. hat Franz Treller's „Noblesse oblige“, Sittenstück in drei Akten, auf dem Kasseler Hoftheater in der Erstaufführung einen durchschlagenden Erfolg errungen. Etwa vor zehn Jahren entstanden, behandelt diese Dichtung die verschiedenst gearteten Mitglieder einer frisch geadelten Beamtenfamilie und deren Liebeswirren, wobei sowohl die Charaktere als die komischen Szenen von den darstellenden Künstlern trefflich ausgearbeitet waren. Zum Schlusse belohnte das Publikum den verdienten und beliebten Poeten durch mehrfaches Hervorrufen, dem derselbe immer von Neuem Folge leisten mußte.
Y.

Soeben erschien in dem Verlag von Max Brunnemann in Kassel: „Verzeichniß neuer hessischer Literatur“, Jahrgang 1891, nebst Nachträgen zu 1883—1890, von Edward Lohmeyer. Wir behalten uns eine eingehendere Besprechung dieser mit außerordentlichem Fleiße und großem Sachverständniß verfaßten Schrift, die wir allen, welche sich für die hessische Literatur interessiren, auf das Beste empfehlen können, für eine spätere Nummer unserer Zeitschrift vor.

Universitätsnachrichten. Seitens der theologischen Fakultät zu Marburg ist der Professor an der theologischen Hochschule zu Genf Dr. phil. Anton J. Baumgartner zum Licentiaten honoris causa ernannt worden. Der Genannte hat in französischer Sprache eine Reihe von Abhandlungen und Werken zur alttestamentlichen Wissenschaft geschrieben, darunter eine über den Text der Sprüchwörter Salomonis; auch hat derselbe die hebräische Grammatik Strack's in's Französische übersetzt. Die Genfer Hochschule vertritt das (streng-) reformirte Bekenntniß. — Der 85jährige Geheime Medizinalrath Professor Dr. Hermann Nasse zu Marburg ist auf seinen dringenden Wunsch von dem viele Jahre innegehabten Amte des Vorsitzenden der ärztlichen Prüfungskommission durch den Minister der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten unter den Ausdrücken wärmster Anerkennung entbunden worden. Als dessen Nachfolger wurde der Geheime Medizinalrath Professor Dr. Mannkopff für das laufende Prüfungsjahr zum Vorsitzenden der gedachten Kommission ernannt.

Personalbestand der Universität Marburg im Sommersemester 1892. Im Wintersemester 1891/92 betrug die Zahl der immatrikulirten Studierenden 831, hiervon gingen insgesammt ab 325, es verblieben demnach 506. Dazu sind im Sommersemester 1892 gekommen 398, sodaß die jetzige Gesammtzahl 904 beträgt. Außer diesen immatrikulirten Studierenden haben noch 53 Personen vom Rektor die Erlaubniß zum Hören der Vorlesungen erhalten, danach erhöht sich die Gesammtzahl der Berechtigten mithin auf 957. Von den immatrikulirten Studierenden entfallen 152 auf die evangelisch-theologische, 206 auf die juristische, 266 auf die medizinische und 280 auf die philosophische Fakultät. Der Staatsangehörigkeit nach vertheilen sich die Studierenden auf folgende Länder: Preußen 731 (Hessen-Nassau 271), übrige Reichsländer 123, Oesterreich-Ungarn 5, Frankreich 1, Großbritannien 13, Niederlande 3, Rußland 7, Schweiz 5, Türkei 2, Afrika 3, Amerika 6, Asien 3. Als Dozenten sind an der Universität Marburg gegenwärtig thätig:

in der theologischen Fakultät 6 ordentliche und 2 Privatdozenten, in der rechtswissenschaftlichen Fakultät 6 ordentliche, 1 außerordentlicher und 5 Privatdozenten, in der medizinischen Fakultät 12 ordentliche, 1 Honorar-, 4 außerordentliche Professoren, 5 Privatdozenten und 1 Lehrer der Zahnheilkunde und in der philosophischen Fakultät 23 ordentliche, 10 außerordentliche Professoren, 13 Privatdozenten. —

Die Universität Gießen wird im laufenden Sommersemester von 593 Studierenden, einschließlich 20 nicht immatrikulirten Hörern, besucht. Es widmen sich davon der Theologie 83, der Rechtswissenschaft 112, der Medizin 130, der Thierheilkunde 26, der Zahnheilkunde 5, den Kameralwissenschaften 46, der Forstwissenschaft 21, der Mathematik 17, der klassischen Philologie 39, der neueren Philologie 31, der Philosophie und den Naturwissenschaften 15, der Geschichte 4, der Pharmazie 11, der Chemie 33.

Todesfälle. Am 5. Juni starb zu Berlin plötzlich in Folge eines Hirnschlages im Alter von 74 Jahren der berühmte Chemiker, Geheimer Rath Professor Dr. August Wilhelm von Hofmann, geboren zu Gießen am 4. April 1818. Nekrolog folgt in einer der nächsten Nummern. — Am 1. Mai starb zu Fulda nach längerem Leiden im 76. Lebensjahre der Major z. D. Karl Moritz Anton von Todenwarth. — Am 12. Mai verschied zu Kassel im Alter von 56 Jahren der k. k. österreichische Oberlieutenant a. D. Freiherr Heinrich von Hundelshausen. — Am 30. Mai starb zu Marburg im 84. Lebensjahre der Amtsgerichts-Sekretär z. D. Heinrich Jost. — Am 2. Juni verschied zu Marburg im 76. Lebensjahre der Major z. D. Karl von Griesheim — Am 3. Juni starb zu Kassel im Alter von 65 Jahren der Ingenieur Ludwig Hunrath. — Am 4. Juni verschied zu Roßdorf bei Marburg im 73. Lebensjahre der katholische Pfarrer Franz Joseph Breitenbach. — Am 11. Juni starb zu Kassel im 75. Lebensjahre der Oberamtmann Friedrich Thon. Geboren am 19. Januar 1817 zu Solz, studierte er nach dem Besuche der Gymnasien zu Hersfeld und Eisenach auf den Universitäten Marburg und Göttingen Rechtswissenschaft, war in Marburg Corpsbursche der Teutonia und wurde in Göttingen wegen verschiedener Mensuren konsiliirt. In Folge dessen widmete er sich der Landwirthschaft. Er bewirthschaftete zunächst das Gut Malsfeld und pachtete 1856 die Domäne Wilhelmshöhe, der er fast 20 Jahre lang vorstand. Eine lange Reihe von Jahren war er General-Sekretär des landwirthschaftlichen Centralvereins für Kurhessen und gab, auch nachdem er diese Stelle vor einigen Jahren niedergelegt hatte, bis zu seinem Hinscheiden nicht nur die in Kassel erscheinende „Landwirthschaftliche Zeitung und Anzeiger“, sondern auch eine in Frankfurt a. M. erscheinende „Landwirthschaftliche Zeitung für das Großherzogthum Hessen“ heraus.

Briefkasten.

H. A. Kassel. Sie erhalten demnächst Antwort.

E. S. Haina. Wir nehmen Ihr freundliches Anerbieten dankbar an und sehen weiteren gefälligen Zusendungen mit Vergnügen entgegen.

J. S. Frankfurt a. M. Die Sache ist doch nicht so einfach, wie sie aussieht. Die beiden Artikel werden übrigens in aller Kürze veröffentlicht werden. Einstweilen herzliche Grüße.

Dr. P. R. Newyork. Besten Dank für Zusendung und freundlichsten Gruß.

Anzeigen.

Verlag von Friedr. Scheel, Buchdruckerei, Kassel, Schloßplatz 4.



Die Geschichte der evangelischen Kirche in Kurhessen
von der Reformation bis auf die neueste Zeit,
das
Zeugniß des Unionscharakters dieser Kirche,
kurz dargestellt von
Wilhelm Ebert,
erstem Prediger an der Unterneustädter Gemeinde in Kassel.
(1860.)

Alte Briefmarken kauft stets **R. Seidel**, Grüner Weg 8.

☛ **Zum Abonnement auf das 3. Quartal d. J. der Zeitschrift „Hessenland“ laden ergebenst ein**

Redaktion und Verlag.

Kassel, im Juni 1892.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 13. Kassel, 1. Juli 1892.

Das „**Hessenland**“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2934.



Frauenlob.

Gefügt hat das Geschick voll Huld,
Als es gerichtet uns die Wage:
Wir bleiben in des Weibes Schuld
Bis zu dem letzten unsrer Tage.
Von jenen dunkeln Stunden an,
Da uns der Mutter Hand geleitet,
Bis da auf unsres Daseins Bahn
Die Liebe Blumen ausgebreitet.

Es heißt, daß aus dem Paradies,
Dem abgeschiednen, segensstillen,
Der Cherub unsre Vordern stieß
Um eines Weibes Fehle willen.
Da ward von Gott ihr ein Geheiß:
Das Eden, das durch ihre Sünden
Verloren ging, soll sie mit Fleiß
Auf Erden neu uns baun und gründen.

Sie nahm die schwere Pflicht als Recht,
Lud willig auf sich all' die Plagen,
Und von Geschlecht zu Geschlecht
Die eine Schuld sie abgetragen.
Quitt ist nun Alles, was geschehn,
Die alte Rechnung ist gestrichen;
Was sie verfehlt hat und versehn,
Ist übermäßig ausgeglichen.

Des Weltalls Reichthum unbegränzt,
Er kann uns doch das Glück nicht bauen,
Wenn über unserm Sein nicht glänzt
Die holde Liebe reiner Frauen.
Wer noch so arm und so gering,
Doch selig will ich nennen Jeden,
Der solches Weibes Huld empfing —,
Er fand den Weg zurück nach Eden.

D. Saul.



Stadt und Bad Hofgeismar.

Von K. Neuber.

(Schluß.)

Zur Unterhaltung der Quelle wurde ein Opferstock angelegt, in welchen reichliche Spenden flossen. General Melander selbst soll täglich 6—7 Thaler hineingelegt haben. Auch soll er — charakteristisch für die Kriegführung in der damaligen Zeit — zum Danke für seine Heilung die Gegend von Hofgeismar mit Plünderung verschont haben, während solche sonst beim Abzuge einer Truppenmacht den Orten, wo diese gelagert, schonungslos zu Theil wurde, und in weiterer Entfernung viele Dörfer in Flammen aufgingen.[61]) Dennoch entging bei einem späteren Durchzuge des Melander'schen Corps, — ob der Führer selbst dabei war, wird nicht mitgetheilt —, Hofgeismar der Brandschatzung nicht.[62])

Die Einrichtungen für die Besucher der Quellen ließen lange Zeit noch viel zu wünschen übrig. Erst der kunstsinnige Landgraf Karl, dem Hessen manche herrliche Friedensschöpfungen verdankt, traf auch hier umfassende Verbesserungen. Er beauftragte nicht nur (1700) den damaligen Land- und Stadt-Physikus am Diemelstrom, Dr. Elie Pierre de Beaumont, einen eingewanderten Franzosen, mit einer gründlichen Ausbesserung (Reparation) des trotz aller Berühmtheit wieder verfallenen Brunnens, sondern ließ auch, da die vorbeifließende Lempe, ein Zufluß zur Esse, nach Regengüssen Ueberschwemmung herbeiführte, dieselbe abgraben und damit das Zuströmen „des wilden Wassers“ verhindern, sowie den Brunnen ordentlich vermauern und eine Treppe zu demselben anlegen, endlich auch zum Schutze vor den Unbilden der Witterung ein Badehaus errichten, das Karlsbad. In diesem wurde während des Baues eine zweite Badequelle entdeckt, welche sich durch einen starken Schwefelgeruch kundgab (1731).

Landgraf Karl ließ bei dem Andrange der Besucher auch in der Stadt Hofgeismar in dem von ihm neu erbauten Rathhause (1727) Räumlichkeiten zur Aufnahme von Kurgästen herrichten und sodann die Stadt mit dem Brunnen durch eine Kastanienallee verbinden (1732). Viele hohe und fürtreffliche Personen fanden sich zur Benutzung des Brunnens ein, so u. A. die Reichsgräfin von Bernhold von und zu Eschau[63]) und Prinz Moritz von Sachsen-Gotha, General der Infanterie in hessischen Diensten.

Die Nachfolger des Landgrafen Karl handelten in seinem Sinne weiter. Es bezeugen dies die von denselben erbauten und nach ihnen benannten weiteren Badehäuser: das Wilhelmsbad von Wilhelm VIII. und das Friedrichsbad von Friedrich II.

Die Brunnenverhältnisse waren nunmehr folgendermaßen beschaffen:

Im Karlsbade, welches, wenn man von Hofgeismar auf der Bremer Landstraße herkommend in die Brunnenstraße einbiegt, auf deren rechten Seite gelegen ist, waren im untersten Stockwerke 15 Badezimmer hergerichtet, davon in einem die Dampfbad-Maschine, in einem anderen ein großes zinnenes Kellerbad, in vier weiteren acht steinerne Liegebäder, in sieben weiteren 14 hölzerne Liegewannen und endlich in zwei weiteren eine große Liege- und vier Kinderwannen, auf der linken Seite die Brunnenapotheke, während das mittlere und obere Stockwerk für die Kurgäste bestimmt war und außerdem zwei große Speisesäle enthielt.

Im Gebäude hinter dem Karlsbade wohnte der Badewärter (traiteur).

Im Wilhelmsbade, an der linken Seite der Brunnenstraße gelegen, also gegenüber dem Karlsbade, befanden sich im unteren Raume drei Badezimmer, ein großer Saal und die Wohnung des Badewärters, im zweiten und im dritten Stocke 68 Zimmer für Kurgäste.

---

61) **Beaumont** l. c.: „Et ce qu'il y a de remarquable c'est que tout le pays fut ruiné à la reserve de Hoffgeismar que ce Lieutenant General conserva à cause de la guerison qu'il avoit recuë par le moyen des eaux minerales.“

62) **Falckenheiner** a. a. O., S. 337, 470.

63) Aufzeichnungen im Stadt-Archiv: von einer Reichsgräfin von Bernhold stammt eine noch bestehende Stiftung für adelige Wittwen und Fräulein zu Kassel laut Testament vom 7. März 1854. Nach verschiedenen Schriftstellern dienten beide Rathhäuser (also das alte und das neue) zur Aufnahme der Kurgäste.

Im Friedrichsbad, gleichfalls an der linken Seite der Brunnenstraße, waren im Unterraum zwei Badezimmer, in einem ein großes zinnenes Kellerbad, im anderen ein Liegebad von Marmor, in den oberen Räumen 64 Zimmer für Kurgäste, davon neun für fürstliche Personen.

Für jüdische Kurgäste war ein besonderes Gebäude, an der linken Seite der Brunnenstraße mehr nach der Stadt zu, errichtet.

Der Preis der Zimmer betrug, wie zum Theil noch zu ersehen, 2 Albus 8 Heller bis 16 Albus.

Zwischen Wilhelms- und Friedrichsbad verlauft eine mit zwei Reihen Bäume angelegte Allee zum Spaziergang für die Kurgäste beim Brunnengenuß.

Die Trinkquelle, gerade in der Mitte zwischen den drei Badehäusern und bis dahin in dem durch Galerien mit Wilhelms- und Friedrichsbad verbundenen sog. Brunnenhause gelegen, ward nach Abtragung des letzteren besonders eingefaßt und mit einem von ionischen Säulen getragenen kuppelförmigen Dache versehen, so daß dieser Bau das Aussehen eines griechischen Tempels hat (vollendet 1792).

Friedrich II. machte sich um den Brunnen weiter verdient, indem er erst durch den Baumeister Karl du Ry (1757)[64], den Ingenieur Oberstlieutenant Splittdorf (1764), ferner durch den Kapitän Pauli (1768) verschiedene Verbesserungen, so Ableitung des wieder eingedrungenen wilden Wassers und anderer schädlicher Feuchtigkeiten, vornehmen, ferner in den Badehäusern Galerien anlegen, auch in der Umgebung des Brunnens weitere Gebäulichkeiten, insbesondere Stallungen und Remisen zur Unterbringung von Pferden und Wagen der Kurgäste sowie ein kleines Theater, aufführen und endlich die ganze Gegend durch Parkanlagen verschönern ließ.

Landgraf Wilhelm IX. (als Kurfürst Wilhelm I.) erweiterte den Park durch neue Anlagen und erbaute an dem darin angelegten Teiche ein kleines Lustschloß, Schönburg (Mont-Chéri) genannt, mit Kellerbad. Unter seiner Regierung wurde (27. Februar 1789) von der Hochfürstlich Hessischen Ober-Rentkammer zu Kassel ein Reglement, den Gesundbrunnen bei Hofgeismar betreffend, erlassen, enthaltend Bestimmungen über Anmeldung der Kurgäste, Benutzung der Quellen, Taxe dafür sowie Taxe der Lebensmittel, Vorschriften über den Gottesdienst, die Mahlzeiten, die öffentlichen Vergnügungen, darunter namentlich die schon damals gestatteten Pharao- und Bankspiele u. dgl. m.[65])

[64]) Justi, Hess. Denkwürdigkeiten II, S. 260.
[65]) Martin a. a. O., S. 305 fg.

Der Gesundbrunnen zu Hofgeismar, für den fast das ganze vorige Jahrhundert hindurch ein besonderer Brunnenarzt angestellt war, — einige Jahre waren sogar, wenn freilich nur während der Sommerzeit, zwei Brunnenärzte daselbst thätig[66]) —, genoß weithin großes Ansehen, das durch die günstigen Urtheile der Sachverständigen erheblich vergrößert wurde.

Auch König Jérôme von Westfalen interessirte sich für den Gesundbrunnen zu Hofgeismar, wenn freilich er nur daselbst, wie ihm nachgesagt wird, die Schuljugend der Stadt als gute Soldaten gemustert haben soll. Die beiden letzten Kurfürsten von Hessen, Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm I., haben dem Brunnen große Aufmerksamkeit und Pflege angedeihen lassen und daselbst oft und auf längere Dauer ihren Aufenthalt genommen.

Wohl bekannt ist den Meisten der gegenwärtigen Generation, wie groß die Zahl derer gewesen, welche aus Hessen und anderen Ländern zum Brunnen bei Hofgeismar strömten und dort Genesung suchten und fanden, und wie sich namentlich an Sonn- und Feiertagen in den herrlichen Anlagen daselbst ein fröhliches Leben und Treiben entfaltete. Nicht soll auch verschwiegen werden, daß Manche durch die daselbst gehaltene Spielbank mächtig angelockt wurden. Zu bedauern ist daher, daß seit den sechziger Jahren plötzlich die Quellen nachließen (nach 1871 eine neue Bohrung) und damit die Zahl der Besucher rasch abnahm, so daß heutzutage nur äußerst wenige Menschen zu ihrer Benutzung sich einfinden, obwohl die Stadt Hofgeismar in Folge der Eisenbahnverbindung so leicht zu erreichen ist. —

Versuche zur Neubelebung der Gegend sind in verschiedener Richtung gemacht worden, u. A. ist lange Zeit die Gründung einer Ackerbauschule sowie eines Predigerseminars daselbst geplant worden. Zweckmäßiger sollte es doch wohl sein, nicht erst Neues schaffen zu wollen, sondern an Bestehendes anzuknüpfen; zumal nach dem Urtheile aller Sachverständigen die Umgebung des Gesundbrunnens viele demselben gleichartige Quellen enthält.[67])

[66]) Unter den Brunnenärzten wird als erfahrener Praktiker genannt: Hofrath Dr. Wüstenberg. Vergl. Böttger a. a. O., S. 18 fg.
[67]) Ist man doch beim Bohren eines Brunnens im September 1887 in dem Gartengrundstück in der Nähe des Pulverthurmes dicht bei der Stadt Hofgeismar (Th. Euler gehörig) bei einer Tiefe von 22 Meter auf Wasser gestoßen, welches ganz bedeutenden Gehalt an Eisen und Kohlensäure besitzt und demnach in seinen Bestandtheilen dem Wasser des Gesundbrunnens gleichkommt. S. Kasseler Tageblatt Nr. 266, Hofgeismarer Zeitung Nr. 137.

Inzwischen sind Ackerbauschule und Prediger-seminar angelegt, und kann man auch bei diesen der Gegend einen wesentlich anderen Eindruck verleihenden Einrichtungen die Hoffnung aussprechen, daß dem ganzen Orte, welcher an geschichtlichen Erinnerungen und landschaftlichen Reizen soviel des Schönen darbietet, ein neuer Aufschwung verliehen werde.

Aus dem Leben Franz Dingelstedt's.

Altes und Neues.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Franz Dingelstedt hatte seine Universitätsstudien auf der alma mater Philippina beendet, er hatte am 10. Dezember 1834 sein theologisches Fakultätsexamen cum laude bestanden, die licentia concionandi war ihm verliehen worden, wiederholt hatte er auch die Kanzel bestiegen, — man denke sich den Schöngeist mit seiner langen Figur und den burschikosen Manieren im Predigertalare! —, da wurde ihm im folgenden Jahre die Stelle eines Lehrers an der Erziehungsanstalt für junge Engländer in Ricklingen bei Hannover übertragen, um hier angeblich das Deutsche zu lehren, wo er in Wahrheit aber, wie er selbst eingesteht, das Englische lernte. Das Leben daselbst entsprach seinen Neigungen, und so fühlte er sich denn auch wohl in seiner Stellung. Er selbst schreibt darüber in seinem „Literarischen Bilderbuch“*): „Ricklingen sagte mir ausnehmend zu. Das große Haus Kapitain Trott's, des Vorstandes der Anstalt, war ganz auf dem Fuß eines englischen Landsitzes eingerichtet. Bequemlichkeit jeder Art, vortreffliche Verpflegung, reichliche gesellige Unterhaltung in der nahen Halbresidenz, wo der Herzog von Cambridge als Vizekönig repräsentirte und die young gentlemen aus Ricklingen gastlich empfing, die in unglaublichen Phantasieuniformen bei Hof erschienen. Zu thun gab's blutwenig: ein paar Lektionen am späten Morgen; die Konversationsstunden nach dem Lunch wurden abgehalten beim Taubenschießen im Ricklinger Wäldchen oder beim Angeln in dem Bächlein, das hinter dem Hausgarten vorbeifloß. Abends besuchten wir, Lehrer und Zöglinge, gemeinschaftlich das Hoftheater, weil wir übereinstimmend der Meinung waren, es gebe keine bessere Schule für die schwere deutsche Sprache als die Bühne. Nach der Vorstellung beschloß den Tag ein solenner Kommers in „Wessel's Schenke“, dem Mittelpunkt der ganzen englischen Kolonie in Hannover, allwo ich den deutschen Corpsburschen-Comment einzuführen trachtete und in einer schönen Mitternacht sogar zum unaussprechlichen Erstaunen und Vergnügen meiner wißbegierigen Jugend den „Landesvater“ steigen ließ, sämmtliche Cylinder der Anwesenden durchbohrend mit dem Paradedegen eines königlich-großbritanisch-hannoverischen Gardelieutenants.“

Aus dieser ihm so angenehmen Stellung sollte er im Frühjahre 1836 plötzlich abberufen werden. Nachdem ihm früher die Bewerbung um eine Hilfslehrerstelle am Gymnasium zu Rinteln abgeschlagen worden war, obgleich sich der verdienstvolle Direktor dieser Gelehrtenschule, Dr. Christoph Gottlieb Wiß, auf das Wärmste für ihn verwendet hatte, wurde ihm provisorisch der „Lehrstuhl für die neuen Sprachen und Literaturen an dem reorganisirten Lyceum Fridericianum in Hessen-Kassel“ übertragen. Der Ruf an sich war ehrenvoll, von Niemand Geringerem ausgegangen als Hassenpflug, der dem hessischen Unterrichtswesen seine besondere Sorgfalt zuwendete. Nur widerstrebend folgte Franz Dingelstedt. Das schöne, ungebundene Leben in Ricklingen sollte er vertauschen gegen die dumpfe, enge Schulstube eines hessischen Gymnasiums. Aber der Vater drängte: „der Staatsdienst sei doch ein sicheres Brod und biete eine feste Stellung, dem schwankenden schweifenden Sinne des Sohnes doppelt heilsam.“ Und so nahm Franz Dingelstedt an.

An einem schönen Maimorgen des Jahres 1836 traf er in Kassel ein. „Um recht pünktlich zu sein,“ schreibt er selbst Seite 169 seines Literarischen Bilderbuchs, „meldete ich mich sofort, noch im Reiseanzuge, bei meinem neuen Direktor, dem braven, tüchtigen Weber, der mir aus einem strengen Chef bald ein nachsichtiger Freund geworden. Er maß mit bedenklichem Blicke zuerst meine hochaufgeschossene schmale Gestalt, dann den allerdings verwegenen Morgenrock aus schottischem, gewürfeltem Stoff, echt englischen Schnitts. ‚Trauen Sie sich auch‘, fragte er, ‚den nöthigen Ernst zu, um Disziplin zu halten, und die körperliche Kraft, die der

*) Literarisches Bilderbuch von Franz Dingelstedt, Berlin 1879, in dem Artikel „Mosenthal, ein Stammbuchblatt“, Seite 168.

schwere Lehramtsdienst erfordert? Sie finden in Prima und Sekunda Schüler, die älter sind als Sie.‘ Dabei spürte er mit den kurzsichtigen Augen tief in meinen devotest überreichten Tauf-, Schul- und Universitätszeugnissen umher. Ich erwiderte, daß ich mich bemühen werde, baldmöglichst zu altern. Er duplizirte lachend: ‚Nur dergleichen Späße nicht auf dem Katheder. Ueberhaupt: man weiß hier, daß Sie für ein schöngeistiges Blatt in Hannover gearbeitet haben.‘ — ‚Für „die Posaune“*), Herr Direktor.‘ — ‚Unser Herr Minister läßt Ihnen sagen, daß man dergleichen Allotria bei uns nicht liebt, weder höheren noch höchsten Ortes. Sapienti sat.‘ — Ich empfahl mich, ebenfalls schon satt, noch ehe ich angefangen, zu genießen.“ —

So ungern Franz Dingelstedt nach Kassel gegangen war, bald sollte er sich auch dort wohl fühlen. Er traf alte Freunde und Corpsbrüder und brachte Leben und Bewegung in ihre Kreise. Es entstand ein literarisches Kränzchen, die „Stiftshütte“ genannt, mit neun Mitgliedern, zu denen außer Dingelstedt, Friedrich Oetker, der leider früh verstorbene Dichter Gustav Schulz, „unser Lyriker, die Lerche des kleinen Sängerkreises“, wie ihn Dingelstedt nennt, der Musiker Bernhard Schädel, die Maler Faust und Friedrich Müller, der Baumeister Engelhard, Bettina's alter Freund, zählten. Aus diesem Kreise ging auch das „Hessische Album für Literatur und Kunst, herausgegeben von Franz Dingelstedt (Kassel 1837)“ hervor, auf das wir später zurückkommen werden. Ihre Tafelrunde hielt „die Stiftshütte“ im „Landgrafen Karl“, später bei „Vater Luhmann“ und zuletzt im „Hessischen Hofe“.

Aber noch zu einer anderen Vereinigung, die von vielem Humor und guter Laune Zeugniß ablegt, gab Franz Dingelstedt die Veranlassung. Dieser und zwei seiner näheren Bekannten und Universitätsfreunde, die Referendare Viktor Ernst Freys und Eduard Wiegand, wohnten nicht weit von einander vor dem Wilhelmshöher Thore. Auf ihren gemeinsamen Gängen und bei ihrem häufigen Zusammensein entstand in ihnen der Gedanke, einen „Fürstentag“ zu gründen, auf dem sie eines fröhlichen Abends unter sich und ihren Freunden „die schöne Welt“, wie folgt, vertheilten: Wiegand wurde Kaiser von Oesterreich, Oetker König von Schweden und Norwegen, Dingelstedt — die jungfräuliche Königin von England, Bernhard Schädel König von Frankreich, ein anderer Sultan 2c. 2c. und Freys — Erzbischof in partibus infidelium. Die regelmäßigen Zusammenkünfte fanden abwechselnd bei den Potentaten statt, die sich untereinander „Oesterreich“, „Schweden“, „Frankreich“ 2c. nannten, und zu den Geburtstagen in Gala, d. h. in Schlafrock und Pantoffeln, erscheinen mußten. Frankreich kam dagegen immer nur als „Bürgerkönig“ im schwarzen Ueberrock, den Regenschirm unter dem Arm à la Louis Philipp. Schweden und Norwegen trug eine ungeheure Reichskrone von Pappe. Der Bürgermeister der freien Städte trug einen Zopf und eine Laterne. Der Erzbischof durfte, wenn die Versammlung beim Sultan war, natürlich nicht in Person erscheinen, sondern sandte dann, als seinen Vertreter, den „Domkapitular von Freysing“. Der Fürstentag hatte seine Akten und Protokolle in einem starken Folianten, der in Leder gebunden und mit Spangen und „edlen Steinen“ (böhmische Krystalle) geziert war. Dieser Foliant kam später nach Fulda und ist bei dem Brand des Hesdörffer'schen Hauses, in welchem Regierungsrath Eduard Wiegand wohnte, verloren gegangen.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eine von Georg Harrys in Hannover herausgegebene vielverbreitete angesehene Zeitschrift, für welche Franz Dingelstedt literarische Beiträge zu dem Preise von 5 Thlr. 10 g. Gr. für den Bogen lieferte.

Die Meuterei des Großherzoglich Frankfurtischen zweiten Landwehrbataillons Fulda im Sommer 1814.*)

Von J. Rebelthau.

Die Meuterei des Großherzoglich Frankfurtischen zweiten Landwehrbataillons Fulda im Sommer 1814 ist keine Begebenheit von irgend welcher Bedeutung für jene bewegte Zeit, aber sie ist ein charakteristisches Zeichen für die Verwirrung der sittlichen Begriffe bei Hoch und Niedrig, wie sie sich in einem großen Theile Deutschlands in Folge der willkürlichen Schaffung und des öfteren Wechsels der Unterthanenverhältnisse, verbunden mit neuen Eidesleistungen, heraus-

*) Ueber den gleichen Gegenstand brachten wir bereits im „Hessenland“, Jahrgang 1889, unter dem Titel „Sonderbare Fahnentreue“ einen kurzen Artikel. Die obige ausführlichere Schilderung beruht auf archivalischen Quellen. D. R.

bilden mußte. Rücksichtslos griffen die Gewalthaber in die geschichtliche Entwicklung ein. Die Verwirrung mußte noch dadurch gesteigert werden, daß so manches gegebene Versprechen nicht gehalten, so manche erweckte Hoffnung seitens der Fürsten nicht erfüllt wurde, nachdem die erste Niederwerfung der napoleonischen Herrschaft gelungen war. Auch in der folgenden Geschichte spielt das Nichteinhalten eines gegebenen Versprechens eine verhängnißvolle Rolle.

Die Fuldaer Meuterei steht nicht vereinzelt in jener Zeit da. So meuterte z. B. ein aus Spanien zurückgekehrtes Bataillon in Frankfurt auf offenem Markt, ferner eine ganze Würzburgische Brigade, die Sachsen sogar im Hauptquartier Blücher's. Sonst für unerschütterlich geltende Bande waren eben im Drang und in der Noth der Zeit gelockert worden. Aber von diesen militärischen Frevelthaten unterscheidet sich die der Fuldaer Landwehr durch eine gewisse Harmlosigkeit, sie verläuft ohne Blutvergießen, beinahe ohne Exzesse —, sie trägt im Ganzen mehr den Charakter einer Tragikomödie.

Oefter als andere deutsche Gebiete hatte das Fuldaer Ländchen in wenig Jahren seit Beginn des Jahrhunderts seinen Herrn wechseln sehen. Aus dem über tausendjährigen Schlummerleben ihrer geistlichen Unterthänigkeit wurden die biederen Nachkommen der alten Buchonen zuerst durch den Reichsdeputations-Hauptschluß von 1803 gerissen, der 112 deutschen Stätchen das Lebenslicht ausblies. Sie erhielten als Herrscher den Erbprinzen von Nassau-Oranien, späteren ersten König von Holland. Damit begann auch eine Zerstückelung des Territoriums, indem einzelne Theile für andere Herren abgetrennt wurden, von den patriotischen Fuldaer Geschichtsschreibern tief beklagt.

Mit der Niederlage Preußens, in dessen Militärdienst der Erbprinz Wilhelm Friedrich gestanden hatte, endete 1806 auch seine Herrschaft, und das Ländchen ward für den Kaiser Napoleon in Eid und Pflicht genommen. Er verlieh den Johannisberg an Marschall Kellermann, Eichenzell und Adolfseck an Duroc als Dotationen und ließ den Rest durch öfter wechselnde Generalintendanten für sich verwalten, das heißt aussaugen. Nach vier Jahren trat abermals ein Wechsel ein, Fulda wurde dem neugeschaffenen Großherzogthum Frankfurt (auch eines der von Napoleon beliebten phantastischen Staatengebilde) einverleibt und durfte nun Karl von Dalberg als Herrn begrüßen. Dieser letzte und wohl einer der traurigsten geistlichen deutschen Fürsten war ein seltsames Gemisch von Gutherzigkeit und schroffer Härte, von Humanitätsschwärmerei und Bigotterie, von Selbstbewußtsein nach unten und niedrigster Speichelleckerei vor dem von ihm vergötterten Napoleon. Wie er einerseits mit Thränen in den Augen seine letzten 40 Gulden mit einer armen Wittwe theilen konnte, so schreckte er andererseits nicht davor zurück, seinem verarmten Lande den letzten Mann und den letzten Kreuzer zu erpressen, um Napoleon's Ansprüchen nicht nur zu genügen, sondern sie noch zu überbieten. Die Leipziger Schlacht kostete Dalberg, der sich mit dem Wahnwitz eines Verzweifelnden an den Stern Napoleon's geklammert hatte, den ruhmlosen Thron. Die Verwaltung des Großherzogthums übernahm zunächst im Auftrag der verbündeten Mächte der österreichische Feldmarschallieutenant Prinz Philipp von Homburg, und als diesem mit Beginn des Jahres 1814 die Führung des VI. deutschen Bundesarmeecorps übertragen wurde, folgte ihm Fürst Heinrich XIII. von Reuß-Greiz als Generalgouverneur.

Jener hatte schon im Dezember 1813 einen Aufruf sowohl zur Bildung von Freiwilligencorps wie auch von Landwehren erlassen, mit deren Formation eine Armirungs-Kommission in Frankfurt betraut wurde. Für Fulda, das ein Landwehrbataillon zu sechs Kompagnien, 840 Köpfe stark, zu stellen hatte, lag die Ausführung in der Hand eines Landwehr-Ausschusses, aus Militär- und Zivilpersonen bestehend. Den Vorsitz führte der Präfekt Herquet. Die Aufstellung dieser Truppe machte so langsame Fortschritte, daß Mitte Januar von Frankfurt aus der Staatsrath von Molitor nach Fulda entsandt wurde, um die Ursachen der Verzögerung zu ergründen und eine Beschleunigung herbeizuführen. Molitor berichtete, daß er große Apathie und geringen militärischen Enthusiasmus dort gefunden habe, fügt aber hinzu, „daß dies einige nicht ganz zu verwerfende Entschuldigung durch die erduldeten schweren Kriegsleiden und die eingeschleppten ansteckenden Krankheiten unter Menschen und Vieh finden dürfte".

Und in der That hatte das Fuldaer Ländchen, damals noch 38 Quadratmeilen groß, mit wenig über 100 000 Einwohnern, in den letzten zwei Jahren unsäglich gelitten. 1812 hatten sich Hunderttausende auf der großen Etappenstraße von Frankfurt durch das Kinzigthal über Fulda ostwärts nach Thüringen bewegt. Vom Frühjahr 1813 an zog die neu gebildete Armee Napoleon's, wie er selbst, zum größten Theil denselben Weg, im Herbst aber flutheten die Trümmer des bei Leipzig geschlagenen Heeres wieder rückwärts durch das verarmte Land, überall Elend und Krankheit zurücklassend. Diesen auf den Fersen folgten dann die Verbündeten und heischten neue Opfer an Gut und Blut.

So ging es bei allem guten Willen der leitenden Männer, der nicht geleugnet werden kann, nur langsam mit der Aufstellung und Ausrüstung des Landwehrbataillons vorwärts. Als Führer desselben war ein Major Graf Schönborn, — wie es scheint, ohne jede soldatische Vorbildung —, ausersehen worden. Das Officiercorps bildete sich am raschesten, da der Andrang zu den Stellen größer war als das Bedürfniß. Es setzte sich schließlich aus einer Anzahl ehemaliger, meist westfälischer Offiziere in den oberen Chargen und einem größeren Kontingent von Gutsbesitzern, Beamten und sonstigen Freiwilligen zusammen, die keine militärische Vergangenheit hatten.

Anfang März war die Formation soweit beendet, daß dem Bataillon mit großer Feierlichkeit eine von den Damen Fulda's — hauptsächlich den Töchtern des Staatsraths Thomas — gestickte Fahne überreicht und die Beeidigung vorgenommen werden konnte. Am Tage darauf trat die Truppe den Marsch nach Frankfurt an. Das Bataillon war auch jetzt noch nicht vollzählig und bestand mit Ausnahme eines Theils der Unteroffiziere überwiegend aus Rekruten im Alter von 18 bis 38 Jahren. Die meisten waren Ausgehobene, jedoch, wie § 15 des Aufrufes vom 20. Dezember 1813 besagte, nur „für die Dauer des Krieges".

„Nach Beendigung desselben, — heißt es da wörtlich —, tritt Jeder, den nicht seine Neigung zur Beibehaltung des Kriegsdienstes veranlaßt, in seine anderweitigen bürgerlichen Verhältnisse zurück."

Schon der Anfang der militärischen Laufbahn dieser neuen Truppe war nicht gerade vielversprechend. Das Bataillon hatte auf dem dreitägigen Marsche bis Frankfurt über 90 Deserteure eingebüßt. General von Radenhausen von der Armirungs-Kommission schreibt am 9. März deshalb aus Frankfurt an den Landwehr-Ausschuß: „Euer Hochwohlgeboren muß ich mein schmerzliches Befremden über den Zustand, in welchem das zweite Landwehrbataillon Fulda heute hier einrückte, zu erkennen geben." Gegen die nun weiter folgenden Vorwürfe sucht sich der Ausschuß in längerer Auseinandersetzung zu rechtfertigen.

Daraus sei nur eine Thatsache hervorgehoben, die auf die ganze Mobilmachung ein eigenthümliches Licht wirft.

„Erst am 25. Februar sei dem Landwehr-Ausschuß die Repartition der Landwehrmänner seitens des Majors Grafen Schönborn zugegangen", antwortet Herquet und ferner: „Der Major habe ihm beim Ausmarsch nicht einmal Listen zurückgelassen, so könne er auch nicht wissen, wieviel Mann überhaupt ausmarschirt seien."

Das Bataillon verweilt nun einige Zeit in Frankfurt und sucht seine mangelhafte Ausrüstung zu ergänzen. Unterdeß tritt am 15. März ein Wechsel im Kommando ein. Graf Schönborn legt dasselbe nieder, da er zum Bannerherrn der Rhön und des Spessart ernannt sei, und ihm folgte der älteste Hauptmann, Baron von Zobel, unter Beförderung zum Major. Zobel war ein Würzburger Landeskind und hatte eine lange militärische Dienstzeit hinter sich, wo? ist jedoch aus den Akten nicht ersichtlich. — Später folgt das Bataillon den in Frankreich eingedrungenen Armeen und ist wahrscheinlich da zum Etappendienst verwendet worden. An kriegerischen Vorfällen hat es nicht theilgenommen.

Wir finden es Ende Juli wieder in der rechtsrheinischen Pfalz, in und um Ladenburg kantonnirend.

Major von Zobel hat sein Quartier auf dem Rosenhof, 10 Minuten von Schriesheim entfernt, genommen. Von dort aus erstattet er am 31. Juli sowohl an den Generalgouverneur Fürsten Reuß nach Frankfurt wie auch an seinen kommandirenden General Prinzen Philipp von Homburg einen Bericht, den wir in der nächsten Nummer mittheilen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hoftheater in Kassel.

(Fortsetzung.)

Wir müssen den begonnenen Rückblick unterbrechen, um die am 20. Juni d. J. im Abgeordnetenhaus stattgefundene hochinteressante Verhandlung über den Fortbestand der Königlichen Theater in den neuen Provinzen in kurze Betrachtung zu ziehen. Die von den Abgeordneten Herren Sattler, Wallbrecht und Enneccerus eingebrachte Interpellation an die königliche Staatsregierung, ob sie von dem Plane unterrichtet sei, den bisher von dem Kronfideikommißfonds den drei oben genannten Theatern gezahlten Zuschuß einzuziehen, und wenn dies der Fall, welche Schritte sie zu thun beabsichtige, um die dadurch hervorgerufene Gefährdung der berühmten und mit der Geschichte der betreffenden Städte und Landestheile eng

verbundenen Kunstinstitute zu verhüten?, erklärte der Herr Ministerpräsident Graf zu Eulenburg sich bereit, sogleich zu beantworten, worauf Herr Sattler die Interpellation zuvörderst in einer längeren Rede begründete. In derselben führte er u. A. aus, daß die Zersplitterung der deutschen Fürstenthümer wenigstens das Gute gehabt habe, daß eine übermäßige Centralisation ausgeschlossen gewesen sei und daß die Herrscher ihre echt fürstliche Pflicht als Mäcenaten gegenüber der Kunst in vollem Maße erfüllt hätten. Die Kunstinstitute seien der Stolz der Bevölkerung, und dies sei auch, wie mit Dank anerkannt werden müsse, von der bestehenden Regierung seither berücksichtigt worden, welche früher, als es sich um Uebernahme des Kronfideikommißfonds handelte, Kassel gegenüber ausgesprochen habe, daß die Sorge für das Fortbestehen der in Frage stehenden Kunstinstitute Aufgabe des Staates sei. Der Herr Ministerpräsident Graf zu Eulenburg erwiderte darauf, daß die Kosten für die drei Theater in stets steigendem Maße zugenommen hätten und gegenwärtig weitaus das überstiegen, was in früherer Zeit für sie geleistet worden sei. Auch mehrten die Schwierigkeiten sich wesentlich dadurch, daß die obere Verwaltung der drei Kunstinstitute sich nicht an deren Sitz befinde. Unter diesen Umständen sei von dem königlichen Hausministerium in Aussicht genommen worden, mit den genannten Städten in Verhandlungen einzutreten in der Richtung, daß die Verwaltung der Theater von den Städten übernommen und Zuschüsse dazu gewährt würden, welche mit den Mitteln der Krondotation sich im Verhältniß befänden und den dauernden Fortbestand dieser Theater zu sichern geeignet seien. Daß diese Verhandlungen in demselben wohlwollenden Sinne geführt würden, welcher bisher ohne rechtliche Verbindlichkeit in liberalster Weise bethätigt worden sei, dazu bedürfe es nicht erst der Hülfe der königlichen Staatsregierung, deren Mitwirkung erst einzutreten haben würde, soweit es sich um das Eigenthum an den Theatergebäuden in Kassel und Hannover und um die bisher gewährten staatlichen Zuschüsse handele. Die königliche Staatsregierung werde aber auch die weiteren Interessen, welche bei dieser Angelegenheit in Frage kommen, nicht aus dem Auge verlieren.

Bei der nun folgenden Besprechung der Interpellation ergriff zunächst Herr Professor Enneccerus das Wort und sprach dem Ministerpräsidenten und der Regierung seinen Dank für die entgegenkommende Weise aus, in welcher die Anfrage beantwortet sei. Sodann führte der Herr Abgeordnete aus, daß, falls auch der Uebergang der Verwaltung der drei Hoftheater auf die Städte unter dauernder Sicherstellung etwa der bisherigen Zuschüsse beabsichtigt werde, doch ein nicht unerheblicher Nachtheil für diese Kunstinstitute erwachse, da dieselben gerade durch ihre Stellung als Hoftheater erhebliche Vortheile genössen. Nachdem Redner auf den ursprünglichen Plan des königlichen Hausministeriums zurückgekommen, fuhr er wörtlich fort: „Gestatten Sie mir in dieser Beziehung den Ausführungen meines Kollegen Sattler, dem ich in allen Beziehungen beitrete, Einiges hinzuzufügen, was das Hoftheater von Kassel betrifft, da ich hier die Stadt Kassel vertrete. Wenn auch ich gewiß die wirthschaftliche Bedeutung der Stadt Kassel nicht unterschätze, so ist doch dieselbe in höherem Maße als fast alle übrigen Städte Preußens eine Beamtenstadt und außerdem auf eine Anzahl Personen angewiesen, die sich dort in Rücksicht auf die erfreulichen Natur- und Kunstverhältnisse niederlassen. Ganz besonders schwer würde daher durch eine Schädigung oder durch ein Eingehen des Hoftheaters gerade diese Stadt getroffen werden." Nach einem Hinweis auf die staatlichen Verhältnisse des früheren Kurhessen, hob Herr Professor Enneccerus sodann noch die Anhänglichkeit seiner Landsleute an das Hoftheater hervor, welche es als eine tiefe Schädigung ihres Stolzes auf ihr Vaterland betrachten müßten, wenn ihnen das liebgewonnene Kunstinstitut genommen werden sollte, zumal sie es gern anerkannt, daß die königliche Staatsregierung auf all' den idealen Gebieten, insbesondere in ihren Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft, thätig und erfolgreich auch in unserm Regierungsbezirk gewirkt habe, und er selbst, als Angehöriger der Universität, würde gewiß der Letzte sein, diesen Dank zurück zu halten. Aber gerade deshalb sei es unbegreiflich, wenn ein Institut, welches von so bedeutender Anziehungskraft für das Land, von so erheblichem Werthe für die Aufrechterhaltung guter theatralischer Vorstellungen sei, wenn ein solches Institut jetzt geschädigt werden solle. Redner schloß seine warm empfundene Ansprache, indem er an der Hoffnung festhielt, daß es bei dem Worte von 1875 bleiben werde, welches die Staatsregierung in offizieller Weise ausgesprochen habe, bei dem Worte: „Es ist selbstverständlich, daß diese berühmten Schöpfungen (unter denen das Theater hervorgehoben ist), an deren unveränderten Fortbestand sich die wichtigsten Interessen der Stadt und des Regierungsbezirks Kassel knüpfen, nicht in Verfall gerathen dürfen, sondern auch unter der preußischen Regierung in der bisherigen Art zu erhalten bleiben werden." An diese äußerst beifällig aufgenommene Rede des Herrn Enneccerus reihten sich noch mehrere Auseinandersetzungen an, von welchen nur der folgende Punkt noch

erwähnt sei. Einer der Abgeordneten sprach nämlich die Meinung aus, daß, wenn die Theater zu städtischen Instituten gemacht würden, es möglich wäre, in Zukunft ein Anwachsen der Zuschüsse zu verhindern. Man könnte das Repertoir mehr den Wünschen der Bevölkerung des betreffenden Ortes anpassen und so höhere Einnahmen erzielen. Dies ist also ganz dieselbe Anschauung, wie wir sie bereits zu Anfang unseres Artikels bei den Unterhaltungsblättern charakterisirt haben, wenn dieselben sich an den Geschmack der Leser wenden, um sich nach diesem richten zu können. Was bei einer solchen Unterordnung unter das tausendköpfige Ungeheuer, Publikum genannt, herauskommen würde, dürfte oftmals sehr überraschend sein.

Nachdem die weitgehendsten Befürchtungen in der Hoftheaterfrage durch die Klärung im Abgeordnetenhaus beseitigt worden sind, muß es nun den weiteren Verhandlungen zwischen dem königlichen Hausministerium und den Städten vorbehalten bleiben, wie die Sache sich gestalten wird. Wir lassen die Gegenwart zu Nutz und Frommen für die Kunstinstitute ihr Möglichstes thun und fahren in der kurzen Schilderung des Kasseler Hoftheaters in früheren Zeiten fort.

Nach dem unheilvollen dreißigjährigen Krieg hatte Landgraf Wilhelm VI., der in jener Zeit Hessen regierte, genug damit zu thun, in dem gänzlich verwilderten Land wieder die Ordnung der Gesetze einzuführen, sowie Kirche und Schule zu unterstützen, an eine besondere Pflege der schönen Künste konnte er aus diesem Grunde leider nicht denken. Wie Alles während der langen Kriegszeit verroht war, hatten auch die Bühnenkünstler nunmehr die übelsten Angewohnheiten angenommen und machten ihre Muse zu einem nichtsnutzigen Weibsbild, welches der einigermaßen gebildeten Gesellschaft Schrecken einjagte. Hier waren es nun wieder die deutschen Fürsten, die den Thespiskarren aus dem Schmutz, in den er gerathen, herauszogen und mit allgemeiner Einführung der Oper an ihren Höfen die Grundlage zu der Weiterentwicklung des Theaters legten. In Kassel wandte Landgraf Karl bei seinem Regierungsantritt zuvörderst der Kirchenmusik sein besonderes Interesse zu und verhalf derselben zu einer bedeutenden Höhe. Die ersten Kapellmeister, welche er berief, waren Deutsche, Daniel Eberlin und nach diesem August Kühnel, dem Letzteren war auch noch der Virtuos Jean Abel als „Intendant der Musik“ an die Seite gestellt. Der kunstsinnige Landgraf konnte sich indessen auf die Dauer doch nicht der herrschenden Mode entziehen, welche den deutschen Musikern in ihrem eigenen Vaterland nicht sonderlich günstig war, und italienische Kapellmeister lösten die deutschen ab, jedoch hatte der erste fremde Maëstro, Ruggiero Fedeli, noch den Violinisten Joh. Ad. Birkenstock als Konzertmeister und Mitleiter der Kapelle neben sich. Man redet jetzt viel über die Goldquelle der Tantièmen, wenn eine Oper ihre Reise durch die Welt macht. Damals waren die Komponisten jedoch auch gar nicht übel daran, wie aus der Thatsache hervorgeht, daß genannter Ruggiero Fedeli für seine Werke im Kirchenstil vom Landgrafen Karl außer anderen großartigen Geschenken auch die lebenslängliche Benutzung des Staatsgutes Kragenhof zugewiesen erhielt, eine Pfründe, wie sie den heutigen Oratorienkomponisten wohl weniger zu Theil wird. Fedeli's Nachfolger war Fortunato Chelleri, ein hochberühmter dramatischer Tondichter der damaligen Zeit, welcher bis zu seinem vierunddreißigsten Jahre bereits sechszehn Opern vollendet hatte, die besonders in Italien mit dem größten Beifall zur Darstellung gelangten. In Kassel kam 1726 seine „Linnocenza difesa“ (die beschirmte Unschuld) zur ersten Aufführung, und zwar zur Feier des Geburtstags der Schwiegertochter des Landgrafen, der Königin Ulrike von Schweden, aus welchem Grunde der Librettist wahrscheinlich die Gemahlin Ludwig's des Frommen, in dessen Familienkreis die Handlung sich abspielte, zur Wittwe eines schwedischen Königs gemacht hatte. Von den hervorragenden Mitgliedern der Kapelle unter Chelleri's Leitung seien namentlich erwähnt der schon im jugendlichen Alter zum Kammervirtuosen ernannte Johann Agrell, später Kapellmeister in Nürnberg, und der Franzose Dr. Peer, ein Violinvirtuose, welchen der Landgraf in Paris hatte ausbilden lassen, zugleich war dieser Geigenspieler aber auch Architekt und Ingenieur-Hauptmann in landgräflichen Diensten, demnach ein kleines Universalgenie. Die italienische Oper, die nun unter den italienischen Kapellmeistern in Flor stand, zog eine Menge vorzüglicher Sänger und Sängerinnen aus Welschland nach Kassel, welche durch ihre kunstvollen Vorträge das Publikum in hohes Entzücken versetzten. Von deutschen Mitgliedern nennt Wilhelm Lynker, dessen Theatergeschichte wir diese Angaben entnehmen, die Sängerinnen Birkenstock und Pauline Kellner, sowie den in Italien ausgebildeten Tenoristen Nikolaus Junk. Außerdem waren auch die Bassisten Deutsche. Die Vorstellungen fanden in einem zur Bühne eingerichteten und mit dem Marstall vereinigten Reithaus oder auch im sog. Ballhaus an den Kolonnaden statt. Kostüme, Dekorationen und Maschinerien ließen

nichts zu wünschen übrig, da Alles auf das Luxuriöseste hergestellt war, und da sogar von überraschenden Erscheinungen und blitzschnellen Verwandlungen die Rede ist, so scheinen die alten Herren auch in dieser Hinsicht schon ganz Respektabeles geleistet zu haben. All' diese Opernherrlichkeit aber endete 1730 mit dem Tode des Landgrafen Karl, dessen Nachfolger Friedrich I. als König von Schweden in Stockholm residirte und seinen jüngeren Bruder, den nachmaligen Landgraf Wilhelm VIII., zum Statthalter des Erblandes einsetzte. Dieser Regent, welcher längere Zeit in holländischen Diensten gestanden und hier Gelegenheit gehabt hatte, die Meisterwerke der niederländischen Schule kennen zu lernen, verehrte unter den Künsten hauptsächlich die Malerei und gab dieser Neigung durch die Gründung der vortrefflichen Kasseler Gemäldegalerie einen großartigen Ausdruck. Auf Wilhelm VIII. folgte 1760 Landgraf Friedrich II., unter welchem das noch heute bestehende Kasseler Hoftheater eingerichtet wurde. Nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs berief dieser kunstsinnige Fürst gleich seinem Großvater, einen italienischen Komponisten, den Ignazio Fiorillo, zum Leiter seiner musterhaften Kapelle, an welcher außer diesem noch drei weitere Kapellmeister, Morelli, Benozzi und Regnaud, angestellt waren. Daneben dirigirte noch der Komponist Rochefort das französische Singspiel, und zwei Musikdirektoren, Marchand und Darondeau, sowie zwei Konzertmeister, Heuzé und Esser, erleichterten außerdem den Kapellmeistern ihr Amt, welches danach ein sehr angenehmes gewesen sein muß. Die Kapelle war, wie bereits erwähnt, vorzüglich, namentlich werden von zeitgenössischen Kunstkennern die Hornbläser Palsa, Thürschmidt und Barth gerühmt, welcher Letztere als besondere Auszeichnung an seinem Pult zwei Wachskerzen brannte, ferner die Violinisten Braun und Rodewald, sowie die drei aus Helsa stammenden Michel.

(Fortsetzung folgt.)

Ursula.

Eine Geschichte aus Waldesgründen

von Wilhelm Speck.

(Fortsetzung.)

Gestört! Dieses Wort klang immerfort in mir. Ich überlegte mir alles, was Ursula zu mir gesprochen hatte, und dann sagte ich: Nein, es ist unmöglich. Es war ja manches Besondere in der Art, wie sie mit mir sprach, aber durch das Ganze ging doch ein klarer, ja ein überlegener Geist. Dann sah ich wieder ihre Gestalt vor mir, das liebliche, wehmüthige Antlitz mit den ernsten Augen, in denen unergründliche Tiefen sich aufthaten, die phantastische Art, wie sie sich mit Blumen zu schmücken pflegte, jenen Schreckensbann, welcher sie gefangen hielt, da ich sie zuerst erblickte, und dann sprach ich: Es ist doch wohl möglich.

Es trieb mich von Neuem hinaus in den Wald. In den Dorfstraßen plauderten die Leute nachbarlich mit einander. Sie sahen mir verwundert nach. Da merkte ich, daß sich die Erschütterung meiner Seele auch meinem Aeußern mitgetheilt hatte. Ich ging rasch durch die Wiesen zum Steg, der über den Fluß führte, und schritt dann langsam dem Otternstein zu. Es war im Walde so still und ernst. Schon mischten sich in den Glanz der Abendröthe die tiefen Schatten der Nacht, aber der Fluß zog heiter und frei vorüber, umspielt von den goldenen Lichtern des scheidenden Tages.

Ich näherte mich dem Otternstein, da sah ich Ursula. In Gedanken versunken stand sie auf dem Felsen und blickte träumend hinab in die Fluth. Bei ihrem Anblick überwältigten mich meine Gefühle. Freude, Schmerz, Hoffen und Sehnen kamen über mich wie ein Wirbelsturm und trieben mich vorwärts. Ich bedachte nicht, daß ich sie durch mein plötzliches Erscheinen erschrecken könnte, und da es mir einfiel, war es schon zu spät. Sie hörte das Zusammenschlagen der Sträucher und warf einen erschrockenen Blick hinter sich. Es kam wieder jene Erstarrung über sie, von welcher ich sie schon einmal überwältigt gesehen hatte, dann versank sie vor mir in die Tiefe.

Ueber das, was weiter geschah, weiß ich nichts zu sagen. Ich fand mich erst wieder, als ich sie aus dem Wasser heraustrug und unter den Halmen der Wiese niederlegte. Ich schöpfte tief Athem, dann nahm ich sie wieder auf und trug sie nach Germerode. Einmal öffnete sie die Augen, und ihr Blick ruhte freundlich auf mir. Da durchströmte Hoffnung mein Herz, und bei aller Sorge überkam mich das goldene Glück.

Unterwegs schickte ich einen Knaben zum Schulhaus und bat die Frau meines Gastfreundes, zum Berghof zu kommen. Sie war auch schnell zur Hilfe da, ich fand sie schon vor, denn ich hatte auf dem steilen Pfad, welcher zum Hof hinaufführte, langsam gehen müssen. Während Ursula von der Frau gebettet wurde, wandelte ich in dem verwilderten Garten auf und ab. Einmal kam der Oheim heraus, ein hagerer Mann mit ausdrucksvollem Gesicht, und ließ sich das Begebniß erzählen, ging aber schnell wieder in seine Höhle zurück. Doch stellte er mehrere Beutel mit heilsamen Kräutern, Brombeerblättern, Flieder, Kamille und noch anderes, vor Ursula's Thür, zu beliebiger Auswahl. Es war eins so gut wie das andere.

Endlich kam die Frau wieder zu mir: „Nun schläft sie", sagte sie.

Ich bat sie, mir einen Boten in die Stadt zu besorgen, um den Arzt zu verlangen. Zwar meinte sie, der Thee des Oheims sei völlig ausreichend, ich hielt es aber doch für besser, eines sachverständigen Mannes Rath zu hören. Im Dorfe war der Unfall, welcher Ursula betroffen hatte, schon bekannt geworden. Wir fanden vor dem Schulhause viele Neugierige, die das Nähere zu vernehmen begehrten.

Ich richtete an die Leute die Frage, ob nicht ein Bote zum Arzt und auf das Telegraphenamt zu haben sei. Es fand sich auch einer bereit, welcher bald auf flinkem Rosse forteilte. Der Weg zum Telegraphenamt aber galt meiner Pflegerin Christinchen, welcher ich ungefähr folgende Botschaft zukommen ließ: „Meine Braut ist krank, komm sofort zur Pflege", und es waren wonnige Gefühle, die mich bewegten, als ich diese Worte niederschrieb.

Du wirst Augen machen —, dachte ich. Aber bist Du nicht selbst Schuld daran, daß Deine unumschränkte Herrschaft über Haus und Hof, Kisten und Kasten, Küche und Keller so jäh zusammenbricht? Wessen Worte klingen mir jetzt im Ohr? „Ich will Ihnen etwas sagen, junger Herr, und das auf der Stelle. Vom Geschäft verstehen Sie noch nicht das Schwarze unter dem Nagel, aber mit innerem Grauen bemerke ich, daß Sie alle Tage mehr in's Grübeln und Schmachten kommen. Wissen Sie, was Ihnen fehlt? Regelrechte Arbeit und Beaufsichtigung. Das muß anders werden, sonst fahren wir dahin." Wer hat so gesprochen? Du. Und was geschieht nun? Siehe, ein freundliches Auge wird künftig über mir wachen, ein theilnehmender Geist mir in meinen Arbeiten folgen und eine liebe Hand mir den goldenen Trank reichen, derweilen draußen die Nachtigall singt und auf den Bergen das Abendroth liegt.

Nun rede mir ein Wort entgegen —, schloß ich triumphirend. Doch merkte ich wohl, daß solch' eine alte Person, die uns einst auf den Armen geschleppt hat, eine Art von Herrscherkrone auf dem Haupte trägt, welche man nicht ohne Weiters übersehen kann. Ich fürchtete ein wenig ihr scharfes, klares Auge, und als ich das erkannte, ward ich bekümmert.

Das ist doch zu arg —, sprach ich bedauernd. Das sollte doch nicht sein, dachte ich verstimmt. Nein, rief ich entschieden.

Spät am Abend kam der Arzt und beruhigte mich vollständig, obwohl er für meine Hoffnung, daß dieser letzte Schrecken überhaupt eine wohlthätige Wirkung auf Ursula ausüben werde, nur ein Lächeln hatte. Ich glaubte, wie das Bitterste des Schmerzes mit den Thränen fortgeht, so würden mit der Krankheit auch die finsteren Schatten, welche über Ursula's Gemüth Macht gewonnen hatten, ausgeschieden werden.

Noch lange saß ich in der Laube des Berghofgartens. Ich blickte hinauf zu den Sternen, die am blauen Himmel still ihre Bahn dahinschritten, und hörte auf das linde Wehen der Nacht. Und immer gewisser wurde es mir, daß ich Ursula nicht verlieren, sondern diese Blume des Waldes in mein Haus und Leben hineinversetzen würde. Denn es lebt in der Menschenbrust ein starkes, treues Hoffen von unzerstörbarer Kraft, welches gerade dann am mächtigsten sich entfaltet, wenn tausend Gewichte unser Gemüth belasten und niederdrücken wollen.

Am anderen Tage kam Christine. Ich sah schon von Weitem auf ihrer Stirn einen Zug, der mir nicht gefiel. Um daher den Vortheil des Angriffs auf meiner Seite zu haben, hielt ich ihr die Uhr vor und sagte vorwurfsvoll: „Du hättest längst hier sein können, aber Du hast Dir wie immer die Zeit genommen." „Es ist aber gut," fuhr ich milder fort, „daß Du hier bist. Du wirst die Sache schon in's Gleiche bringen."

„In's Gleiche bringen!" antwortete sie grimmig. „Ja, das werde ich, und dazu bin ich da. Das ist natürlich wieder eine nette Geschichte, die der Herr anzurichten und mir als Mahlzeit vorzusetzen belieben. Man soll doch nicht aus den Aengsten herauskommen. Welche ländliche Schönheit ist denn nun wieder als Zunder in Ihr feuergefährliches Gemüth gefallen? Das ist ja eine wundervolle Liebesgeschichte, die mit der Apotheke anfängt."

„Christine!" rief ich scharf.

„Sie wünschen?" fragte sie kaltblütig.

„Zügle deine Zunge", sprach ich ärgerlich. „Füge Dich in's Unvermeidliche. Deine Zeit ist vorüber, eine neue Zeit bricht an."

Ich gerieth in gute Laune und entwarf von Ursula eine Schilderung, wonach man sie sich als eine altgermanische Jungfrau von männlichem Wuchs und männlicher Entschiedenheit vorstellen konnte.

„Ja ja", schloß ich theilnehmend. „Ich kann Dir nicht helfen. So eine ländliche Art weiß, was sie will, und führt eine feste Hand."

„Na, na", meinte sie trocken, richtete sich aber dabei energisch auf. „In dieser Beziehung wie auch in allen andern werden wir unseren Mann stellen, gleichwie dieses durch viele Jahre der Anfechtung hindurch allezeit besorgt und geschehen ist."

Ich wollte den Löwen in ihr nicht weiter reizen, führte sie daher zum Berghof und vor Ursula's Zimmer. Es folgte eine tiefe Stille, dann vernahm ich den Ton einer süßen, geliebten Stimme, wieder einige rauhe Laute. Endlich kam Christinchen mit geröthetem Gesicht zu mir herab. „Ich will Ihnen etwas sagen, junger Herr," sprach sie entrüstet, „wenn Sie wieder einmal einen brauchen, den Sie zum Narren haben wollen, dann komme ich Ihnen. Und übrigens, was haben Sie mit dem Kinde angefangen?"

Es lag eine ungewohnte Rührung in ihren letzten Worten, und über das mürrische Gesicht legte sich ein weicher Zug. Sie hatte sich Ursula als ein handfestes, energisches Weib vorgestellt und war nun durch den Anblick dieses zarten, freundlichen Antlitzes gerührt und bewegt worden.

„Nein, lege Dein altes Gesicht nicht wieder in krause Falten," rief ich, „ich sehe es Dir ja an, daß Dir Ursula gefällt. Thue nun das Deine, daß Dein junger Herr bald eine gesunde, frische, fröhliche Frau in sein Haus führen kann."

Sie entzog mir ihre Hand, welche ich in meiner Freude ergriffen hatte. „Dieses werden wir im Auge behalten," versetzte sie ruhig, „nun aber packen Sie Ihre Siebensachen, Sie sind hier gänzlich überflüssig. Trollen Sie sich nach Hause, denn es dürfte nun genug der Vagabondage hinter uns liegen. Sie essen im braunen Hirsch. Der Laufbursch wird Sie mit allem versorgen. Das Uebrige hier ist meine Sache, und ich werde reine Bahn schaffen."

Was konnte ich da wieder thun? Nachdem ich ein längeres Gespräch mit dem Oheim gehabt hatte, machte ich mich auf den Heimweg. Es gingen nun Wochen dahin, welche ich mit meinem sehnsüchtigen Herzen fern von Ursula zubringen mußte, denn Christinchen hielt allen Beschwörungen gegenüber an ihrem „Nein" fest. „Sie sind noch gänzlich im Wege", das war der Kehrreim all ihrer Antworten. Ich schloß in jener Zeit Bekanntschaft mit allen möglichen Handwerkern und war in dieser Hinsicht froh, Christinchen fernab hinter den Bergen zu haben. Es wurde mir schwer, eine neue Ordnung in unser liebes Haus zu bringen, doch mußte Manches geändert werden, die herbstlichen Blätter müssen fallen, wenn der Lenz einzieht. Einige Zimmer jedoch blieben, wie sie waren, die freundlichen Wohnräume meiner Theuern, damit der gute Geist, welcher die Alten beherrscht hatte, auch den Jungen nicht fehle. Es war nun alles bereit, nun kam es nur darauf an, daß die Braut kommen wollte. Christinchen's Briefe brachten sonst erfreuliche Kunde, daß mein Lieb, wieder hell aus den Augen schaue. „Ich habe sämmtlichen Lebensverhältnissen gegenüber gestanden", schrieb sie, „wie ein Fels im Meer oder wie das Fräulein sagt, wie der Watzmann weiß von Schnee, und ich habe sie alle unter mir." Aber von meiner Liebe stand nichts in den Briefen, nur wie ferne liebliche Glocken läuteten Hoffnung und Verlangen meinem Herzen.

(Fortsetzung folgt)

Der Schmied.

Der Amboß dröhnt, die Funken sprühn,
Der Hammer im Takte sich schwinget,
Was hat der Geselle, der junge Mann,
Daß er so traurig singet?

Er hat für jeden Schlag ein Wort
In trüben Melodeien:
Der Meister steht nicht weit davon,
Ihn kann es nicht erfreuen.

Und theilnahmsvoll ruft er herbei
Den trauernden Gesellen:
„Was ist's mit Dir, mein junger Freund,
Wer will Dein Glück zerschellen?"

„Ach Meister, lieber Meister mein,
Euch will ich's gern vertrauen:
Ich hatt' ein Lieb so wunderhold,
Wie keines war zu schauen.

Der Altgeselle stahl sie mir,
Riß sie von meinem Herzen. —
Ach Meister, lieber Meister mein,
Nun wißt Ihr meine Schmerzen."

Da sagt der Meister tiefbetrübt:
„Auch ich kenn' diesen Jammer,
Schlag' zu, schlag' zu, mein junger Freund,
Denk', hätt'st ihn unter'm Hammer."

Carl Weber.

Von einem Einsamen.

Wer ruft den letzten Gruß mir zu
Mit eines treuen Freundes Munde?
Wer schließt mir's müde Aug' zur Ruh'
In meiner letzten Abschiedsstunde?

Wer legt ein Blümlein mir auf's Grab, —
Zum „letzten Rufe" eingeladen,
Steig' ich zur Mutter still hinab
Und meinen alten Kameraden, —

Wo mit dem treuen Herzen ruht
Das Heiligste, was wir besaßen; —
Einst unser Daseins höchstes Gut, —
Ach, längst schon schlummert's unter'm Rasen.

Der Blume Hauch, des Zephyrs Weh'n,
Die über meinen Hügel streichen,
Ist Alles, was da mag gescheh'n,
Was ein Verlass'ner kann erreichen.

Vergeßlich ist des Menschen Sinn,
Der Freund, bei dem wir oft gesessen,
Vergessend zog er längst dahin.
Des Todten Lohn ist hier: „Vergessen!"

New-York. **Otto Welden.**

Das Schloß am Berge.

Es sieht ein Schloß vom Berge
Hinab in's grüne Thal,
Dort saß ich einst so fröhlich
Im alten Rittersaal.

Und einem Edelfräulein
Blickt' ich in's Angesicht,
Blond wallten ihre Locken,
Ihr Auge blau und licht.

Es sah mich an, und Wonne
Erfüllt' das Herze mein,
Da dünkt' die ganze Erde
Mir voller Sonnenschein! —

Die Jahre eilten flüchtig,
Das kurze Glück entfloh, —
Doch heut' macht die Erinn'rung
Mich selig noch und froh;

In meinen schönsten Träumen
Schwing' ich mich auf ein Roß
Und fliege durch die Lande
Hin zu dem alten Schloß.

Da lugt die graue Zinne
Aus Buchenlaub hervor,
Und ich erkenne deutlich
Das Wappen über'm Thor,

Die Pforte, wo von Liebreiz
Umflossen sie einst stand,
Zum Willkomm dar mir reichend
Die schmale, weiße Hand.

Den Thurm umschlingt wie ehmals
Der Epheu so vertraut,
Und leise rauscht die Linde,
Die sie und mich geschaut.

Schon sehe ich die Holde,
Sie grüßt von dem Altan —
Ich wache auf, und alles
Ist nur ein leerer Wahn! —

Du Burg auf grüner Höhe,
Wie gerne denk' ich dein,
Könnt' ich in deinen Mauern
Noch einmal glücklich sein!

Gotha. **Ernst Wolfgang Heß v. Wichdorff.**

Aus Heimath und Fremde.

Am 20. Juni hat zu Homburg v. d. H. die Verlobung des Prinzen Friedrich Karl von Hessen mit der Prinzessin Margarethe von Preußen, der jüngsten Schwester Sr. Majestät des Deutschen Kaisers und Königs von Preußen, stattgefunden. Prinz Friedrich Karl von Hessen, dritter Sohn des verewigten Landgrafen Friedrich von Hessen und dessen Gemahlin, der Landgräfin Anna von Hessen, geb. Prinzessin von Preußen, ist am 1. Mai 1868 zu Schloß Panker in Holstein, seine Braut, Prinzessin Margarethe von Preußen, ist am 22. April 1872 zu Potsdam geboren.

Laut amtlicher Bekanntmachung im „Reichsanzeiger" sind die Farben der Provinz Hessen-Nassau von Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser und König von Preußen wie folgt bestimmt worden:

für die Provinz: roth-weiß-blau,
für den Bezirksverband Kassel: roth-weiß,
für den Bezirksverband Wiesbaden: blau-orange.

Es sind sonach für die Regierungsbezirke Kassel und Wiesbaden die alten hessischen und nassauischen Farben beibehalten worden.

Am 20. Juni tagte der hessische Forstverein in dem Orangeriegebäude zu Fulda. An dieser Jahresversammlung, der 19. seit dem Bestehen des hessischen Forstvereins, betheiligten sich 76 Mitglieder und 11 Gäste. Vorträge wurden gehalten über „die Ueberführung der Kiefernbestände in Laubholz“, Referent: Forstmeister Fenner — Wolfgang, Korreferent: Forstmeister Schember — Todtenhausen; „die verschiedenen Verkaufsformen auf dem Holzmarkte“, Referent: Oberförster Storck — Wetter, Korreferent: Oberförster Jentsch — Neuhof; „die Durchforstungsfrage“, Referent: Oberförster Meyer — Oedelsheim, Korreferent: Oberförster Wetzel — Mottgers. Außerdem wurden Vereinsangelegenheiten besprochen. Am Schlusse der Berathungen stellte Forstmeister H. Uth aus Münden den Antrag, aus Vereinsmitteln dem Altmeister hessischer Forstkultur, Johann Christian Hundeshagen, in Fulda ein einfaches, aber würdiges Denkmal zu errichten. Hundeshagen war von 1821 bis zu seiner Berufung an die Universität Gießen im Sommer 1824 Direktor der seit 1808 in Fulda bestehenden, vom Landforstmeister Ernst Friedrich Hartig gegründeten forstwissenschaftlichen Lehranstalt, welche 1825 nach Melsungen verlegt wurde, aus der dann nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen die königliche Forstakademie zu Münden hervorgegangen ist. Der Antrag des Forstmeisters Uth wurde angenommen und als Platz für den zu errichtenden Denkstein die städtische, am Fuße des Frauenbergs gelegene Anlage ausersehen, welche ehedem der forstwissenschaftliche Lehrgarten gewesen ist. — Als Ort der nächsten Jahresversammlung wurde Marburg gewählt. — Am 21. Juni unternahm der Verein vermittelst Sonderzugs einen Ausflug nach Salmünster, um den dortigen prachtvollen Forst, in welchem herrliche, bis 400 Jahre alte Eichenbestände meist mit Buchen unterbaut sind, zu besichtigen. — Tags darauf fuhren etwa 30 Mitglieder des Vereins nach der Station Milseburg, von wo sie sich über die Milseburg, Wasserkuppe und Fuldaquelle nach Gersfeld begaben und dann Abends mittelst Sonderzugs nach Fulda zurückkehrten, um von hier aus wieder der Heimath zuzueilen.

Unser hochgeschätzter Landsmann und Mitarbeiter D. Saul in Stuttgart wurde auf Grund einer Dissertation „Zur Begrenzung des Pyrrhonismus“ und nach Ablegung eines Colloquiums von der Universität Tübingen zum Doktor der Philosophie promovirt.

In Hanau geht man mit dem Plane um, dem vor sieben Jahren verstorbenen Georg Appunn, einem seiner bedeutendsten Musiker, auf der Stätte, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe legte, ein würdiges Denkmal zu errichten. In dem zu diesem Zweck erlassenen, von Nickel, Justizrath W. Osius, Ph. Hartung, Jak. Geißel, Waßmuth, Jean Nicolay-Weisborn unterzeichneten Aufrufe heißt es: „Georg Appunn war eine Individualität von selten origineller Prägung, ein Mann, der mit einer begeisterten Liebe für seine Kunst einen sonnigen, herzerfrischenden Humor verband. Von Jugend auf in der Musik thätig, genügte es ihm bald nicht mehr, mit dem Gegebenen allein zu arbeiten, er suchte die Natur der Töne zu ergründen. In verhältnißmäßig vorgerücktem Alter gab er sich akustischen Studien hin, und was Andere durch wissenschaftliche Schulung voraus hatten, ersetzte er durch ein ungemein feines Gehör und eine tüchtige musikalische Bildung. So errang er Erfolge, die seinen Namen dauernd mit der physikalischen Tonlehre verknüpfen. Er war ebenso den tüchtigsten deutschen Musikern kongenial wie den ersten Männern der Wissenschaft, seine Begabung zog ihm keine Grenze nach oben. Er hat erreicht, was nur Wenigen beschieden ist, man braucht nur an seinen Tonmesser, neuen Obertönecapparat, das Harmonium mit mathematisch reiner Stimmung zu erinnern.“

Universitätsnachrichten. Der Professor an dem eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich Dr. Friedrich Schottky ist an Stelle des nach Göttingen berufenen Professors Dr. Heinrich Weber zum ordentlichen Professor der Mathematik und zum Direktor des mathematischen Seminars an der Universität Marburg ernannt worden. — Der Privatdozent der semitischen Philologie Dr. Peter Jensen zu Straßburg hat einen Ruf als außerordentlicher Professor an die Universität Marburg erhalten. — Die philosophische Fakultät der Universität Marburg hat den Privatgelehrten Arey von Dommer, zur Zeit in Marburg wohnhaft, früher Bibliothekar an der Stadtbibliothek zu Hamburg, zum Doktor honoris causa promovirt. Die von ihm bearbeitete Studie über die „ersten Marburger Drucke“ wird voraussichtlich zu Ende dieses Jahres erscheinen. Von früheren Werken A. von Dommer's sind hauptsächlich seine musikalischen Schriften: „musikalisches Lexikon“ und „Geschichte der Musik“, hervorzuheben. Außerdem ist er der Verfasser einer kritischen Bearbeitung der Lutherdrucke, einer Monographie, die einen außerordentlichen Fleiß bekundet und wegen ihrer Genauigkeit in den Gelehrtenkreisen große Anerkennung gefunden hat.

Zu der alljährlich im Sommersemester abwechselnd in einer der drei Universitätsstädte stattfindenden Vereinigung der Gießener, Göttinger und Marburger Dozenten trafen Sonnabend den 25. und Sonntag den 26. Juni etwa 60 Herren und Damen aus den Nachbaruniversitäten in Marburg ein. Die Begrüßung derselben fand am Sonnabend Abend auf der zu diesem Zwecke reservirten Terrasse des Restaurants Lederer und dazwischen ein Besuch der festlich erleuchteten neuen Universitäts-Aula statt, in der das studentische Orchester in trefflicher Weise einige Stücke vortrug. Am Sonntag Vormittag wurde in Bücking's Garten unterhalb des Schlosses das Frühstück eingenommen. Um 2 Uhr Nachmittags fand unter den Klängen der Jägerkapelle im Saale des Museums ein Festmahl statt, bei welchen die Rektoren der genannten Universitäten sowie Geh. Rath H. von Sybel aus Berlin, dessen Anwesenheit ganz besonders freudig begrüßt wurde, Reden hielten. Dem Mahle folgte bei schönem Wetter eine Fäßchenpartie auf Augustenruhe, woselbst die fremden Gäste bis zum Abgange der Abendzüge verweilten.

(Oberh. Ztg.)

Todesfälle. Am 16. April starb zu Pest unser hessischer Landsmann, der Sprachforscher Professor Dr. Joseph Budenz. Derselbe war 1836 zu Rasdorf, Kreis Hünfeld, geboren; er besuchte das Gymnasium zu Fulda, das er zu Ostern 1854 mit Auszeichnung absolvirte. Schon als Gymnasiast entwickelte er ein außergewöhnliches Talent für Sprachwissenschaft. Das Studium des schwierigen Wissenzweiges der vergleichenden Sprachwissenschaft wählte er denn auch zu seinem Lebensberufe, und seine Forschungen und Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der altaischen Sprachen, waren so hervorragend, daß er bald als erste Autorität hinsichtlich der letzteren gelten konnte. Früh schon kam er nach Oesterreich, und seit einer langen Reihe von Jahren wirkte er in Budapest als Professor der altaischen Sprachkunde.

Am 21. Juni verschied zu Marburg im 66. Lebensjahre der Regierungs- und Geheime Medizinalrath Dr. Karl Rockwitz von Kassel, ein in Hessen hochangesehener Arzt und Medizinalbeamter. Geboren am 20. März 1827 zu Fritzlar als Sohn des dortigen evangelischen Pfarrers Rockwitz, besuchte er das Gymnasium zu Kassel, das er im Herbst 1847 absolvirte, studierte dann Medizin in Marburg und Berlin und wurde 1851 in Marburg zum Doctor medicinae promovirt. Von Mai 1852 bis Ostern 1853 war er unter Professor Dr. Ludwig Fick Prosektor an der anatomischen Anstalt zu Marburg und von da an Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik unter Professor Dr. W. Roser. Nachdem er 1855 als Stellvertreter des Physikus in Nauheim und des Arztes in Neukirchen bei Ziegenhain thätig gewesen war, wurde er im Januar 1856 zum Physikus und Amtswundarzt in Niederaula ernannt; in dieser Stellung verblieb er bis 1867, in welchem Jahre er als Physikus für den Bezirk des Stadtgerichts nach Kassel versetzt wurde. 1869 wurde er zum Kreisphysikus des Stadtkreises Kassel bestellt. Im Mai 1875 wurde er zum Regierungs- und Medizinalrath ernannt und als solcher der königlichen Regierung zu Kassel überwiesen. In Anerkennung seiner verdienstvollen Thätigkeit wurde ihm im Jahre 1890 der Charakter als Geheimer Medizinalrath verliehen. Ein mühevolles, arbeitsreiches Leben legte den Grund zu einem Nervenleiden, welches ihn zwang, vor etwa Jahresfrist seiner Thätigkeit zu entsagen. Er suchte in Marburg Heilung. Dort befiel ihn zuletzt eine Lungenentzündung, welcher er erliegen sollte. Seine Leiche wurde nach Kassel verbracht und daselbst unter großer Betheiligung von Leidtragenden beigesetzt.

Hessische Bücherschau.

Mittheilungen des Thüringischen botanischen Vereins. N. F. II. Weimar 1892.

Auf S. 16 dieses Heftes berichtet Prof. Dr. Hausknecht (Weimar) über briefliche Mittheilungen von Garteninspektor Zabel in Münden, betr. neue floristische Beobachtungen. Wir führen aus dem Gebiete unseres Hessenlandes die folgenden hier an: *Lathyrus Nissolia* L an schattigen Basaltfelsen des Hirschsteines bei Elgershausen zusammen mit *Asplenium germanicum; Silene dichotoma* Ehrh. auf einem Kleefeld bei Ellingerode unweit Witzenhausen; *Muscari racemosum* Mill. auf kürzlich gepflügtem Acker nordnordwestlich von Rückerode; *Cypripedium calceolus* im Walde daselbst; dasselbe an einem waldigen Bergabhang zwischen Neu-Seesen und Werleshausen an der Werra unweit des Hansteins; *Carex ornithopoda* W. an dem Gypsberg zwischen Hundelshausen und Rückerode.

A.

Heimathskunde von Kassel und Umgegend. Bearbeitet von A. Gild, Rektor in Kassel. 2. Aufl. Kassel, Verlag von Ferd. Keßler, 1889. Preis fein gebunden 1 Mark. (8. VII u. 96 S.)

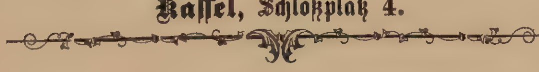
Landeskunde der Provinz Hessen-Nassau von A. Gild, Rektor in Kassel. Breslau und Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn. 1890. Preis 40 Pf. (8. 32 S. Text u. 14 S. Bilder.)

Beide Werkchen sind höchst verdienstvolle Leistungen des Verfassers, der damit zunächst der Schule Hilfs-

mittel für den Unterricht geboten hat, die wie die Heimathskunde von Kassel und Umgegend noch gar nicht oder wie die Landeskunde der Provinz Hessen-Nassau nicht in dieser Vollkommenheit vorhanden waren. Möchten die Schulen aller Gattungen beide Hilfsmittel recht ausnützen! Aber auch für jeden anderen sind beide Schriften sehr beachtenswerth: Der Vater, der mit seinen Kindern Wanderungen in der Umgegend von Kassel, im Hessenlande oder im Regierungsbezirk Wiesbaden machen will, findet darin alles, was er nur suchen kann. Dem Reisenden, der Kassel und die anderen Städte der Provinz besuchen will, sind sie zuverlässige Führer, jedermann, der Land und Leute kennen lernen will, findet hier besser als in dickleibigen Büchern sichere Auskunft. Das zweite Büchlein hat einen Bilderanhang von 14 Seiten. Wir gestehen, daß wir erstaunt sind, wie man für den Preis von 40 Pf. so viel und so Treffliches bieten kann. K. H.

Anzeigen.

Verlag von Friedr. Scheel, Buchdruckerei, Kassel, Schloßplatz 4.



Das schwarze Rehwild.

Von Karl Brandt.
Mit einer Abbildung.
(1889.)

Historisch-genealogisches Handbuch
über alle Linien des
hohen Regentenhauses Hessen,
ausgearbeitet von
Jacob C. C. Hoffmeister.
(1861.)

Das 21. Heft der illustrirten Familien-Zeitschrift „**Universum**“ enthält einen hochwichtigen Artikel über das Projekt des „ewigen Friedens“ aus der Feder des Leipziger Universitäts-Professors Dr. jur. E. Friedberg, in welchem wohl zum ersten Male dieses Thema von einem ebenso ruhigen als sachkundigen Manne in die rechte Beleuchtung gerückt wird. Der hochgeachtete Verfasser kommt zu dem Schlusse, daß der „ewige Friede“ nie zu verwirklichen sein würde, daß man auch durchaus nicht jeden Frieden gutheißen dürfe, sondern sich nach dem Dichterworte richten müsse: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre.“ — Weitere Beiträge zu diesem inhaltreichen Hefte lieferten: L. Westkirch, „Die zwei Gesichter der Welt“, Novelle; — Paul Lindau, „Die vulkanische Schmiede im Felsengebirge“ (Yellowstone-National-Park), Schluß; — Dietrich Theden, „Ist es möglich?“, Novelle; — Albert Traeger, „Pfingsten“; — E. Mars, „In Flammengluth“, Novelle. — Die Illustrationen sind wie immer meisterhaft. — Das neueste 22. Heft des „**Universum**“ enthält folgende Beiträge: „Die zwei Gesichter der Welt“, Erzählung von L. Westkirch. — „Musik- und Theater-Ausstellung in Wien“ von Marco Brociner. Mit Original-Illustrationen von W. Gause. — Kadettenliebe“, Novelle von M. Tamms. — „Tändelei“, Gedicht von Otto Ernst. — „Ein alter Baum“, Gedicht von D. Saul. — „Wohin sollen wir reisen?“ von C. Falkenhorst. — „Die Feinde der Zimmerpflanzen und deren Vertilgung“ von Dr. L. Staby. — „In Flammengluth“, Novelle von E. Mars. — Rundschau: „Fürstin Pauline Metternich.“ — „Die Urania-Säulen in Berlin.“ — „Der Stichling im Aquarium.“ — „Max von Forckenbeck †.“ — Von den Illustrationen sind als ganz hervorragend zu erwähnen: „Im Lenz des Lebens“ von S. von Wodzinski. — „Unberechtigte Winzer“ von E. Bidau. — „Unter Blumen“ von S. Schachinger. — Das „Universum“ kann durch alle Buchhandlungen und Postanstalten bezogen werden.

Alte Briefmarken kauft stets **R. Seidel**, Grüner Weg 8.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren nebst Prospekten zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

☛ **Zum Abonnement auf das 3. Quartal 1892 der Zeitschrift „Hessenland“ laden ergebenst ein**

Redaktion und Verlag.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 14. Kassel, 18. Juli 1892.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2934.

Auf dem Anstand.

Rings tiefe Ruh, nicht hämmert mehr
Der Specht im stillen Forste,
Der Häher streicht nicht mehr umher,
Der Weih ist längst am Horste.

Schon werden auf dem Wiesengrund
Die Schatten lang und länger,
Und bald verschließt sich auch der Mund
Der letzten Abendsänger.

Dann, zwischen Tag und Dämmerzeit,
Betritt das Wild die Halde;
Dann äugt, im rothen Sommerkleid,
Der Rehbock aus dem Walde.

Es scheint, zur Wiese drängt den Gauch
So recht noch kein Verlangen,
Denn an dem letzten Lärchenstrauch
Noch fegt er sich die Stangen.

Nur näher, alter Herr, ich steh'
Und harre deines Sprunges,
Den du vom Wald zum Wiesenklee
Jetzt ausführst kühnen Schwunges.

Nur näher, auch die Ricke lauscht
Schon längst nach dir hinüber.
Daß nur kein Blättchen jetzt mir rauscht,
Sonst ist die Jagd vorüber.

Da — husch, es springt aus dem Gezweig
Der Bock herab vom Raine,
Doch trollt — oh weh! — auf grünem Steig
Hinüber nach dem Haine.

Halt, halt! Wohin? Ich sprech' ihn an,
Er stutzt: da knallt die Büchse!
— — Der Schuß hat ihm nicht weh gethan,
Ihn hörten nur die Füchse.

Carl Preser.



Die Meuterei des Großherzoglich Frankfurtischen zweiten Landwehrbataillons Fulda im Sommer 1814.

Von J. Nebelthau.

(Fortsetzung.)

Der Bericht des Majors von Zobel an den Generalgouverneur Fürsten Reuß wie auch an den kommandirenden General lautet:

„Ganz gehorsamste Meldung!

Ich beeile mich, meinen Herrn General, so bald es die Zeit nur immer erlaubt, in nähere Kenntniß der Ereignisse zu setzen, wovon ich Hochdieselbe diese Nacht schon mündlich durch einen meiner Offiziers habe benachrichtigen lassen, und die, wenn sie schon den jungen nicht gedienten Offizier im Innersten verwunden müssen, um so mehr nicht anders als auf's Aeußerste kränkend dem Manne sein können, der in vieljährigen militärischen Diensten Achtung für militärische Ehre, Ordnung und Disciplin gewonnen und seine Prüfung und Selbstzufriedenheit nur in Erfüllung der Pflichten gesucht hat, welche sich auf diese Tugenden des Soldaten beziehen.

Sowohl auf dem Marsche in das Innere von Frankreich als auf dem Rückmarsche in die itzigen Cantonnirungs-Quartiere hatte ich die vollkommenste Ursache, mit dem Betragen meines Bataillons nicht nur in Ansehung der Härte der Märsche und sonstigen Strapatzen als auch in Rücksicht des Geistes, der die Truppe im Punkte der Subordination und Ordnung beseelte, zufrieden zu sein. In dem vollen Vertrauen auf die guten Gesinnungen der Soldaten bin ich noch gestern Abend 7 Uhr, als ich von einer die anderwärtige Dislocirung des Bataillons betreffenden Geschäftsreise aus Mannheim zurück und durch Ladenburg kam, gewesen. Ich habe mich in dieser guten Meinung, die ich bis dahin von der Anhänglichkeit und Dienstwilligkeit der Mannschaft hatte, auf's Höchste betrogen. Bei meiner Ankunft in Ladenburg meldeten mir die beiden daselbst stationirten Hauptleute der 5. und 6. Compagnie, daß diese beiden Compagnien in höchster Unruhe seien, daß ein Offizier, welcher dem in einem Wirthshause entstandenen, auf der Straße sehr hörbaren Lärmen und Unwesen habe steuern wollen, von einem der Soldaten insultirt, und als dieser auf die Wache gebracht worden, mit Gewalt und durch Angriff auf den Wachtposten befreit worden sei; daß man aber den gewesenen Arrestanten nach Herbeirufung der Offiziere wieder in Arrest gebracht und den größten Theil derjenigen, welche die Befreiung desselben bewerkstelligt, ebenfalls festgesetzt habe. Noch immer konnte ich, da mir jede Anzeige fehlte, ein allgemeines Verständniß in dem ganzen Bataillon nicht ahnen, ich begnügte mich daher, blos die zweckdienlichen Maßregeln für den in Ladenburg stattgefundenen Fall zu treffen. Kaum mochte ich indessen zehn Minuten in meinen Quartier dahier angekommen sein, als mir von dem Commandanten der in Schrießheim stationirten 1. Compagnie die Meldung kam, daß die Freiwilligen dieser Compagnie haufenweise sich mit Sack und Pack unter Waffen aus dem Orte begäben und auf dem gewöhnlichen Excercierplatz versammelten. Ich erließ sogleich an den Hauptmann der Compagnie den Befehl, durch die Unteroffiziers die Corporalschaften visitiren zu lassen und mir von der fehlenden Mannschaft unverzüglich Rapport zu machen.

Es konnte indessen dieser Befehl noch nicht an die Compagnie gekommen sein, als der Hauptmann schon selbst in größter Eile zu mir kam und mir berichtete, daß der größte Theil der 1. und 2. Compagnie im Begriff sei, hierher in mein Quartier zu marschieren, um die Fahne daselbst abzuholen. Noch immer glaubte ich, mich näher informiren zu müssen, und schickte deswegen den erwähnten Hauptmann auf der Stelle zurück, um ganz genaue Nachforschung zu machen. Derselbe war kaum einige Minuten weggeritten, als derselbe mit der Nachricht, daß die Rebellen schon im Anzuge seien, zurück kam. Es dauerte auch nur eine sehr kurze Zeit, als ein sehr zahlreicher Haufe, aus Soldaten der 1. und 2. Compagnie bestehend, ohngefähr 130 bis 140 Mann stark, ohne Lärmen und in vollkommenster Ordnung ankam und sich in dem Hofe aufstellte. Ich begab mich sogleich mit dem

Adjutanten des Bataillons und Herrn Hauptmann Salmüller hinunter und fragte nach der Ursache ihres Hierherkommens und überhaupt ihres Begehrens, es war in der Nacht ³/₄ auf 11 Uhr. Viele wollten schreiend das Wort nehmen, ich verlangte, daß nur einer oder zwei sprächen, worauf auch alle Anderen verstummten, und einer derselben, Namens Valentin Vogel, Schütze von der Compagnie der Freiwilligen, mir erklärte, sie seien gekommen, um die Fahne zu holen, und gesonnen, mit derselben in das Vaterland zurückzukehren, es sei nicht mehr länger hier auszuhalten, denn der Bauer wolle ihnen nichts mehr geben, und sobald man diesem ein grobes Wort sage, so folge strenge Strafe. Ich stellte dem Sprecher laut und vernehmlich, so daß Alle es hören konnten, vor, daß Disciplin die Seele des Militärs sei; ich schilderte ihnen das Unglück, in welches sie sich unausbleiblich stürzen würden, wenn sie auf ihrem unseligen Schritte beharrten; ich stellte ihnen vor, daß wir nur allein unter denen Befehlen der höchsten Alliirten und dem uns vorgesetzten hohen Armee-Commando ständen, und befragte sie, nachdem alles Zureden vergeblich war, ob sie eine Beschwerde gegen mich oder meine Offiziers vorzubringen hätten.

Auf Letzteres wurde mit Nein geantwortet, alles sonstige Zureden war vergeblich.

Ich erklärte ihnen hierauf, daß ich die Fahne freiwillig weder herausgeben könne noch dürfe, daß ich indessen mit den beiden bei mir habenden Offiziers der Gewalt zu widerstehen nicht im Stande sei und folglich es geschehen lassen müsse, daß die Fahne aus meinem Zimmer von ihnen weggenommen würde. Wirklich holte auch der schon genannte Valentin Vogel mit noch zwei Anderen die Fahne von oben herunter und stellte sich mit derselben in die Division ein. Als hierauf noch Alles unbeweglich blieb, fragte ich nach ihrem Commandanten und verlangte, wenn sie nicht zu ihrer Pflicht zurückkehren wollten, den Abmarsch, worauf ein Sappeur, Namens Weidner, aus Salmünster, auf dem linken Flügel hervortrat und „Brüder! links in die Flanke!" kommandirte, worauf die Truppe, an welche sich die Fahnenwache, drei Mann stark, anschloß, mit Ausnahme des Unteroffiziers Brähler, welcher seinen Posten nicht verließ, mit Rotten in Ordnung und Stille auf die Landstraße rechts gegen Ladenburg abmarschierte.

Nachzutragen ist, daß die Aufrührer, ehe sie in den Hof einrückten, vor dem Hause scharf geladen, auch in dem Hofe auf der Seite an der Gartenthür mehrere die Gewehre gegen mich angeschlagen hatten.

Gleich nach dem Abmarsch der Truppe, welche die Fahne abgeholt hatte, passirten noch ungefähr 40 Mann von der 4. Compagnie, die in der Nähe nahe an der Brücke als Reserve aufgestellt gewesen waren, in Ordnung und Stille an meinem Quartier vorbei und folgten den Uebrigen auf dem Wege nach Ladenburg. Mittlerweile hatten die Herrn Commandanten der beiden in Ladenburg befindlichen Compagnien erfahren, daß eine allgemeine Conspiration, nach welcher diese Nacht alle Compagnien zum Abmarsch zusammentreten würden, im Werke oder vielmehr schon reif sei. Es wurden deswegen sogleich daselbst die Thore geschlossen, Rücksprache mit der dasigen Civil-Autorität genommen und Herr Lieutenant Weber von der 6. Compagnie an mich hierher abgeschickt, um anzufragen, ob man sich vertheidigen solle. Diesem begegneten auf dem Wege ohngefähr 20 Schritte von meinem Quartier einige Jäger und Grenadiere, die er sogleich fragte, wohin sie gehen wollten, worauf sie ihm antworteten, daß er dies gleich sehen würde. Auf diese Aeußerung zog er sogleich seinen Säbel, sie erklärten aber, das Gewehr auf ihn fällend, daß er es nicht wagen sollte, einen zu berühren, sonst würde er sehen, was ihm geschähe. In diesem Augenblick kamen die übrigen Jäger und Grenadiere, die Fahne in der Mitte, aus meiner Wohnung, und Herr Lieutenant Weber ritt durch selbe zu mir. Ich befahl ihm, auf der Stelle zurückzureiten, und den Compagnie-Commandanten die Ordre zu bringen, ihre Mannschaft zu versammeln, derselben zu erklären, daß, wenn irgend einer schlecht genug denke, dem Beispiele der übrigen Compagnien zu folgen, derselbe austreten könne, übrigens sich aller Gegenwehr zu enthalten, die um so verderblicher und unnützer werden könne, als man von dem guten Geiste und Gesinnungen der zwei in Ladenburg befindlichen Compagnien nichts weniger als überzeugt sei. Dieser Lieutenant Weber ritt mit dem Befehl zurück und begegnete jenen drei obgenannten Compagnien, es wurde sogleich gefragt, wohin er ginge, man fiel seinem Pferde in die Zügel, und mehrere riefen, „er dürfe nicht vorausreiten, sondern müsse bis Ladenburg begleitet werden."

Während diesem schimpften sie, daß ihnen keine Löhnung, keine Schuhe und Kleidung gehörig gegeben würde, und der größte Theil rief: „Ei was, die Autoritäten in Fulda wollten uns ja nach Hause haben, sie haben zu denen in Fulda gesagt, der Krieg sei zu Ende, und man könne uns nicht länger mehr aufhalten."

Als die Truppe an dem Thor vor Ladenburg angekommen war, suchte sie Herr Lieutenant Weber zu überreden, vor demselben stehen zu

bleiben und die Anderen zu erwarten, man versprach dieses, und Herr Lieutenant Weber ritt hinein und überbrachte meine Ordre an die dort befindlichen zwei Herrn Hauptleute.

Einer dieser letzteren, Herr Hauptmann Rang, begab sich vor das Thor und machte ihnen die Vorstellungen, worauf sie erklärten, daß die höheren Behörden in Fulda sie nach Hause beriefen, da sie nur auf Kriegsdauer engagirt wären, man sie mithin nicht zwingen könne, länger hier zu bleiben, daß man ihnen weder Hemden noch Kleidung gebe, kurz, daß sie nach Hause wollten.

Während dieser Zeit waren die Tambours der Grenadiers in die Stadt gedrungen und schlugen Roulement, alle Vorstellungen waren nun vergebens, der schon angeführte Sappeur, welcher an der Spitze stand, commandirte „Vorwärts!" Sie fällten das Gewehr, Herr Hauptman Rang mußte weichen und eilte zu den übrigen Offiziers, welche die 5. und 6. Compagnie versammelt hielten, auch hier wurden die nachdrücklichsten Vorstellungen gemacht, keiner von den Leuten trat noch aus dem Gliede, bis die Grenadiers auf die Offiziere losgingen und ihnen die gefällten Gewehre auf die Brust setzten und die Soldaten mit Gewalt zwangen, aus den Gliedern zu treten, wobei sie schrieen: „Die Offiziers haben euch nichts mehr zu befehlen, Ihr werdet zu Haus erwartet und habt keine Strafe zu gewärtigen." Hierauf fingen die Grenadiers und Jäger an zu schießen und zu lärmen, Alles wurde mit Gewalt fortgerissen, und an ein Zurückhalten war nicht mehr zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Das Hoftheater in Kassel.

(Fortsetzung.)

Unter den italienischen Sängern Friedrich's II. werden besonders hervorgehoben die Diskant singenden Herren Ciampi, Bertolotti, Galeazzi sowie der Heldentenor Morelli und die Bassisten Bianchi, Dolo, Gherardi und Toscani, die leuchtendsten Sterne unter den Künstlerinnen aber waren Lucie Saint-Pierre, Signora Caldinelli, Signora Scali und Madame Lemelle. Was nun die Landsmannschaft dieser Herren und Damen betraf, so war dieselbe so echt wie ihr Gesang, nicht etwa wie es heutigen Tages vorkommt, daß aus einem guten deutschen Namen ein italienischer gemacht wird, um als ein lockendes Aushängeschild zu gelten. Sie waren sämmtlich aus Rom, Venedig oder Neapel, fühlten sich aber unter dem Kasseler Himmel, wo die Gunst des Landgrafen die Sonne war, die sie erwärmte, wie man so sagt, ganz mollig, denn viele von ihnen blieben längere Zeit hier, einige sogar für ihre ganze Lebensdauer. Signora Scali heirathete den Konzertmeister Heuzé, Signora Caldinelli aber wurde noch in ihrer vollen Blüthe so korpulent, daß sie die Bühnenlaufbahn aufgeben mußte. Dies erschien für die Kasseler Oper als ein schier unersetzlicher Verlust, denn es genügte nicht, daß zu ihrem Ersatz gleich zwei tüchtige Sängerinnen, Maddalena Felici und Anglia Davia, engagirt wurden, auch die berühmtesten Künstlerinnen der damaligen Zeit, Lucie Bertolotti, Ottavia Gheri und die Dominichini, mußten gastieren und erhielten, außer freier Reise und den obligaten kostbaren Präsenten, für jede Partie ein Honorar von 300 Reichsthalern.

Neben der italienischen Oper unterhielt der Landgraf noch ein ebenso echtes französisches Schau- und Singspiel und ein Ballet ersten Ranges. Der Surintendant de la musique et des spectacles oder der „Oberaufseher", wie es in dem Reichard'schen Theaterkalender heißt, in welchem Kassel unmittelbar nach Paris aufgeführt wird, war der von Voltaire empfohlene Marquis de Luchet, unter dem noch der galante Ritter Trestondam als Direktor des Schau- und Singspiels stand. In dem bereits genannten Reichard'schen Theaterkalender auf das Jahr 1780 ist ausdrücklich angeführt: „Der Landgraf giebt zu der Unterhaltung des Fürstlichen Hoftheaters jährlich 35 000 Reichsthaler, wozu noch die Entrée-Gelder geschlagen werden." Von den als integrirenden Theil der Gagen zu betrachtenden Geschenken ist selbstverständlich dabei keine Rede. „Die italienische Oper", heißt es ferner, „wird nur während den Messen und an besonderen Gala-Tagen aufgeführt; die dabei angestellten Sänger versehen aber auch das Hof-Konzert und die Kirchenmusik in der Hofkapelle. Die Spieltage des französischen Schauspiels sind Montag, Mittwoch und Freytag, und wird gewöhnlich ein Schauspiel nebst einer Operette oder Ballet gegeben." Der Einsender des Personalverzeichnisses in dem Reichard'schen Theaterkalender hatte es unternommen, bei den Mitgliedern des „Théâtre français" den verhältnißmäßigen Werth

derselben durch beigefügte Sternchen anzudeuten, je mehr Sternchen, ein desto größerer Stern war also der betreffende Mime, die damit beehrte Darstellerin. Der einzige Stern erster Größe im Jahre 80 scheint danach aber weder die erste Heldin, Madame Suin, noch der erste Held, Monsieur Clavareau, noch der Heldenvater, Monsieur Plante, gewesen zu sein, sondern Monsieur Armand, welcher die „ersten Bedienten und Escrocs" spielte, denn er allein hat drei Sternchen vor seinem Namen. Würde in einem Theateralmanach von heute eine solche Sterndeuterei eingeführt werden, so könnte der Herausgeber sich auf einen schönen Skandal gefaßt machen, und es ist anzunehmen, daß auch damals Monsieur Desmasures, der Vater, welcher die „Raisonneurs und große Hülfsrollen in Lust- und Trauerspiel" zu verkörpern hatte, kraft seines Rollenfachs weidlich darüber raisonnirt haben wird, daß er mit gar keinem Sternchen versehen worden ist, und seinen Sohn, den jungen Monsieur Desmasures, welcher die Kinderrollen spielte und mit einem Sternchen geziert worden ist, dies bitter hat entgelten lassen. Von alten hiesigen Theaternamen findet sich unter dem Ballet schon ein Figurant Bechstedt. Ferner sticht unter den italienischen und französischen Namen, den Lacombe, Delisle, Sposi u. s. w., ganz wesentlich die Tänzerin Mamsell Meyer ab.

Im April 1785 kam mit einer deutschen Truppe der verdienstvolle Direktor Großmann nach Kassel und erlangte die Erlaubniß, in dem Komödienhaus an den Kolonnaden Vorstellungen geben zu dürfen. Die Kasselaner sahen hier zum ersten Male Schiller's „Räuber" und „Fiesko", „Otto von Wittelsbach" von Babo, Shakespeare's „König Lear" und „Macbeth"; für die Aufführung des zuletzt genannten Stückes war Großmann sogar das Opernhaus (das jetzige Hoftheatergebäude) bei erhöhten Preisen eingeräumt worden. Nach einigen Monaten aber nahm der Anfangs starke Besuch der deutschen Vorstellungen beträchtlich ab, und als ein besonderes Merkzeichen wird hervorgehoben, daß „das traurige Resultat einer zum Besten eines Lessing-Denkmals bei aufgehobenem Abonnement angesetzten Aufführung der ‚Minna von Barnhelm' der lächerliche Betrag von eilf Thalern" gewesen sei. Uebrigens kann man gerade hierbei sagen: „Tout comme chez nous!", wenn man sich an die am 18. Dezember 1884 im Königlichen Theater ebenfalls mit aufgehobenem Abonnement zum Besten eines Weber-Denkmals stattgefundene Vorstellung des „Oberon" erinnert, bei welcher mehr Personen auf der Bühne beschäftigt, als im Zuschauerraum erschienen waren.

Nach dem Tode des prachtliebenden Friedrich gelangte der sparsame Wilhelm IX., nachmals Kurfürst Wilhelm I., zur Regierung, und das Kasseler Hoftheater wurde wiederum seiner glänzenden Hülle entkleidet, in welcher es mit Versailles wetteifern konnte. Landgraf Wilhelm, allem fremden Zauber Feind, ließ die welsche Künstlertruppe sofort aus ihrem Paradiese treiben, ohne indessen der deutschen Muse zu ihrem Rechte zu verhelfen. Mit Widerstreben öffneten die Pforten des früheren Opernhauses (das Komödienhaus war im Mai 1787 abgebrannt) sich den wandernden deutschen Schauspielergesellschaften, welche Ritterstücke und das bürgerliche Rührdrama hauptsächlich kultivirten. Auch der tüchtige Großmann ließ sich wieder blicken, zog aber bald weiter, da er nicht den gehofften Besuch fand, und machte italienischen Unternehmern Platz, welche mit deutschen Mitgliedern umherwanderten. 1796 kam der Direktor Haßloch nach Kassel, kündigte seine Truppe als Hofschauspielergesellschaft an und brachte das deutsche Singspiel zu Ehren, dessen größter Triumph in der am 5. Dezember vorgenannten Jahres stattgefundenen ersten Aufführung der Mozart'schen „Zauberflöte" bestand, welche jetzt schon längst einen ganz andern Rang als damals einnimmt. Haßloch, welcher zuletzt vom Hof einen Zuschuß von fünf- bis sechstausend Thalern erhalten hatte, verließ Kassel 1803 „ärmer, als er gekommen war, aber nicht, ohne sich die Anerkennung vieler Kunstfreunde erworben zu haben, welche seinen Abgang beklagten". Von 1804 bis 1806 gab die Truppe der Direktoren Kruse und Willmann Vorstellungen, unter den ausbrechenden Kriegswettern wurde aber das seit 1802 wieder als „Hoftheater" bestehende Institut aufgelöst, und als Vorläufer des späteren glänzenden Théâtre royal zog 1807 in die Hauptstadt des neu gegründeten Königreichs Westfalen die Directrice Madame Bursay mit ihrer Gesellschaft aus Braunschweig ein. Bald jedoch mußte dieselbe den großen Anstalten Platz machen, welche von dem Chevalier Bruguière zur Herstellung der großen Oper und des ebenso großen Ballets betrieben wurden. Als Kapellmeister fungirte zuerst Fr. Reichard, dem aber schon nach Jahresfrist Felici Blangini als Generalmusikdirektor des Königreichs mit 14 000 Francs Gage folgte. Das Orchester, welches dieser Italiener zusammenstellte, erreichte wieder die frühere Höhe, die Kirchenkonzerte sollen sogar noch die unter Fiorillo's Leitung übertroffen haben, die Oper besaß die vortrefflichsten Gesangeskräfte, und das Ballet stand derselben würdig zur Seite, das Schauspiel nur wurde als Nebensache betrachtet. Mit dem Zusammensturz des westfälischen Throns flog auch die Pariser Künstlerherrlichkeit in Kassel

aus einander, und das deutsche Theater mußte sich den alten Platz wieder zu erringen suchen. Der Erste, welcher diesen Versuch machte, war noch während des Jahres 1813 der Direktor Sohm; die Leistungen seiner Wandertruppe konnten jedoch nach keiner Richtnng genügen, und er sah sich gezwungen, nach einigen Wochen weiter zu ziehen. Am 1. Januar 1814 wurde das kurfürstliche Hoftheater wieder eröffnet, der Kapellmeister Guhr kam mit einer Anzahl tüchtiger Mitglieder von Wiesbaden nach Kassel, und die Vorstellungen nahmen einen neuen Aufschwung. Außer Guhr war auch der Schauspieler und Regisseur Karl Feige und später mit diesen der Heldendarsteller von Ziethen-Liberati an der Direktion betheiligt, welche unter Intendanz des Geh. Raths von Apell und dem Polizeidirektor von Manger stand. Der damalige Bühnenetat belief sich auf ungefähr 24000 Thaler, erreichte also noch nicht einmal die Höhe des unter Landgraf Friedrich gezahlten Zuschusses, und so war es ganz natürlich, daß, im Gegensatz zu früher, nur etwas Gutes im Schauspiel geleistet wurde, welches Feige, dessen Gattin eine treffliche Heroine und erste Liebhaberin war, besonders bevorzugte, so daß Guhr sich mit der Oper benachtheiligt sah und mit seiner Frau, einer durch schöne Stimme und gute Schule glänzenden Sängerin, nach Frankfurt am Main ging. Bald nach seinem Abgang starb Kurfürst Wilhelm I., und für das Hoftheater brach eine neue Aera an.

(Schluß folgt.)

Wilhelm Rogge-Ludwig †.

Unsere Zeitschrift „Hessenland" hat einen schweren Verlust erlitten: am 11. Juli ist der Mitbegründer derselben Wilhelm Rogge-Ludwig in Kassel gestorben. Er zählte zu den eifrigsten Mitarbeitern unserer Zeitschrift, die ihm sehr viele gediegene, werthvolle Beiträge aus der älteren wie aus der neueren hessischen Geschichte verdankt. Durch seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Geschichtsforschung, durch die Vorträge, welche er eine lange Reihe von Jahren in den Versammlungen des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel zu halten pflegte, durch seine historischen Aufsätze, die er in Kasseler wie in größeren auswärtigen Zeitungen veröffentlichte, hat er sich wesentliche Verdienste erworben. Sein Name war bekannt und geachtet in allen Theilen unseres engeren Vaterlandes, und sein Hinscheiden wird allgemein auf das Lebhafteste beklagt.

Wilhelm Emil Rogge-Ludwig war am 10. März 1819 zu Kassel als Sohn des Kaufmann Rogge-Ludwig in dem Hause am Marktplatze, welches jetzt dem Kaufmann Schminke gehört, geboren. Er besuchte mit gutem Erfolge die Kasseler Gelehrtenschule Lyceum Fridericianum, die er zu Ostern 1839 absolvirte. Hiernach widmete er sich in Heidelberg und Marburg dem Studium der Rechtswissenschaft, war auf beiden Universitäten ein angesehener Corpsbursche, in Heidelberg der Nassovia, in Marburg der Hasso-Nassovia, und trat nach bestandenem Fakultäts- und Staatsexamen bei dem Stadtgerichte in Kassel in den juristischen Vorbereitungsdienst ein. Im Jahre 1849 wurde er zum Garnisons-Auditeur in Hanau ernannt. Hier verblieb er bis 1853, in welchem Jahre er in gleicher Eigenschaft nach Kassel versetzt wurde. 1864 wurde er zum Obergerichts-Sekretär in Kassel ernannt, war dann nach der Errichtung des königl. preußischen Appellationsgerichtes in Kassel im Jahre 1868 Sekretär dieser Behörde, und wurde mit dem Inkrafttreten der neuen Justizorganisation vom 1. Oktober 1879 zum Sekretär des Landesgerichtes in Kassel ernannt. Kurze Zeit darauf wurde er zum Oberlandesgerichts-Sekretär befördert. In dieser Stellung verblieb er bis 1881, in welchem Jahre er aus Gesundheitsrücksichten in den Ruhestand trat.

Hatte Rogge-Ludwig sich schon früher dem Studium der heimathlichen Geschichte mit Vorliebe hingegeben, so konnte er jetzt procul negotiis seine Mußestunden vollständig demselben widmen. Und er that dies mit dem größten Eifer, wie er denn auch ein sehr emsiges und thätiges Mitglied des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde war, dessen Vorstand er eine lange Reihe von Jahren angehörte. Bis zu den letzten Jahren verging wohl kaum ein Winter, in dem er nicht mindestens einen Vortrag im Kasseler Geschichtsvereine gehalten hätte. Zugleich entwickelte er eine sehr rührige schriftstellerische Wirksamkeit. Seine zahlreichen historischen Arbeiten wurden gern gelesen, besaß er doch die Gabe, meist Gegenstände aus der vaterländischen Geschichte zum Vorwurfe seiner Vorträge, seiner Aufsätze und Schriften zu

wählen, die an sich schon nicht nur lehrreich, sondern auch fesselnd waren. Manche Anerkennung ist ihm dafür zu Theil geworden, nicht blos aus seinem Heimathlande, sondern auch aus dem Auslande, selbst aus Amerika. Als im Herbste 1886 der Plan auftauchte, eine Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur unter dem Namen „Hessenland" in's Leben zu rufen, da nahm er sich mit großem Interesse der Sache an und war bis zum letzten Jahre einer der fleißigsten Mitarbeiter der Zeitschrift; noch vor wenigen Wochen sprach er in einem Briefe an den Herausgeber derselben sein Bedauern darüber aus, daß es sein Gesundheitszustand nicht mehr erlaube, sich der ihm sonst so angenehmen Beschäftigung hingeben zu können.

Das im vorigen Jahre erfolgte Hinscheiden seiner Gattin, mit der er fast 40 Jahre in glücklichster Ehe gelebt hatte, war ein harter Schlag für ihn. Er fühlte sich nun vereinsamt, zumal seine drei Töchter auswärts verheirathet waren. Von Kassel, seiner geliebten Vaterstadt, an der er mit allen Fasern seines Herzens hing, wollte er sich einmal nicht trennen, und so mußte er auch das Familienleben entbehren, in dem er sich einst so wohl und behaglich befunden hatte.

Rogge-Ludwig ist seinen Jugendidealen treu geblieben. Dem Corpsburschenthum hat er bis zuletzt die treueste Anhänglichkeit bewiesen. Mit Aufmerksamkeit folgte er der Entwickelung des studentischen Lebens, und wohl kaum hat er bis zum letzten Jahre jemals an einem der alten Herren-Kommerse des Kösener S. C. und der alten Herren-Kneipabende der Hasso-Nassovia in Kassel gefehlt. Das erhielt ihn trotz seines zunehmenden Alters geistig frisch und jugendlich gesinnt.

Bis vor etwa 14 Tagen war es ihm vergönnt, noch täglich seine Spaziergänge machen und sich der gewohnten Lebensweise hingeben zu können, da fühlte er sich plötzlich vollständig hinfällig, es trat Erblindung und am 11. d. M. in Folge von Marasmus der Tod bei ihm ein.

In Rogge-Ludwig hat die Stadt Kassel einen der besten Kenner ihrer Geschichte verloren. Ehre seinem Andenken, Friede seiner Asche.

F. Z.

Ursula.

Eine Geschichte aus Waldesgründen

von Wilhelm Speck.

(Fortsetzung.)

Endlich durfte ich meinem Glück entgegenziehen, doch bemächtigten sich wunderliche Gedanken meiner Seele, als ich durch den Wald schritt. Eigentlich hatte doch nur ich das entscheidende Wort gesprochen, liebte Ursula mich nun wirklich so, um als mein Weib mit mir zu ziehen? In gedrückter Stimmung erreichte ich den Berghof. Es war alles still, Niemand kam mir entgegen. Zögernd ging ich um das Haus, um vom Garten her einzutreten. Da hatte sich alles geändert. Die Wildniß war verschwunden, aber noch blühten die Blumen in bunter Mannigfaltigkeit, nur waren neue Gäste unter ihnen erschienen, die Astern, die Kinder des Herbstes. Wie ich mich so umschaute, trat mir Ursula entgegen. Freundlich begrüßte sie mich, und als ich mich zu ihren Füßen niederwarf, legte sie ihre Hand auf mein Haupt, dann hob sie mich auf.

„Willkommen, mein Freund," sprach sie, „willkommen in Germerode und empfange Dank für alles Gute, welches Du mir erwiesen hast."

So liebevoll ihre Worte klangen, so fühlte ich dennoch, daß etwas Fremdes in ihrer Stimme lag, und es umwehte mich wie mit einem eisigen Hauche. Der Eindruck ihrer Worte entging ihr nicht, sie hinderte mich aber an einer Aussprache.

„Lassen wir das. Wir wollen uns heute des Wiedersehens freuen", bat sie. „Setze Dich hier neben mich, meine getreue Pflegerin hat Dich schon bemerkt und wird das Uebrige wie immer besorgen. Ich habe Dir Vieles zu sagen, aber nicht jetzt. Wir wollen davon reden, wenn wir wieder einmal im Walde sind."

Ich setzte mich und schaute schweigend in das Angesicht der Geliebten. Eine ruhige Freundlichkeit lag über ihm, es war nicht mehr der sonnige Glanz, welcher mich einst entzückte, nicht mehr der zarte Hauch von Wehmuth, der mich einst bewegte. Sie war eine andere geworden, ihr Haar fiel nicht mehr in seiner Locken Fülle frei um ihre Schultern, es war alles wohl geordnet. Je mehr ich Ursula ansah, desto fremder wurde sie mir.

„Sei nicht traurig," bat sie wieder, „laß uns doch die Freude genießen, als gute Freunde bei einander zu sitzen. Ich bin Dir oft nahe gewesen, und wenn Gedanken wirklich als eine Art elektrischer Verbindung das Ohrenklingen hervorrufen, so kannst Du mir leid thun, denn Deine Nerven müssen dann stark mitgenommen sein. Es ist mir alles in Deinem Hause vertraut geworden. Das wunderliche alte Treppengeländer gefällt mir ausnehmend und noch mehr die stillen Zimmer, in welchen Deine Eltern gewohnt haben. Du hast Vieles geändert, hoffentlich aber bist Du kein Mauerbrecher geworden."

„Die Mauern stehen alle noch", antwortete ich.

„So ist die Jugend! Sie zieht in die Ferne, um alte Schlösser zu sehen, und wo ihr der liebe Gott ein Stück alten Lebens vor die Augen setzt, beginnt sie sogleich aufzuräumen. Ich habe mich in das Buch Deines Lebens, herausgegeben von Deiner getreuen Christine, versenkt und nach alten Erinnerungen geangelt. Wie geht es den Kohlengruben? Hast Du gute Geschäfte gemacht? — Du weißt es nicht? Aber mein Herr, was haben Sie eigentlich getrieben?"

„Möbel gekauft", rief ich nun fast zornig, „und das Nest für jemanden zurecht gemacht, welcher sich jetzt als Spottvogel entpuppt."

„Der Spottvogel," antwortete sie munter, „eigentlich die gelbe Grasmücke, auch Titeritchen genannt, nährt sich von Beeren und unglücklichen Käfern und hat außerdem die Gewohnheit, andere ein wenig zu ärgern. Du siehst, ich bin heiter und vergnügt, und Du wirst gewiß der Letzte sein, welcher meine frohe Stimmung stören möchte."

„Nein, das wollte ich nicht", ich reichte ihr meine Hand, doch fiel der Blick, mit welchem ich diese sinnbildliche Handlung begleitete, etwas matt aus, aber Ursula nahm es nicht so genau damit, sie wurde sogleich wieder fröhlich.

„Schau Dir diesen Garten an", sprach sie. „Was bemerkst Du? Die Wege sind sauber, die Brennnesseln haben sich verzogen, das ansehnliche Lager von Lederabfällen, Glasscherben, rostigen Eisenstücken ist entfernt worden. Wer hat das gethan? der Oheim Hieronymus. Du hast Dich um eine bedeutsame Lebenserfahrung gebracht, als Du mich in meinem Schnupfen schnöde verließest. Der Mensch fügt sich schließlich in alles, und wenn es ihm noch so unerwartet kommt. Es läßt sich alles tragen, mein Freund. — Aber Du wirst wieder verdrießlich, soll ich nicht erzählen?"

„Rede, Ursula," rief ich, „rede und gieb mir nur die Erlaubniß, still zuhören zu dürfen."

„Also merke auf. Da kam Dein Cerberus in mein Kämmerchen und betrachtete mich kopfschüttelnd. Eine Weile stand Christinchen hierauf grübelnd am Fenster, durch welches sich die balsamischen Lüfte einzudringen bemühten, dann mit einem entschiedenen Ruck drehete es sich auf den Absätzen herum und verschwand. Bald darauf hörte ich unter mir ein Klirren, wie wenn eine Fensterscheibe eingeschlagen würde. So war es auch. Christinchen hatte das Haus in Augenschein nehmen wollen und die Thür meines sonderbaren Verwandten verschlossen gefunden, da er sich in die Berge geflüchtet hatte. Cerberus versucht es zunächst, durch's Schlüsselloch zu beobachten, vergeblich. Gut, versuchen wir es von außen. Da steht ein altes Faß, wie wir es brauchen können, eine umgestürzte Regentonne. Stellen wir uns darauf. Aber wie hier alles wackelig und zerbrechlich ist, so ist es auch dieser dienstentlassene Wasserbehälter, Cerberus fährt demnach mit der Nase in die Scheibe hinein. Du wirst die Narbe noch sehen, sie läßt ihr gut, ist sie doch für einen kranken Kameraden auf dem Schlachtfeld des Lebens davon getragen. Nunmehr kommt der Schmied, und nach einigem Zögern, halb neugierig, halb ängstlich öffnet er die Thür. Darauf beginnt die Reinigung. Ich will nicht behaupten, daß ich mich besonders behaglich dabei fühlte. Mit einem Male donnert eine bekannte Stimme: ‚Da soll doch gleich. . .'

‚Jawohl', sagt Christinchen und erhebt sich ein wenig. ‚Das sollte wirklich eintreten. Also Sie sind der Vogel, welcher in diesem Neste gehaust hat? Sie also sind der Bewohner dieser Mörderhöhle?'

‚Was macht sie hier?' ruft der Oheim in der höchstmöglichen Tonlage. ‚Wie kommt sie hier herein?'

‚Wie ich hinein gekommen bin?' erwidert Christinchen, ‚ich könnte Ihnen antworten: durch die Thür, und es würde die Wahrheit sein, aber die zerbrochene Scheibe mag es Ihnen auch deutlich machen, daß ich es zunächst durch's Fenster versucht habe. Wir wollen uns nun auch das Warum klar machen, denn bekanntlich heißt alles verstehen alles verzeihen. Also! Sie bewohnen hier mit mehreren Dutzend Vögeln die schönste Stube dieses säuerlich riechenden Hauses, und oben in einem wahren Loch haust das Kind, der Wurm, welchen das verwandtschaftliche Blut in Ihren Adern Ihnen als das Liebste auf Erden, als das Schönste in Ihrem einsamen Leben vor Augen stellen sollte.' —

Ich berichte genau," unterbrach sich Ursula, „wie mir der Oheim die denkwürdigen Worte überliefert hat. —

‚Sie haben Licht, Sonne, Luft', rief Christinchen indem sie den Oheim strafend ansah. ‚Ist das

recht? Brauchen sie das? Nein. Brauchen sie Sonne? Nein, sonst würden Sie sich in Ihrer Hagestolzigkeit nicht vor den Menschen verkriechen wie ein Maulwurf, der einen Mord auf dem Gewissen hat. Brauchen Sie Luft? Dreimal nein, das lehrt der Augenschein und dasjenige Organ, welches gegenwärtig die wunde Stelle meines Körpers ist. Zum Licht genügt eine Lampe in der Nacht, bei Tage finden Sie überall so viel, wie Sie brauchen. Aber das Kind braucht Sonne und Luft, und weil es die Sonne in seinem dunklem Winkel gar nie gesehen hat, so ist es auf die Waldläuferei und andere dummen Streiche gekommen. Derentwegen habe ich mich entschlossen, Sie auszuquartieren. Sie ziehen eine Treppe höher, Punktum.'

Was mein Oheim antwortete, ist ihm nicht mehr erinnerlich, es muß wohl ein Schmerzensschrei über seine Instrumente gewesen sein, welche in arger Gefahr schwebten.

Christinchen erwiderte: ‚Ich bringe Ihnen Ihren Kram durcheinander? Nennen Sie das Ordnung? Ich glaube nicht, daß mehr Widerwärtigkeiten hinausgekarrt werden mußten, als man einen gewissen Namensvetter aus seinem Schlaraffenland hinauskomplimentirt hatte. Ich soll mich in die Ordnung des Hauses fügen? Das käme mir schön an. Da bliebe mir ja nichts übrig, als fortan eine Brandfackel durch das ganze Leben hindurch auf meinem Herzen brennen zu lassen, wenn ich mir die sichtbar von Gott gegebene Gelegenheit, ein klares und verständliches Wort zu reden, aus den Händen winden ließe. Ich habe mich mit meinem Gewissen besprochen und mir bei ihm Trost in dieser kritischen Lage geholt, ich habe ferner meinem jungen Herrn gelobt, reine Bahn zu schaffen und Ordre zu pariren, das ist sozusagen meine Spezialität.'"

„Hm", brummte ich.

„Richtig," sprach Ursula, „so etwa stöhnte auch der Oheim, dem ein fremder Raubvogel so plötzlich in's Gehege gekommen war. Es trat dann eine Pause ein, welche unaufgeklärt geblieben ist. Dann verfügte Christinchen: ‚Dieses Bett mit den schön geschnitzten Pfeilern ist uns kommod, auch die mechanische Vorrichtung lassen wir uns gefallen, desgleichen den Tisch, den Schrank und Sonstiges aus einer schönen Gegenwart, welche nun schon lange zur Vergangenheit geworden ist. Die Töpfe kommen hinaus. Gehen Sie in den Garten und pflanzen Sie einige Blumen ein zur Verschönerung dieses schändlich zugerichteten Gemaches. Das Perpetuum und das übrige Maschinenzeug brauchen wir auch nicht, ich bin hier Perpetuum genug, wenn es gilt, sich nützlich zu machen. Dagegen würden Sie feurige Kohlen auf mein Haupt sammeln, wenn Sie von diesen Sängern, die einen unerträglichen Skandal machen, mir denjenigen auswählen wollten, welcher die zarteste und freundlichste Stimme hat. Der sollte dann dem Kinde von Ihnen erzählen und sich einsingen in seine Träume. So! und da wir uns nunmehr verständigt haben, so haben sie vielleicht die Güte, mir beim Abrücken dieses Schrankes zu helfen, er ist noch aus der gediegenen alten Zeit!'

Von der Stunde an ist der Oheim wie umgewandelt. Das Schöne und Gute kommt bei ihm immer mehr zu Tage, nachdem der Rost von rauher Hand abgerieben ist. Aber da kommt Christinchen mit dem Abendbrot."

Ja, da kam sie. Sie nickte mir herablassend zu.

„Alles in Ordnung?" fragte sie kurz. „Ich kann mir freilich denken, daß Sie eine schöne Konfusion angerichtet haben. Ich will nur die eine Hoffnung aussprechen, daß man das arme Haus wiederkennt, sonst möchte es in der That an der Zeit sein, sich nach einem anderen Unterkommen für den Rest dieses geschundenen Daseins umzusehen."

Ursula lachte schelmisch. „Das wäre zu finden, die Leute munkeln, ein solches Unterkommen biete sich nicht weit vom Berghof."

„Ich habe von diesem Gerede Kenntniß genommen," erwiderte Christinchen, „aber da thun Sie mir Unrecht wie auch Ihrem Verwandten und Wohlthäter. Ihm ist wohl unter meiner Hand, weil er endlich einmal sieht, welchen Segen das ewig Weibliche verbreiten kann, wenn es Manieren und Nachdruck hat. Wenn die Leute dann noch mehr reden, so treten sie ihm zu nahe, und angenommen selbst, die uns angeborene Verkehrtheit ließe ihn in den Abgrund hineinstürzen, so wäre ich auch noch da. Ich gehöre zwar in die Menger'sche Familie hinein wie die Schwiele an die Arbeitshand, und unser Einverständniß ist ein durch viele Jahre voll Glück und Thränen besiegeltes, in ein neues Verhältniß möchte ich aber zu dem alten angestammten Hause nicht mehr treten. Der Packesel und das gelegentliche Aergerniß will ich gern bis an mein Lebensende bleiben, aber ich muß es mir versagen, schließlich über dieser Familie noch als angeheirathete Tante zu thronen, denn das paßt mir nicht."

Nun war es an Ursula, die vorwitzigen Finger zurückzuziehen. Ich gönnte ihr die Niederlage und drückte meiner Pflegerin die treue Arbeitshand. Es war keine fröhliche Mahlzeit, welche wir hielten, auch Ursula wurde schweigsam und verlegen, ich ergriff daher bald die Gelegenheit, mich zu verabschieden.

„Morgen früh auf dem Otternstein!" sagte Ursula noch, „Du holst mich wohl von hier ab." Unten im Thale sangen sie:

Morgen muß ich fort von hier
Und muß Abschied nehmen.
O Du allerschönste Zier,
Scheiden das bringt Grämen,
Da ich Dich so treu geliebt
Ueber alle Maßen.
Soll ich Dich verlassen?

War das meine Wiederkehr? Die Thränen kamen mir in die Augen, so sehr ich mich dagegen wehrte.

(Fortsetzung folgt.)

Jugendzeit.

Das schöne Jägermädchen
Will mir nicht aus dem Sinn,
Des Försters blondes Käthchen
Umschwebt mich, wo ich bin.

Im Jagdgewand, dem grünen,
Die Feder auf dem Hut,
So ist sie mir erschienen,
Ein keckes junges Blut.

Die Flinte in den Händen,
Trat plötzlich sie herfür,
Als wollt' das Blei sie senden
Tief in den Busen mir.

Sie ließ die Flinte sinken
Und ward ein wenig roth,
Ich aber mußte trinken
Aus ihrem Aug' den Tod.

W. Bennecke.

Die Brell.[1])

(Schwälmer Mundart.)

Wemm dr Härrgött höt gegah
Gürre Ööje [2]) bie die Katze,
Brüch kin Brell. Dos iezesah [3])
Fällt net bei so mänchem Fratze [4]),
Wes dr Härrgött em die Brell
Selwst offsetzt; da hält hä stell.

Hänse Häns, dr Peffikus,
Brocht sich los vo de Saldore [5])
Dorch ee Brell, die, bie es hüß [6]),
Hä nür drühk demm Stoot ze schore. [7])
Bie hä los, freit hä im Nü;
Ö ee Brell gow Gött em zü. [8])

Häns seng Fräh, die Annmergret,
Harr ee Güt ö blanke Knep,
Brocht derzü ehr Mäulwerk met
Ö dr Schweijerällern Kep.
Ver demm Kööf wor Häns im Gleck,
Noch dr Hößig [9]) Häns im Schreck.

Hänse Häns höt obgeleht [10])
Do die Brell, die gläſſern wor,
Ö züm Härrgött leis gefleht
Em ee gürres, gnärig Johr. [11]) —
Eemol froht nü i der Stell
En seng Frengd so noch dr Brell. [12]) —
„Gieh mer weck!" höt Häns gesäht,
„Domet hon ich mich versengelt.
Krommenot, Schockschwerebrät!
Frengd, ich wär drfer gedengelt.
Vo dr Härrgöttsbrell gor schie
Seng meng Ööje offgegieh." [13])

Kurt Kuhn.

---

[1]) Die Brille. [2]) Wem der Herrgott hat gegeben gute Augen. [3]) einzusehen. [4]) Geck. [5]) Soldaten. [6]) wie es hieß. [7]) er nur trug dem Staate zu schaden. [8]) eine Brille gab Gott ihm zu. [9]) Johannes seine Frau, die Anna Margarethe, hatte ein Gut und blanke Knöpfe (= Geld), brachte dazu ihr Mundwerk mit und der Schwiegereltern Köpfe. Vor dem Kaufe (hier: vor der Heirath) war Johannes im Glücke, nach der Hochzeit. [10]) Dem Johannes sein Johannes hat abgelegt. [11]) Um ein gutes, gnädig Jahr. [12]) Einmal fragte nun in der Stille ihn sein Freund so nach der Brille. [13]) „Gehe mir weg!" hat Johannes gesagt, „damit habe ich mich versündigt. Krumme Noth (= schwere Noth), Schockschwerebrett (sind Fluchwörter). Freund, ich werde dafür gedengelt (= gestraft). Von der Herrgottsbrille gar schön sind meine Augen aufgegangen.

Aus Heimath und Fremde.

Die (58.) Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde findet am 28., 29. und 30. Juli in Eschwege statt. Am 28. Juli, Abends 6 Uhr, tritt der Gesammtausschuß des Vereins zu einer vorberathenden Sitzung zusammen.

Dem Vernehmen der „Oberhessischen Zeitung" zufolge ist der Gymnasial-Oberlehrer Dr. Sigmund Paulus zu Marburg an Stelle des verstorbenen Gymnasialdirektors Dr. Bernhardt zum Direktor des Gymnasiums zu Weilburg ernannt worden. Dr. Paulus genießt den Ruf eines ausgezeichneten Philologen und Schulmannes.

Universitätsnachrichten. Der Privatdozent für klassische Philologie Dr. Wilhelm Schulze in Greifswald ist zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Fakultät der Universität Marburg ernannt worden. — Einer Meldung der „Vossischen Zeitung" zufolge hat der Lic. theol. Freiherr Hermann von Soden, Prediger an der Jerusalemskirche in Berlin, den an ihn ergange-

nen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie an die Universität Marburg abgelehnt.

Am 2. Juli verschied nach längerem Kranksein der Senior der Marburger Universität, Geheimer Medizinalrath Professor Dr. Hermann Nasse, im 85. Lebensjahre. Der Verblichene, einer der ältesten Bewohner der Stadt Marburg, war am 25. Juli 1807 in Bielefeld geboren. Er besuchte das Pädagogium zu Halle und die Gymnasien zu Bielefeld und Bonn, und studierte von 1824 ab an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Medizin; 1826 gewann er den Preis der medizinischen Fakultät und ließ sich, nachdem er am 1. Oktober 1829 zum Doctor medicinae promovirt worden war, in Bonn als praktischer Arzt nieder. Im Oktober 1832 habilitirte er sich als Privatdozent an der genannten Universität. Im März 1837 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor der Medizin an die Universität Marburg. Hier wurde er am 27. Januar 1848 zum ordentlichen Professor der Physiologie ernannt. In dieser Stellung verblieb der Verstorbene, dem gleichzeitig auch die Leitung des unter ihm errichteten physiologischen Instituts übertragen war, bis zum Jahre 1873, in welchem er sein Lehramt niederlegte und sich in das Privatleben zurückzog. In Anerkennung seiner Verdienste wurden dem Verblichenen vielfache Auszeichnungen zu Theil. Nasse wurde mehrfach zum Rektor der Universität gewählt; außerdem bekleidete er eine lange Reihe von Jahren hindurch das Dekanat der medizinischen Fakultät, sowie das Amt eines Vorsitzenden der Kommission für die ärztliche Prüfung. Am 21. März 1887 feierte der Verblichene sein 50jähriges Professorenjubiläum und im Juni desselben Jahres die festliche Begehung seines 80. Geburtstages, bei welcher Gelegenheit ihm von Sr. Majestät dem Kaiser der Rothe Adler Orden II. Klasse mit Eichenlaub verliehen wurde; außerdem besaß derselbe den schon früher erhaltenen königl. preußischen Kronenorden II. Klasse. An Nasse verliert die Marburger Universität einen ihrer tüchtigsten älteren Fachgelehrten, aber auch die Stadt Marburg hat in demselben den Verlust eines werthvollen Bürgers zu beklagen, der sich besonders um die Gründung und langjährige Leitung des jetzt noch in voller Blüthe stehenden „Fortbildungs-Vereins“ ein großes Verdienst erworben hat; auch war derselbe mehrere Jahre hindurch Vorsitzender der dortigen Ortsgruppe des „Deutschen Schulvereins“. Der Verblichene stammt aus einer angesehenen alten und verbreiteten medizinischen Gelehrtenfamilie. Sein Vater, der Geheime Medizinalrath Professor Dr. Christian Friedrich Nasse zu Bonn, gest. 1851 daselbst, war einer der bedeutendsten Kliniker und Irrenärzte in Deutschland. Von seinen vier Söhnen war der eben verstorbene Dr. Hermann Nasse der älteste, der jüngste ist Oberpräsident der Rheinprovinz. Vermählt war Dr. Hermann Nasse mit einer geborenen Velhagen aus Bielefeld, welche ihm nach mehr als 50jähriger glücklicher Ehe vor vier Jahren im Tode vorausging. Von den aus dieser Ehe entsprossenen fünf Kindern leben noch drei, und zwar der älteste Sohn als Geheimer und vortragender Ministerialrath in Berlin, der zweite als Professor der Physiologie in Rostock und eine mit einem Grafen von Rödern verheirathete Tochter. Nasse's Schriften sind: De insania, Lips. 1829. Dissertation. Das Blut in mehrfacher Beziehung physiologisch und pathologisch untersucht. Bonn 1836. Untersuchungen zur Physiologie und Pathologie. Bonn 1835 ff. Ueber den Einfluß der Nahrung auf das Blut. Marburg 1850. Zwei Abhandlungen über Lymphbildung. Marburg 1872. Außerdem ist eine ganze Reihe von wissenschaftlichen Abhandlungen Nasse's in Fachzeitschriften erschienen. Seine bemerkenswerthesten Arbeiten dieser Art sind niedergelegt in „Rudolf Wagner's Handwörterbuch der Physiologie“ (Blut, Chylus, Lymphe, thierische Wärme), in einem mit F. W. Beneke und J. Vogel begründeten „Archiv des Vereins für gemeinschaftliche Arbeiten zur wissenschaftlichen Heilkunde“, sowie in „Pflüger's Archiv.“ (Oberh. Ztg.)

Hessische Bücherschau.

Bilder aus der hessischen Geschichte und Sage. Von Karl Heßler. Kassel, Verlag von Gustav Klaunig. 1892.

Diese kürzlich erschienene Schrift stellt einen für einfache Schulverhältnisse bestimmten Auszug aus der vor zwei Jahren von dem Verfasser herausgegebenen Geschichte von Hessen und dem Sagenkranze von Hessen-Nassau und der Wartburggegend dar. Die 20 Bilder aus der hessischen Geschichte enthalten das Wissenswertheste aus derselben, ihnen ist eine übersichtliche Geschichtstafel beigegeben. Es folgen dann 36 Bilder aus der hessischen Sage, die mit dem bekannten prächtigen Gedichte von Karl Altmüller „Ich weiß ein theuerwerthes Land“ eingeleitet werden. Das schön ausgestattete Büchlein verdient auf das Beste empfohlen zu werden.

Erlebnisse in kurhessischen und russischen Diensten und Erinnerungen an die Gesellschaft in Weimar aus der Goethezeit des Freiherrn Alfred Otto Rabe von Pappenheim. Marburg 1892.

Es ist dies ein Abdruck des von Rittmeister a. D. Freiherrn Gustav von Pappenheim in Marburg am 29. Februar d. J. im hessischen Geschichtsvereine zu Kassel gehaltenen, beifällig aufgenommenen Vortrags. Die Schrift, welche mit einer Photographie

des Freiherrn Alfred Otto Rabe von Pappenheim, aufgenommen nach einer im Jahre 1832 entworfenen Bleistiftzeichnung des rühmlichst bekannten Malers Preller aus Weimar geziert ist, wird allen denjenigen, welche sich für den von dem Verfasser behandelten Gegenstand interessiren, gewiß eine angenehme Lektüre gewähren.

Erinnerungen an den heiligen Bonifatius in Fulda. Von Hermann Breitung, Gymnasial-Oberlehrer. Fulda 1892.

Das vorliegende Büchlein verdankt seine Entstehung der Wallfahrt deutscher Katholiken zum Grabe des hl. Bonifatius am 7. Juni d. J. Es enthält in den Abschnitten 1 und 2 Schilderungen des Klosters des hl. Bonifatius und der Grabkirche des Apostels der Deutschen, im 3. Abschnitte beschäftigt sich der Verfasser mit dem im Dome und in der Landesbibliothek zu Fulda vorhandenen Reliquien des hl. Bonifatius, der 4. und 5. Abschnitt handelt von der Michaelskirche und dem Frauenberge. Der Verfasser, der über gediegene Sachkenntniß verfügt, hat es sich angelegen sein lassen, das ihm zu Gebote stehende Quellenmaterial nicht nur sorgfältig zu sichten, sondern auch neue Forschungen, namentlich über die Reliquien, anzustellen; es ist ihm denn auch gelungen, manche bisher noch bestandenen unsicheren und zweifelhaften Angaben richtig zu stellen. Die kleine, mit elf photographischen Bildern versehene Schrift wird den Besuchern der Grabstätte des Apostels der Deutschen, deren künstlerische Restauration jetzt bald vollendet sein dürfte, eine recht willkommene Gabe sein.

Die Milseburg, die Perle der Rhön. Ein Wegweiser und Gedenkblatt für Touristen und Naturfreunde. Von Dr. Justus Schneider. Fulda. Verlag von Aloys Maier. 1892.

Nicht mit Unrecht wird die Milseburg die „Perle der Rhön" genannt. Ihre imposante Gestaltung, ihre landschaftliche Schönheit, der reizende Fernblick, den man auf der Höhe derselben genießt, machen sie zu dem interessantesten der Rhönberge. Schon der älteste Rhön-Schriftsteller, der gelehrte Benediktiner-Pater, Professor der Physik Aegid Heller († 26. Oktober 1810 zu Fulda) ist in seinen Aufsätzen über die Rhön in dem „Fränkischen Merkur" (Nürnberg 1796) des Lobes der Milseburg voll. Einer gleichen Anschauung huldigt der zweitälteste Rhön-Schriftsteller, Pfarrer Jäger von Simmershausen an der Rhön, in seinen „Briefen über die hohe Rhön" (Arnstadt 1803). Und soll ich hier noch des Geheimen Medizinalrathes Dr. Joseph Schneider, des „Rhönpapas", gedenken? Es ist ja bekannt, daß einer seiner liebsten Ausflüge von jener Zeit an, in welcher er zu Ende des vorigen Jahrhunderts als Lieblingsschüler den oben genannten Professor Aegid Heller auf dessen naturwissenschaftlichen Exkursionen nach der Rhön begleitete, bis zu seinen letzten Tagen die Milseburg und sein Lieblingsaufenthalt das am Fuße des Berges malerisch gelegene Kleinsassen waren. Auch angesungen ist die Rhön unzähligemal worden. Keiner dieser Sänger hat aber der Milseburg wärmere Sympathien entgegengebracht als Pfarrer Leopold Höhl in Ebern, der Rhön-Troubadour, mit dessen trefflichen Gedichte „die Perle der Rhön" Dr. Justus Schneider seine Schrift über die Milseburg einleitet. Soll ich mich über dieses neueste Werkchen des Präsidenten des Rhönklubs des Weiteren auslassen? Es wird genügen, wenn ich sage, daß ich sofort, nachdem ich dasselbe in einem Zuge, wie man sich auszudrücken pflegt, durchlesen hatte, eine unwiderstehliche Neigung verspürte, auf die Milseburg zu wandern, und dieses Vorhaben auch ausführte. Und wie mir, so ist es noch vielen meiner Bekannten ergangen. Bemerke ich noch, daß die Dr. Justus Schneider'sche Schrift eine prächtige Ansicht der Milseburg und eine sehr sorgfältig ausgearbeitete genaue Wegekarte enthält, ferner, daß sie auch äußerlich sehr geschmackvoll ausgestattet ist, wie dies ja einmal zu den höchst anerkennenswerthen Eigenschaften des Aloys Maier'schen Verlags gehört, so glaube ich meiner Besprechung nichts mehr hinzufügen zu brauchen.

Da wir hier einmal bei der Rhön-Literatur angekommen sind, so wollen wir es nicht verabsäumen, den Freunden der Rhön die so eben im Verlage von Leo Wörl in Würzburg erschienene 2. Auflage des vortrefflichen Buches

Rhönspiegel. Kulturgeschichtliche Bilder aus der Rhön. Arbeit, Sitten und Gebräuche der Rhöner. Von Leopold Höhl,

sowie desselben Verfassers

Rhön-Troubadour. Erinnerungs- und Trostbüchlein für Rhönbesucher. Würzburg, Verlag der Rhönklub-Sektion 1892

angelegentlichst zu empfehlen. —

Auf beide Schriften werden wir bei anderer Gelegenheit zurückkommen.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten.

Redaktion und Verlag des „Hessenland".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 15. Kassel, 2. August 1892.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2934.

Verspätet.

Trüb war und sonnenlos der Tag
Wie Vorgefühl von Herbstesleide.
Ein Nebel dumpf und bleiern lag
Gleich einem Alb auf Flur und Haide.

Da bricht aus dunk'ler Wolkenschicht
Sieghaft im letzten Augenblicke
Die Sonne, daß ihr heil'ges Licht
Die Erde scheidend noch erquicke.

So fließt ein ganzes Leben hin,
Dem nie ein Stern hat Glück gespendet
Und dessen einziger Gewinn
Sich offenbart, indem es endet.

D. Saul.



Die Meuterei des Großherzoglich Frankfurtischen zweiten Landwehrbataillons Fulda im Sommer 1814.

Von J. Nebelthau.

(Fortsetzung.)

Zu gleicher Zeit, wo die 1. und 2. Compagnie vor dem Thore von Ladenburg angekommen war, rückten auch die Rebellen der 3. Compagnie von Heddesheim zum anderen Thore ein, und waren also hiernächst die Aufrührer aller sechs Compagnien vereint; dieses läßt an einer förmlichen Conspiration auch nicht im geringsten zweifeln, um so weniger, als Alles so wohl kalkulieret war, daß die von meinem Quartier kommenden Compagnien bereits schon Wagen bei sich hatten, worauf sie die in Ladenburg als dem Stabsquartier befindlichen Kranken luden, auch den Pulverwagen und die vier dazu gehörigen Pferde sammt Fuhrknecht mit sich wegführten.

Der Fahnenträger Friedrich Kagel wurde aus dem Bett geholt und auf die schrecklichste Art mißhandelt, weil er sich weigerte, ihnen die Fahne zu tragen, jedoch glückte es ihm endlich, zu entwischen und sich von ihrer Verfolgung zu befreien. Die auf diese Art versammelten Rebellen der sechs Compagnien setzten nun unter Trommelschlag sich in Marsch, nahmen den Weg wieder nach Schrießheim, pflanzten, als sie vor meinem Quartier vorbeikamen, das Bayonet auf, brachten es, nachdem sie passieret waren, wieder an Ort und formirten in der Nähe ein Quarrée, schwuren, wie Augenzeugen sahen, zur Fahne und berathschlagten, wie ich ebenfalls nur aus Hörensagen weiß, ob es nicht rathsam sei, mich mit der Kasse mitzunehmen, wahrscheinlich ist dieses nicht genehmigt worden, wenigstens befand ich mich in meinem Quartier, ohne ferner auch nur im Geringsten beunruhigt worden zu sein, sie sind hiernächst durch Schrießheim nach Weinheim und von da rechts durch den Odenwald marschiert, haben auch, wie ich von mehreren Seiten, ohne es jedoch verbürgen zu können, erfahren habe, eine ganz ordentliche Marschroute, von wem ausgestellt, ist mir unbekannt, durch den Odenwald und Spessart nach Hammelburg mit sich gehabt. Ueberhaupt werde ich die zurückgebliebene treue Mannschaft wie die Leute, welche noch auf dem Marsche in der Nacht entflohen zurückgekommen sind, worunter sich mehrere Musikanten und Schützen der 1. Compagnie befinden, sämmtlich genau und unter Handtreue an Eidesstatt vernehmen lassen, was sie von dem ganzen Complott wissen, namentlich auch was den Punkt der Marschroute betrifft, worauf ich nicht ermangeln werde, meinem Herrn General weitere Meldung zu machen. Den größten Antheil und höchstwahrscheinlich den ersten und größten Anreiz zu der ganzen Conspiration hat die Grenadier-Compagnie und ganz besonders die Sappeurs dieser Compagnie gegeben; der Commandant derselben, Herr Oberlieutenant Schwarz, hatte, nachdem er um 9 Uhr Abends Kunde von dem ganzen Unternehmen erhalten hatte, sogleich patrouillirt und den Herrn Lieutenant Rang zugleich auf eine andere Seite detachirt, Herr Oberlieutenant Schwarz arretirte einen Mann der 3. Compagnie auf den er stieß, Namens Lorenz Heim, welcher ihm verdächtig schien und sogleich auf die etablirte Wache gebracht wurde, er ließ die Wache verstärken, wollte Appell schlagen lassen, erfuhr aber, daß die Tambours mit einem großen Theil schon weg seien; die Patrouillen gingen indessen fort, nach ihrer Zurückkunft hörte man vor'm Dorfe schießen, die Eingangswache wurde zurückgezogen, die Rebellen hatten bereits mit Ungestüm und Drohung den Arrestanten der 3. Compagnie verlangt und auf die Wache Feuer gegeben, der Herr Commandant zog die zerstreuten Posten ein und sammelte sie mit dem Arrestanten in geschlossenem Hofe vor seiner Wohnung, zusammen 21 Mann. Unterdessen strömte die ganze Masse der Rebellen unter fürchterlichem Schießen und Lärmen in das Dorf, als sie auf der Wache den Arrestanten nicht fanden, erstiegen sie die Anhöhe und riefen den vom Commandanten ausgestellten Posten an, er antwortete unerschrocken und ruhig, das Lärmen wurde stärker, und Schüsse fielen hin und her durch das hölzerne Hofthor, wovon die Löcher der Kugeln sichtlich sind, in den Hof, wo oben erwähnte 21 Mann standen. Herr Oberlieutenant Schwarz trat heraus und fragte, was sie wollten?

'Den Arrestanten und die übrigen Grenadiers', war die Antwort. Beides wurde verweigert, es fielen auf's Neue Schüsse; die traurigen Folgen des Aufruhrs wurden denselben auch hier vorgestellt, Alles fruchtete nichts, die Antwort war: 'Wir haben uns lange genug am Narrenseil herumführen lassen' — Nichts! und die ganze Menge der Rebellen rückte tobend heran.

Um weitere Schandthaten von ihnen abzuwenden, gab Herr Oberlieutenant Schwarz den Arrestanten heraus, verweigerte jedoch fest die Herausgabe der getreu gebliebenen Leute der Compagnie, und als diese mit Gewalt fortgenommen werden sollten, blieben sie standhaft. Unter Drohung und auf Erlaubniß höheren Orts pochend, ziehen die Rebellen sich endlich zurück und verließen nach einer halben Stunde das Dorf. Dieses ist die genaue und treue Darstellung des höchst schmerzhaften Vorfalles, so wie er sich aus den mir zugekommenen Compagnie-Rapports herausstellt.

Der loco Stand des Bataillons der ihren Pflichten treu Gebliebenen besteht aus 260 Mann.

Ich kann nicht umhin, zugleich meine Meinung über die Ursache ganz gehorsamst zu erklären, welche ein ebenso unerwartetes als schändliches Verbrechen herbeigeführt haben. Ich suche und kann sie, ich muß es offen gestehen, in nichts Anderem als in dem verächtlichen Benehmen der höheren Behörden des Fuldaer Departements finden. Man hat von Seiten des Bataillons-Commandos auf höhere Erlaubniß das allein dem Bataillon gehörige, wahrscheinlich durch Mißverständniß nach Fulda geschickte Depot desselben durch einen Offizier mit Commando zurückfordern lassen, diese Zurückgabe wurde bis heute verweigert, und die Verweigerung wurde dem Bataillon durch die unverrichteter Sache zurückgekommenen commandirten Mannschaften bekannt. Meine Truppe macht, so lange die hohen alliirten Mächte das Corps, unter dessen Commandirenden ich das Glück habe zu stehen, aufgestellt lassen, einen Theil ihrer Armee aus und hat von Niemand als von ihren Vorgesetzten, keineswegs aber von einem Präfekten Befehle zu empfangen, was mußte aber nach diesem Hergange für eine dem Dienst schädliche Idee bei dem gemeinen Mann entstehen? Konnte er anders — zwar höchst strafbar — als glauben, daß der Commandirende, der Oberst und der Major, unter welchem das Bataillon steht, den gnädigen Befehlen des Herrn Präfekten untergeordnet seien, und daß es also nur von seinem Winke abhänge, das Bataillon nach Hause gehen zu lassen? Und an diesem Winke hat es, wie ich fest überzeugt bin, nicht gefehlt. Das Geheimniß der Conspiration, die Ordnung, mit der sie vor sich ging, die Hartnäckigkeit, mit der sich die Widerspänstigen aller Ermahnungen und Warnungen ihrer sonst von ihnen sehr geachteten Offiziers entgegensetzten, lassen dieses schon mit Wahrscheinlichkeit vermuthen. Wenn ich aber auch die allgemeine Stimme, welche sich nach sämmtlichen Rapports bei allen Compagnien vernehmen ließ, in Betracht ziehe „daß sie höheren Orts nach Hause gerufen seien, daß ihnen kein Offizier mehr etwas zu befehlen habe", so erhebt sich meiner Ueberzeugung nach die Wahrscheinlichkeit zur völligen Gewißheit. Es hat auch an Briefen aus dem Fuldaischen bei dem Bataillon nicht gefehlt, welche die durch die Oberen ausgesprochenen Worte wiederholen, es haben die zur Abholung des Depot commandirten Soldaten nicht anders als von der Ungerechtigkeit sprechen hören, mit der man das Bataillon noch zurückhalte, und daß ein Jeder ohne Verantwortlichkeit nach Hause gehen könne. Ich wäre endlich im Stande, das schriftliche Zeugniß durch vertraute Briefe eines achtungswerthen und sehr glaubwürdigen Mannes und Staatsdieners über die Triebfeder des ganzen schändlichen Benehmens der oberen Fuldaer Behörden beizubringen. Auch kann ich nicht unbemerkt lassen, daß das nach meiner Meinung dienstwidrige Benehmen und Beispiel der Würzburger Brigade, welches noch im ganz frischen Andenken ist, Manches beigetragen haben mag, um den Geist des Aufruhrs zu verstärken und zu steuern, der schon durch die angegebene Triebfeder angefacht war, wenigstens hat man oft Ausdrücke hören müßen, daß die Würzburger es ebenso gemacht hätten, weil sie abgerufen worden wären, und daß am Ende die Offiziers selbst mitgegangen sein, so müßte es auch bei ihnen sein.

Ich habe meine Meinung ganz gehorsamst über das Ganze offen und frei nach Pflicht und Gewissen als Soldat und als Mann von Ehre gesagt; ich kenne, sobald es diese betrifft, keine Rücksichten, und ich glaube daher in meinem und meiner Offiziers Namen ganz gehorsamst erklären zu dürfen, daß wir eine ganz eklatante Untersuchung und Genugthuung für die uns zugefügte Beleidigung erwarten, da es mir unmöglich scheint, das Bataillon fernerhin mit Ehren commandiren zu können, wenn nicht der fünfte oder höchstens achte Mann der Schändlichen füsiliert wird, welches das Gesetz, das hier ganz im Geiste der Nothwendigkeit von militärischer Ordnung spricht, bestimmt. Uebrigens bemerke ich schließlich ganz gehorsamst, daß ich sehr wünschte, es möchte für den Augenblick, wäre es nicht auf höheren Befehl, keine Veränderung in den Cantonnirungs-Quartieren des Bataillons

stattfinden, durch welche eine Art von Mißtrauen auf den zurückgebliebenen treuen Theil des Bataillons fiele, welche derselbe meiner Ueberzeugung nach nicht verdient.

(gez.) Th. Baron von Zobel,
Major und Commandeur."

Diese Meldung traf am 1. August in Frankfurt ein, und sofort sandte Prinz Philipp von Homburg seinen Adjutanten, den österreichischen Hauptmann Lukasics, den Meuterern entgegen, um sie unter Anerbieten voller Straflosigkeit — Weidner und Vogel ausgenommen — zur Rückkehr zu ihrer Pflicht und ihrer Truppe zu veranlassen. Lukasics traf in der Nacht vom 2. zum 3. in Salmünster ein und erfuhr, daß auch die Quartiermacher der Meuterer soeben daselbst angekommen seien. Den unter diesen befindlichen Sappeur Weidner ließ er alsbald verhaften und nach Frankfurt abführen. Um 7 Uhr Morgens erreichte die Colonne die Stadt. Lukasics stellte den Leuten das Strafbare ihrer Handlung vor und sicherte ihnen Straflosigkeit zu, sofern sie zurückkehrten, — vergeblich, sie verharrten bei ihrem Vorsatz, nach Fulda zu marschieren, um ihre Fahne abzuliefern und dann entlassen zu werden. Sie verhielten sich außerdem vollkommen ruhig und setzten bald ihren Marsch fort. Vor Schlüchtern begegnete ihnen der vom Fuldaer Landwehr-Ausschuß mit gleichem Auftrag wie Lukasics entgegen gesandte Großmajor (Oberstlieutenant) von Katzmann, erzielte aber keinen besseren Erfolg. Abends 10 Uhr rückte die Colonne in guter Haltung geschlossen unter Trommelschlag in Fulda ein, die Kranken wurden auf Wagen mitgeführt. Sie marschierten vor dem Präfekturgebäude auf; die Fahne wurde dann daselbst eingebracht und eine Wache davorgestellt.

Die Mannschaft erklärte dem an sie herantretenden Stadtcommandanten Obersten von Buseck, sich unterwerfen zu wollen, und wurde darauf in die Stadt einquartiert. Exzesse kamen nicht vor. Am folgenden Morgen versammelte sich ein Theil der Landwehrmänner mit Geschrei vor der Präfektur und verlangte seine Entlassung in die Heimath. Nochmals versuchte der Ausschuß die Leute zur Rückkehr zu bewegen, doch mit Ausnahme von 12 blieben die Uebrigen bei dem Entschluß: ihre Waffen erst abzugeben, wenn sie den rückständigen Sold und einen ehrlichen Abschied erhalten hätten; im Uebrigen würden sie sich ruhig verhalten.

Nunmehr vernahm der Ausschuß drei Sergeanten und per Compagnie zwei Mann, um über die Gründe des Aufruhrs Aufklärung zu erlangen. Da stellte sich nun doch ein etwas anderes Bild heraus als das vom Major von Zobel in seiner Meldung entworfene. Die übereinstimmenden Aussagen lauten dahin: Sie hätten sich unter einander verabredet, nach Hause zu gehen, weil sie es dort nicht mehr hätten aushalten können. Seit dem 25. April wäre ihnen kein Heller Sold mehr gezahlt, ebensowenig Kleinmontirungsstücke geliefert. Vorstellungen, die dieserhalb dem Commandeur gemacht worden seien, wären fruchtlos geblieben. Der habe ihnen wohl öfter Versprechungen gemacht, aber trotzdem hätten sie keinen Sold, dagegen die Offiziere ihre Gage erhalten. Alle ihre Kameraden, die von Darmstadt und Würzburg, selbst das Landwehrbataillon Frankfurt, seien längst in die Heimath entlassen, nur sie habe man, obgleich der Krieg seit Langem vorüber sei, zurückbehalten. Die Bauern, bei denen sie im Quartier gelegen, seien ihnen grob begegnet und hätten ihnen nichts mehr geben wollen, sondern gerathen, nach Hause zu gehen, da doch ihre Zeit um sei. Von der Heimath aus seien sie dazu nie veranlaßt worden, sie hätten sich im Gegentheil in Fulda keinen freundlichen Empfang versprochen. Die Offiziere, die zum großen Theil selbst vorher nicht Soldaten gewesen, hätten sie schlecht und brutal behandelt, die Freiwilligen seien entgegen den gemachten Versprechungen geschlagen und mißhandelt worden. Die Fahne hätten sie geholt, weil sie ohne dieselbe nicht mit Ehren hätten in die Heimath zurückkehren können. Ihr Verbrechen sei ja auch nicht so groß, denn sie hätten ihre Fahne nicht verlassen. Als sie diese genommen, sei der Widerstand der Offiziere auch kein allzufester gewesen. Der Herr Major hätte bei dem Eintritt von einem Freiwilligen und zwei Grenadieren diesen gleich seinen Degen mit den Worten übergeben wollen: „er könne unter solchen Umständen nicht mehr ihr Commandant sein." Die Annahme des Degens sei abgelehnt worden, worauf ihn Hauptmann Saalmüller an sich genommen habe. Nun hätte der Commandant auch seine Uniform ausgezogen und ihnen dabei die Zusicherung gemacht, sie würden morgen ihren Sold erhalten, wenn sie beim Bataillon blieben. Mit solchen leeren Vertröstungen, die schon oftmals geschehen seien, hätten sie sich aber nicht hinhalten lassen. Ihr Schicksal wollten sie ruhig erwarten.

(Schluß folgt.)

Ein hessischer Bischof von Grönland
am Ende des 14. Jahrhunderts.

Von Aug. Heldmann.

Schon lange, ehe Columbus Amerika entdeckte und der Strom der Auswanderer nach der neuen Welt flutete, war Grönland den kühnen seefahrenden Normannen bekannt geworden. Am Ende des zehnten Jahrhunderts hatte Gunbiörn, einer der norwegischen Colonisten auf Island, zuerst einige Klippen und dann die zusammenhängende Küste Grönlands entdeckt. Hier hatte der wegen eines Mordes aus Island verbannte Erik Rauda (Rothkopf), der Sohn eines nach Island verbannten Norwegers, 982 eine Zuflucht gefunden und nach dreijährigem Aufenthalt auch andere seiner Landsleute zur Auswanderung und Ansiedelung im südlichen Grönland veranlaßt. Andere Ansiedler aus Island und Norwegen siedelten sich im Osten und Westen an. Eriks Sohn Leif nahm während eines Besuches in Norwegen, durch den kurz zuvor zum Christentum bekehrten König Olaf Tryggwason (996—1000) bewogen, 999 ebenfalls das Christentum an; er nahm einen Priester mit sich und führte das Christentum auch unter den Ansiedlern in Grönland ein. Im Jahre 1122 wurde diese nordische Missionskirche, welche von der Südspitze bis fünf Breitengrade nach Norden hin 16 Kirchspiele mit etwa 300 Bauernhöfen umfaßte, durch Errichtung eines Bistums an der Kirche S. Nicolai zu Gardar auf der Ostküste kirchlich organisirt. Der Bischof war gleich wie die Bischöfe auf Island (Skalholt) und den Farörinseln ein Suffragan des Erzbischofs von Drontheim. Die nordischen Geschichtsschreiber führen bis zum Jahre 1520 achtzehn grönländische Bischöfe auf, von welchen einige, gleichwie mehrere isländische, auf der Hin- oder Rückfahrt auf dem Meere ihren Tod fanden. Das Land wurde von einem norwegischen Statthalter regiert und stand bis 1387 in lebhaftem Verkehre mit dem Mutterlande, der aber von da ab aufhörte. Der Grund dieser Unterbrechung ist unbekannt. Einige haben denselben in dem schwarzen Tode gesucht, welcher Europa seit 1348 verheerte und sich auch nach Grönland verbreitet hatte, andere in der Anhäufung von Eismassen, welche die Schiffahrt unmöglich gemacht, noch andere in dem Vordringen der Wilden, welche die Ansiedelungen, von denen noch heute die Ruinen der Kirchen Zeugnis geben, zerstört hätten. Wahrscheinlich ist, daß infolge der Streitigkeiten der nordischen Reiche der Handel und die Seemacht der Normannen verfiel und an die Hansa überging, die grönländische Colonie im Stiche gelassen und dann von den Wilden vernichtet wurde. Alle späteren Versuche zur Wiederauffindung der alten normannischen Ansiedelungen in Grönland bis auf den letzten im Jahre 1674 von Bergen aus unternommenen waren vergeblich, bis endlich 1721 der norwegische Pfarrer Hans Egede der Apostel der Grönländer wurde, die er für in's Heidentum zurückgefallene Landsleute gehalten hatte.

Doch wir wollen von einem hessischen Bischof von Grönland aus alter Zeit erzählen. In dem verdienstvollen Werke des am 11. Mai d. J. verstorbenen gelehrten Benediktiners P. Gambs „Series episcoporum ecclesiae catholicae“ werden Seite 334 unter den 18 grönländischen Bischöfen zu Gardar aufgeführt: 1368—1378 Alfus, 1378—1386 Sedisvacanz, 1386 Henricus und circa 1407 Berthold. Hier ist das Verzeichnis lückenhaft. Die römische Curie pflegt auch selbst exponierte oder erloschene und entrissene Bischofssitze, wenn auch nur mit Titularbischöfen i. p. i., im Glauben an die Unzerstörbarkeit der Kirche, zu besetzen. Auch der letzte grönländische Bischof Vincentius Kampe (1520) war, wie wir wissen, ein solcher Titularbischof. In diese Lücke gehört unser hessischer Bischof von Grönland, von welchem wir mehrere Urkunden besitzen, welche bald nach dem Jahre 1387, welches oben als das Jahr der Unterbrechung des Zusammenhangs mit Island und Norwegen angegeben ist, ausgestellt sind.

Die erste ungedruckte Urkunde ist vom Mittwochen vor Martinitag (9. November) 1390, wo derselbe eine Quittung Gumbrachts von Hohenfels, der sich hinsichtlich seiner Ansprüche an Landgraf Hermann befriedigt erklärt, als Burghard, „Bischof von Grunland“, besiegelt. Burghard scheint sich damals in der Umgebung des Landgrafen befunden zu haben. Eine gedruckte, zweite, von ihm selbst ausgestellte Urkunde ist vom Dienstag vor Bartholomäi (19. August) 1393.*) Dieselbe beginnt: Wir Borghard von Gots gnaden Bischoff zu Grunland und Pherner zu Wytzenhusen be-

*) Kuchenbecker, Anal. hass. V, 61.

kennen“ ꝛc. Er verspricht darin dem St. Martinsstifte zu Cassel, welchem Landgraf Heinrich II. das Patronat über die Kirche zu Witzenhausen und Landgraf Hermann eine jährliche Rente von 7 Mark aus den dasigen Kircheneinkünften (1383) verliehen hatte, diese Rente unverbrüchlich und gütlich zu geben. Burghard war also damals Pfarrer zu Witzenhausen. Er kann aber diese Pfarrei erst 1391 erhalten haben, da der seit 1386 dort gestandene Pfarrer Johannes Cremer noch am Montag nach Misericordias domini (10. April) 1391 dem Landgrafen Hermann das Patronat über alle Kapellen und Altäre zu Witzenhausen einräumt. Ob unser hessischer Bischof sein grönländisches Bistum Gardar besucht und je gesehen, ist um des mehrerwähnten Jahres 1387 willen sehr zweifelhaft. Auch er war vermutlich schon nur ein Titularbischof — und ebenso seine Nachfolger bis 1520 —, dem es in dem kirschen- und rebenreichen Witzenhausen besser gefiel, als in dem eisigen Grönland, und daher auch die auferlegte Abgabe an das Martinsstift von seiner Pfarrei gütlich zu entrichten bereit war. Erzbischof Conrad II. von Mainz bestätigte diese Verleihung der 7 Mark am Dienstag in der Bittwoche (13. Mai) 1393 mit dem Beding, daß der derzeitige Inhaber der Kirche zu Witzenhausen in seinem zukommenden Einkommen nicht verkürzt werde, damit derselbe seine Leistungen an den Bischof (jura episcopalia) zu erfüllen und andere ihm obliegende Lasten gebührend zu ertragen im Stande sei.*)

In der dritten, gemeinschaftlich mit dem Bürgermeister und Rat zu Witzenhausen ausgestellten Urkunde vom Mittwochen nach Mariä Geburt (11. September) 1392 führt er nur den Namen eines Pfarrers zu Witzenhausen ohne Zufügung seines bischöflichen Titels.*) Mag nun Burghard nur ein Titularbischof von Grönland gewesen, oder mögen sich seiner Ueberfahrt unüberwindliche Hindernisse entgegengestellt haben, so hat derselbe doch als „Pherner zu Witzenhusen“ ein seines bischöflichen Titels würdiges Werk der Nachwelt hinterlassen in der unter ihm erbauten St. Michaelskapelle extra muros Witzenhusen (aussenwendig der Mauern) und dem damit verbundenen Haus für arme Leute, aus welchem das heutige Hospital entstanden ist. Hiervon handelt die erwähnte dritte Urkunde, in der er gemeinschaftlich mit dem Rate um Almosen zu diesem christlichen Werke bittet. Wie lange Burghard Pfarrer zu Witzenhausen gewesen und sich diese hessische Stadt einen Bischof zum Pfarrer zu haben erfreut hat, wissen wir ebensowenig, wie seinen Familiennamen. Das der erstgenannten Urkunde anhängende runde Siegel mit der Umschrift: S. BORCHARDI. EPI. GRANDENS. (d. i. Sigillum Borchardi episcopi Grunlandensis) zeigt einen viergeteilten Schild, im ersten und vierten Feld ein Kreuz mit gleichen Kreuzbalken, im zweiten Feld einen Vogel, im dritten ein Knie. Doch wird sich aus den zwei letzten Wappenzeichen weder auf ein noch blühendes, noch auf ein erloschenes hessisches Geschlecht ein Schluß machen lassen.

*) Anal. hass. V, 59.

*) Hess. Zeitschr. 4, S. 119.

Das Hoftheater in Kassel.

(Fortsetzung.)

Kurfürst Wilhelm II., welcher im Jahre 1821 den Thron seiner Väter bestieg, hatte die Prachtliebe seines Großvaters geerbt, und was bei dem Theater an glänzender Repräsentation in den letzten Jahren vernachlässigt war, wurde nun in einer Weise zur Geltung gebracht, welche die Kasseler Hofbühne wieder unter die ersten Kunstanstalten Deutschlands erhob. Auf Geld brauchte nicht gesehen zu werden, und da dieses der nervus rerum auch in der Kunst ist, so gelang es dem zum Generaldirektor ernannten Feige bald, die bedeutendsten Künstler für das seiner Leitung anvertraute Theater zu gewinnen. Im Schauspiel sind es vor Allem Seydelmann und Ludwig Löwe, die genannt werden müssen, da ihre Namen den vortrefflichen Klang für immer behalten, während andere Kräfte ersten Ranges, wie der Heldendarsteller Gaßmann und der Charakterspieler Paulmann, beim großen Publikum in Vergessenheit gerathen sind. In der Oper glänzten Gerstäcker, Wild und Sabine Heinefetter, während die Kapelle unter Louis Spohr's Leitung stand, welcher, von Karl Maria von Weber empfohlen, mit 2000 Thalern Jahresgehalt durch Reskript auf Lebenszeit nach Kassel berufen worden war. Die vorgenannten Namen sind, wie bereits angedeutet, nur diejenigen, welche, man könnte sagen, einen Weltruf erlangt haben, wie viele andere hervorragende Künstler bildeten aber da-

mals noch das Personal des Kasseler Hoftheaters! Da sind aufzuzählen die Sängerinnen Dietrich, Roland, und Schweizer, die Tenoristen Eichberger und Rosner, der Bassist Berthold, der Baritonist Föppel, im Schauspiel die Damen Feige, Thum und Mayer, die Herren Henckel, Rettich, Ziegler, Gerber, Marr und Wüstenberg.

Nun sollte man wohl glauben, daß bei einer solchen Ansammlung erster Größen eine jede derselben etwas Extraes für sich hätte in Anspruch nehmen wollen und durch das Hervortreten des Einzelnen der Eindruck des Ganzen in Gefahr gerathen wäre. Ein derartiger Fall trat jedoch nicht ein, da nach nicht anzuzweifelnden Ueberlieferungen die Regie Feige's eine so strenge war, daß Niemand aus dem Rahmen heraustreten konnte und auch nicht wollte. „Wie er einmal etwas angeordnet, so mußte es stehen bleiben." Ein jedes Mitglied hatte die bestimmte Stellung einzunehmen, damit ein gerundetes, einiges Ganze erzielt wurde, und darauf zu achten, daß die Plastik desselben durch nichts gestört werde. Da Feige es mit wahren Künstlern zu thun hatte, so war dies mit weniger Schwierigkeit durchzuführen als bei mittelmäßigen Darstellern, welche glauben, sie seien mindestens ebenso gut wie Roscius oder Talma. So sagt die dahingeschiedene Hofschauspielerin Henriette Schmidt in ihren bisher noch ungedruckten Aufzeichnungen von Ludwig Löwe: „Und welch' ein bescheidener Künstler, welch' liebenswürdiger, gemüthlicher Kollege war er! Da war kein Streben, aus dem Rahmen des Bildes hervorzutreten, keine anmaßende Zumuthung, nur in seinem Interesse die Szene zu stellen, um womöglich dieselbe zu beherrschen und die Kollegen in den Hintergrund zu drängen." — Und in ähnlicher Weise heißt es von Seydelmann: „Wer vermöchte zu leugnen, daß er, in welcher Rolle es auch sei, nicht stets Maß gehalten und als Künstler dastand!! In späterer Zeit verfiel er allerdings in etwas Künstelei und Manier, allein er blieb doch in den Schranken des Schönen, bei der Sache, um die es ihm Ernst war. Seine Künstelei war nicht nach der heutigen Schablone, welche in Affektation, in Koketterie mit dem Publikum ausartet. Er wollte gefallen, wie ein jeder zu gefallen trachtet, aber er drängte sich nicht hervor, sondern fügte sich hübsch in den Rahmen des Ganzen ein, wodurch, da ein Jeder dies mußte und that, ein gutes Zusammenspiel und musterhafte Vorstellungen stattfanden."

Gerstäcker war auf Lebensdauer mit 3000 Thalern, Rosner mit demselben Gehalt, Wild mit 4000 Thalern engagirt. Der Letztere, dessen Stimmumfang als Tenor so groß war, daß er auch den „Don Juan" singen konnte, pflegte wohl von sich zu sagen: „Was hat Kassel? Nichts als seinen Spohr, seinen Wild und seine Wilhelmshöhe!"

Als Dekorationsmaler war seit 1821 Primavesi mit 1200 Rhtlr. Gehalt, seit 1825 Beuther mit 1400 Rthlr. thätig. Beide Künstler wirkten einträchtiglich zusammen und bereicherten das Theater mit Dekorationen, von denen noch gegenwärtig eine Anzahl architektonischer Meisterwerke in Gebrauch sind. Nach Abgang des Maschinisten Girandoni trat 1827 Roller ein, welcher bereits damals einen bedeutenden Ruf besaß, in Folge dessen er nach einigen Jahren für Petersburg gewonnen wurde. Sein Nachfolger war der talentvolle Hofmann.

So war während der zehnjährigen Regierungsdauer Wilhelms II. das so komplizirte Theaterwesen nach jeder Richtung hin auf das Beste versehen, mit Ausnahme des Ballets; hier mußten fremde Kräfte aushelfen, wie die Familie Kobler mit ihrer Gesellschaft oder ein unter dem Solotänzer Hoguet, vom Hoftheater in Berlin, stehendes Emsemble, für gewöhnlich jedoch genügte ein noch aus der unter König Jérôme bestandenen Balletschule hervorgegangener einheimischer Stamm, welcher von dem ersten Tänzer Lepitre weiter gebildet wurde.

Mit dem Jahre 1831, in welchem die hessische Verfassung ertheilt wurde, trat für das Hoftheater ein neuer Wendepunkt ein. Der von seiner Residenz geschiedene Kurfürst Wilhelm II. wollte den seither gespendeten reichen Zuschuß auf die mit den Landständen vereinbarte Dotationssumme von 21 000 Thalern reduziren und das Institut zu einem Nationaltheater unter kurfürstlicher Intendanz umwandeln. Beides fand jedoch in der Folge nicht statt, es trat allerdings vom April 1832 bis November 1833 ein Interimistikum unter Direktor Bethmann ein, sodann aber wurde das alte Hoftheater von dem Kurprinz-Mitregenten wieder in seine vollen Rechte eingesetzt und der Dotationssumme alljährlich ein Zuschuß von 15 000—18 000 Thalern aus der Hofkasse gewährt, so daß sich die Gesammtsumme der Staats- und Hofzuwendungen von da ab jährlich mindestens auf 36 000 Thaler belief. Feige, der gewandte Bühnenleiter, brachte bald wieder ein tüchtiges Schauspielensemble zusammen, in welchem Quanter, Birnbaum, Häser, Mons und Madame Ahrens besonders wirksam waren, denen später Boltzmann, Pauli, Kaibel, Pichler und Wohlbrück, sowie Frau Schaub und Demoiselle Schäfer folgten oder sich würdig an die Seite stellten. Spohr, als Kapellmeister, sorgte in

gleichem Maße für die Oper, er erhob das Orchester wieder zu der alten Höhe und zog Sänger und Sängerinnen von Ruf heran, deren Namen zwar nicht so bedeutend wie die der vorigen Periode waren, die sich aber doch ein lang andauerndes Gedächtniß bei dem Kasseler Publikum bewahrt haben, wie die Tenoristen Dams und Derzka, der Bassist Dettmer und die Coloratursängerin Pistor. Die erste dramatische Sängerin Meißelbach war noch aus der Truppe Bethmann's übernommen worden. Später erfreuten sich großer Beliebtheit die Primadonna Demoiselle Löw, die Coloratursängerin Fräulein Eder und die Soubrette Fräulein Molendo, welche nach einer Reihe von Jahren als Frau Podesta im Fache der komischen Alten thätig war, und der sowohl als Sänger wie als Darsteller gleich vortreffliche Baritonist Bieberhofer.

Nachdem Spohr bereits 1839 von den Geschäften eines Mitgliedes der Theaterdirektion entbunden worden war, trat 1846 auch Feige von der Leitung zurück, und diese wurde in die Hände des Kammerherrn von Heeringen gelegt. Der neue Intendant erwarb sich von vornherein dadurch ein großes Verdienst um das Kasseler Hoftheater, daß er die Shakespeare'schen Stücke, welchen die vorhergegangene Zeit nicht sonderlich günstig gewesen war, zahlreicher in das Repertoir aufnahm und hierdurch den Darstellern eine Fülle dankbarer Rollen erschloß. In die ersten Jahre der Intendanz des Herrn von Heeringen fallen die politischen Wirren, über welche, so ernst dieselben waren, doch der Theaterhumor nicht verloren ging, wie aus den Spässen Birnbaum's auf der Bühne zu folgern ist. Neben dem klassischen Drama wurde dem Lustspiel und der Posse eine gleich sorgsame Pflege gewidmet, zumal die Kräfte auch für diese Kunstgattungen in ergiebigstem Maße vorhanden waren. Außer den bereits genannten Mitgliedern sind vom Schauspielpersonal in dieser Zeit die Damen Thate und Gay zu nennen, sowie Fräulein Lemcke, welche als jugendliche Liebhaberin engagirt wurde, bald aber ihr bedeutendes Talent im ersten Rollenfach entfaltete. Auch Marie Seebach begann damals am Kasseler Hoftheater ihre künstlerische Laufbahn. Als jugendliche Liebhaber gefielen Gabillon und Köckert. Julius Braunhofer, ein feingebildeter Darsteller, war als erster Liebhaber im Lustspiel ausgezeichnet, für das eigentliche Heldenfach aber fehlte ihm die Kraft. Als erste Sängerin wurde zu Anfang der fünfziger Jahre Fräulein Louise Meyer hochgeschätzt, welche von ihrem ersten Engagement an einer kleinen Bühne nach Kassel gekommen, sofort Triumphe feierte. Von hier aus erhielt diese Künstlerin einen Ruf an das Hofoperntheater in Wien, woselbst sie engagirt und eine Berühmtheit wurde, welcher selbst der gerade nicht sehr zu Lobeserhebungen geneigte Eduard Hanslick in seinem Werk über die deutsche Oper in ganz außerordentlicher Weise gedenkt. Auch die beliebte Sängerin Liebhart fand von Kassel aus Engagement in Wien. Ueberhaupt ist es bemerkenswerth, daß von Ludwig Löwe an bis auf die neuere Zeit viele Mitglieder des Kasseler Schauspiels wie der Oper an den Wiener Hoftheatern bereitwilligste Aufnahme fanden und in der Folge dort hervorragende Stellungen einnahmen. Eine zweite Glanzperiode für die Oper trat unter der Intendanz des Herrn von Heeringen ein, als Theodor Wachtel, Rübsamen, Hochheimer und die Damen Masius, Rübsamen-Veith und die Soubrette Amalie Kraft engagirt waren. Mit dieser Besetzung z. B. einer Aufführung des „Tell" beizuwohnen war ein Kunstgenuß, wie ihn selten ein Theater geboten hat. Es lag jedoch in der Natur der Sache, daß dieses ausgezeichnete Ensemble nicht lange beisammen blieb, denn, durch die hiesigen Erfolge verwöhnt, trieb die meisten Künstler wie es unter ähnlichen Umständen noch heute der Fall, Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen oder die Sucht nach dem Metall, an welchem Alles hängt, nach welchem Alles drängt, wieder hinaus, aber von allen den eben Genannten hat nur Wachtel goldene Ernten gehalten, die Uebrigen haben nach dem Kasseler Engagement nicht viel mehr von sich hören lassen. Der Grund hiervon ist leicht in dem Umstand zu finden, daß die Stimmen damals wie auch noch heute an einem Hoftheater geschont und keiner Ueberanstrengung Preis gegeben werden, wogegen auf den Bühnen, welche unter einer Privatleitung stehen, die Sänger häufig genug in der gewissenlosesten Weise lediglich zur Ausbeute dienen und in verhältnißmäßig kurzer Zeit einem sichern Ruin entgegengehen. Von hervorragenden Kräften in der Oper engagirte Herr von Heeringen in der Folge noch den Bassisten Lindemann und den Tenoristen Bachmann; Schulze, welcher für Rübsamen als erster Bariton eintrat, übernahm später die Buffopartien, in denen er noch jetzt erfolgreich thätig ist. In der Leitung der Kapelle war mittlerweile ein Wechsel eingetreten, Spohr hatte den Taktstock 1857 niedergelegt, nachdem ein Jahr früher Jean Bott, sein berühmter Schüler, aus der Stelle eines Konzertmeisters geschieden war. Noch vor Spohr's völligem Ausscheiden aber war schon neben dem alten Meister dessen Nachfolger, Hofkapellmeister Reiß, angestellt worden, welcher mit ebensoviel Eifer als künstlerischer Befähigung

die ihm gewordene schwierige Stellung ausfüllte.

Im Schauspiel war ebenfalls ein mannigfacher Wechsel eingetreten, Birnbaum hatte, der bekannten Familienverhältnisse wegen, das Engagement verlassen müssen, und an seiner Stelle war Friedrich Hesse eingetreten, der ausgezeichnete Komiker und Baßbuffo. Als erster Held und Liebhaber wurde Osten engagirt, als Heldenvater für Otto Lehfeldt Ulram, für das Fach der Anstandsdamen und Heldenmütter Frau von Mills-Milarta, für dasjenige der naiven Liebhaberinnen Adele Garsó-Galster, eine geniale Künstlerin, welche leider ihrer Laufbahn bereits 1863 im jugendlichen Alter durch den Tod entrissen wurde. Ihre Nachfolgerin war Lina Steger. Als erste Heldin und Liebhaberin war Fräulein Harke eingetreten; nach dem Abgang des in schwärmerischen Rollen bemerkenswerthen L'Hamé als erster Liebhaber Herr Varena. Die sämmtlichen Mitglieder, bei welchen auch noch die Veteranin Fräulein Schmidt genannt werden muß, waren treffliche Vertreter und Vertreterinnen ihrer Fächer, und besonders konnte Kassel auf das Lustspielensemble, welches sie bildeten, stolz sein. (Schluß folgt.)



Kloster Haina in Hessen.

Liegst mir zu Füßen mein Dörfchen und wahrlich heiteren Anblick
Bietet das wohnliche Thal zwischen die Berge geschmiegt.
Wie weißlockige Lämmer erwarten in schützender Hürde
Enge zusammengedrängt furchtsam der Feinde Begehr,
Also in schirmender Wälder Umarmung suchen die Häuser
Frieden und sicheren Schutz vor dem Getriebe der Welt.
Kräftig das Fachwerk gezimmert von gröblich behauenen Balken
Und von Ziegeln gefügt drüber der röthliche First. —
Auch die ärmlichste Hütte erscheint noch im festlichen Kleide
Wenn sie Epheugerank üppig und grünend umwebt. —
Alte, narbige Bäume, mit früchtebeladenen Zweigen
Werfen das reifende Obst über die Mauer hinab,
Deshalb zu heftigem Kampfe entbrannte die dörfliche Jugend,
Kollert als Knäuel im Sand, zankt um den rollenden Preis.
Blühende Wildniß wuchert in enge umfriedeten Gärten,
Keine sorgliche Hand fand zum Beschneiden je Zeit.
Ueber die Bank zum Bogen gespannt ist das Bohnengewinde,
Feurige Dolden daraus nicken im wehenden Wind.
Fliehend das Fliegengeschwirr und die Luft des beengenden Zimmers
Eilet ein ländliches Kind hierher zum lauschigen Sitz.
Schaut aus dem blühenden Rahmen, wie träumend hinaus in die Weite.
Heute bewegt auch dein Herz, Mägdlein! die sonnige Pracht.
Zinnengekrönt von ferne erscheint der geräumige Hof uns,
Doch des Zaunes Gesims schmückt nur von Töpfen ein Kranz.
Sollen die schäumende Milch aufnehmen, zugleich auch bezeugen
Reichthum und großen Besitz, wie es ist ländlicher Brauch.
Schwerbeladene Wagen herschwanken auf staubiger Straße,
Bringen goldkörnige Frucht von der gesegneten Flur,
Die gen Süden sich dehnt auf waldentblößtem Gelände,
Bis sie der wellige Zug bläulicher Berge begrenzt.
Jetzt schweift weiter das Auge zu hohen gothischen Bauten,
Die im verengerten Thal stehen mit Herrschergewicht.
Hochauf ragen die Thürme, der Steine zierliches Maßwerk
Hebt von dem dunkelen Grund mächtiger Wälder sich ab.
Was ein begeisterter Mönch in verschwiegener Zelle ersonnen,
Fügte das frohndende Volk einst in granitene Form.
Dann Jahrhunderte lang schallt aus den Gewölben des Klosters
Mette und Kirchengesang, Gott zu Ehren und Preis. —
Doch nun bebt mir das Herz in tiefstem Erbarmen. —
Ich denke: —
— In dem aufragenden Bau birgt sich unsägliches Leid. —
Seit ein gütiger Fürst aufschloß die gastlichen Thore,
Draus er die Mönche vertrieb, flüchtet in dieses Asyl
Grausiges Elend sich und Qual und verzweifeltes Ringen,
Bis in die dunkelste Nacht sinket der irrende Geist.
Und ich sehe den Menschen ähnlich dem göttlichen Bilde
Tauchen in Wahnsinn und bald nähern sich fühllosem Thier.
Sehe Mütter und Bräute begraben die seligste Hoffnung,
Seh' wie vom Vater der Sohn schreckliches Schicksal ererbt.
Wird es jetzt dunkel um mich und erlischt die strahlende Bläue,
Sinken auf's friedliche Thal finstere Schatten herab?
Ballen zu Wolken sich Thränen, von fernen Geliebten geweinet?
Hör' ich aus Sturmesgebraus Seufzen und Klagegetön?
Ziehen wie Schemen um Glück und um Leben betrogene Seelen
Durch des umnachteten Thals finster beschattete Luft?
Horch! da plötzlich ein Laut ganz nahe, halb Lallen, halb Jauchzen.
Schau' von dem höheren Sitz auf ein gar liebliches Bild.
Dort steht über die Arbeit gebückt ein Mann aus dem Volke,
Hebt jetzt lauschend das Haupt, herzliche Freude im Aug',
Denn ihm nahte die Gattin, im Arme den zappelnden Knaben,
Der nach dem Vater verlangt, als er ihn jubelnd erblickt.
Und nun richtet das Weib auf grünendem Rasen die Mahlzeit,
Suppe und schwärzliches Brod dünkt ihr ein Göttergericht,
Ladet den Mann zum Essen und faltet die sorglichen Hände,
Spricht ein kurzes Gebet, einfach nur: „Segne Dir's Gott!"
Heller scheint mir die Sonne wie jemals im Leben zu funkeln.
Schatten verwehen geschwind, fliehen vor siegendem Licht.
Wo sich in ehrlicher Arbeit der Mann für die Seinen noch mühte,
Wo noch die züchtige Frau liebet und betet und sorgt,
Wo aus kindlichem Munde noch schallt unschuldiges Lachen,
Da auf Erden erblüht reinstes und herrlichstes Glück.

Mag es Elend geben und Schuld und Krankheit und Sorgen,
Mag man nennen die Welt jammernd, verkommen und schlecht,
Glaub's nicht immer: noch gibt es im irdischen Leben ein Eden —
Sucht nur eifrig danach, wohnt in dem seligen Ort!

Emilie Scheel.

Aus Heimath und Fremde.

Am 12. Juli vollendete unser hessischer Landsmann, der Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Zürich, Dr. Heinrich Fick, sein siebzigstes Lebensjahr. Wenn wir heute dieses Tages gedenken, so geschieht es, um in unserem Hessenlande die Erinnerung an einen Mann wachzurufen, der einst, zu Ende der vierziger Jahre, durch seine geistige Begabung wie durch seine Gelehrsamkeit zu den hervorragendsten Dozenten unserer Landesuniversität Marburg zählte. Der Jubilar entstammt einer Familie, die durch mehrere Generationen hindurch ausgezeichnete Männer aufzuweisen hat. Jenen Emigranten angehörend, welche im Jahre 1732 wegen ihres protestantischen Glaubens Salzburg verlassen mußten, kam die Familie Fick nach Thüringen, wo sie sich niederließ und ein bürgerliches Gewerbe betrieb. Schon der Großvater unseres Jubilars, der Müllerssohn Christian Fick, war ein Mann von großer Bedeutung. Er war Professor der englischen Literatur an der Universität Erlangen. Zugleich war er ein sehr angesehener Publizist; die von ihm herausgegebene „Erlanger Realzeitung“ erschien in einer Auflage von nicht weniger als 18 000 Exemplaren. Mit großem Freimuthe vertrat er den deutschpatriotischen Standpunkt gegenüber den Anmaßungen des Kaisers Napoleon und nur mit genauer Noth entging er dem Tode durch Erschießen, den sein Freund Palm am 26. August 1806 erleiden mußte. Der Vater Heinrich Fick's, der königl. bayerische Wasser- und Straßenbauinspektor Dr. Friedrich Fick war ein allseitig gebildeter vorzüglicher Fachmann. Von ihm und seinem Freunde Alexander Lips, der später als Professor der Nationalökonomie nach Marburg berufen wurde, ging der Gedanke aus, den kühnen Plan Karls des Großen, eine schiffbare Verbindung zwischen Donau und Rhein herzustellen, aus der Vergangenheit wieder an's Licht zu ziehen. Schon im Jahre 1805 erschien von ihm und Alexander Lips eine dahinzielende Denkschrift, in welcher Lips die wirthschaftliche, Fick die technische Seite des Planes behandelte. Brachte diese Schrift den Verfassern auch die Anerkennung der bayerischen Regierung ein, so sollte es doch noch lange währen, bis die Ausführung erfolgte. Erst in den dreißiger Jahren unter dem Könige Ludwig von Bayern wurde mit dem Bau dieser künstlichen Wasserstraße begonnen, die bei Kelheim an der Donau beginnend über Nürnberg nach Bamberg führt, von wo die Schifffahrt in den Main geht. Sie führt den Namen „Ludwigskanal“ und wurde am 25. August 1845 eröffnet.

Im Jahre 1818 wurde Dr. Friedrich Fick vom Kurfürsten Wilhelm I. nach Kassel berufen und ihm die Leitung des ganzen Straßen- und Wasserbauwesens in Kurhessen übertragen. Hier entfaltete er eine ganz außerordentliche Thätigkeit. Er wurde der Schöpfer des neuen kurhessischen Landstraßennetzes. Wir haben seiner Verdienste wiederholt schon in unserer Zeitschrift „Hessenland“ gedacht. Der in hohem Ansehen stehende edle und wahrhaft humane Mann starb als Geheimer Oberbaurath am 10. Juli 1861 in dem hohen Alter von 78 Jahren. Die letzten Jahre seines Lebens hatte er im Ruhestande zugebracht. Seine drei Söhne, Ludwig, Heinrich und Adolf, haben sämmtlich die akademische Laufbahn ergriffen. Der älteste und der jüngste haben sich einen ausgezeichneten Ruf als Mediziner erworben, Franz Ludwig als Professor der Anatomie in Marburg, wo er am 31. Dezember 1858 in der Blüthe des Mannesalters starb. Adolf Fick, früher Professor in Zürich, seit längerer Zeit Professor in Würzburg, ist einer der hervorragendsten Physiologen der Gegenwart. Heinrich Fick hat sich der Rechtswissenschaft gewidmet und sich auf diesem Gebiete, namentlich als Professor des Handels- und Wechselrechts, gleichfalls in der Gelehrtenwelt einen sehr geachteten Namen erworben. Söhne der beiden jüngeren Brüder Fick sind gleichfalls als Universitätslehrer thätig. Doch beschäftigen wir uns jetzt mit dem Jubilare selbst.

Alexander Heinrich Friedrich Fick ist am 12. Juli 1822 in Kassel geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, und hier waren es die mathematisch-physikalischen Disziplinen, die ihn besonders anzogen und in denen er ganz außerordentliche Fortschritte machte. Als Stifter einer religiös-politischen Verbindung, die sich die seltsame Aufgabe gestellt hatte, von dem Gymnasium aus das deutsche Universitätsleben im Sinne der christlich-germanischen Burschenschaft zu reformiren, wurde er mit seinem Freunde Ernst Roßteuscher, der jetzt eine hervorragende Stelle in der Irvingianer-Gemeinde zu Leipzig bekleidet, von dem Kasseler Gymnasium konsiliirt; er unterzog sich deshalb mit seinem Freunde an dem Gymnasium zu Marburg unter Vilmar im Herbste 1841 der Maturitätsprüfung, welche beide vortrefflich bestanden. Heinrich widmete sich zunächst an der Landesuniversität der Theologie, ging jedoch im Winter 1842 zum Studium der Rechtswissenschaft über. In Marburg sprang er mit seinem Freunde Roßteuscher bei dem Corps Teutonia ein. Im Wintersemester 1842/43 war er erster

Chargirter desselben. Die Richtung aber, welche er als solcher dem Corps zu geben beflissen war, behagte jedoch einer Anzahl älterer Mitglieder nicht, die austraten, um ein neues Corps „Marcomannia“ aufzuthun, aus welchem dann die „Hassia“ hervorging, die aber als „forsches Corps“ nur $2^1/_2$ Jahre bestand.

Heinrich Fick verließ zu Ostern 1843 Marburg, um seine Studien in Wien und Berlin fortzusetzen. Im Herbste 1844 nach Marburg zurückgekehrt, bestand er im Juli 1845 das juristische Fakultätsexamen mit Auszeichnung — er erhielt die Note ad longe plerasque mit den entsprechenden Zusätzen —. Nach absolvirtem Staatsexamen trat er im Dezember 1845 als Referendar bei dem Obergerichte zu Kassel in den juristischen Vorbereitungsdienst ein. Zu Ostern 1847 habilitirte er sich als Privatdozent der juristischen Fakultät zu Marburg, nachdem er auf Grund seiner Dissertation „Quid interest, quoad vim tempore in ius exercitam, inter exceptionem temporis actionibus perpetuis opponendum et alias quas dicunt temporis praescriptiones“ zum Doktor juris utriusque promovirt worden war. Seine Vorlesungen bezogen sich, abgesehen von Pandekten-Repetitorien und Zivilprozeß-Praktikum, vorzugsweise auf Handels- und Wechselrecht. Gleich seinem älteren Bruder, dem Professor der Anatomie, Dr. Ludwig Fick, betheiligte er sich lebhaft an der politischen Bewegung des Jahres 1848. Es erschien auch damals eine Schrift von ihm, betitelt: „Das deutsche Parlament.“

Dr. Heinrich Fick beabsichtigte, sich in Folge der politischen Ereignisse mehr einer praktischen Thätigkeit zuzuwenden. Wiederholte Bewerbungen um Zulassung zur Advokatur wurden höheren Orts abgeschlagen, und als er nach dem Uebertritte des bisherigen Oberbürgermeisters von Marburg A. H. W. Uloth in den Staatsdienst, zu dieser Stelle gewählt worden war, wurde ihm die Bestätigung versagt. Da erhielt er im November 1851 einen Ruf als außerordentlicher Professor des Handels- und Wechselrechts an die Universität Zürich, den er annahm. Im Jahre 1859 wurde ihm das Patent als Kantonsfürsprech verliehen und 1863 wurde er zum ordentlichen Professor ernannt. Seit mehr als 40 Jahren wirkt er jetzt in Zürich; er ist Schweizer geworden im vollen Sinne des Wortes, seine alte Heimath Hessen hat er aber nicht vergessen, ihr hat er die treueste Anhänglichkeit bewahrt. Von seinen Schriften wollen wir hier nur „Trassierte eigene Wechsel“, Berlin 1853, „Kritische Uebersicht der Schweizerischen Handels- und Wechselgesetzgebung“, Erlangen 1862, und „Schweizerisches Obligationenrecht“, 1883, anführen. Außerdem veröffentlichte er größere und kleinere juristische Abhandlungen in den Fachzeitschriften. —

Zu vorstehendem Artikel sind hauptsächlich die biographischen Mittheilungen über die Familie Fick in Otto Gerlands „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte von 1831 bis auf die neueste Zeit“, Bd. 2, Kassel 1868, benutzt worden.

F. Z.

Ueber die Einweihung des vom Verein für hessische Geschichte und Landeskunde gestifteten Hessendenkmals bei Sandershausen berichten die Kasseler Zeitungen:

Auf dem Sandershäuser Berge, zwischen Kassel und Münden dicht an der Grenze zwischen Hannover und Hessen, wurde am Jahrestage der Schlacht bei Sandershausen im siebenjährigen Kriege am 23. Juli 1758 zwischen Franzosen und Hessen das zur Erinnerung an dieses Treffen von dem Hessischen Geschichtsverein errichtete Denkmal am Sonnabend Abend in Gegenwart eines zahlreichen Publikums in feierlicher Weise eingeweiht. Der aus Granit gefertigte Obelisk trägt die Inschrift: „Dem Prinzen Casimir von Isenburg und seinen tapferen Hessen zur Erinnerung an den 23. Juli 1758. Der Verein für hessische Geschichte.“ Namens des letzteren Vereins hielt Bibliothekar Dr. Brunner eine schwungvolle Ansprache, worin er darauf hinwies, daß heute vor 134 Jahren auf dem Platze um das Denkmal ein mörderischer Kampf zwischen Franzosen und Hessen tobte. Auf der ganzen Linie des Sandershäuser Berges wüthete Tod und Verderben, die Franzosen in dreifacher Uebermacht wollten den Berg erstürmen, aber die Hessenschaar wich und wankte nicht; obgleich fünf Mal der Befehl zum Rückzuge gegeben wurde, hielten sie bis zum Abend tapfer aus. Wenn die hessischen Truppen auch keinen großen und wichtigen Sieg errungen, so haben sie sich doch mit unsterblichem Ruhm bedeckt. (Beifall.) Wenn auch nicht alle Kämpfenden den Heldentod fanden, so blieb doch der dritte Mann auf dem Platze. Der Sandershäuser Berg solle den Hessen so theuer sein als den Griechen der Engpaß von Thermopylae.“ Nachdem Redner noch Herrn Maurermeister und Architekt Zahn, welcher das Meiste zur Errichtung des Denkmals beigetragen, öffentlich gedankt, brachte er ein Hoch auf den Kaiser aus, in das Alle lebhaft einstimmten. Hierauf hielt nun Dr. med. Schwarzkopf, der bekannte Alterthumsfreund und Kenner hessischer Geschichte, einen höchst interessanten, fesselnden Vortrag über den Gang der Schlacht. Der Prinz von Isenburg hatte sich mit 4000 Mann auf diese Höhe zurückgezogen, die von den Franzosen unter Marschall von Broglie, 12 000 Mann stark, zu erstürmen versucht wurde. Nach einem mörderischen Kampfe mußten die Hessen gegen Abend weichen, nachdem sie 1200 Mann und 7 Geschütze verloren. Aber mit welchem Löwenmuth die Hessen gestritten, beweist, daß von 12 000 über 4000 Franzosen todt oder

schwerverwundet wurden, auf jeden kämpfenden Hessen mithin einer kam. Die sämmtlichen hessischen Truppen, unter Führung der Kommandeure von Kanitz, von Geyso, von Buttlar, Hilchenbach 2c., verrichteten Wunder der Tapferkeit. (Beifall). Nach dem Vortrage fand Volksfest statt.

Ueber die am 28., 29. und 30. Juli in Eschwege abgehaltene Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde berichten wir für heute nur, daß bei der Neuwahl des Vorstandes Bibliothekar Dr. H. Brunner zum ersten Vorsitzenden, Landesrath Dr. L. Knorz zum zweiten Vorsitzenden, Bibliothek-Sekretär Dr. K. Scherer zum Schriftwart, Custos A. Lenz zum Kassenwart, Galerie- und Museumsdirektor Dr. O. Eisenmann zum Konservator und Major a. D. L. von Löwenstein zum Bibliothekar gewählt worden sind. Zum Ort der nächstjährigen Versammlung wurde Hofgeismar bestimmt. Weiterer Bericht folgt in der nächsten Nummer.

Universitätsnachrichten. Der „Oberhessischen Zeitung" zufolge hat der Professor der klassischen Philologie und Direktor des philologischen Seminars Dr. Theodor Birt zu Marburg den an ihn ergangenen Ruf an die Universität Königsberg abgelehnt. Das Gleiche ist bei dem Professor für Augenheilkunde und Direktor der Universitäts-Augenklinik Dr. Wilhelm Uhthoff in Marburg der Fall, an welchen ebenfalls ein Ruf an die Universität Königsberg ergangen war. Beide hervorragende und sehr beliebte Gelehrte werden sonach der Universität Marburg erhalten bleiben. — Der seit 1886 als Lektor der hebräischen Sprache an der Universität Marburg thätige Professor Dr. Julius Ley ist auf seinen Wunsch unter dem Ausdruck der Anerkennung für die von ihm der Universität geleisteten Dienste von dieser Stellung entbunden worden.

Anzeigen.

Die **G. H. Wigand**'sche Buchhandlung, Kassel, Königsplatz 53, empfiehlt zu herabgesetztem Preise:

Bähr, O., Eine deutsche Stadt vor 60 Jahren.
(Broschirt 2.50 M.) für **1.25** M., (gebd. 4.50 M.) für **2** M.

Die Exemplare sind gut erhalten; nach auswärts liefere franco gegen Einsendung des Betrages.

Verlag von Friedr. Scheel, Buchdruckerei, Kassel, Schloßplatz 4.

Das schwarze Rehwild.

Von Karl Brandt.
Mit einer Abbildung.
(1889.)

Im Verlage von **Friedr. Scheel,** Kassel, erschien:

Namentliches Verzeichniß
derjenigen
ehemals kurhessischen Offiziere,
welche nach der Annexion im Oktober 1866 in die Königlich preußische Armee als
Stabsoffiziere
übertraten, bezw. solche später in der Königl. preuß. Armee geworden sind.

Zusammengestellt am 1. März 1891 und der Reihenfolge nach geordnet nach der letzten Charge und Anciennität in der kurhessischen Armee von
einem früheren kurhessischen Offiziere.
Preis 50 Pfennig.

Den Lesern des **„Hessenlandes"** wird hiermit diese interessante, mit genauester Sachkenntniß bearbeitete Zusammenstellung, die s. Z. in dem Blatte veröffentlicht wurde, in Form einer handlichen Brochüre zu billigem Preise dargeboten.

Alte Briefmarken kauft stets **R. Seidel,** Grüner Weg 8

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren nebst Prospekten zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland".

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 16. Kassel, 17. August 1892.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2934.

Weißt Du noch?

Weißt Du noch, wie wir am Rand
Des Gewässers saßen,
Aug' in Aug' und Hand in Hand,
Und die Welt vergaßen?

Um des Kahnes Wandung strich
Träumerisch die Welle,
Und durch Gras und Büsche schlich
Letzte Tageshelle.

Aber wir gewahrten kaum,
Daß die Zeit entschwebte,
Allzu selig war der Traum,
Welcher uns umwebte.

Nun ist längst entlaubt der Wald,
Der mir damals rauschte,
Und das liebe Wort verhallt,
Dem ich damals lauschte,

Manche schöne Liebe aus,
Die mein Herz beglückte,
Und verdorben mancher Strauß,
Den die Hoffnung pflückte.

Doch wie viel mir auch zerrann
In dem Strom der Zeiten,
Was ich damals mir gewann,
Wird mich stets begleiten.

Das ist unsrer Freundschaft Band,
Treulich ohne Maßen. —
Weißt Du noch, wie wir am Rand
Des Gewässers saßen?

A. Weidenmüller.



Die Meuterei des Großherzoglich Frankfurtischen zweiten Landwehrbataillons Fulda im Sommer 1814.

Von J. Nebelthau.

(Schluß.)

Unterdeß war am 3. August von Frankfurt aus eine Kolonne, bestehend aus sechs Kompagnien Reuß'scher Infanterie, 60 Husaren und einem Geschütz unter Major Schiller, zur Entwaffnung der Rebellen nach Fulda in Bewegung gesetzt worden. Diese traf daselbst am 5. ein, und die Entwaffnung und Arretirung ging rasch und beinahe ohne Widerstand vor sich. Nur ein Jäger, der sich frech gegen einen Offizier benommen hatte, erhielt eine leichte Verwundung an der Hand. Die Meuterer gaben die Zahl der Ihrigen, die aus den Cantonnements entwichen waren, auf 350 an. Die Zahl der Arretirten betrug 214, in den Lazarethen lagen zehn. Die Uebrigen hatten sich unterwegs entfernt und waren wohl direkt in die Heimath gegangen, einzelne auch schon nach dem ersten Marsch wieder umgekehrt. Die Arrestanten — darunter zehn geschlossen — wurden am 7. unter starker Eskorte nach Frankfurt gebracht, um da abgeurtheilt zu werden.

Den Vorsitz des Gerichts führte der österreichische Major von Galeotti, als Untersuchungsrichter fungirte der isenburg'sche Auditeur G. Hätte man nun mit den Meuterern kurzen Prozeß gemacht und nach alter Weise den zehnten Mann erschossen, so würde dies Verfahren immer noch verständlicher sein als das gerichtliche Gaukelspiel in seiner Oberflächlichkeit, das sich statt dessen abspielte. Von den 214 Schuldigen wurden nur 14 ex custodia dissolutis vinculis vorgeführt und vernommen. Nur die zwei am meisten Belasteten, Vogel und Kirchner, werden mehrfach ausführlicher verhört, da sie als halsstarrige Lügner erscheinen. Dem übrigen Dutzend legte der Auditeur außer einer Unzahl persönlicher nur wenige auf die Sache selbst bezügliche stereotype Fragen vor. Wo und aus welcher Ursache er arretirt sei? Ob sie die Gewehre geladen hätten? Ob sie eine Marschroute gehabt? Ob sie sich über das Abrücken gemeinschaftlich berathen und eidlich darauf verpflichtet hätten? Ob sie Grund gehabt hätten, sich über ihre Offiziere zu beklagen?

Das Ergebniß war, daß Alle ihr Vergehen eingestanden und auch bereuten. Sie räumten ein, daß eine Verabredung über das Fortgehen am Sonnabend stattgefunden habe, von wem jedoch der Anstoß ausgegangen sei, wollte Niemand wissen, ebensowenig, daß sie im Besitz einer Marschroute gewesen, ein Punkt, der überhaupt nicht aufgeklärt worden ist. Zum Abrücken habe sie die bittere Noth getrieben. Es sei auch von Einigen vorher geladen worden, doch will keiner der Vernommenen geschossen haben. Die Frage bezüglich etwaiger Beschwerden über die Offiziere wird verneint.

Die Untersuchung ist damit geschlossen, nachdem sie vom 15. bis 25. August gedauert hat. Keiner der Offiziere wird vernommen, ebensowenig sind Berichte von ihnen eingefordert worden, die Angelegenheit des vorenthaltenen Soldes kommt gar nicht zur Sprache. Es ist, als ob die Rebellen mit der Truppe, der sie angehört hatten, in gar keiner Beziehung mehr ständen. Vollkommen im Geist der geschilderten summarischen Untersuchung ist auch der Urtheilsspruch, der noch am 25. August erfolgte, gehalten. Dieser führt die Verurtheilten nicht namentlich auf, sondern bestimmt für die Angehörigen desselben Grades die gleiche Strafe, mit Ausnahme Vogel's, der zum Tode verurtheilt wird. Es erhalten alle Sergeanten sechs Jahre Eisen, — Baumgart's Name soll an den Galgen geschlagen werden, da er nicht zur Haft gebracht worden war, — sämmtliche Korporale der Grenadier-Compagnie und der freiwilligen Jäger 4 Jahre Eisen, die anderen dreijährige geschlossene Arbeitsstrafe. Die Grenadiere und Jäger wurden zu achtjähiger, die übrigen Gemeinen zu sechsjähriger Kapitulation in der Linie verurtheilt. Keinem der Verbrecher ist der rückständige Sold nachzuzahlen, und trägt das Land Fulda im Fall der Vermögenslosigkeit der Delinquenten die Arrest-, Atzungs- und Untersuchungskosten. Das Urtheil widerräth dann noch der Konsequenzen wegen jede Gnade und Schonung. —

Die weitläufigen Entscheidungsgründe weisen

eine Fülle von Auszügen aus Gesetzbüchern und Werken bedeutender Juristen auf. Sie schließen mit folgenden Bemerkungen, die darthun, daß der Gerichtshof sich einer richtigen Einsicht in die Ursachen des Frevels nicht hat verschließen können; die aber eben deshalb in unlöslichem Widerspruch mit dem Abrathen von jeder Gnade und Schonung stehen.

„Ich kann daher nicht bergen, daß es unbegreiflich erscheint, daß diese Empörung bei gehöriger Aufmerksamkeit des Herrn Bataillons-Commandanten und der übrigen Herren Offiziers zur Reife kommen können, ja, ich bin innig überzeugt, daß, wenn man sich noch beim Ausbruch der Sache mit der gehörigen Energie und Klugheit benommen hätte, ein solches Verbrechen nie entstanden und das Glück mancher Familie ungestört geblieben sein würde. So aber muß leider unter der Sorglosigkeit Einzelner das Ganze leiden, und es würde den Gefühlen der Menschlichkeit und der Gerechtigkeit entsprechen, wenn Herr Major von Zobel und das ganze Offizierscorps wenigstens einen nachdrücklichen Verweis deshalb erhielten."

Ob diesem Schlußsatz Folge gegeben ist, darüber enthalten die Akten nichts, sicher ist jedenfalls, daß die Offiziere, besonders aber der Commandeur, ihrer Aufgabe als Vorgesetzte sehr wenig gewachsen gewesen sind.

Die ganze Urtheilsfällung sollte aber noch ein bemerkenswerthes Nachspiel haben. Während sich das Geschick der Rebellen vorerst so erfüllt hatte, lief noch eine Untersuchung nebenher, durch die Anschuldigungen veranlaßt, die von Zobel mit so großer Sicherheit gegen die Fuldaer Behörden geschleudert waren. Schon am 2. August erging an den Präfekten Herquet die Weisung, sich am 5. in Frankfurt zur Rechtfertigung einzufinden. Er kam derselben sofort nach, da sich aber die Angelegenheit verzögerte, so fordert Herquet am 9. in einem Schreiben an den Generalgouverneur so energisch, wie es nur ein gutes Gewissen thun kann, die Erledigung, da er Geschäfte halber nach Fulda zurückkehren müsse. Ein Gleiches verlangte der Landwehr-Ausschuß zu wiederholten Malen. Endlich erfolgte am 25. August ein Erlaß des Generalgouverneurs, der den von Zobel Beschuldigten eine glänzende Anerkennung giebt, sie von den haltlosen Verdächtigungen vollständig freispricht und zugleich im Fuldaer Amtsblatt veröffentlicht wurde.

Die Behörden hatten nur im vollsten Maße ihre Pflicht gethan. Schon Anfang Juni beantragte der Landwehr-Ausschuß mit Rücksicht auf die Unentbehrlichkeit der Arbeitskräfte, besonders in Anbetracht der Verheerungen, die durch epidemische Krankheiten hervorgerufen seien, die Entlassung der Landwehr. Fürst Reuß antwortete auf diese wie auf eine erneute Vorstellung, die wiederholt die Erschöpfung des Landes betont und auf das Versprechen hinweist, daß die Landwehr nach Beendigung des Krieges ihres Dienstes ledig sein solle, durchaus zustimmend und verspricht Alles zu thun, was möglich sei. Wenn er auch innig von der Lage des Landes und den großen Aufopferungen, die Fulda zu den allgemeinen Rüstungen gemacht habe, überzeugt sei, so läge doch die Entscheidung in der Hand des Truppencommandos. Er hoffe aber, daß sie bald eintreffen werde.

Wohl traf sie endlich am 4. August aus Wien ein — gerade fünf Tage zu spät, das Unglück war geschehen.

Herquet's gekränktes Ehrgefühl glaubte sich noch nicht mit der öffentlichen Anerkennung begnügen zu können. Er wollte die Person des Denunzianten kennen lernen und beantragte mehrmals, ihm die Einsicht in die Untersuchungsakten zu gestatten. Den gleichen Wunsch hatte auch Zobel, so daß es den Anschein gewinnt, als wenn es doch nicht ohne Rüge für ihn abgegangen sei. Fürst Reuß wies Beide mit den verständigen Worten ab:

„Ich habe diesen unangenehmen Vorfall untersucht und richten und Gnade für Recht ergehen lassen. Was ich als Generalgouverneur befohlen habe, bedarf keiner weiteren Revision. Das Beste ist für Jeden, stillzuschweigen und es zu vergessen. Eine weitere Einsicht in die Akten soll, wird und braucht Niemand zu erhalten."

Und trotzdem sollte es doch noch einmal zu einer Revision des so leichtfertig gefällten Urtheils kommen. Durch Reklamationen und Gnadengesuche wurde der Verdacht erweckt, daß eine Anzahl Leute, denen die Amnestie hätte zu Gute kommen müssen, nichtsdestoweniger zum Theil in die Eisen, zum Theil zur Arbeitsstrafe oder Kapitulation verurtheilt waren und diese Strafen auch verbüßten. Um Klarheit in die Sache zu bringen, erhielt der Hauptmann und Stabsauditeur Schott im Oktober den Auftrag, die Akten zu revidiren.

Da ergaben sich denn nun recht erbauliche Dinge. Am 22. Oktober erläßt der Vizegouverneur, Feldmarschallieutenant von Hardegg, ein Schreiben an die Armirungskommission, in dem es heißt:

„Da ich aus dem über die eingebrachten 17 Fuldaischen Landwehristen abgehaltenen Protokoll (von Schott herrührend) ersehe, daß 4 derselben unter dem 15. v. Mts. gänzlich freigesprochen worden sind und diese Freisprechung bereits unter dem 19. September

an das II. Landwehrbataillons=Commando avisirt ward, nichts destoweniger diese armen Menschen vor 14 Tagen abermals arretirt und hierher geschleppt worden sind, so befehle ich hiermit, den Commandanten zur Rechenschaft zu ziehen, wie diese außerordentliche Nachlässigkeit möglich gewesen, und nach Befund eine angemessene Zurechtweisung für den schuldigen Theil zu veranlassen."

Es stellte sich sodann weiter heraus, daß drei Leute in die Eisen gebracht waren, die der Amnestie hätten theilhaftig sein müssen. Ferner verbüßte ein Mann diese nur den Sergeanten zuerkannte Strafe, obgleich er eine solche Charge nie bekleidet hatte. Noch weitere acht Mann, die der Amnestie zu Folge ebenfalls hätten straflos sein müssen, darunter auch Baumgart, dessen Namen an den Galgen geschlagen war, mußten sich der Strafe ihres Grades unterziehen.

Der beschwerendste Moment für den Auditeur G. lag aber noch darin, daß die Namen aller dieser Leute schon am 4. August seitens des Landwehr=Ausschusses der Behörde mitgetheilt waren und sich die Liste in den Akten befand. Schott geht denn auch in seinem Gutachten unerbittlich mit dem Kollegen in's Gericht. G. habe die Akten gar nicht gehörig gelesen, sonst hätte ihm die Liste nicht entgehen können. Er habe bei der chargenweisen Verurtheilung gar nicht nach der Größe der Schuld des Einzelnen gefragt und eine grenzenlose Nachlässigkeit bewiesen, wo es das Wohl und Wehe so mancher Mitmenschen galt. Es sei nicht blos alleinige Pflicht des Untersuchungsrichters, Schuldige zu finden, sondern er solle auch Unschuldigen seinen Schutz gewähren.

Als Strafe für G. schlägt Schott vor, daß diesem — seine Diätenrechnung gestrichen werde und der Betrag, es waren 147 Gulden, den widerrechtlich Verurtheilten zu Gute kommen solle. Darnach beschloß denn auch wirklich die oberste Behörde.

Schott verwendet sich nun aber ferner noch nachdrücklich für Begnadigung resp. Milderung der sämmtlichen Strafen. Er hebt zu dem Zweck die Milderungsgründe hervor, die bei der Verurtheilung keine Berücksichtigung gefunden hätten, besonders die Einwirkung der Quartiergeber, daß die ausdrücklich nur auf Kriegsdauer Ausgehobenen so lange und dazu ohne Sold zurückgehalten worden, während ihre Kameraden ringsum nach der Heimath geschickt seien.

Fürst Reuß, dem wohl über die ganze Behandlungsweise der bedauerlichen Angelegenheit ein gerechter Zorn aufgestiegen sein mag, fand mit seinem gesunden Menschenverstand und geradem Soldatensinn das rechte erlösende Wort:

„Es sei seine feste Gesinnung, alle die Nebenbenannten mehr oder weniger zu begnadigen, indem der ganze Vorfall bei diesen armen undisziplinirten Bauern eigentlich auf eine Sauerei hinausliefe."

Und darnach handelte er auch. Am 27. Oktober erließ er allen Verurtheilten einen großen Theil der Strafe. An Vogel war die Todesstrafe nicht vollzogen worden, seine Begnadigung zu sechsmaligem Gassenlaufen durch 250 Mann und sechs Jahr Eisen hatte Reuß schon früher, wie er sagte, auf Bitten der Einwohner, verfügt.

Am 1. März 1815 entschloß sich Reuß auch noch zur vollen Begnadigung aller Meuterer, und damit hatte die böse Angelegenheit ein Ende für immer.

Den 243 treu gebliebenen Landwehrmännern wurde eine Gratifikation von je 2 Gulden 42 Kreuzer ausbezahlt. Der Unteroffizier Bröhler, der die Fahnenwache nicht verlassen hatte, erhielt außer einem Geldgeschenk noch eine Medaille für sein gutes Benehmen. Auch die Fahne erhielt das Bataillon, das bis zur Einverleibung in Hessen noch bestehen blieb, im März 1815 zurück.

Auf das Provisorium des Generalgouverneurs folgte im Herbst 1815 der Uebergang des Fuldaer Ländchens an die Krone Preußen. Zum Verwalter wurde der spätere Minister und Schöpfer des Zollvereins von Motz bestellt. Unter diesem gelang es Herquet, dessen Zorn noch immer nicht verraucht war, Einsicht in die Untersuchungsakten zu gewinnen, worauf er eine neue Rechtfertigungsschrift einreichte.

Als das Land durch Austausch Anfang 1816 von Preußen an Kurhessen übergegangen war, — der Kurfürst legte sich in Folge dessen den Titel eines „Großherzogs von Fulda" bei —, hielt es Zobel, wohl im eigenen Interesse, für nöthig, das Andenken an die traurige Begebenheit nochmals aufzufrischen. Er übersandte dem Kurfürsten eine Abschrift seiner Meldung vom 31. Juli 1814, die doch bei nicht zu leugnender lebhafter, beinahe dramatischer Abfassung durch Phrasenhaftigkeit und Uebertreibung, durch Verschweigen erheblicher Thatsachen wie durch die frivolen, längst durch die Untersuchung als unwahr erwiesenen Anschuldigungen als ein den Verfasser nicht gerade vortheilhaft empfehlendes Machwerk anzusehen ist. Ein Lohn dafür ist Zobel auch in Hessen nicht zu Theil geworden. Er fand da keine weitere Anstellung, sondern wurde bei der Auseinandersetzung dem Würzburg'schen Pensionsfond überwiesen.

Das Hoftheater in Kassel.

(Schluß.)

Die kriegerischen Ereignisse des Jahres 1866 fielen in die Zeit der jährlichen Theaterferien, und so wurde das Kasseler Hoftheater am 16. Juni, nur einen Tag früher, als beabsichtigt, geschlossen und vorschriftsmäßig auch am 1. August wieder eröffnet. Der Name eines „Kurfürstlichen Hoftheaters" verblieb dem Kunstinstitut noch bis gegen Mitte Oktober, von wo ab dasselbe nach erfolgter Annexion unter der Bezeichnung „Königliche Schauspiele" in unveränderter Weise fortgeführt wurde, nur in der Leitung trat eine Aenderung ein, indem Se. Exzellenz der Generalintendant und Oberhofmarschall von Heeringen, nachdem er zwanzig Jahre lang der Kasseler Bühne auf das Würdigste vorgestanden, seine Stellung niederlegte und Herr von Carlshausen zum Intendanten ernannt wurde, als Aufsichtsbehörde aber trat die Generalintendantur der königlichen Schauspiele in Berlin ein. Auch in der Regieführung kam eine Aenderung vor, indem die Stelle eines Oberregisseurs neu geschaffen und mit derselben Herr Wohlstadt vom Stadttheater in Hamburg betraut wurde, während Häser und Mons die bereits inne gehabten Posten als Regisseure der Oper und des Schauspiels beibehielten. Noch im Herbst des Jahres 1867 erlitt das darstellende Personal einen herben Verlust durch den Abgang des in Folge eines Beinbruchs invalid gewordenen Charakterspielers Pauli, welcher dreißig Jahre lang an der Kasseler Hofbühne thätig und ein vortrefflich individualisirender Künstler war, das bereits gerühmte Lustspielensemble aber blieb in seinen sonstigen Hauptbestandtheilen noch eine Reihe von Jahren bestehen. In der Oper wurden Fräulein Hentz, die nachherige Frau Soltans, als Primadonna und Georg Müller als erster Tenor engagirt; der letztere besaß glänzende Stimmmittel und war besonders in den Bravourpartien der italienischen und französischen Opern von hinreißender Verve, während Frau Soltans sich als eine vortreffliche Mozartsängerin erwies. Müller blieb leider nur ein Jahr in dem Kasseler Engagement, da er für die Wiener Hofoper gewonnen wurde; als erster Heldentenor kam darauf Zottmayr nach Kassel, als Spieltenor Theodor Formes. Von späterhin unter der Intendanz des Herrn von Carlshausen engagirten Sängern, die sich in der Theaterwelt einen Namen gemacht haben, seien die Baritonisten Dr. Krückl und Bulß hervorgehoben.

Einen wesentlichen Einfluß übte der 1866 eingetretene Umschwung der politischen Verhältnisse auf das Repertoire aus, indem eine Reihe von bedeutenden dramatischen Werken, welche seither von der kurfürstlichen Bühne aus naheliegenden Gründen verbannt gewesen waren, nunmehr zur Aufführung gelangten. Aus einem ganzen Schatzkästlein voll Novitäten konnte gewählt werden, und so wurden u. A. auch „Anna-Lise", „Philippine Welser", „Die Karlsschüler", „Narciß", „Herzog Albrecht" (Agnes Bernauer), und „Katharina Howard" zum ersten Male dargestellt, sowie eine Reihe klassischer Dramen, von welchen „Kabale und Liebe", „Die Piccolomini", „Coriolanus", „Ein Wintermärchen", „Julius Cäsar" und „Miß Sara Sampson" genannt seien. Ein weiteres Verdienst erwarb sich Herr von Carlshausen durch Einführung der sog. klassischen Montagsvorstellungen, welche von dem größeren Publikum mit vieler Befriedigung aufgenommen wurden. Außerdem ließ derselbe auch eine Anzahl Opern, Novitäten und ältere Werke, völlig neu ausstatten, wie z. B. „Die Afrikanerin", „Lohengrin", „Oberon", „Undine", „Freischütz" und „Zauberflöte", auch nahm er mit „Aschenbrödel" die Feerie in das Repertoire auf. Bei Ausführung der neuen Dekorationen zeigte sich der seit 1866 an Stelle des verstorbenen jüngeren Primavesi engagirte Theatermaler Harke als Meister seines Faches, während als Maschinist seit 1872 Georg Brandt seine Thätigkeit begann, unter dessen Leitung die Obermaschinerie des Theaters den erhöhten Ansprüchen gemäß reorganisirt wurde, nachdem die Untermaschinerie überhaupt erst neu hergestellt worden war. Herr von Carlshausen fing mitten in seiner Wirksamkeit jedoch zu kränkeln an und mußte eines Leberleidens wegen Karlsbad besuchen, von wo er zwar kräftiger zurückkehrte, ohne aber von der Krankheit völlig befreit zu sein. Das heimtückische Uebel trat im Herbst 1874 von Neuem auf, und nach der Dauer von drei Wochen erlag er demselben im besten Mannesalter.

Nachdem Hofrath Eysel die Verwaltung bis zum Frühjahr 1875 geführt hatte, wurde Freiherr von und zu Gilsa zum Intendanten ernannt, welcher diese Stellung bis heute begleitet. Bereits als Offizier und Kammerherr am Hofe des Herzogs von Nassau hatte Herr Baron von Gilsa ein großes Talent bei Veranstaltung dramatischer Aufführungen gezeigt, durch seine Ernennung zum Leiter des Kasseler Kunstinstituts aber wurde ihm Gelegenheit geboten, seine künstlerischen Fähigkeiten in größerem Umfang

zu verwenden. Schon im ersten Jahre seiner Bühnenleitung veranstaltete Herr von Gilsa einen Cyclus der Shakespeare'schen Königsdramen, in welchem das Kasseler Schauspielpersonal sich den schwierigsten Aufgaben völlig gewachsen zeigte, ebenso wie die Mitglieder der Oper 1877 an den historischen Opernabenden und ein Jahr später bei dem Mozart-Cyclus ihre Tüchtigkeit auf den verschiedensten Gebieten bewährten. Die historischen Opernabende gaben in 18 Vorstellungen die Entwicklung der dramatischen Tonkunst von Gluck bis auf Wagner und stellten an die Ausführenden ganz bedeutende Anforderungen, denen aber in jeder Hinsicht genügt wurde. Auch der Mozart-Cyclus wurde völlig mit eigenen Kräften zu Stande gebracht. Beide Veranstaltungen sind in der Folge auf mehreren großen Bühnen nachgeahmt worden, das Kasseler Hoftheater aber ist damit allen vorangegangen.

Die Leistungen der Kapelle waren nach wie vor auf der Höhe geblieben, indem auch nach dem Uebergang im Jahre 1866 die alten erprobten Kräfte den Bestand des Orchesters bildeten, die Gardemusiker, welche in demselben mitgewirkt, sogar völlig in den Theaterdienst getreten waren. Das Orchester stand bis 1881 unter der Leitung des Herrn Hofkapellmeisters Reiß, welcher alsdann die gleiche Stellung am königlichen Theater in Wiesbaden einnahm; sein Nachfolger in Kassel ist Herr Kapellmeister Treiber, der auch als Klaviervirtuos einen weit verbreiteten Ruf genießt. Als Musikdirektoren waren seit den sechziger Jahren thätig die Herren Hempel, welcher 1876 starb, Paur, gegenwärtig erster Kapellmeister in Leipzig, Dr. Keiser, jetzt Hofmusikdirektor in Darmstadt, und Mahler, welcher sich durch Bearbeitung der Weber'schen Oper „Die drei Pintos“ vortheilhaft bekannt gemacht hat. Gegenwärtig begleitet die Stelle des Musik- und Chordirektors Dr. Beier, von dessen Operetten „Der Mizekado“ und „Der Gaunerkönig“ mit vielem Beifall zur Aufführung gelangt sind.

Nachdem der Oberregisseur Direktor Wohlstadt 1891 dahingeschieden, ist diese Stelle noch nicht wieder besetzt worden, und führen die schon längere Zeit unter ihm thätig gewesenen Herren Ewald und Thies die Regie der Oper und des Schauspiels. Von den früheren Regisseuren, welche Häser und Mons nachfolgten, erhielt Gettke einen Ruf als Oberregisseur nach Leipzig, Martersteig einen solchen nach Mannheim; beide waren einige Jahre in dieser verantwortlichen Stellung thätig, haben sie aber mit selbstständiger Direktionsführung vertauscht. Gettke leitet das Theater in Elberfeld und Barmen, Martersteig die Rigaer Bühne, während zwei frühere Schauspielmitglieder in derselben Weise erfolgreich wirken: der beliebte Held und Liebhaber Herr Barena hatte die Stadttheater in Stettin und Magdeburg übernommen und ist gegenwärtig Direktor in Königsberg, der ehemalige jugendliche Liebhaber Herr Rudolph leitet das Stadttheater in Halle. Man dürfte daraus folgern können, daß die Kasseler Hofbühne auch eine gute Schule für Regisseure und Theaterdirektoren sei.

— — — — — — — — — — — — —

Von den Zeiten des Landgrafen Moritz des Gelehrten und seinem Ottoneum sind wir bei der kurzgefaßten Schilderung des Kasseler Hoftheaters ausgegangen und befinden uns nun mitten in der Gegenwart, welche den idealen Kunstbestrebungen leider nicht so förderlich ist, wie es verlangt werden kann. Seitdem die Errichtung der Schaubühnen freigegeben worden ist, haben die Theaterverhältnisse eine bedeutende Wandlung erfahren. Der Spekulation in Kunstsachen der Bühne ist kein Halt mehr zu gebieten, und dieselbe wird denn auch im großartigsten Maßstab betrieben. Leute, die Geld haben, von den neun Musen aber nicht viel mehr wissen, als daß sie in der Abbildung wie neun schöne Mädchen aussehen, erbauen Paläste und lassen darin Komödie spielen, wie sie dem Publikum gefällt, und da die bestehenden Stücke unserer Dichter einem großen Theil der großstädtischen Bevölkerung als veraltet gelten, so entsteht selbstverständlich auch ein Troß von Schriftstellern, welche der Geschmacksrichtung der tonangebenden Theaterbesucher der verschiedenen Stadtviertel zu Gefallen schreiben, damit die glänzenden Hallen der spekulativen Theaterbauunternehmer stets hübsch gefüllt sind und die Sache sich gut rentirt. Unter der Flagge: Mit sensationellem Erfolg in der Hauptstadt gegeben! werden diese dem flüchtigen Tagesgeschmack dienenden Stücke alsdann auf den Provinzbühnen eingeführt, um auch der dortigen Geschmacksrichtung als Wegweiser zu gelten. O, ihr unschuldsvollen Zeiten der wahren, unverfälschten „Schmieren“ und „Meerschweinchen“, wo „Die Räuber“, „Don Juan“ und „Der Freischütz“ mit dem größten, aus dem Herzen quellenden Kunstenthusiasmus in Scheunen und auf Kegelbahnen gegeben wurden, wie rein steht ihr da gegen die immer mehr sich verbreitende dramatische Korruption von heute, wenn dieselbe sich auch in sammet- und goldüberzogenen Sälen breit macht! Gegen dieselbe kann auch ein Unternehmen wie das Bayreuther Festspielhaus nichts ausrichten, nur die Hoftheater sind noch die festen Wälle, an welchen die überhand

nehmende Fluth der verdorbenen Geschmacksstücke sich bricht, und daß unsere deutschen Hofbühnen an Zahl nicht vermindert werden, ist der Wunsch, welcher bereits von den Einwohnern Kassels, Hannovers und Wiesbadens in der schwebenden Theaterfrage ausgesprochen worden ist. Möge derselbe in Erfüllung gehen! B.

Ursula.

Eine Geschichte aus Waldesgründen

von Wilhelm Speck.

(Fortsetzung.)

Der Morgen brachte hellen Sonnenschein, die glänzenden Fäden des Herbstes schwebten dahin. Ursula kam mir schon am Berghof entgegen, wieder trug sie das weiße Kleid, in welchem ich sie zuerst sah, und in ihrem Gürtel blühte eine Rose. Sie legte ihren Arm in den meinigen, und so gingen wir schweigend zu dem Fluß hinab. Auf der Brücke blieb sie einen Augenblick stehen und sah den treibenden Wellen nach.

„Vorüber, vorüber," sprach sie, „eine jagt die andere, und die Bilder an den Ufern wechseln, bald sonniger Wiesengrund, bald düstere Tannen, bald Freud, bald Leid."

Wir stiegen den Berg hinan, es lag da schon manches Blatt am Wege, und in das duftige Grün war schon mancher goldene Punkt gekommen. Der Herbst war bereits einmal flüchtig durch den Wald gegangen, ehe er ihn völlig in Besitz nahm.

„Nun kommen die trüben Tage", sprach Ursula. „Der Himmel wird farblos, und das feuchte Rieseln der Wälder verkündigt es uns: Unsere Zeit geht dahin, aber das Leben, welches in der Welt unverwüstlich treibt, tröstet uns, wenn auch wir welke Blätter begraben müssen. Wir wollen nicht traurig sein, mein Freund."

Ich konnte nichts erwidern, ein trüber Schleier lag vor meinen Augen, ich hörte nur die liebe Stimme von einst, es war wieder Ursula, die an meiner Seite schritt, und dennoch war sie es auch nicht. Da war der Otternstein, und da lag Germerode, lieblich wie sonst und doch so fremd, so anders.

„Mir ist es," sprach ich mit stockender Stimme, „als ob es plötzlich alt geworden wäre, gleich jenem Hause, welches man seiner Heiligthümer beraubt hatte."

„Komm mit, mein Freund, mein Kamerad, wir wollen in den Wald hinein gehen", bat Ursula. „Erdbeeren kann ich Dir nicht mehr anbieten, der Sommer ist dahin. Du mußt mir helfen, muthig zu sein, denn ich habe Dir etwas zu sagen, was das Geheimniß meiner Seele ist. Zuerst erzähle mir, was Du während Deiner Abwesenheit von hier gethan hast."

Ich erzählte und sah, wie über ihrem Antlitz ein mildes Lächeln lag wie der Sonnenschein an einem schönen, wehmüthigen Herbsttage, so freundlich und traurig zugleich.

„Du hast über mich verfügt," sprach sie schließlich, „ohne zu fragen, ob ich will. Dein Haus ist bereit, aber die Braut fehlt, und wenn ich Dir alles erzählt haben werde, ist es Dir vielleicht recht. Laß mich noch einmal in schmerzliche Zeiten zurückkehren. Ich erzählte Dir, wie ich in die Fabrik eintrat. Es war leichte Arbeit, aber geisttödtend. Was war das für ein Getriebe! Die Räder schwirrten unaufhörlich, und immer rasselten die Maschinen, zwischen ihnen saßen wir Arbeiterinnen. Zuerst kamen sie mit frischen Gesichtern, allmälig wurden sie bleich, nur die Augen gewannen an Glanz. Eines Tages war dann ein Platz leer, man fragte kaum danach. Da waren wieder andere, die nicht hinzuwelken schienen. Ihre Gedanken wandelten auf sonnigen Pfaden, ihre Augen suchten den Glanz des Lebens, munter begleiteten sie ihre Arbeit mit ihren Liedern, welche sie leise vor sich hin summten. Wenn wir später vor der Fabrik saßen, dann sangen sie diese Lieder von Neuem, und man lachte darüber. ‚Warum lachst Du nicht, Ursula?' fragte man, ‚und warum singst Du nicht mit uns? Es sind schöne Lieder, gut gegen alle Schmerzen.' Ich ging einsam nach Hause, es war etwas in ihren Reden und Liedern, was mich mit Schauder erfüllte, aber es dauerte nicht lange, da empfand ich es nicht mehr. Ich werde diese Lieder noch singen, sagte ich zu mir, sicherlich werde ich es; ich werde meinen Gram vergessen und hinter mir lassen, was mich bedrückt. Ich werde schließlich ganz werden wie jene Mädchen mit den rohtgefärbten Wangen und den Augen, welche nicht mehr zucken. Das sagte ich mir jeden Tag, und oft sagten es mir auch die andern. In meinem Herzen wurde es öde, so leer, so still. Ich fühlte,

daß ich jeden Tag ärmer wurde, das, was mich sonst erfreut hatte, bewegte mich nicht mehr, es ward farblos für meine Augen.

An Sonntagen saß ich zuweilen auf dem Hügel über der Stadt. Die Eisenbahnzüge rollten dahin in unbekannte Fernen, und die Wolken zogen über die Berge. Dann erklangen die Glocken, zuerst von den Thürmen der Stadt, ernst, tief und gewaltig, endlich auch die freundlichen Glocken der Dörfer. Im Thal unter mir zogen geputzte Mädchen und Burschen hin, sie pflückten die blauen Vergißmeinnicht, und ihre Lieder waren unschuldig und rein. Dann versuchte auch ich ein Lied zu singen, leise stimmte ich es an und mit unsicherer Stimme. Integer vitae scelerisque purus, und dann sprach ich: Schaffe in mir Gott ein reines Herz.

Zuweilen forderten mich meine Mitarbeiterinnen wohl auf, mit ihnen zu gehen, zum Tanz. Ich hatte auch Lust, aber da sie mich nicht ernstlich baten, wagte ich es nicht, mich ihnen anzuschließen. Eines Tages fühlte ich, daß ich krank war, ich war so müde, daß ich mich nur an die Arbeit schleichen konnte. Da erfaßte mich die Angst. Bisher hatte ich nicht viel verdient, aber doch ausreichend, nun mußte ich Schulden machen. Wie sollte ich sie wieder abtragen? Es schien mir unmöglich. Die Angst fraß mir am Herzen, so daß ich länger daheim bleiben mußte, als es vielleicht der Fall gewesen wäre, wenn ich mich nicht so viel mit Sorgen gequält hätte. Endlich war ich wieder gesund und mühte mich ab, aber ich kam keinen Schritt weiter. Damals trat die Versuchung an mich heran durch die anderen, welche mich kämpfen sahen. Dieses alles will ich Dir geben, so du niederfällst und mich anbetest, sprach ein Stimme neben mir. Was ich sah? Ich sah ein Leben ohne Sorge, ohne harte Arbeit, ich schaute Glanz und Freuden. Ich hörte das Rasseln einer Equipage, und in den weichen Kissen ruhte ich. Ich erblickte blitzende Steine und Kleider von rauschender Seide, aber was ist das alles? Ich sah einen Tisch gedeckt mit allem, was der Hungernde entbehrt. Was sah ich noch? Ich schaute ein Leben voll Arbeit und Mühsal, voll vergeblichen Ringens. Da ist eine Frau, welche hungert und hinfällig ist. Ihre Gestalt ist verfallen, ihr Haar erbleicht, in Ehren wohl, aber auch unter vielen Schmerzen. Alle Tage sah ich diese Bilder und grübelte darüber nach. Das war meine Versuchung, wie sie so vielen Andern zu Theil wird, und ich bin ihr unterlegen, nicht in der Wirklichkeit, aber in meinen Gedanken, und das ist vor Gott dasselbe. Ich war entschossen, mit meiner Vergangenheit zu brechen, das, was meines Vaters Ehre war, mit Füßen zu treten, und es lag nicht mehr an mir, sondern es war allein Gottes Gnade, daß ich nicht in die dunkle Tiefe gerieth."

Sie stand hoch aufgerichtet vor mir, und ihr Antlitz war bleich wie der Tod. „Schone Dich, Ursula," bat ich tief erschüttert.

„Noch einen Augenblick, mein Freund, antwortete sie. Eines Tages sah ich Egon, er ging achtlos an mir vorüber, er kannte mich nicht mehr. Da faßte ich den Entschluß, mich noch einmal zu ihm zu flüchten, ich wagte es freilich nicht mehr, in sein Haus zu gehen, sondern ich schrieb ihm, ich schilderte ihm meine Lage, wie elend und unglücklich ich sei, wie herabgekommen und verschuldet, und daß ich ohne fremde Hilfe nichts vor mir sähe als ein Grab, in dessen Tiefen ich versinken müßte. Nachdem ich diesen Brief abgesandt hatte, kam das Gefühl des Friedens über mich. Ich werde gerettet werden, sagte ich, ich werde noch einmal die Sonne sehen, wie sie den Glücklichen strahlt.

Einige Tage später kam er, aber er traf mich nicht an, er hinterließ jedoch Geld, womit ich alle meine Gläubiger befriedigen konnte. Ich war wieder frei, aber glücklicher machte mich noch sein Versprechen, er werde wieder kommen und mich abholen. Leichten Herzens ging ich an meine Arbeit, es war mir so leicht zu Muthe, daß es mir alle ansahen, ja, schließlich sang auch ich ein Liedchen ganz leise vor mich hin, zum ersten Male.

Freudig ist mein Herz beweget,
Uebervoll von süßer Lust,
Und ein ahnungsvolles Hoffen
Lebet neu in meiner Brust.
Immer ist ja nicht beschieden
Menschenherzen Schmerz und Leid,
Jeder Mensch hat eine frohe,
Unergründlich frohe Zeit.

‚Was singt sie?' fragten die Arbeiterinnen, ‚was ist das für ein Lied?'

‚Es ist der Frühling,' antwortete ich und fühlte, wie mir das Blut in's Antlitz strömte, ‚es ist der Frühling in mir, in meinem Herzen.'

So verging eine Woche. Nie waren mir die Tage so leicht hingegangen und wiederum so langsam. Da saß ich eines Nachmittags während einer Arbeitspause am Fenster hinter den blühenden Blumen, welche wir mitgebracht hatten, um inmitten des Maschinengetümmels etwas Schönes und Lebendiges vor Augen zu haben. Wie ich so auf die Straße hinausschaute, sah ich Menschen kommen, Egon und Rosa, sie gingen Arm in Arm und sprachen mit einander. Nun wußte ich, sie waren verlobt, vielleicht verheirathet, da brachen meine Hoffnungen zusammen. Ich fühlte es, daß ich außerhalb des Paradieses stand, ich konnte nicht von

der Liebe gerettet werden, sondern nur noch vom Mitleid, vom Erbarmen. Vor der Fabrik blieben die Beiden stehen und schauten unschlüssig zu den Fenstern auf, sie wollten mich sehen, mit mir sprechen. Fort, nur fort, rief es da in mir. Ich schlich mich die Hintertreppe hinab und floh. Die Sonne umspielte die Linden der Promenade, geputzte Menschen wandelten unter dem grünen Gelaub, Kinder mit hellen Augen sprangen umher.

Am Abend stand ich wieder vor unserem Hause und stieg in den Bodenraum hinauf. Tags über trieb ich mich in den Straßen umher, Abends ging ich in mein Versteck. Ich bin mir nicht klar darüber, was ich eigentlich beabsichtigte, mein Kopf war benommen, mein Denken zerronnen, ich lief und lief, aber nur mein Körper bewegte sich, meine Seele schlummerte, ich war zu einem mechanischen, gedankenlosen Getriebe geworden.

Zuweilen sagte ich mir, daß ich verhungern müsse. Mein Verdienst war bald zu Ende. Wenn ich den letzten Groschen ausgegeben haben werde, dann muß ich sterben, langsam wird mich der Tod überwinden. So sprach ich und beschloß, lieber schnell zu sterben. Ich stand auch einmal am Wasser. Dunkel und schlammig zogen die Fluthen dahin, ich machte eine Bewegung mit dem Fuße, als wollte ich hinabspringen, es war aber nur ein Versuch, weil ich mich sehr fürchtete und mich erst langsam an den Gedanken gewöhnen wollte, daß ich einmal hinab müsse.

(Schluß folgt.)

Vergangene Zeit.

Wie war es schön, als noch die Frühlingsluft
Mir um die blonden Jugendlocken spielte
Und noch der Sehnsuchtsdrang zu ihr, zu ihr
Mein ganzes Sein, mein ganzes Denken füllte.

Wie war es schön, wenn der Gedanken Flug
Mein junges Herz für sie allein durchbebte,
Daß alles Schöne auf der weiten Welt
Für sie allein geschaffen nur mir lebte.

Wie war es schön, wenn sie in sel'ger Lust
Auf meine Stirn die frommen Hände legte
Und dann in einem nie geahnten Glück
Ein jeder Athemzug die Brust bewegte.

Wie war es schön, wenn ihrer Augen Gluth
Auf mich hernieder fiel mit sanftem Scheine
Und mir verheißend sprach: „Ich liebe Dich,
Gehöre Dir, bleib' ewig nur die Deine!"

Carl Weber.

Aus Heimath und Fremde.

Die 58. Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Eschwege. Zum zweiten Male seit der Einführung der Wanderversammlungen im Jahre 1863 tagte der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde in der altehrwürdigen Industriestadt Eschwege. Wie vor 13 Jahren, so hatten auch diesmal die Bürger alles aufgeboten, den Gästen den Aufenthalt in der freundlichen Stadt so angenehm als möglich zu machen. Und daß ihnen das gelungen ist, darüber herrscht nur eine Stimme.

Am Abend des 28. Juli begann das Fest mit der vorberathenden Sitzung des Gesammtvorstandes. Vertreten waren in derselben die Vorstände von Kassel, Hanau und Marburg durch die Herren Bibliothekar Dr. Hugo Brunner und Museums-Custos Lenz (Kassel), praktischen Arzt Dr. Eisenach und Gymnasiallehrer Dr. Wackermann (Hanau), Konservator Dr. Ludwig Bickell (Marburg). Die Zweigvereine Fulda, Schmalkalden und Rinteln blieben diesmal unvertreten. Nach der Sitzung fand eine höchst gemüthliche gesellige Vereinigung der inzwischen zahlreich eingetroffenen Festtheilnehmer im großen Saale des Bahnhofhotels statt. Am folgenden Tage, den 29. Juli, wurde um 10 Uhr Vormittags im geschmackvoll dekorirten großen Stadtbausaale die Hauptversammlung von dem stellvertretenden Vorsitzenden, Dr. H. Brunner, eröffnet, welcher den Dank des Vorstandes für die zahlreiche Betheiligung aussprach. Hierauf ergriff der Bürgermeister Vocke das Wort, um in herzlicher und warmer Weise den Geschichtsverein willkommen zu heißen. Dr. Brunner dankte für die freundliche Aufnahme und das herzliche Willkommen und berichtete sodann über die Vereinsthätigkeit im verflossenen Jahre. Dem von ihm an Stelle des abwesenden Schriftführers verlesenen Berichte ist zu entnehmen, daß die Zahl der Mitglieder in stetiger Zunahme begriffen ist, sie beträgt gegenwärtig 1337. Sodann wird der Todten des verflossenen Jahres gedacht und insbesondere des empfindlichen Verlustes Erwähnung gethan, den der Verein durch den Hingang der beiden Ehrenmitglieder, des Geheimen Rathes Mittler und des Forstmeisters Weber, sowie des Oberlandesgerichtssekretärs Rogge-Ludwig erlitten hat. Das Andenken dieser um den Geschichtsverein sehr verdienten Männer wurde auf den Antrag des Vorsitzenden durch Erheben von den Sitzen geehrt. Es folgten nun noch Mittheilungen über die Vereinspublikationen sowie über die gehaltenen Vorträge. Auch über die Errichtung des Denksteines auf dem Sandershäuser Schlachtfelde

wurde berichtet. Hiernach gab Dr. Brunner Nachricht von dem Ausscheiden des langjährigen Vorsitzenden, des Majors a. D. K. von Stamford, der großen Verdienste desselben um den hessischen Geschichtsvereins mit herzlichen, dankbaren Worten gedenkend. Sodann fand die Wahl des neuen Vorstandes statt, bei welcher auf Antrag des Dr. Wackermann-Hanau der Bibliothekar Dr. Hugo Brunner durch Akklamation zum ersten Vorsitzenden gewählt wurde. Die Namen der Mitglieder des neuen Vorstandes haben wir bereits in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift angeführt, doch wiederholen wir sie hier. Es besteht der neue Vorstand aus den Herren: Bibliothekar Dr. Brunner, Vorsitzender; Landesrath Dr. Knorz, Stellvertreter desselben; Bibliothekssekretär Dr. Scherer, Schriftführer; Custos Lenz, Rechnungsführer; Museumsdirektor Dr. Eisenmann, Konservator; Major a. D. von Löwenstein, Bibliothekar. Wir stehen nicht an, die Wahl dieses neuen Vorstandes freudigst zu begrüßen und dieselbe als eine ganz vortreffliche zu bezeichnen.

In weiterem Verlaufe der Versammlung berichtete Konservator Dr. Bickell-Marburg über die Schritte, welche seitens der Regierung zur Erhaltung und Pflege der Denkmäler geschehen, und richtet an die Versammlung die Bitte, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß die noch vorhandenen Denkmäler früherer Zeiten erhalten und womöglich dem Aufbewahrungsort für monumentale Urkunden auf dem Schlosse zu Marburg zugeführt würden. Dr. Wackermann-Hanau besprach alsdann die Thätigkeit des Zweigvereins Hanau, die sich auch in diesem Jahre namentlich auf die Limes-Forschung erstreckt habe. Hierüber würden bald umfassende Mittheilungen gegeben werden können, zumal auch die Reichsregierung jetzt dieser Forschung ihre besondere Sorge zuwende. Die von Custos Lenz-Kassel aufgestellte und als richtig befundene Rechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Vereins im Jahre 1891/92 ergab an Bestand und Einnahmen zusammen 7994,37 Mark, an Ausgaben 5560,19 Mark, so daß ein Ueberschuß von 2434,18 Mark verbleibt. Dieser Bestand soll Verwendung finden und wird auch vollkommen ausreichen zu den Ausgaben für Drucksachen u. s. w., so daß der Verein ohne irgend welche Schulden in das neue Rechnungsjahr übergeht. Die Versammlung ertheilte hierauf dem Rechnungsführer Entlastung. Der Jahresbeitrag wurde wiederum auf 3 Mark festgesetzt; auch wurde für Erhaltung und Erweiterung der Sammlungen auf dem Schlosse zu Marburg der bisherige Zuschuß in Höhe von 500 Mark bewilligt. Als Ort für die nächstjährige Versammlung wurde die Stadt Hofgeismar bestimmt. Von der Beschickung der Jahresversammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine, welche im September d. J. zu Münster in Westfalen tagen wird, soll diesmal abgesehen werden. Nachdem nunmehr der geschäftliche Theil der Sitzung erledigt war, ertheilte der Vorsitzende dem Oberlehrer Dr. Stendell aus Eschwege das Wort zu dem geschichtlichen Festvortrage über die Adelsgeschlechter des Kreises Eschwege. Ueber diesen nach jeder Richtung hin gediegenen, vorzüglichen Vortrag sowie über den weiteren Verlauf des Festes berichten wir in der folgenden Nummer unserer Zeitschrift.

Die „Frankfurter Zeitung“ brachte in den letzten Tagen die Nachricht, daß Professor Gustav Kaupert am 1. September d. J. nach 25 jähriger Wirksamkeit als erster Lehrer der Bildhauerkunst an dem Städel'schen Institute in den Ruhestand treten werde. Unser Kasseler Landsmann Gustav Kaupert gehört zu den hervorragendsten Künstlern, die aus unserer Vaterstadt hervorgegangen sind. Man kann ihn mit vollem Rechte einen Künstler von Gottes Gnaden nennen. Ein Schüler des berühmten Bildhauers Werner Henschel, hat er gleich diesem bis zu seinem höheren Alter eine außerordentliche schöpferische Kraft bewiesen. Er ist allen Kasselern lieb und werth, verdankt ihm doch unsere alte Hauptstadt des Hessenlandes außer anderen Monumenten das Hessendenkmal in der Aue, „den schlafenden Löwen“, das zum Andenken der als Opfer der französischen Fremdherrschaft gefallenen hessischen Patrioten 1874 errichtet worden ist. Möge es uns gestattet sein, hier in kurzen Zügen die hauptsächlichsten Momente aus dem Leben des berühmten Künstlers, an der Hand der in Otto Gerland's „Grundlage zu einer Hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte“, Bd. 2, enthaltenen Biographie Gustav Kaupert's, unseren Lesern vorzuführen.

Gustav Kaupert ist am 4. April 1819 zu Kassel geboren. Er entstammt einer bekannten Künstlerfamilie, welche das Geschäft der Gold- und Silberarbeiter betrieb. Sein Vater, Christian Wilhelm Kaupert, geboren zu Kaufbeuren am 7. Oktober 1786, hatte sich in Kassel niedergelassen und war daselbst am 12. Februar 1827 in die Zunft der Gold- und Silberarbeiter aufgenommen worden. Früh schon gab sich die künstlerische Neigung und Begabung Gustav Kaupert's kund. Das Geschäft des Vaters leitete den Knaben zuerst auf die Kupferstecherei. Vom Kupferstich ging er zum vertieften Graviren in Messing und Stahl über und kam so ganz von selbst auf die Bahn eines Graveurs und Stempelschneiders. Mit dem 14. Jahre trat Gustav Kaupert als Schüler in die Akademie der bildenden Künste. Hier waren die Professoren Ruhl, Henschel, Müller, Grimm, Aubel &c. &c. seine Lehrer. Im Modelliren machte er ganz außerordentliche Fortschritte, und mit der Vervollkommnung im Fache der

Plastik schwand seine Vorliebe zum Graviren in Stahl, so daß er von nun an sich vollständig der Bildhauerei widmete. Wiederholt wurden dem strebsamen akademischen Schüler Ehrenpreise, bestehend in silbernen und goldenen Medaillen, zuerkannt. Seine Studien setzte er in München fort. Hier kam ihm Schwanthaler freundlichst entgegen, und in dessen Atelier modellirte er nach Angabe dieses großen Künstlers eines der Basrelifs für das nach Salzburg bestimmte Mozart-Denkmal.

Im Winter 1842/43 kehrte er von München nach Kassel zurück. Hier löste er die von der Akademie der bildenden Künste gestellte Preisaufgabe: „Darstellung einer sich retten wollenden Menschengruppe aus der Sündfluth", in befriedigendster Weise. Es wurde ihm dafür ein Reisestipendium von 1000 Thalern verliehen, welches es ihm ermöglichte, im Jahre 1844 seine Wanderung nach Italien anzutreten. Vorher hatte er ein Werk angefertigt, daß die lobendste Anerkennung Rauch's und Schwanthaler's fand, „ein aus dem Turnier zurückkehrender siegreicher Ritter zu Pferd", welches die Offiziere der kurhessischen Kavalleriebrigade dem aus dem aktiven Dienste ausscheidenden General von Eschwege zum Geschenk bestimmt hatten. Diese Reiterstatue wurde von dem älteren Bruder Gustav Kaupert's, dem trefflichen Gold- und Silberarbeiter Werner Kaupert, in Silber ausgeführt und erfreute sich auf der Berliner Gewerbeausstellung im Jahre 1844 eines bedeutenden Beifalls. In jene Zeit des Kasseler Aufenthalts unseres Künstlers fällt noch eine größere Anzahl von Arbeiten, wie Studienköpfe, Portraitbüsten, „der sterbende Achill", Kompositionen aus dem Nibelungenlied, „der Abschied der hl. Elisabeth von ihrem Gemahl" 2c. 2c.

Auf seiner Reise nach Italien besuchte Kaupert in München seinen alten wohlwollenden Lehrer Schwanthaler, auf dessen Rath und in dessen Atelier er die etwa acht Fuß hohe Statue eines einen Löwen erlegenden Jägers, welcher, in's Hüfthorn stoßend, die Jagdgenossen herbeiruft, modellirte. Diese Statue kam in München zur Ausstellung und fand die günstigste Aufnahme seitens der Kritik. Kaupert schickte dieses Werk als Zeichen seiner Fortschritte an die Kasseler Akademie.

Gegen Ende des Jahres 1845 traf Kaupert in Rom ein. Dort wurde er von seinem alten Lehrer und Freunde Werner Henschel auf das Freundlichste aufgenommen. Zunächst widmete er seine Zeit dem Studium der Antike, dann löste er die von der Akademie San Luka in Rom für Bildhauer aller Nationalitäten ausgeschriebene Preisaufgabe: „eine Gruppe aus dem Bethlehemitischen Kindermorde" in solch trefflicher Weise, daß ihm dafür der erste Preis, bestehend in einer großen goldenen Medaille, zuerkannt wurde, eine Ehre, welche seit 50 Jahren keinem Deutschen zu Theil geworden sein soll. In Rom erhielt er von Frau Crunelius aus Frankfurt a. M. den Auftrag zur Ausführung eines größeren, „die Mutterliebe" darstellenden Werkes, das in der Villa der Frau Crunelius in Baden-Baden seine Aufstellung gefunden hat.

Ein anderes Werk während seines Aufenthaltes in Rom, welches dem Künstler Ruhm und Ehre einbrachte, war die Vollendung des für das Kapitol in Washington bestimmten Washington-Monumentes. Der amerikanische Bildhauer Cramford, welcher mit der Ausführung desselben beauftragt war, erkrankte während der Arbeit, er übertrug nun die Fortführung derselben unserem Landsmanne Gustav Kaupert. Dieser modellirte nach den Cramford'schen Skizzen die 14 Fuß hohen Statuen Masson's und Marshall's, welche allgemeine Anerkennung fanden. Sie wurden in München in Erz gegossen. Auch die kolossalen Thüren zu dem Kongreßgebäude in Washington wurden von Kaupert ausgeführt. Von den sonstigen nennenswerthen Kompositionen aus jener Zeit sind hier noch anzuführen: ein Apollo; „der Frühling des Lebens" (ein blasender Faun und eine Bacchantin); eine Susanna; eine Sappho, Basreliefs, die Geschichte Heinrichs I. des Finklers vorstellend; „die vier Jahreszeiten" 2c. 2c.

Im Jahre 1858 kam Kaupert nach Deutschland zurück. Während seiner Anwesenheit in Kassel wurde ihm von Frau Pfeiffer der Auftrag, ein Grabdenkmal für ihren verstorbenen Gatten zu entwerfen. Von mehreren Kompositionen wählte die Bestellerin diejenige, welche den „Engel der Auferstehung, eine Leidtragende tröstend" darstellt. Das Monument kam zur Ausführnng und bildet eine Zierde des neuen Friedhofes. Für Frankfurt schuf Kaupert eine „Victoria" sowie eine Portraitbüste von Boerne. Eines seiner bedeutendsten Werke bleibt aber immer der „schlafende Löwe" in der Karlsaue, dessen wir oben schon Erwähnung gethan haben. Das in weißem Marmor ausgeführte Denkmal ist bekanntlich auf derselben Stelle errichtet, auf der einst, am 16. Februar 1807, der hessische Sergeant Jakob Schuman von Eschwege als erster Insurgent gegen die französische Fremdherrschaft erschossen wurde.

Im Jahre 1867 wurde Gustav Kaupert als Professor der Bildhauerkunst an das Städel'sche Institut berufen. Auch dort entfaltete er als Lehrer wie als ausübender Künstler eine sehr bedeutsame Wirksamkeit. Es würde zu weit führen, wenn wir in unserer Skizze alle seine Werke namhaft machen wollten, geht doch schon aus dem bisher Mitgetheilten zur Genüge hervor, wie schöpferisch die Thätigkeit des Künstlers von seiner frühesten Jugend an bis zu seinem höchsten Alter gewesen ist. Nur noch einiger seiner jüngeren Werke wollen wir hier gedenken, es sind ein Christus und mehrere Apostelstatuen für die Basilika in Trier.

Gegenwärtig läßt Gustav Kaupert an der Stelle seines väterlichen Hauses vor dem Schlosse ein monu-

mentales Gebäude aufführen. Man schließt daraus, daß er hier in Kassel seinen Wohnsitz zu nehmen und den Abend seines Lebens zu verbringen gesonnen sei. Auf einen solchen Sohn kann seine Vaterstadt stolz sein.

Am 6. August fand zu Wilhelmshöhe ein Fest statt, das dort gewiß zu den Seltenheiten gehört. Der zur Sommerfrische dortselbst verweilende berühmte Göttinger Rechtslehrer, Geheimer Ober-Justizrath Professor Dr. Rudolf von Ihering feierte sein 50 jähriges Doktorjubiläum. Reiche Ehrungen wurden dem Jubilare zu Theil; nicht nur, daß die Berliner Hochschule, bei welcher er am 6. August 1842 auf Grund seiner Dissertation „de hereditate jacente" den Doktortitel erwarb, das Doktordiplom erneuerte und die Göttinger juristische Fakultät dem Gefeierten durch ihren Dekan eine tabula gratulatoria nebst einer Festschrift überreichen ließ, auch die übrigen deutschen Universitäten, und unter ihnen ganz besonders unsere hessischen Hochschulen Marburg und Gießen, auf welch' letzterer er 16 Jahre lang, von 1852—1868, als Professor des römischen Rechtes gewirkt hat, wetteiferten, dem Jubilare ihre Ehrenbezeigungen und Glückwünsche darzubringen. Aber nicht blos in Fachkreisen, auch von der gebildeten Laienwelt verdiente das Fest mitgefeiert zu werden, hat sich doch Professor Ihering durch sein Werk „Der Kampf um's Recht", das zuerst 1872 und 1886 in 8. Auflage erschien und das in fast sämmtliche europäische Sprachen übersetzt worden ist, einen volksthümlichen Namen erworben, wie kaum ein anderer unserer hochgelehrten akademischen ICti.

Universitätsnachrichten. Zum Rektor der Universität Marburg für das Amtsjahr 1892/93 wurde am 30. Juli der Professor Dr. Max Bauer, Direktor des mineralogischen Instituts, gewählt. Zu Dekanen der vier Fakultäten wurden gewählt: Professor Dr. Karl Mirbt in der theologischen, Professor Dr. Felix Marchand in der medizinischen, Professor Dr. E. F. H. Kayser in der philosophischen und Professor Dr. J. B. Westerkamp in der juristischen Fakultät.

Todesfälle. Am 24. Juli starb im Alter von 67 Jahren zu Kassel Dr. med. Wilhelm Harnier. Der Verblichene, in früheren Jahren ein gesuchter Augenarzt, hatte wegen körperlicher Leiden schon seit längerer Zeit der Ausübung seines ärztlichen Berufes entsagt. Die Leiche wurde der letztwilligen Bestimmung des Verstorbenen gemäß nach Gotha gebracht, um dort mittelst Feuer bestattet zu werden.

Am 7. August verschied zu Marburg die Schriftstellerin Fräulein Pauline Spangenberg eine sehr begabte Dichterin, die sich ebenso wegen ihrer hervorragenden geistigen Fähigkeiten wie wegen ihrer vortrefflichen Charaktereigenschaften, ihrer aufrichtigen Gesinnung, ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit, ihrer Begeisterung für alles Schöne, Gute und Edle der allgemeinen Hochschätzung erfreute. Geboren am 20. April 1830 in Marburg als Tochter des damaligen Universitäts-Syndikus und Privatdozenten in der juristischen Fakultät Dr. K. L. Spangenberg, zeigte sie schon frühe Vorliebe für die Wissenschaften und betrieb mit großem Eifer das Studium der neueren Sprachen, namentlich der englischen. Als Uebersetzerin von Kingsley's „Elisabeth von Thüringen" (2. Auflage 1885), „Yeast" (1889), „Alton Locke" (mit Marie von Harbou) (1891); von Alcock's „Spanische Brüder" (1889), sowie durch die Romane und Erzählungen „Unter dem Kreuz des Südens" (1890), „Aus dem alten Paris" (1890), „Herr Erich und sein Mündel" (1891) hat sie sich in der Schriftstellerwelt einen sehr geachteten Namen erworben. Auch unsere Zeitschrift „Hessenland" verdankt ihr das schöne Gedicht „St. Elisabeth-Brunnen", das in der Nr. 4 des Jahrgangs 1889 veröffentlicht worden ist. Ihr Hinscheiden wird von allen, die sie kannten, lebhaft beklagt, und ihr Andenken wird stets in Ehren gehalten werden.

Am 8. August starb zu Marburg eine in den weitesten Kreisen bekannte und beliebte Persönlichkeit: Moritz Lederer, Inhaber der Lederer'schen Bierbrauerei. Geboren 1833 als Sohn des in der Mitte der fünfziger Jahre verstorbenen Bierbrauers David Lederer, des bekannten freisinnigen Mitgliedes der kurhessischen Ständekammer in der vormärzlichen Zeit und um das Gemeindewesen der Stadt Marburg sehr verdienten Vizebürgermeisters, übernahm Moritz Lederer nach dem Tode seines Vaters die von diesem gegründete Bierbrauerei und Bierwirthschaft. Das Haus Lederer hatte von jeher eine merkwürdige Anziehungskraft, für den Bruder Studio nicht minder wie für den ehrsamen Bürger Marburgs. Hieß es doch schon zu der Studienzeit des Schreibers dieser Zeilen, in den vierziger Jahren, „bei David Lederer ist gut sein"; und wie bei dem Vater David so war es auch bei dem Sohne Moritz, dem es im Vereine mit seiner Gattin, einer Tochter des Universitätsmechanikus G. Schubart, gelungen ist, das Geschäft immer mehr emporzuheben.

Am 8. August verschied zu Fulda im 90. Lebensjahre der Regierungsrath a. D. Arnold von Haller, ein berufseifriger, pflichttreuer ehemals kurhessischer Beamter.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 17. Kassel, 2. September 1892.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2934.

Ach, eine Thorheit nur.

Ach, eine Thorheit nur und doch wie süß!
So dringt aus dem verschloss'nen Paradies
Der Rosenduft, und Eva's Augenpaar
Füllt sich mit Thränen, weil sie schuldlos war,
Als dort sie weilte. Meine Seele sucht
Den alten Pfad durch Wiesenthal und Schlucht, —
Den alten Weg am golddurchglänzten Strom,
Die tiefe Ruh' im frommen Waldesdom.
Ich stehe unsichtbar auf Bergeshöh'n
Und juble auf, wie ist die Welt so schön!
Du blauer Duft, du weißer Blüthenflor —
Du Glockenläuten und du Vögelchor. —
Und die Erinn'rung hat mich so bethört,
Mir scheint, dort wären nimmer eingekehrt
So Frost wie Winter —, denk ich Heimath dein,
Stehst du in Jugendglanz und Sonnenschein,
Steigt mir empor aus deinem Mutterschooß
Die erste Liebe — o, wie heilig groß —
Der erste Traum, der eine Thorheit hieß
Und Rosenduft war aus dem Paradies.
Trotz alles Grams, mit dem er mich gekränkt,
Wie war er doch mit Seligkeit durchtränkt.
Ob er auch irdisch und vergänglich war,
Gab er dem Geiste doch ein Flügelpaar,
Gab er dem Auge doch der Schönheit Lust,
Gab trunk'ne Freude in die junge Brust,
Er lehrte Schmerzen, die so tief und rein
Wie keine andre, spät're Erdenpein,
Er führte durch sein diamantnes Thor
Das Kinderherz zur Jungfrauschaft empor.
Ob er auch sank in der Enttäuschung Leid,
So blieb er doch in heller Wirklichkeit
In der Erinnerung wie das Heimaththal,
Das ewig liegt im gold'nen Sonnenstrahl —,
Der erste Traum, der eine Thorheit hieß
Und Rosenduft war aus dem Paradies.

M. Herbert.



Aus dem Leben Franz Dingelstedt's.

Altes und Neues.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)*)

Am 19. Mai 1836 wurde Franz Dingelstedt durch den Direktor Dr. Weber in sein neues Lehramt am Gymnasium zu Kassel eingeführt. Obgleich er eigentlich nur für die neuen Sprachen und Literaturen berufen war, so hatte man ihm doch noch andere Lehrgegenstände übertragen, u. a., man staune, den Unterricht in der Geographie und den Naturwissenschaften in der untersten Klasse, der Sexta. Nicht weniger als 22 Stunden wöchentlich waren ihm aufgebürdet worden. Doch unterzog er sich dieser Last, die seinem ungebundenen Sinne doch recht beschwerlich fallen mußte, mit der größten Bereitwilligkeit. Rasch wußte er sich bei seinen Kollegen wie bei seinen Schülern beliebt zu machen. Erstere erkannten seine Tüchtigkeit und seine eminente Lehrgabe, letztere behandelte er human, und wenn er sich auch in den Unterrichtsstunden nicht vollständig von dem ihm einmal anhaftenden burschikosen Wesen trennen konnte, so weiß man ja, daß das ganz besonders bei den Herrn Pennälern verfängt. Obgleich am Kasseler Gymnasium das sogenannte „vertrauliche Du“ eingeführt war, so redete er doch die Schüler der oberen Klassen, selbst die Tertianer, mit „Sie“ an, bis ihm höheren Orts bedeutet wurde, daß er sich auch hier dem herrschenden Gebrauche fügen müsse, was er denn auch that, aber nicht ohne dieses Vorkommniß in kostbarer Art persiflirt zu haben.

In dem französischen Unterrichte führte er wesentliche Verbesserungen ein. Er las mit seinen Primanern Molière, Chateaubriand, de Vigny, Lamartine und führte sie in der ihm eigenen lehrreichen, fesselnden Weise in die französische Literatur ein. Die englische Stunde, welche er noch im Schuljahre 1836 in Prima zu ertheilen hatte, verschwand im folgenden Jahre gänzlich vom offiziellen Lehrplane. — Es kursirt heute noch unter seinen ehemaligen Kasseler Schülern eine große Anzahl von Anekdoten, die sich an die Schulmeisterzeit Dingelstedt's knüpfen. Mit Vorliebe werden dieselben erzählt, und wie dies geschieht, das beweist wohl am besten, wie lieb und werth einst dieser Lehrer den Kasseler Gymnasiasten gewesen sein muß. Doch nicht mit den Leistungen Dingelstedt's als Lehrer wollen wir uns hier beschäftigen, sondern mit seiner Thätigkeit als Dichter und Schriftsteller während seiner Kasseler Zeit.

Nulla dies sine linea. Das kann man wohl mit Recht von dem 22jährigen Poeten sagen, der hier mit einer Leichtigkeit und Vielseitigkeit geistig zu schaffen beginnt, die wahrhaft erstaunlich sind. Wohin man blickt, in Zeitungen und Zeitschriften, in Almanachs und Taschenbücher, überall Skizzen und Kritiken, Novellen und Gedichte von ihm. „Die Au hatte so viele Nachtigallen, meint' ich, und Finken und Spatzen, die zahm und gesellig aus weißen weichen Frauenhändchen ihre Krümlein naschten und den blasenden Gardemusikanten zutraulich in das Notenblatt guckten. Aber der Friedrichsplatz und der Königsplatz und die ganze Stadt hatte keine Nachtigall, kaum einen Fink . . . Darauf fing ich an zu zwitschern, wahrhaftig aus vollster Brust“, schreibt er von sich selbst.

Träumte einst von hohen Dingen
Und von Ehren auf der Erde,
Wollt' den Doktorhut erringen
Oder gar Professor werden.

Plötzlich kamen da die Musen
Auf den leichten Götterfüßen,
Schlossen mich an ihren Busen
Und berauschten mich mit Küssen.

Und da hab' ich unterdessen
Von dem Singen, von dem Lieben
Den Professor ganz vergessen
Und bin ein Poet geblieben.

Immer sinken meine Hände
Zu den goldnen Saiten nieder,
Und statt dicker Foliobände
Schreib' ich lauter kleine Lieder.

*) S. Nr. 12 und 13 des „Hessenlandes“.

Armer Sänger, sel'ger Sänger,
Deine Träume sind zerronnen:
Auf die Erde hoff' nicht länger,
Wenn den Himmel Du gewonnen!

singt der Dichter in jener Zeit von sich selbst, und mit diesem Liede hat er auch die erste Sammlung seiner Gedichte eröffnet.

Mochte nun Franz Dingelstedt zu seinen poetischen Schöpfungen sich der Prosa bedienen, mochte er in Versen dichten, Eins war ihm immer eigen: das geistreiche Erfassen des Gegenstandes, die vornehme Haltung, die elegante Darstellung. Kaum hatte er sich in Kassel umgesehen, so erschienen von ihm in Lewald's „Europa" die „Bilder aus Hessen-Kassel", und die ganze Stadt gerieth in Gährung. Sein Freund Friedrich Oetker, der in seinen „Lebenserinnerungen" von Dingelstedt sagt, er habe Leben und Bewegung in die alte Residenzstadt gebracht, und ihm selbst sei derselbe wie ein Labetrunk in der Wüste erschienen, mußte die „Kasseler Bilder" scheinbar in der Zeitung für die elegante Welt bekämpfen, dadurch wurde die Erregung aber noch ärger. Die „Bilder aus Hessen-Kassel" geben uns ein treues Konterfei Kassel's vor mehr als fünfzig Jahren mit seinen Licht- und Schattenseiten; der Verfasser hat den genius loci richtig erfaßt, und diese Studie ist deshalb auch in kultureller Beziehung nicht ohne Bedeutung.

In dem 5., „Wanderbuch" betitelten Bande der Gesammtausgabe der Dingelstedt'schen Werke (Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel, 1877) ist eine durch die Verhältnisse hervorgerufene, freilich auch sehr abgeschwächte Umarbeitung der „Bilder aus Hessen-Kassel" enthalten, deren Anfang wenigstens hier wiederzugeben wir uns nicht versagen wollen, sind wir doch überzeugt, daß derselbe mit Interesse gelesen werden wird:

„Keine Stadt ist schöner im Herbst und herbstlicher in ihrer Schönheit als Kassel. Der ehrliche alte Bouterwek, antediluvianischer Aesthetiker der Georgia Augusta, welcher Personen und Orte durch Schlagworte zu charakterisiren liebte, taufte Kassel: Tempel des Schweigens. Die vielen offenen, stillen leeren Plätze der Oberneustadt, die langen Zeilen ihrer Hauptstraßen, die hochragenden, glatten Häuser zu beiden Seiten mit den hohlen Fensteraugen und ihren wie Riesenstämme weißschimmernden Säulen, sie bieten in der That einen feierlichen, tempelartigen Anblick. Kommt die Nacht dazu, bleicher Mondschein und brenzlicher Braunkohlenduft, der wie Höhenrauch auf der Haide über dem Fuldathale lagert, so ist die Aehnlichkeit fertig. Der späte Wandler hört seine Schritte auf dem Pflaster und längs den verschlossenen verschlafenen Häusern hohl wiederhallen und tritt unwillkürlich leise auf. Ein Tempel des Schweigens. Die Au, eine klassische Elegie, in Bäumen und Weihern gedichtet, ist der alte, heilige, dichtbelaubte Hain des Tempels; dieselbe Au, von welcher Börne, der Schalk, erzählt, er habe bei einem Spaziergang ein Zweiweißpfennigstück auf einer Ruhebank liegen lassen und dasselbe, vierzehn Tage später, an der gleichen Stelle wiedergefunden.

Das Bild von Kassel, Stadt und Landschaft, bietet keine hervorragende Züge. Aber es besitzt gewisse versteckte Eigenthümlichkeiten, die untersucht und erfaßt sein wollen. Oberflächlich betrachtet, gleicht Kassel der Schwesterstadt Darmstadt oder dem jungen Karlsruhe, die mit einander und mit manchen mittleren Haupt- und Residenzstädten einen und denselben Familienzug gemein haben: kleine Großstadt, große Kleinstadt. — — Alle sind, mehr oder minder, neue Städte, künstliche Städte. Was Kassel vor der weitverzweigten Verwandtschaft voraus hat, besitzt es von Natur, durch seine Lage, und eben so sehr von Kunst wegen, Baukunst und Gartenkunst, welche an diesem Fleckchen Erde, wie kaum an irgend einem anderen, gleichzeitig und einheitlich gearbeitet haben. Kassel, Wilhelmshöhe, Au: sie gehören untrennbar zusammen, sind wie von einem Geiste geschaffen, wie aus einem Gusse entstanden. Dieses charakteristischen Vorzuges kann sich nicht einmal eine unserer sogenannten Weltstädte rühmen. München ist eine Kunststadt; aber Kunst und Natur liegen sich da in den Haaren. Der Koloß Bavaria*) fiel wie ein Meteorstein auf die öde Hochebene am Isarfluß, während der Koloß Herkules aus dem Innern des in den schönsten Kunstgarten umgedichteten Hochwaldes auf der Wilhelmshöhe emporgestiegen zu sein scheint. Wien und Berlin sind nicht blos große Residenzstädte, sondern Großstädte an sich; aber sie weisen beide deutlich die Ringe ihres Wachsthums auf; die Wiener Ringstraße als den neuesten und glänzendsten, jedoch immerhin einen äußerlich angesetzten Ring, eine künstliche Schöpfung. Kassel ist von innen heraus gewachsen, nach einem bestimmten, fast nothwendigen Prozeß. Daß die Stadt außerhalb des Fremdenverkehrs lag, gab ihr eine gewisse Abgeschlossenheit und der starre, trotzige Absolutismus, welcher in den Charakterbildern des hessischen Herrscherstammes seit Jahrhunderten den durchgehenden Familienzug bildete, prägte dieser Abgeschlossenheit noch

*) Diese und die folgende Schilderung gehört der Umarbeitung an und ist sonach, wie leicht erkenntlich, neueren Datums.

einen, so zu sagen, souveränen Stempel auf. — Die Landgrafen und Kurfürsten von Hessen haben alle Zeit an der sprichwörtlichen Blindheit ihrer getreuen Unterthanen ihr ehrlich Theil gehabt, sich abseits und für sich gehalten, ihr eigenes Versailles aus ihrer Stadt und ihrem alten Weißenstein sich erbaut. Weder aus Napoleon's Kriegsbäckerei, noch aus der Fabrik des Wiener Kongresses ließen sie sich eine neubackene Königskrone oder einen Großherzogshut auf's Haupt stülpen. Sie drückten sich allein unter dem halben Schock deutscher Bundesfürsten den alten Kurhut fest und trotzig in die Stirn. Das war gut hessische, wenigstens alt hessische Art. Sie spiegelt sich, ausdrucksvoll und bestimmt, auch im Bilde der Hauptstadt ab."

Wer will es in Abrede stellen, daß in dieser Schilderung viel Wahrheit liegt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Hanau,

nach den „Souvenirs du Maréchal de Macdonald".

Mitgetheilt von A. Zwenger.

Die französische Memoirenliteratur hat durch die soeben im Verlage von Plon in Paris erschienenen „Souvenirs du Maréchal de Macdonald, duc de Tarente" eine neue werthvolle Bereicherung erfahren. Wir erwähnen diese Schrift, weil in derselben ein Gegenstand, der für uns Hessen von ganz besonderem Interesse ist, ausführlicher zur Sprache kommt: die Schilderung der Schlacht von Hanau, an welcher Marschall Macdonald als Führer der französischen Armee einen hervorragenden Antheil hatte. Viel ist bereits über dieselbe geschrieben worden, die Urtheile über die Schlacht selbst gehen weit aus einander. Um so willkommener muß daher die Darstellung sein, welche uns hier eine Autorität wie Macdonald, dessen Zuverlässigkeit und Ehrenhaftigkeit außer allem Zweifel steht, liefert. Wir werden die Schilderung unten auszugsweise wiedergeben, vorher mögen uns einige einleitende Worte gestattet sein.

Jakob Stephan Joseph Alexander Macdonald entstammte einem schottischen Geschlechte. Er war zu Sancerre im Departement Cher am 17. November 1765 geboren. Eigentlich für den geistlichen Stand bestimmt, träumte er, nachdem er in einer schottischen Lehranstalt, welche zugleich die militärische Vorbildung vermittelte, den Homer gelesen, von dem Lorbeer Achill's. Er trat 1784 zunächst in holländische Dienste, diente dann als Offizier in dem meist aus Irländern gebildeten französischen Regimente Dillon. Als Soldat der Revolution kämpfte er in Belgien und wurde schon 1793 Brigadegeneral. In den nächsten Jahren focht er mit Auszeichnung am Rhein, in Italien und in der Schweiz. Nach dem Sturze der Direktorialregierung schloß er sich Napoleon an, doch stand er bei demselben nicht in besonderer Gunst, dazu war er ein zu freimüthiger, allem höfischen Wesen tief abgeneigter Mann. Von 1804 bis 1809 lebte er halbvergessen in Ungnade, dann aber erinnerte sich Kaiser Napoleon dieses verdienten Generals, der, wie Thiers schreibt, einer der unerschrockensten Offiziere der französischen Armee war, reich an Erfahrung, ein guter Führer, kaltblütig und fähig, sich Gehorsam zu verschaffen. Bei Wagram erwarb er sich den Marschallstab, und später wurde er zum Herzog von Tarent erhoben. Im russischen Feldzuge stand das preußische Corps unter seinem Befehle. An den letzten Kämpfen des Kaiserreichs war er in hervorragender Weise betheiligt. Er diente dem Kaiser Napoleon, was dieser selbst anerkannte, bis zu seiner Abdankung mit unwandelbarer Treue, schloß sich ihm aber, nachdem er einmal in den Dienst der Bourbonen getreten war, während der hundert Tage nicht an. Im November 1830 legte er aus Gesundheitsrücksichten sein Amt als Großkanzler der Ehrenlegion nieder und zog sich auf sein Landgut Courcelles zurück, wo er im Jahre 1840 gestorben ist.

Zur Belehrung für seinen Sohn schrieb Macdonald während der Restaurationszeit seine Erinnerungen nieder, die er im Jahre 1826 beendete. Seine Enkelin, die Baronin de Pommercul, hat sie dem französischen Akademiker Rousset übergeben, und dieser hat sie jetzt unter dem oben angeführten Titel erscheinen lassen. Macdonald versteht es, gut zu erzählen. Für die Ereignisse insbesondere der Jahre 1809 und 1812 bis 1815 sind seine „Erinnerungen" eine Quelle ersten Ranges.

Nach dieser Einleitung wenden wir uns nun zu dem eigentlichen Thema unserers Artikels, der Schilderung der Schlacht von Hanau.

Nach der Völkerschlacht von Leipzig hatte der Kaiser Napoleon dem Marschall Macdonald den Befehl ertheilt, den Rückzug der Trümmer der französischen Armee zu decken. Am 24 Oktober 1813 hielt der Kaiser in Erfurt Rast. Hier befand er sich, ein geschlagener Mann, in denselben Zimmern des Schlosses, die ihn einst, fünf Jahre zuvor, als Herrscher der Welt umfangen hatten. Es war zweifellos, daß Napoleon von Kleinmuth befallen war, hatte doch der sonst so rastlose und thatkräftige Kaiser in der Zeit kurz vor und nach der Schlacht bei Leipzig eine Unthätigkeit und Unentschlossenheit gezeigt, welche die französischen Generale und Offiziere seiner Umgebung mit nicht geringer Verwunderung erfüllen mußten. In Erfurt wurde Macdonald zum Kaiser berufen. Im Schlosse traf der Marschall zuerst mit Murat, dem Könige von Neapel, zusammen, der ihm ankündigte, der Kaiser wünsche, daß eine Stellung ausfindig gemacht werde, wo man sich fünf bis sechs Tage vertheidigen könne. Mit einem Fluche fügte Murat hinzu, der Marschall möge nur jede Stellung für schlecht erklären, sonst werde der Kaiser sich und sie alle zu Grunde richten. „Seien Sie unbesorgt," erwiderte Macdonald, „und wenn ich eine noch so gute finde, ich werde ihm über unsere Lage schon meine Meinung sagen." Wirklich sprach der Kaiser von der Nothwendigkeit, mehrere Tage zu ruhen und sich zu vertheidigen. Macdonald entgegnete, daß er unter anderen Umständen derselben Meinung sein würde, aber die Reste des Heeres seien dermaßen außer Ordnung und Zucht, daß man an eine Abwehr des Feindes in irgend einer Weise noch nicht denken könne. Es sei unbedingt nothwendig, den Rhein zu erreichen, ehe Wrede die Gelegenheit, dorthin zu gelangen, abschneide. Der Staatssekretär Maret, Herzog von Bassano, und zwei Sekretäre, welche in dem Zimmer des Kaisers arbeiteten, hörten vor Erstaunen über die Sprache des Marschalls, die ihnen unerhört erschien, zu schreiben auf. Macdonald wünschte sofortigen Vormarsch; er erreichte wenigstens, daß der Kaiser nicht länger als bis zu dem folgenden Tage rastete.

Als wir uns Gelnhausen näherten, — berichtet dann Macdonald in seinen „Erinnerungen" —, fand ich die dortige Stellung besetzt, glücklicherweise nur schwach, mit etwa tausend Mann. Die Kinzig deckte sie, und die Brücke war schon abgebrochen, aber mit solcher Eilfertigkeit, daß die Balken in der Umgegend herumlagen. Feindliche Feldwachen umgaben uns. Viele Versprengte wurden angehalten, ich ließ sie Kompagnien bilden und machte ein Bataillon daraus. Der Feind hatte kein Geschütz an diesem Punkte, und das meinige befand sich zu entfernt von dem Ufer des Flusses. Sobald die Brücke nothdürftig hergestellt war, ließ ich angreifen. Die Stellung konnte beschwerlich werden, doch war der Feind so schwach, daß er nicht daran dachte, uns aufzuhalten; wenn er aber Zeit gehabt hätte, sich hier festzusetzen, so weiß ich nicht, ob es uns möglich gewesen sein würde, ihn zu überwältigen. Nachher erhielt er Verstärkung, namentlich an Kavallerie; man kämpfte und stritt sich unablässig herum, immer auf dem Marsche begriffen, bis zu einem Dorfe, in welchem wir bei stockfinsterer Nacht ankamen. In der Gegend befand sich ein Schloß, in welchem der Kaiser sich niederlassen wollte, nachdem er sein Quartier bereits in einem anderen, mehr rückwärts gelegenen Dorfe bestimmt hatte. Es war dies nur ein schlechtes Haus, während da, wo ich mich befand und wohin er kam, ein zwar unbewohntes, aber möblirtes Schloß vorhanden war.

Durch meine Erkundigungen wußte ich, daß die bayerische Armee in Hanau war. Man kannte nicht ihre Stärke. Sie hatte am Tage vorher mit ihrem Einmarsche begonnen und setzte denselben noch an diesem Tage fort (29. Oktober). Sie hatte nur Zeit gehabt, ein Détachement nach Gelnhausen zu schicken und Kavallerieabtheilungen nach verschiedenen Punkten. Eine Person, die am Abend von Hanau zurückgekommen war und mit eigenen Augen die Wahrnehmungen gemacht hatte, gab mir Auskunft darüber.

Der Kaiser ließ mich rufen und fragte mich, ob er sich in Sicherheit befände, da seine Garde noch nicht angekommen sei. „Ich kann dafür nicht stehen," sagte ich, „wir sind Nachts angekommen, kurze Zeit vor Ihnen, und ich weiß selbst nicht, ob alle meine Truppen mir gefolgt sind." — Wir sind also bei den Vorposten? — „Ja." — Er behielt mich zur Mahlzeit bei sich und ließ die von Hanau angekommene Person rufen, deren Aussagen ich ihm mitgetheilt hatte. Er befragte sie selbst, konnte aber auch nicht mehr in Erfahrung bringen. Er behauptete, daß die Bayern nicht vor ihm Stand halten würden; am anderen Tage sollte er freilich Gelegenheit haben zu sehen, wie er sich getäuscht hatte.

Mit dem Anbruche des Tages am 30. Oktober setzte ich mich in Marsch. In kurzer Entfernung trafen wir die Vorposten, gestützt auf eine starke Avantgarde. Ich mußte halten, um unsere Kavallerie die Säbel mit dem Feinde kreuzen zu lassen. Wir warfen ihn in den Hanauer Wald, in welchen wir ihm folgten. Es entspann sich nun ein Gewehrfeuer, welches die geringe

Anzahl von Truppen, über die ich verfügte, nicht aushalten konnte; ich ließ sie daher gedeckte Stellungen annehmen und die Kavallerie zur Stütze der Infanterie Angriffe machen. Nachdem darüber einige Stunden hingegangen waren, begab ich mich mit mehreren Offizieren auf die Landstraße, um mich zu vergewissern, was außerhalb des Waldes vorgekommen sei. Beim Ausgange wurden wir durch eine zahlreiche Artillerie und ein Gewehrfeuer begrüßt, welches uns zwang, rasch in den Wald zurückzukehren; aber ich hatte noch Zeit, einen Blick auf die Stellung des Feindes zu werfen, und was ich da bemerkte, war keineswegs geeignet, uns Zuversicht zu gewähren und uns Vertrauen zu unseren Truppen einzuflößen.

(Schluß folgt.)

Ursula.

Eine Geschichte aus Waldesgründen

von Wilhelm Speck.

(Schluß.)

Eines Abends fand ich die Thür zu meinem Versteck verschlossen, und als ich versuchte, das morsche Schloß mit Gewalt zu öffnen, kamen Menschen. Man rief mir nach, aber man wollte mich wohl nur erschrecken, nicht verfolgen. Wie ein gehetztes Thier lief ich fort, immer weiter, endlich stand ich still und besann mich, wo ich war. Es war nebelig, aber ich erkannte doch meine Umgebung, ich befand mich am Friedhof. Das eiserne Thor war verschlossen, aber ich konnte zwischen den Eisenstäben hindurch die weißen Denksteine und die Kreuze erkennen. Dort in der Ferne hinter den dunklen Cypressen lagen zwei Gräber, welche das Liebste umschlossen, das ich besessen hatte. Ich drückte meine heiße Stirn an das kalte Gitter und versuchte es, mit meinen müden Augen den Nebel zu durchdringen. Endlich wankte ich fröstelnd weiter, der modernde Hauch hatte mich getroffen, ich erschauerte.

Es ist das eine einsame Gegend, nur wenige Häuser stehen an der Straße, und diese Straße selbst ist dunkel, feucht, traurig. Ein Rain mit tief grünem Gras bewachsen stößt an sie heran, aber ich glaube nicht, daß eine Blume unter den Halmen blüht. Die Rosen, welche man hinter den Zäunen sieht, scheinen, so schön ihre Blüthe ist, einer anderen schwermüthigen Art anzugehören, und selbst die Laternen haben nur ein gelbes, schwefeliges Licht. Ich ging die Straße hinauf. Da war zuerst ein Wirthshaus, aus welchem wüste Stimmen erschallten. Schlagen sie sich? fragte ich mich, ist das ein Kampf, bei welchem Blut fließt und jemand getödtet wird? Diese Frage beschäftigte mich, es schien mir süß, sterben zu müssen. Man kam heraus, dicht hinter mir her, ich eilte, was ich konnte, aber ich fiel über einen Stein. Als ich mich wieder erhoben hatte, fühlte ich, daß meine Kniee zitterten, ich hatte keine Kraft mehr. Das Uebrige erlaß mir, wie ich mich wehrte, und wie man mir zu Hilfe kam. Ich mußte auf die Polizei mitgehen, denn ich sah verwildert aus, ganz verwahrlost. O mein Freund, was war aus mir geworden! In der matt erleuchteten Stube saß ich auf einer Bank. Von Zeit zu Zeit wurden Leute gebracht, auch ein Kind, welches sich verirrt hatte, es setzte sich neben mich und weinte still vor sich hin. Einige von den Leuten flüsterten mit einander, andere schliefen. Mein ganzes Leben zog da an mir vorüber, mein unglückliches, jammervolles Leben, mein Leben, welches doch durch Gottes Barmherzigkeit rein geblieben war. Die Zeit schlich dahin, von Zeit zu Zeit holte die Uhr langsam zum Schlage aus, es war ein dunkler, klangloser, müder Schlag. Manchmal dachte ich, man wird dich vielleicht für immer festhalten, mir erschien das nicht unmöglich. Endlich wurde ich gerufen, ich hatte den Namen meiner Verwandten genannt, sie waren gekommen, mich abzuholen. Wir gingen auf die Straße hinaus, ich mußte einige Schritte vor ihnen gehen, denn sie schämten sich meiner, aber sie ließen mich nicht aus den Augen. Die Tante sprach schließlich: ‚Sie ist eine Verworfene, oder wenigstens sie wird es, es ist alles verloren. Man muß sie fortschaffen, fort aus dieser Stadt, aber wohin?‘

Da wandte ich mich um und sagte: ‚Germerode‘. Ich war als Kind einmal hier gewesen, jetzt in meiner großen Noth gedachte ich seiner. ‚Ich werde wieder unter den grünen Bäumen wandeln, sagte ich leise, ich werde die Veilchen am Rain suchen und die blauen Anemonen, mit freundlichen Gespielen werde ich durch die Wiesen ziehen und in meine Träume hinein werden die hellen Dorfglocken läuten. Hic in reducta valle caniculae . .‘

‚Was sagt sie?‘ fragte die Tante.

‚Es ist wieder der Horaz,‘ erklärte ihr Gatte, ‚sie spricht sich Trost ein. Sie sieht das schattige Thal vor sich und gedenkt an des Lesbiers unschuldige Labung.‘

‚Sie ist doch vollständig verhärtet‘, sprach die Tante kopfschüttelnd. ‚Wie kann man nur daran denken, in einer solchen Stunde? Ich frage Dich.‘

. . . .

Das ist meine Geschichte. Ich kam nach Germerode, der Oheim war gut, aber er hielt sich ferne. Freundliche Gespielen fand ich nicht, man glaubte, mein Geist sei gestört, denn ich war gar scheu und ängstlich. Ich erschrak leicht und verlor dann die Herrschaft über mich, ich war dann wie gelähmt, wie gebrochen, aber mein Geist war ganz klar, er weinte nur über meine Seele. Noch immer freute er sich alles Schönen und Erhabenen, aber wenn er auf starken Flügeln sich erhoben hatte, dann erinnerte ihn diese brennende Wunde in mir, daß ich nicht mehr zu den Lichtkindern gehörte. So ging ich einsame Wege. Da kamest Du. Ich sah, daß Du mich lieb gewannest, und ich will es Dir nicht verbergen, daß es mich glücklich machte, dennoch, so schmerzlich es mir war, habe ich Dir viele Warnungen in den Weg gelegt, ich habe Dir zugerufen, wie Du einst des Vögleins Gesang verstandest: Hüte Dich! Du hast es nicht gethan, darum mußte ich Dir alles sagen. Kannst Du es wagen, nach dem, was Du gehört hast, mich in Dein Haus aufzunehmen?“

Sie blieb vor mir stehen und sah mich fragend an.

„Du hast Freunde, Verwandte, sie alle athmen in einer Welt, welche weit über dem Dunkel schwebt, in welches die Wurzeln meines Lebens hineinreichen. Sie werden mich scheu ansehen und Dein Haus meiden. Und Du selbst, wirst Du eine Seele lieben wollen, die sich einmal verloren hatte, wirst Du das Blatt aufnehmen, welches in der dunklen Fluth gelegen hat?“

Ich konnte nicht antworten.

„Du schweigst,“ fuhr sie fort, „und es ist recht so. Ich konnte Dir diese Stunde nicht schenken, so schwer Du unter ihr leiden magst, ich mußte von dem Tiefsten in meiner Seele reden, denn ich bin Dir vielen Dank schuldig, auch dafür, daß Du mir die Frau sandest, die einfache, ungebildete, rauhe Frau. Ich habe ihr treues Herz erkannt, denn ob sie schon mit scharfem Worte zu treffen weiß, so versteht sie es doch auch, wie eine Mutter zu trösten. Sie steht auf gutem Grunde. Die andern alle kamen mit Neugierde, sie wollten mein blutendes Herz sehen und meine finsteren Wege verstehen. Diese hat nicht gefragt, aber sie hat Gedanken des Lebens in meine Seele hineinleuchten lassen. Ich werde mein Loos hinfort in Frieden tragen.“

„Ich habe geschwiegen,“ konnte ich endlich sagen, „weil ich mich prüfte, Geliebte meines Herzens, ob ich Dir wohl mein Haus ausschmücken könnte mit allem Glanze, ob ich wohl Licht genug um Dich sammeln könnte, damit nie mehr ein Schmerz Dich an vergangene Schmerzen erinnern dürfte. Ich glaube, ich kann es. Dein Leben kann ich nicht sicher stellen, das ordnet ein anderer, und in seiner Hand steht, was über uns kommt, Glück oder Thränen, aber er hat es uns überlassen, in unser Leben hinein die Liebe zu pflanzen, welche tröstet wider vieles Leid. Mein Haus wird nicht einsam werden, denn Du wirst um mich sein, mein Glaube wird nicht wanken, denn Du hast viel gelitten und viel gelernt. Du hast schwer in eigner Sache gerichtet, ein anderer kann um so milder urtheilen. O, wende Dich nicht mehr fort von mir, sondern laß Dein Haupt ruhen an meinem Herzen.“

Sie sah mich lange schweigend an, dann warf sie sich weinend an meine Brust.

„Du willst die arme Ursula mit Dir führen? Ich habe Dich ja geliebt vom ersten Augenblick an. Als ich mit Dir wandelte im Sonnenschein und Sturm, da erkannte ich, was lieben heißt. Ich hoffte auch, Du würdest, nachdem ich Dir mein schwaches Herz enthüllt hatte, dennoch zu mir halten, aber ich konnte mich ja täuschen. Einmal bin ich abgewiesen worden, als ich einem mein Herz zu Füßen legte, und ich habe es getragen, dieses Mal aber würde ich es nicht überwunden haben. Denn jetzt liebe ich. Ich arme Römerin habe meinen Herrscher gefunden. Ja, nimm mich in Deine Arme, und unter Deinem Schutz laß mich hinfort wandeln, durch's ganze Leben hindurch, unter Deiner Liebe, te duce, Caesar.“

Die letzten Worte sprach sie wieder mit dem sonnigen Lächeln, welches mich immer entzückt hatte. Wir schritten Hand in Hand hinunter in das Thal, und war Ursula nun tausend Mal schöner als zuvor, und doch hätte ich es niemals geglaubt, daß es noch Holderes gäbe als die Geliebte in ihrem demüthigen Leiden. Das Glück hat doch noch reichere Farben als der Schmerz, sein Schönstes aber spart es für die auf, welche aus tiefer Nacht den Weg zum Lichte gefunden haben.

* *
*

Wieder hörten wir die Glocken klingen, da stand Ursula mir zur Seite, eine liebliche Braut, den Myrtenkranz im Haar. Den Hochzeitstag verlebten wir in Germerode, dann führte ich

mein Lieb in mein Haus, und fand ich mich auch in allem Uebrigen nicht getäuscht, mein Haus ist nicht einsam geblieben, sondern viele Freunde sind in ihm eingekehrt und viele Freuden. Dennoch ist der Kampf nicht ganz ausgeblieben, Christinchen kämpfte um ihr Leben, um ihr Szepter, sie kämpfte wie eine Löwin, aber sie wurde sanft und gelinde immer mehr zurückgedrängt bis in den Käfig, da konnte sie brummen. Später freilich, als unser Friedrich geboren wurde, gab sie sich zufrieden, und dieser Drache, welcher unseren Schatz bewacht, hat es denn schließlich verstanden, von dieser Stelle aus das Haus Menger in alter Weise zu lenken. Und nun kam auch der Onkel Hieronymus zu Ehren, das perpetuum mobile hat er aufgegeben, aber es ist nicht zu sagen, welch eine Menge jener köstlichen singenden, klappernden und schnarrenden Kunstwerke im Berghof das Tageslicht erblickt hat.

Eines Tages waren wir auf der Wilhelmshöhe. Ursula hatte ich auf einer Bank kaltblütig allein gelassen, aber was war zu thun, mein kleiner Friedrich verlangte die Schwäne zu sehen. Da stieg gerade einer aus der grünschimmernden Fluth zu der Grotte hinauf, in deren Tiefe eine mächtige Göttergestalt aufgestellt ist.

„Was ist das für ein weißer Mann?“ fragt Friedrich.

„Ich glaube, es ist der Neptun, der Meergott, wie die Heiden meinten.“

„Aha,“ sagt mein Sohn, „der also. Dann ist dieser Schwan auch der böse König, der seine Kinder im Wasser ertränkte und vom Meergott in einen Schwan verwandelt wurde. Jetzt will er sich anschmeicheln, so einer!“

Ich sehe meinen gelehrten Knaben bedenklich an. „Friedrich, wir wollen doch lieber die Mama fragen, wie sich die Sache verhält.“

Nun nehme ich mein Lieb an den Arm, und wir wandern in den schönen Wald hinein. Am nahen Gasthof spielt die Kurkapelle, und die prächtige Hörnermusik begleitet uns auf unseren stillen Pfaden. Unter uns ruht die Stadt mit ihren vielen Giebeln, und daneben blicken zahlreiche freundliche Dörfer aus duftigem Grün hervor. Ganz in der Ferne tauchen die blauen Berge auf, hinter denen Germerode liegt.

„Im nächsten Frühling gehen wir hinüber“, bittet Ursula.

„Jawohl“, sage ich. „Wir werden unter den grünen Bäumen wandeln, wir suchen am Rain die Veilchen und die blauen Anemonen.“

Da schaut Ursula ernst zu mir auf. Dann nickt sie mir in ihren alten Weise zu: „Die Hauptsache ist, der Friedrich braucht einen Flitzbogen.“

„Du solltest ihm lieber eine lateinische Grammatik geben,“ scherze ich, „damit er seinen Ovid besser studirt. Er hat vorher die Geschichte vom König Cycnus gründlich durcheinander geworfen.“

„Nur Geduld“, antwortet Ursula. „Nun, Fridericus, dic, quaeso, rede und blamire mich nicht. Wie heißt der Vers? Mens— ?“

Und nun spricht eine zarte Kinderstimme:

Mensa der Tisch,
Piscis der Fisch,
Domus das Haus,
Mus die Maus.

„Ja, ein Haus muß das Mäuschen haben,“ spricht mein Weib, indem es den Lockenkopf streichelt, „sonst ist das arme Thierchen ganz unglücklich.“ Sie wendet sich nun zu mir: „Heute, an unserem Hochzeitstag, danke ich Dir, Du Lieber, daß Du mich in Dein Haus geführt hast. Die dunklen Zeiten liegen nun weit hinter mir. Ich habe reiches Glück gefunden und in diesem Glück alles Schmerzliche vergessen, in Deiner Liebe, Du theurer Mann.“

Der Do 'nup!

Mitgetheilt durch Minka Henkel.

Die Edlen Niedersachsens
Einst zogen zum Turnei,
Es führten die stattlichen Ritter
Manch liebliches Fräulein herbei.

Und an den Schranken blitzte
Gar krieg'risch Schild an Schild,
An alte Ehrenzeichen
Reiht' sich manch neues Bild.

Der Herold prüft die Wappen
Gestreng nach seiner Kunst,
Da hilft vom kleinsten Makel
Selbst nicht die größte Gunst.

Die jungen Persevanten
Stehn rings im Kreis umher,
Begierig wollen sie lernen
Der Wappen geheime Lehr'.

Da tritt ein junger Kämpe
Hervor mit blankem Schild,
War eine rothe Leiter
Darauf das Wappenbild.

„Der mit der rothen Leiter,
Wer ist der junge Fant?"
Frägt Wernher von der Plesse,
Der Kölner Domdechant.

„Das ist die Hakenleiter,
Mit der ich jüngst erstieg
Dein Schloß, die hohe Plesse!"
Der Kämpe sprach's und schwieg.

„Ei," rief der alte Degen,
Zum jungen froh gewandt,
„Nahmst Du die hohe Plesse,
Da nimm auch meine Hand!

Du stiegst mit hehrem Muthe
Zu meinem Schloß hinan
Und hast's am hellen Tage
Recht wie ein Held gethan.

Dein ‚Do 'nup!' riefst du lustig
Und eiltest kühn voran,
Und ‚Do 'nup!' riefen Alle
Und folgten Deiner Bahn.

Und Do 'nup sollst du heißen,
Du tapfrer Feuerbrand,
Die Donups sollen blühen
Im deutschen Vaterland!"

Der Jüngling stand bescheiden,
Nur zögernd schlug er ein,
Das schien ihm zuviel Ehre
Für seine That zu sein. —

Am Abend hat im Stechen
Gewonnen er den Preis,
Der Kaiser schlug zum Ritter
Das junge Edelreis.

Doch Donup hieß im Lande
Nach ihm sein ganz' Geschlecht,
Erprobt in manchem Streite
Und blutigem Gefecht. —

Es trotzt' dem Sturm der Zeiten
Der Donops *) edles Haus,
Und Karl der Fünfte machte
Ein freiherrliches d'raus.

Noch heut' im Silberschilde
Die rothe Leiter steht,
Voran die Donops immer,
Wo's irgend aufwärts geht.

*) In der hessischen Geschichte ist dem Staatsminister, Geh. Rath und Generallieutenant Grafen von Donop ein ehrenvolles Andenken gesichert. Dr. Hugo Brunner berichtet in seiner Schrift: „Die Politik Landgraf Wilhelm's VIII. von Hessen u. s. w." von ihm: „August Moritz von Donop stammte aus einem alten lippischen Adelsgeschlechte. Geboren 1694 als Sohn des Geh. Rathes und Landvogtes des Fürstenthums Lippe Levin Moritz von Donop war er frühzeitig in den hessischen Militärdienst getreten, wo er im Jahre 1734 als Oberst den Feldzug gegen Frankreich unter Prinz Eugen mitmachte. Von 1741 bis zum Aachener Frieden (18. Oktober 1748) führte er das nach ihm benannte (spätere zweite, jetzige 82.) Infanterieregiment im österreichischen Erbfolgekrieg, stieg, nachdem er 1740 Generalmajor geworden, 1744 zum Generallieutenant auf und wurde von Kaiser Karl VII. zur Belohnung seiner Verdienste in den Reichsgrafenstand erhoben. Nach Beendigung des Krieges, in dem das Regiment abwechselnd in Brabant, Baiern, am Rhein und in Schottland gefochten hatte, wurde Donop Geheimer Staatsminister und Präsident des Kriegskollegiums und sollte sich nun auch auf einem anderen Felde als dem der Schlachten bewähren."

„Er war nicht nur ein Mann von großer persönlicher Liebenswürdigkeit, der eine weit ausgebreitete Bekanntschaft besaß, er war vor allem ein treuer Diener des landgräflichen Hauses, und seine Rechtlichkeit und Unbestechlichkeit waren über allen Zweifel erhaben. Dies bewährte sich noch im Jahr 1756, zur Zeit als der französische Hof mit Hessen-Kassel wegen des Abschlusses eines Subsidienvertrages Unterhandlungen anknüpfen ließ. Man bot Donop, wenn er als Präsident des Kriegskollegiums seinen Einfluß geltend machte, eine Belohnung von 100 000 Dukaten, allein vergeblich. Er antwortete; er sei wohl bereit, sein Leben für seinen Herrn zu opfern, ein Schurke und Verräther aber könne er nicht werden. Donop starb 1762 im November zu Rinteln." —

Aus alter und neuer Zeit.

Unter den Vielen, welche in den schönen Julitagen die Wilhelmshöhe bei Kassel besucht haben und hinaufgestiegen sind bis zur waldumrauschten Herkulesstatue, werden nur Wenige gewesen sein, welche wußten, daß in demselben Monat zweihundert Jahre verflossen waren seit der Geburt des Schöpfers derselben. In unserer Zeit der Jubiläen und Gedenktage dürfte es nicht unbillig erscheinen, auch einige Zeilen der Erinnerung dem zweihundertsten Geburtstage des Mannes zu widmen, der fünfundzwanzigjährig das Standbild schuf, welches nun bald zwei Jahrhunderte an sich vorbeiziehen sah. — Durch die Güte eines der Nachkommen jenes Meisters, — Otto Philipp Küper war sein Name, — ist es mir möglich gewesen, bei der Ausführung meiner Absicht zugleich ein altes Pergament, den Geburtsbrief Küper's, zu veröffentlichen. Ich lasse seinen Inhalt unverändert folgen.

„Des durchleüchtigsten Fürsten und Herren, Herren Carln, Landgrafen zu Hessen, Fürsten zu Hersfeldt, Grafen zu Katzenelnbogen, Dietz, Ziegenhayn, Nidda und Schaumburg ꝛc. Meines Gnädigsten Fürsten und Herren zu dero Meßinghof und Kupferhammer bestelter Verwalter, Joh. Otto Philipp Kleinschmidt uhrkunde und bekenne hiermit gegen Jedermänniglich, Welchergestalt der Ehrsame Meister Christoph Küper von Goßlar unterm Hartz gebürtig hiebevor ins Zehende Jahr unter mir gewesener Meister des hiesigen fürstl. Meßing Schmeltz Werks, mir durch Schreiben zu vernehmen gegeben, daß Er seinen jüngsten Sohn Otto Philipp Küper, das Kalt Kupfer Schmied oder Ausarbeiter Handwerk umb von dieser Profession hiernächst sein stück brod dadurch haben zu können, lernen zu lassen gesinnet, worzu Er

dann Schein und uhrkund seiner Ehrlichen geburth und Herkommens benötiget wäre, mit freündlicher bitte Ihm solches zu ertheilen gebührend mich ersuchet; Wann dann Seinem an mich beschehenen bitten und begehren zu weigern oder zu verhalten ich keinesweges zu versagen noch abzuschlagen einige ursach habe, sondern Ihm zur Steüer der Wahrheit zu attestiren mich verbunden finde, daß Er Meister Christoph Küper Zeit seines Hierseins mit seinem Ehe-Weibe Aganntin nicht nur in einem Züchtigen Ehrbaren Ehestand guten Gericht und Wandell gelebt, sondern auch eingangs erwehnten Sohn Otto Philipp aus einem unbefleckten Ehebet allhier auf fürstl. Meßinghof Anno 1692 in diese Welt gezeuget, und folglich etliche tage hernach den 7. July Zu der heyligen Taufe und mittelst mich den Zeitigen Verwalter dieser Werke als seines hierzu erbethenen Taufzeugens dem Gnadenbund Gottes einverleiben lassen, der dann hier von jedermann vor deren beiden Eheleuthen rechten ehlichen Sohn erkannt und geachtet worden, allermaßen Er auch dieses orts keinerleyweise Einiger Herrschaft mit einiger Leibeigenschaft oder andern servitut zugethan; Belangt demnach an Jedermänniglich nach Standes Würden mein respective Dienst- und freundliches ersuchen, als einen in schweren eyd und pflichten stehenden Bedienten meines Gnädigsten Herren diesem meinem attestato völligen Glauben beyzumeßen, mehrerwehnten Christoph Küper und dessen Sohn Otto Philipp auch in recommendation zu nehmen und selbigen allen geneigten und beforderſahmen willen in allem billigen zu erzeigen, Solches wird Er gegen jedermänniglich meiner Hoffnung nach mit schuldigem Dank erkennen, und ich in dergleichen und mehrern gelegenheiten hinwiederumb möglichst zu verschuldet ganz bereitwilligst und geflissen sein werde. Dessen zu wahren uhrkund ist dieses von mir eigenhändig unterschrieben undt mit meinem pitschaft bekräftigt; So geschehen und gegeben auf dem fürstl. Meßinghof bey Caßell den 19. Marty des Eintausend Siebenhundert und Neunten Jahres.

l. s. Otto Philipp Kleinschmidt."

In ganz besonderer Weise ehrte Landgraf Karl der Schöpfer der Herkulesstatue, indem er den Rath der Stadt Kassel anwies, Philipp Küper die Anfertigung eines Meisterstückes zu erlassen. Er wurde ohne ein solches Meister, da er, wie es in der Urkunde heißt, „sattsam bewiesen, daß er sein Handwerk gründlich verstünde".

Der Landgraf ernannte ihn außerdem zum Hofkupferschmied.

Otto Philipp Küper erreichte in glücklicher, mit sieben Töchtern gesegneter Ehe ein hohes Alter, er starb im Juli des Jahres 1770 und wurde vom sogenannten Modellhaus aus begraben.

Das von ihm begründete Geschäft blüht noch heute in seiner Nachkommenschaft; es ist das altrenommirte des Hofkupferschmiedemeisters F. Francke.

Kassel, im August 1892. H. F.

Aus Heimath und Fremde.

Am 20. August, dem 90. Geburtstage des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, war die Grabstätte desselben auf dem alten Friedhofe wie herkömmlich auch in diesem Jahre zahlreich besucht und mit Kränzen und Blumen, welche u. a. die Prinzen und Prinzessinen von Hanau, der Prinz von Meiningen, der Landgraf Alexis von Hessen-Barchfeld, Oberstlieutenant a. D. von Heathcôte, die hessische Rechtspartei, der Club „Junghessen" ꝛc. hatten niederlegen lassen, reichlich geschmückt.

Sind wir recht unterrichtet, so wird der vortreffliche Festvortrag, welchen der Oberlehrer Dr. Stendell bei der Jahresversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde in Eschwege gehalten hat, unter dem Titel „Beiträge zur Geschichte der in der Umgegend der Stadt Eschwege ehemals ansässigen adeligen Geschlechter" im Drucke erscheinen. Wir unterlassen es daher, heute auf den Vortrag zurückzukommen, behalten uns vielmehr vor, demselben eine besonder Besprechung zu widmen, sobald er gedruckt vorliegen wird. Für heute erübrigt nur noch, den in der vorigen Nummer unserer Zeitschrift wegen Mangels an Raum abgebrochenen Bericht über den Verlauf der Jahresversammlung zu Ende zu führen. Wir werden uns dabei möglichst kurz fassen.

Nachdem am 29. Juli zur Mittagsstunde ein fideler Frühschoppen die Festgenossen vereinigt hatte, fand um 3 Uhr Nachmittags das Festmahl im Hotel Koch statt. Heitere Laune und frohe Stimmung herrschte bei demselben. Nachdem der Vorsitzende, Dr. Brunner, den Trinkspruch auf Se. Majestät den Kaiser ausgebracht hatte, ließ Dr. Wackermann-Hanau die gastfreundliche Stadt Eschwege und deren liebenswürdige Bewohner hoch leben. Bürgermeister Vocke dankte hierauf im Namen der Stadt und brachte ein Hoch auf den hessischen Geschichtsverein aus. Pfarrer Wissemann-Kassel widmete einen von den Anwesenden dankbar aufgenommenen Trinkspruch dem Festredner Dr. Stendell, der zwar kein geborener Hesse sei, doch gezeigt habe, welch' liebevolles Verständniß er der hessischen Geschichte entgegenbringe. Der Gefeierte dankte für die ihm gewordene Ehrung und trank auf den Adel der Werralandschaft, dessen Geschichte ihm schon lieb gewesen sei, ehe er noch in

Hessen seine Heimath gefunden habe. Nachdem noch die Herren Regierungsassessor von Keudell, Pfarrer Schaub-Eschwege und Dr. Seelig-Kassel geredet hatten, fand das Festmahl seinen Abschluß mit dem Liede Eugen Höfling's „O alte Burschenherrlichkeit". Dem Festmahl folgte am Abend ein Familienkonzert auf dem Leichberge, bei welchem auch dem Tanzvergnügen gehuldigt wurde. — Am 30. Juli wurde dann der Ausflug nach dem Heldrastein unternommen, der sich nach jeder Richtung hin zu einem lohnenden gestaltete. Dort wurden die Festgenossen, etwa 40 an Zahl, auf das Liebenswürdigste von dem Besitzer des Berges, dem Freiherrn von Scharfenberg auf Kalkofen bei Wanfried, empfangen und bewirthet. Alle Theilnehmer sind einig darin, daß die diesjährige Hauptversammlung des hessischen Geschichtsvereins einen glänzenden Verlauf genommen hat.

Die Eschweger haben gezeigt, was sie konnten, ihnen gebührt für ihre herzliche Gastfreundschaft Ehre und Dank.

In den letzten Wochen ist unser Hessenland in Folge der anhaltenden außerordentlichen Hitze von mehreren größeren Bränden heimgesucht worden, von denen derjenige von Sontra am 20. August der bedeutendste war. Nicht weniger als 38 Wohnhäuser mit der wohl mehr als doppelten Anzahl von Nebengebäuden — fast ein Viertel des Städtchens — sind ein Raub der Flammen und etwa 80 Familien obdachlos geworden. Da thut Hilfe noth, zumal die Geschädigten meist dem Arbeiterstande angehören, die bei ihrer Armuth nicht in der Lage waren, ihre Habe versichern zu können. Auch hier wird sich die so oft bewährte Mildthätigkeit unserer hessischen Landsleute gewiß wieder in dem schönsten Lichte zeigen. — Das hessische Bergstädtchen Sontra, dessen Geschichte bis zum Anfange des 13. Jahrhunderts hinaufgeht, und dem vom Landgrafen Heinrich II. im Jahre 1368 Stadtrechte verliehen worden sind, hat schon dreimal verheerende Feuersbrünste zu erleiden gehabt, 1558, 1634 und 1821. Wie Dr. Karl Lorenz Collmann in seiner „Geschichte der alten Bergstadt Sontra in Niederhessen", Kassel 1863, Verlag von A. Freyschmidt, berichtet, „richtete zuerst im Jahre 1558, am Sonntag von Bartholomäi, ein furchtbares Gewitter daselbst einen sehr bedeutenden Schaden an, und an dem darauf folgenden Sonnabend wurde durch die Unvorsichtigkeit eines Bürgers, welcher Flachs am Feuer trocknen wollte, nicht nur der Flachs, sondern auch das ganze Haus angezündet. Zu gleicher Zeit erhob sich ein gewaltiger Sturmwind, wodurch sich die Feuersbrunst rasch über die ganze Stadt verbreitete, so daß sämmtliche Gebäude der Stadt sammt den mit Frucht angefüllten Scheunen ein Raub der Flammen wurden. Das einzige Gebäude, welches unversehrt stehen blieb, war des Fürsten Behausung, das Schloß, welches diese Bewahrung einem demselben nahe gelegenen Teiche zu verdanken hatte. Auch die kirchlichen Gebäude blieben von den Flammen nicht verschont, indem von der Kirche das Holzwerk abbrannte, und der Kirchthurm sammt fünf Glocken, sowie das Pfarrhaus von ihnen zerstört wurden. Das große Elend, welches durch dieses unglückliche Ereigniß unter Sontra's Bewohner entstanden war, suchte der hochherzige Landgraf Philipp von Hessen durch seine große Mildthätigkeit zu lindern, indem er der so schwer heimgesuchten Stadt 350 Malter Korn und für die Armen zu Sontra 200 Gulden, 100 Malter zur Saat, 200 Malter zur Vertheilung unter die Aermsten und 50 Malter unter die Vermöglichen und Reichen, schenkte. Die fürstliche Unterstützungsgabe erhielt in den Augen der durch den Brand Beschädigten noch dadurch einen besonderen Werth, daß der Landgraf bei seinem zufälligen Aufenthalte zu Lichtenau, am 27. Oktober 1558, den Bürgermeister Dietrich Drost und die Rathspersonen Cyriax Schalbaum, Paul Döpfer und Ewald Waldberg aus Sontra dorthin kommen ließ und ihnen, unter Bezeigung seiner landesväterlichen Theilnahme an dem Unglücke ihrer Stadt, die Summe von 200 Gulden persönlich einhändigte, wodurch sich der edle Fürst in den Herzen der dankbaren Sontraer ein bleibendes Denkmal gestiftet hat." —

Von der zweiten großen Feuersbrunst wurde Sontra gegen Ende des Jahres 1634 heimgesucht. Die Kroaten, welche durch hessische Truppen zum Abzuge von Sontra genöthigt wurden, zündeten in der Christnacht mit teuflischer Rohheit, gleichsam zur Weihnachtsbelustigung, die unglückliche Stadt an, die beinahe vollständig eingeäschert wurde, so daß nur sehr wenige Häuser von dem Verderben verschont blieben. Als der landgräfliche Major von Herda, Befehlshaber in Eschwege, erfuhr, daß die kaiserlichen Kroaten die Stadt Sontra in Brand gesteckt hätten, zog er alsbald mit seinen Truppen dorthin und ließ dreizehn der mordbrennerischen Kroaten, die er gefangen genommen hatte, binden und in die Flammen der von ihnen angezündeten Häuser werfen.

Ob und in wie weit vorstehende, der angeführten Schrift Collmann's entnommene Mittheilung verbürgt ist, wissen wir freilich nicht, doch ist es ja bekannt, daß im dreißigjährigen Kriege solche gräuliche Vorkommnisse bei den Kriegführenden hüben wie drüben nicht zu den Seltenheiten gehörten.

Bei der Feuersbrnnst, die am 13. November 1821 in Sontra wüthete, brannten 34 Wohnhäuser nnd 57 Wirthschaftsgebäude ab.

Universitätsnachrichten. Der außerordentliche Professor für Mathematik an der Universität Marburg, Dr. Eduard Heß ist zum ordentlichen Professor und Mitdirektor des mathematischen Seminars ernannt worden. Professor Dr. Heß, ge-

boren zu Marburg am 17. Februar 1843, gehört dem Lehrkörper der Marburger Universität seit Herbst 1866 an. Er habilitirte sich daselbst, nachdem er kurz zuvor, am 11. August des letztgenannten Jahres, auf Grund seiner Dissertation „über den Ausfluß der Luft aus engen Oeffnungen“ zum Doktor promovirt worden war und die venia legendi erhalten hatte. Im Anfange seiner Lehrthätigkeit unterrichtete Heß nicht nur in der Mathematik, sondern auch in der Optik und Astronomie, später beschränkte er sich auf mathematische Vorlesungen. Auch als mathematischer Schriftsteller ist Professor Heß eifrig thätig gewesen, seine neueste Schrift ist u. W. „Beiträge zur Theorie der räumlichen Konfigurationen“.

Zur Vornahme einer Studienreise nach Zentralamerika hat der ordentliche Professor der Staatswissenschaften an der Universität Marburg, Dr. Hermann Paasche für die Dauer des Wintersemesters 1892/93 Urlaub erhalten, und ist für diese Zeit der Privatdozent Dr. Karl Rathgen von Berlin mit seiner Vertretung beauftragt worden. Dr. Karl Rathgen war, ehe er sich in Berlin als Privatdozent habilitirte, acht Jahre lang Professor der Volkswirthschaft in Tokio. Die Frucht seines langjährigen Aufenthaltes in Japan ist ein umfassendes Werk über die Volkswirthschaft und den Staatshaushalt von Japan, das eine wichtige Quelle für die Geschichte Japans darstellt. In die Wissenschaft führte sich Dr. Rathgen durch seine Schrift über die Entstehung der Märkte in Deutschland (Straßburg 1881) ein.

Todesfälle. Am 24. August verschied zu Kassel im Alter von 67 Jahren an den Folgen eines Schlagflusses der Oberst a. D. Friedrich von Baumbach, vormals Flügeladjutant des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen. — Am 26. August starb zu Kassel im 82. Lebensjahre der Schloßinspektor Heinrich Rohde. — Am 30. August starb zu Schlüchtern im Alter von 31 Jahren der Gerichtsassessor Wilhelm Gößmann. — Am 30. August verschied zu Marburg im 65. Lebensjahre der Geheime Regierungsrath Dr. med. et phil. Richard Greeff, Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie und Direktor des zoologischen Instituts. — Die Nekrologe folgen in späterer Nummer.

Briefkasten.

H. F. Kassel. Wie Sie sehen, gleich benutzt. Das Weitere brieflich.

J. N. Marburg. Wir nehmen Ihr gütiges Anerbieten dankbar an.

E. S. Haina. Baldgefälliger Einsendung der in Aussicht gestellten lyrischen Gedichte sehen wir mit Vergnügen entgegen.

H. K. Wiesbaden. Wir bitten, sich bezüglich des Abdruckes noch eine kurze Zeit gedulden zu wollen.

H. Wiesloch. Empfangen Sie unseren verbindlichsten Dank.

Th. K. Regensburg. Sie haben uns durch Ihre Zusendung recht erfreut. Die gewünschte Auskunft erhalten Sie in den nächsten Tagen.

Das 23. Heft der beliebten illustrirten Familienzeitschrift „**Universum**“ enthält folgende Beiträge: „Sonntagskinder“, Novelle von Clara Lauckner. — „Ein Blick auf die Thätigkeit der Geheimmittel-Fabrikanten“ von Dr. ***. — „Es bleibt dabei“, Novelle von Gerhard Walter. — „Der Grubenbrand von Przibram von E. Holstein. — „An die Natur“, Gedicht von F. Schanz. — „Auf dem Friedhof“, Gedicht von A. Nicolai. — „Quark's Lieblingsname“ von Eufemia von Adlersfeld, mit Orig.-Illustrationen von F. Czabran. — Rundschau: „Arnold Böcklin“. — „Heufieber“. — „Die größte Brücke der Welt“. — Humoristisches, Räthsel, Spiele 2c. — Von den Illustrationen sind als ganz hervorragend zu erwähnen: „Sommerabend“ von H. Baisch. — „Nach der Andacht“ von A. Fellmann. — „Wieder auf der Alm“ von P. Wagner. — Das neueste, 24. Heft enthält folgende Beiträge: „Sonntagskinder“, Novelle von Clara Lauckner. — „Festspiel in Kraiburg am Inn“ von A. Braun. Mit Original-Illustrationen von G. A. Closs. — „Die Juwelen des Wassers“ von Dr. L. Staby. — „Coco do mar“, Erzählung von E. Lenbach. — „Märchen“, Gedicht von M. Naumann. — „Fremde Vögel in unseren heimischen Fluren“ von Dr. K. Ruß. — „Quark's Lieblingsname“, Novelle von Eufemia von Adlersfeld. Mit Original-Illustrationen von F. Czabran. — Rundschau: „Biographie des Grafen von Schack“ mit Portrait. — „Treiben der Pflanzen bei elektrischem Licht“. — „Der Europäer im Tropenklima“. — „Baum- und Schaumwein“. — „Der Nibelungen-Hort“. — Humoristisches, Räthsel, Spiele 2c. — Von den Illustrationen sind als ganz hervorragend zu erwähnen: „Mein Innigstgeliebter“ von W. Menzler. „Der Maler in den Hundstagen“ von W. Hasemann. „Leckermäulchen“ von Geza Peske. — Preis für ein Heft 50 Pfg. — Das „Universum“ kann durch alle Buchhandlungen und Postanstalten bezogen werden.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren nebst Prospekten zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.

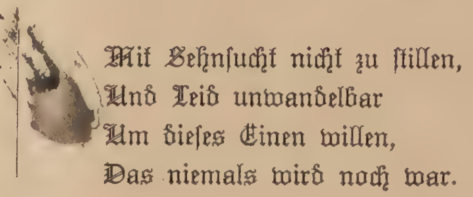


№ 18. Kassel, 16. September 1892.

Das „Hessenland“, Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von $1^1/_2$—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland“ eingetragen unter Nr. 2934.

Abschied.

Ein Glück, das nie bestanden,
Geträumt von uns allein,
Schlägt uns mit tausend Banden
In seinen Zauber ein.



Mit Sehnsucht nicht zu stillen,
Und Leid unwandelbar
Um dieses Einen willen,
Das niemals wird noch war.

Als wir die Hand uns gaben,
Da waren wir, mein Kind,
Wie Zwei, die Heimweh haben
Und ohne Heimath sind.

D. Saul.



Aus dem Leben Franz Dingelstedt's.

Altes und Neues.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Am 20. Oktober 1837, dem Jahrestage der Stiftung des literarischen Kränzchens „Stiftshütte“ erschien das „Hessische Album für Literatur und Kunst, herausgegeben von Franz Dingelstedt“. Die Vereinsmitglieder feierten dies Ereigniß durch eine besondere Festlichkeit im „Landgrafen Karl“. Eduard Beurmann, ein Bremer Advokat, der zu Frankfurt im Verein mit Karl Gutzkow den „Telegraphen“ begründet und bei Verlegung dieser Zeitschrift nach Hamburg zeitweilig seinen Wohnsitz in Kassel genommen hatte, hielt eine witzige Taufrede, Friedrich Oetker lieferte eine scherzhafte Geschichte des Kränzchens, und des „zweimaligen Fluchtauszuges“ sowie der Entstehung des „Albums“, und Franz Dingelstedt sprach den „Zimmerspruch“, den wir hier folgen lassen:

Deß walte Gott in diesen Hallen,
Mit seinem Wort und seinem Geist!
Der Tempel steht, die Fahnen wallen,
Im Morgenroth die Zinne gleißt. —
Deß walte Gott, der sich in Güte
Dem Schönen wie dem Wahren neigt,
Zu dem der frische Duft der Blüthe
Und reifer Früchte Brodem steigt.

Der Tempel steht. — Herein mit Allen,
Die heit'rer Kunst sich sinnig weih'n,
Die sich im Schönen noch gefallen,
Doch ohne Ernstem fremd zu sein;
Herein mit Jedem, nah' und ferne,
Im vielgeliebten Vaterland,
Der je in's dunkle Leben gerne
Der Dichtung grüne Kränze wand.

Der Tempel steht. — Heran, ihr Schwingen,
Die sich in erster Kraft gedehnt
Und die, zum Ziel emporzudringen,
Nach einem Wege scheu gesehnt;
Hervor, ihr Strahlen, lang verborgen,
Zerfahren ohne Schein und Tag,
Daß sich in einem großen Morgen
Die große Nacht entzünden mag;

Ein Morgen, wie die Zeit ihn ahnte,
Aus der der erste Funke stob,
Da sich der Geist, der neu gemahnte,
Der alten Finsterniß enthob,
Die Zeit, da über Hessens Gauen
Das Morgenroth der Dichtung flog,
Und da durch frühlingsgrüne Auen
Hubertus*) mit der Harfe zog.

So stehe da im ernsten Leben,
Der Hütt' und dem Palast verwandt,
Von Bet- und Handels-Haus umgeben,
Du Haus der Kunst, in Gottes Hand;
Und drinnen sollen die sich rühren,
Die, süßer Arbeit nimmer satt,
Das stark und treu zu Ende führen,
Was sie der Geist geheißen hat!

Nur das sei fern: das kleine Dichten
Und Trachten, wie's gewöhnlich geht,
Das Deuteln und Splitter-Richten,
Des Sinnen auf Gemeines steht;
Verwitt're das in seichter Breite,
Was stets am Eignen haften bleibt,
Zersplitt're das in leichtem Streite,
Was keine bess'ren Keime treibt!

Uns aber laßt in starkem Streben,
Die Brust für Höheres entbrannt,
Die jungen Flügel freudig heben,
Für freie Kunst und Vaterland!
Auf daß es drinnen Frühling werde,
Ein Dichterfrühling, mild und klar,
Wie's draußen auf der schönen Erde
So oft ein schöner Frühling war! —

Hat nun das „Hessische Album“ gehalten, was dieser „Zimmerspruch“ versprochen, hat es die Hoffnungen gerechtfertigt, die sich an sein Erscheinen knüpften? Wir vermögen diese Fragen nicht unbedingt mit ja zu beantworten. Es enthält Gedichte, Novellen, Erzählungen u. s. w.,

*) Der Dichter Ernst Koch, der Verfasser des „Prinz Rosa Stramin“, der unter dem Namen seine „Vigilien“ veröffentlichte.

die theils Kasseler Mitglieder der „Stiftshütte", theils auswärtige Schriftsteller zu Verfassern haben; unter den letzteren befinden sich auch der alte Graf von Bentzel-Sternau von Emmerichshofen, der weiland großherzoglich Frankfurtische Finanzminister, und Heinrich König von Hanau. Wir wissen wohl, daß auf literarische Erzeugnisse, die vor 50 bis 60 Jahren entstanden sind, nicht die heutige Kritik angewendet werden kann, die Anschauungen von damals und jetzt sind grundverschieden; das ist aber gewiß, daß ein großer Theil der Beiträge im „Hessischen Album" unserem Geschmacke nicht zusagt und überhaupt minderwerthig ist, namentlich gilt dies Urtheil auch von der Plauderei des Grafen Bentzel-Sternau und der Novelle Heinrich König's. Das Beste im „Hessischen Album" sind wohl die „Vaterländischen Sagen", unter denen die Ballade „Der Scharfenstein" von Dingelstedt obenan steht.

Hat das „Hessische Album" einen durchaus harmlosen Charakter, so kann man das weniger von einem anderen Blatte sagen, an dem Franz Dingelstedt in jener Zeit wesentlich betheiligt war. Es ist die „Kurhessische Landeszeitung" mit ihrem belletristischen Beiblatte „Die Wage". Eduard Beurmann hat diese Zeitung begründet, war Leiter des politischen Theiles, während Dingelstedt, wie Oetker sich in seinen „Lebenserinnerungen" ausdrückt, das „Hauptgewicht in die Wage lieferte". Die „Kurhessische Landeszeitung" war nach den damaligen Begriffen eine Zeitung in großem Stile, erschien täglich in großem Formate und huldigte der freisinnigen Richtung. Aber nur eine Existenz von sechs Monaten war dem gediegenen Blatte vergönnt. Am 15. Mai 1837 erschien die erste und am 14. November desselben Jahres die letzte Nummer. In der „Wage" tritt uns Dingelstedt in jeglicher Gestalt, als Lyriker und Balladendichter, als politischer Dichter, als Novellist, als Theaterkritiker und als Bücherrezensent entgegen, und überall mit Geist, Keckheit und Witz. Hier auch wird zuerst evident, daß er sich dem „jungen Deutschland" angeschlossen hat, zu dessen Affiliirten Eduard Beurmann schon längst zählte. In der „Wage" veröffentlichte der damalige Gymnasial-Hilfslehrer Franz Dingelstedt zuerst die „Spaziergänge eines Kasseler Poeten", die das größte Aufsehen machten und heute noch zu den schönsten seiner Dichtungen gehören.

„Solchen Gesang", schreibt Julius Rodenberg in seinen ‚Heimatherinnerungen', „hatte man in der alten Stadt der Landgrafen und Kurfürsten bis dahin nicht vernommen, so schneidig und scharf bei so viel Grazie; voll bewunderungswürdiger Beherrschung der Form und der Sprache, voll übermüthig guter Laune, mit einer Wendung des Verses vom burschikosen Scherz übergehend zu dem Ernst des Mannes, welcher klassische Bildung und geschichtlichen Sinn mit dem feinsten Instinkt für die Bedürfnisse der Zeit verbindet — und das Alles von einem Dreiundzwanzigjährigen! Erst kurz zuvor hatte der Chamisso-Schwab'sche Musenalmanach dem jungen Dichter die Pforte des deutschen Parnasses aufgethan, aber jetzt zeigte sich seine wahre Stärke. Nicht das Sentiment und die Passion, sondern das virtuose Spiel des Sarkasmus und der Satire war seine Sache, nicht das Liebeslied, sondern das Zeitgedicht mit einer Tendenz. Und wie prachtvoll auf diesen langen Zeilen rollt der Vers dahin —, bald klingend in reiner Harmonie, gleitend wie die Woge eines Flusses, bald als ein Katarakt sich überstürzend oder dumpf grollend, wie fernes Gewitter, durch die Straßen

. . . . jener stillen schönen Stadt,
Die ein Hauch aus Deinem Munde zaubergleich geschaffen hat.

Jener Landgraf Friedrich ist gemeint, dessen Denkmal auf dem Friedrichsplatze zu Kassel steht, von seinen getreuen Ständen ihm schon zu Lebzeiten errichtet, mit der Inschrift ‚Friderico secundo patria'."

Sie haben Aufnahme gefunden, diese „Spaziergänge eines Kasseler Poeten", nicht nur in der ersten und der zweiten Auflage von Dingelstedt's Gedichten, sondern zum Theil auch in dem 7. Bande der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke. Wer sich einen wahrhaften geistigen Genuß verschaffen will, dem empfehlen wir dort die Gedichte „Auf dem Friedrichsplatz", „Ständchen dem Ständehause", „Der große Christoph", „In der Au", „Auf dem Königsplatz", „Das Gespenst der Kattenburg" zu lesen. Eines jener Gedichte, „Reveille", das erste unter den „Vaterländischen Dichtungen" in der zweiten Ausgabe von Dingelstedt's Gedichten, findet sich in der Gesammtausgabe seiner Werke nicht abgedruckt; wir lassen es hier folgen:

Reveille.

Nun genug der stillen Nächte, nun genug der stillen Lieder!
Streckt euch, ihr verträumten Verse, dehnt zu Maß und Kraft die Glieder!
Seht, durch die Gardine schimmert schon der Morgen in's Gemach:
Nun ist's Zeit, du Siebenschläfer; blinder Hesse, werde wach!

Fei're nicht in kleinen Freuden, nicht in eig'nen Liebesschmerzen,
Dich und deine Dichtkunst ziehe groß am Zeit- und Volkesherzen,

Mit des Liedes Heertrompete, mit des Reimes Trommelschlag
Wecke, was in Dir und schon zu lange schlafend lag!

Horch, es rasselt die Reveille auf den Märkten, auf den Gassen;
Wollt ihr euch am vollen Morgen in den Federn fahen lassen?
Wacht der Widerhall im Steine, eh' das Menschenherz erwacht?
Draußen Tag und frische Regung, hier allein noch stumme Nacht!

Wirble, Lied, vor den Palästen, vor Kanzleien und Kasernen,
Daß der Garde bunte Trommler erst von dir das Handwerk lernen;
Schmett're, Jerichoposaune, bis die letzte Schranke fällt,
Die das kleine Hessenländchen scheidet von der großen Welt.

Nur an einer Stelle dämpfe sich dein Ton zu dumpfer Trauer;
Einen Leichenmarsch beginne an bekannter Kerkermauer;
Und vor jenem Erkerfenster, blumenreich und sonnenhell,
Dort aus süßer Angewöhnung schlag' zum letzten Mal Appell!

Wo das Spiel des Krieges Mode und solenne Wachtparade,
Billig ist's, daß auch der Dichter da sein Heer zur Must'rung lade,
Ha! wie funkeln seine Waffen in dem rothen Strahl der Früh'
Und wie stolz, wie schmuck das Häuflein! Achtung, es passirt Revue!

Wer mit den Verhältnissen rechnet, die in den dreißiger Jahren in der Residenzstadt Kassel bestanden, und wem es bekannt ist, welche Gesinnung daselbst höheren und höchsten Ortes gegen freisinnige Dichter und Schriftsteller herrschte, der wird es wohl begreiflich finden, daß Franz Dingelstedt, der Verfasser der „Spaziergänge eines Kasseler Poeten", der Freund und Genosse der Männer des jungen Deutschlands, in jenen Kreisen nichts weniger als eine persona grata war. Als nun gar noch verlautete, daß er, wie Wippermann in seinem Werke „Kurhessen seit den Befreiungskriegen" berichtet, mit dem Plane umgehe, in der Residenzstadt Vorlesungen über die neueste Literatur zu halten, da waren seine Kasseler Tage gezählt. Es half auch nichts, daß Franz Dingelstedt zu dem Geburtstage des Kurprinzen und Mitregenten ein Festlied dichtete, das, von dem Gesanglehrer Wiegand in Musik gesetzt, bei der Gymnasialfeier am 20. August 1838 gesungen wurde. Dieses Lied lautet:

Eine Stimme.

Was klingt doch heute überall
Im Hymnenton empor?
Wem jubelt über Berg und Thal
So mancher frohe Chor!

Chor.

Ein Volk ist's, das in Liebespflicht,
Des schönen Tages denkt,
Der seinem Fürsten einst das Licht,
Den Vater ihm geschenkt.

Eine Stimme.

Wer hält und lenkt mit treuer Hand
Dies Volk zu Gottes Preis?
Wer schirmt im weiten Vaterland
Auch unsern engen Kreis?

Chor.

Er ist's, an seinem Gnadenfluß
Hat Groß' und Kleines Theil;
Ihm tönt auch unser Festesgruß,
Heil, Friedrich Wilhelm, Heil!

Eine Stimme.

Und wer regiert als Herr der Herrn
So Fürst als Vaterland,
Zu dem die Fürsten nah und fern
Sich kindlich hingewandt?

Chor.

Das bist Du, Gott der Herrlichkeit,
Zu dem wir dankbar fleh'n:
Vor Dir in Zeit und Ewigkeit
Laß ihn, laß uns besteh'n.

Wenige Tage später, am 30. August, erfolgte die Versetzung Franz Dingelstedt's an das Gymnasium zu Fulda, die jedoch in der offiziellen Kassel'schen Allgemeinen Zeitung erst am 21. September amtlich bekannt gegeben wurde.

Da sollte es sich denn recht deutlich zeigen, welcher Anhänglichkeit und Liebe er sich bei seinen Schülern zu erfreuen hatte. Sie widmeten dem scheidenden Lehrer einen silbernen Becher und ein silbernes Besteck. Er selbst aber hatte, wie er in seinem „Literarischen Bilderbuche" erzählt, den Schmerz, in der letzten Lehrerkonferenz, welcher er in Kassel beiwohnte, einen, man weiß nicht, ob aus höheren oder höchsten Quellen erflossenen, Erlaß unterzeichnen zu müssen, daß alles Kollektiren in den Klassen des Lyceum Fridericianum, gleichviel zu welchem Zwecke, bei strenger Strafe verboten werde. „Die Demonstration von hundert Schulknaben zu Gunsten eines gemaßregelten Lehrers mißfiel entschieden so höheren wie höchsten Ortes wie tief unten —,

wo der gemeine Wurm Neid kriecht und die Natter Verleumdung sticht". Nicht unerwähnt dürfen wir aber lassen, daß der wackere Direktor des Kasseler Gymnasiums, Dr. Friedrich Karl Weber, der Franz Dingelstedt stets ein wohlwollender Vorgesetzter war, in dem Gymnasialprogramme des Schuljahres 1838/39 ihm warme Worte der Anerkennung widmet und sein lebhaftes Bedauern über das Scheiden dieses Lehrers ausspricht, der den Kollegen und Schülern lieb und theuer gewesen sei, und dessen Andenken ein bleibendes sein werde.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schlacht von Hanau,

nach den „Souvenirs du Maréchal de Macdonald".

Mitgetheilt von F. Zwenger.

(Schluß.)

Alle meine Botschaften an den Kaiser, um ihn von dem Widerstande, den wir erfahren, und von der Verminderung unserer schwachen Kräfte zu benachrichtigen, endlich um von ihm rasche Sendung von Hilfstruppen zu verlangen, blieben erfolglos. Zum Glücke konnte der Feind unsere Schwäche nicht merken, da unsere Soldaten in dem Walde zerstreut waren. Man drängte mich, selbst zu dem Kaiser mich zu begeben, aber ich fürchtete, daß dadurch die Truppe entmuthigt würde. Da die Entfernung von dem Hauptquartier aber nur eine Viertelmeile betrug, so entschloß ich mich endlich dazu, und um die Aufmerksamkeit abzulenken, ließ ich einen neuen Kavallerieangriff unternehmen und ritt im Galopp ab. Nachdem ich den Kaiser getroffen hatte, stellte ich ihm sehr energisch unsere Lage vor. „Was wollen Sie, daß ich hier thun soll," sagte er mit Gleichgiltigkeit, „ich gebe Befehle, und Niemand richtet sich danach, ich habe sämmtliche Kriegsequipage unter Bedeckung von Kavallerie auf einen Punkt vereinigen wollen, und Niemand ist gekommen." „Das glaube ich wohl", erwiderte ich; „viele haben die Einsicht oder den Instinkt und nehmen mit Recht an, daß die Verbindungswege, auf welche Sie dieselben leiten wollen, nicht freier sind als die unserigen; aber bemerken Sie wohl, daß unsere Lage keine gewöhnliche ist; es ist nothwendig, den Durchmarsch zu erzwingen und, ohne einen Augenblick zu verlieren, alles, was Sie hier an Mannschaft zur Verfügung haben, zu schicken. Warum ist Ihre Garde nicht auf dem Marsche? In kürzester Zeit sind wir alle verloren, wenn sie nicht rasch eintrifft." „Ich kann hier nichts thun", antwortete er mir kalt. Sonst, mit einem Zeichen, mit einer Geberde, mit einem kurzen Worte hätte er alles in Bewegung gesetzt. Indessen ließ er den Generalstabschef rufen, welcher behauptete, ebenfalls Befehle erlassen zu haben. Er erneuerte sie; man schlug Generalmarsch, und ich konnte mich mit dem erhaltenen Versprechen zurückbegeben, daß ein Theil der Garde eintreffen und zu meiner Verfügung gestellt werden würde. Die Verkündigung dieser Nachricht hob ein wenig den Muth der Soldaten. Man setzte das Gewehrfeuer fort, führte kleine Angriffe aus; doch die Garde kam nicht; die Ungeduld drohte überhand zu nehmen. Endlich nahm man die Bärenmützen wahr; ich machte darauf aufmerksam und kündigte an, daß die Truppe uns ersetzen würde, und daß man sich ausruhen könne.

Vier Jägerbataillone kamen an. Der General, welcher sie kommandirte, verlangte meine Befehle. Ich ließ die Hälfte als Plänkler sich entfalten und die beiden anderen Bataillone in Linie sich aufstellen. Sie traten in's Treffen. Der Anblick der Bärenmützen allein bewirkte, daß der Feind, welcher aus dem Gehölze herausgetreten war, zurückwich; allein es war noch schwierig, vorzurücken und selbst die Lisière zu besetzen, der Feind schoß mit Kartätschen und warf Granaten. Man stand fest, das war schon viel. Der Kaiser erschien, gefolgt von seiner Garde und anderen Corps. Er fragte mich um Auskunft, die ich ihm gab, indem ich die feindlichen Kräfte auf mindestens dreißigtausend Mann schätzte. „Kann man ohne Gefahr die Stellung sehen?" fügte er hinzu. „Ohne Gefahr, nein," erwiderte ich, „aber es ist nothwendig, sich derselben auszusetzen, wie ich es selbst gethan habe." — „Wohlan, vorwärts!" Wie er sich in Bewegung setzte, fiel und platzte eine Granate neben ihm, ohne irgend Jemand zu verletzen. Alsbald hielt er an, stieg vom Pferde, und von da bis zum Abend gab es kein Mittel, ihn aus dem Walde zu bringen. Er beauftragte den General Drouot einen Platz auszuforschen, um daselbst die Artillerie der Garde aufzustellen. Die Gefahr war drohend,

doch dieser tapfere, ebenso bescheidene wie ausgezeichnete General trug dem keine Rechnung. Um eine Diversion auf diesen Punkt zu unternehmen, befahl der Kaiser der Kavallerie der Garde nach der Landstraße zu debouchiren; die Grenadiere zu Pferde waren an der Spitze; sie stürzten sich auf den Feind, wurden aber zurückgeworfen und aufgenommen von einem Regimente der Ehrengarde, das aus jungen Leuten von guter Familie bestand, welche zum ersten Male in den Kampf eingetreten waren, jedoch eine große Entschlossenheit zeigten. Die Grenadiere sammelten sich hinter diesem Regimente, während die Dragoner den Angriff wieder aufnahmen und den Feind ihrerseits zurückschlugen. Das geschah mit Erfolg, denn sie durchbrachen die Carrés. Der General Drouot war nicht ohne große Verluste dazu gelangt, seine Batterieen aufzustellen; allmälig errichtete man dann noch weitere Batterieen auf anderen Punkten. Man war an die Lisière des Waldes gekommen. Der Feind wich überall zurück und überschritt den Fluß, aber er vertheidigte Hanau und hatte noch gegenüber unserem rechten Flügel eine Batterie, welche man nicht zum Schweigen bringen konnte, und die uns vielen Schaden zufügte. Wir hätten großen Vortheil aus dem Rückzuge der Bayern ziehen können, aber der Kaiser, der während des ganzen Tages in dem Walde geblieben war, bekümmerte sich um nichts, jeder handelte nach eigenem Gutdünken, und folglich fehlte das Zusammenwirken. Man glaubte genug gethan zu haben, nachdem man den Fluß genommen und den Feind zurückgeworfen hatte, aber man ließ außer Acht, daß es sich in unserer Lage darum handelte, durchzubrechen, und daß, solange Hanau nicht genommen war, die Verbindung nicht frei sein würde.

Der Tag war vorgeschritten, und die Batterie, von der ich redete, belästigte uns viel; sie beschoß anhaltend und sicher die Schlucht an der Landstraße. Ich befand mich persönlich daselbst. Die Kavallerie von Nansouty kam längs des Waldes heran; ich trug ihr auf, einen Angriff auf die Batterie zu machen und dieselbe zu nehmen. Nansouty verweigerte es unter dem Vorwande, seine Truppe sei zu ermüdet. „Machen Sie mir hier nicht ein Trugbild vor", sagte ich ihm, aber die Antwort blieb die gleiche. Ich sprach zu ihm mit vieler Hitze, als ein Generaladjutant des Kaisers vorüberkam und mich fragte, was ich vor hätte. „Sehen Sie," sagte ich ihm, „ein wenig Anstrengung, und diese Batterie wird unser sein. Wenn der Kaiser hier wäre, würde man, wenn auch nicht mit Kraft handeln, so doch seine Pflicht thun; in unserer Lage ist es nothwendig, alle Hindernisse zu besiegen und vorwärts zu dringen." — „Wünschen Sie den Kaiser?" sagte er, „ich bringe Ihnen denselben her." „Ja," antwortete ich, „wenn Sie es können." Es war schon spät, und anstatt selbst zu kommen, schickte er an Nansouty den Befehl, anzugreifen. Dieser brach endlich auf, aber sobald der Feind die Bewegung bemerkte, zog er sich zurück, was einige Stunden früher für uns ein großer Vortheil gewesen sein würde.

Ich hatte meine Trümmer an der Lisière des Waldes zusammengezogen, links von der großen Straße. Wir befanden uns nur in einer geringen Entfernung von Hanau; ein Theil der Truppen bewegte sich dorthin, aber ein lebhaftes Gewehrfeuer ließ sie außerhalb der Schußweite halten. Wir waren seit einiger Zeit in Ruhe, als ich aus dem Walde nach der Landstraße hin, bei der ich hielt, eine unförmliche Kolonne defiliren sah, an deren Spitze sich eine angezündete Fackel befand. Man sagte mir, daß das Gerücht verbreitet sei, ich weiß nicht auf welchen Grund hin, Hanau sei geräumt, und da der Kaiser dort ein gutes Nachtquartier finden würde, habe er sich ohne weitere Erkundigung in Marsch gesetzt. Vor ihm wurde die Fackel getragen; alles, was sich im Walde befand, folgte durcheinander: Truppen, Kriegsgeräthe, Handpferde, Artillerie ꝛc. Ich verlangte mein Pferd, um die Spitze des Zuges zu gewinnen und den Irrthum aufzuklären; aber diese Masse, welche bei dem Austritte aus dem Walde sich ausbreitete, hinderte mein Durchkommen; ein Graben zur Linken des Weges zwang mich, längs desselben mich zu bewegen, doch einige Schritte davon überschritt ich ihn und suchte die Spitze zu gewinnen. Plötzlich geboten einige Gewehrschüsse Halt, man sah die Fackel rechts abschwenken und eine krumme Linie beschreiben, um in den Wald zurückzukehren, aus welchem immer noch die unförmliche Masse heraustrat, sich verdichtend und drückend nach der plötzlich aufgehaltenen Spitze. Ich befand mich dergestalt eingeschlossen in das Gewühl, daß ich weder vorwärts noch rückwärts konnte und es mir unmöglich war, den Kaiser zu erreichen. Ich wollte den Graben wieder gewinnen und die Lisière des Waldes, bedauernd dieselbe verlassen zu haben, aber meine Versuche waren vergeblich. Endlich gab ich, ungeduldig geworden, meiner Gendarmen-Begleitung den Befehl, mit dem Säbel in der Hand mich zu befreien. Sie gehorchten, rufend: Platz, Platz! Eine einzige Stimme ließ sich aus der Masse vernehmen: „Was ist mit den Gendarmen los, die so viel Verwirrung verursachen?" Es war die Stimme des Grafen Daru, des Generalintendanten

der Armee. Ich hielt es nicht für geboten zu antworten und mich zu erkennen zu geben. Ich gelangte nun dazu, durchzukommen und die Stelle wieder zu gewinnen, welche ich verlassen hatte. Während dessen entwirrte sich die Masse, so gut sie es vermochte. Wenn der Feind davon Kenntniß gehabt hätte und aus Hanau ausgefallen wäre, so würde die Unordnung noch beträchtlicher und die Verluste unermeßlich gewesen sein, aber glücklicherweise dachte er nur daran, sich zurückzuziehen.

Um Mitternacht schickte mir der Kaiser den Befehl, eine Haubitzenbatterie aufzustellen und die Stadt zu beschießen. Der Feind erwiderte nicht, was darauf schließen ließ, daß sie nicht armirt war. Er räumte dieselbe und unsere Truppen zogen ein. Kaum gelangte die Nachricht davon in den Wald, als derselbe Haufen, welcher dorthin zurückgekehrt war, mit nicht geringerer Unordnung heraustrat als am Tage zuvor. Der Kaiser kam selbst und schickte mir den Befehl, die Truppen in der Stadt abzulösen, wo ich dann durch den General Bertrand abgelöst werden sollte. Ich hatte nicht wahrgenommen, daß das, was mir von Soldaten übrig geblieben war, sich entfernt hatte, um sich dem Strome anzuschließen, welcher sich gegen Frankfurt ergoß, wohin sich der Kaiser in Person begab. Ich ließ ihnen nacheilen, und man führte mir gegen hundertundfünfzig zurück, die ich in Hanau einrücken ließ, um einer Truppe zum Ersatz zu dienen, die nicht mehr zahlreich war. Der General Souham kommandirte dieselbe. Ich traf ihn in einem Hause der Vorstadt; er ging ab, und ich trat in die Stadt ein. Der Platz hatte ein Außenwerk, konnte jedoch einem Ueberfalle nicht widerstehen. In dem Augenblicke, als ich mich zu Tische setzte, um zu frühstücken, kam der Chef des Geniebataillons Tuillier, welchen ich den Kirchthurm hatte besteigen lassen, um mir in's Ohr zu sagen, daß der Feind sich vorwärts bewege. „Kehren Sie zurück", sprach ich zu ihm, „und lassen Sie mich wissen, wann er sich dem Thore nähert." „Er ist wenig fern davon," sprach er, „und Sie haben nur Zeit, sich zurückzuziehen." In der That begann das Gewehrfeuer: ich gab demnach das Frühstück auf und ließ den Oberoffizier rufen, welcher meinen kleinen Haufen von Mannschaft kommandirte, um ihm zu sagen, daß er standhaft bleiben solle, und daß er unverzüglich Ersatz erhalten würde. Indem ich die Sadt verließ, traf ich den General Bertrand, welcher den Befehl hatte, uns abzulösen; er fragte mich, wie viel Truppen er einrücken lassen solle. „Selbst zu viele werden nicht genug sein", erwiderte ich und setzte meinen Weg fort.

Erst in Frankfurt traf ich die schwachen Reste meiner Truppen wieder. Dort erreichte uns auch das Détachement, welches ich in Hanau zurückgelassen hatte. Ich hatte den Befehl, meinen Marsch nach Mainz fortzusetzen, wo ich Abends eintraf. —

Hiermit schließt die Schilderung der Schlacht von Hanau in den „Souvenirs du Maréchal de Macdonald". *)

In Mainz ließ der Kaiser den Marschall zu sich rufen und behielt ihn zur Mittagstafel bei sich. Napoleon besprach die Umstände und die Ereignisse dieses Feldzuges und beklagte sich bitter über die Treulosigkeit der Alliirten, namentlich Oesterreichs, während es doch bekannt war, daß der Kaiser durch seine übertriebenen Forderungen an der Fortsetzung des Krieges die Hauptschuld trug, und seine Nachgiebigkeit erst dann eintrat, als es zu spät war. Macdonald machte ihm Vorstellungen und gab ihm Rathschläge, die aber von Napoleon nicht angenommen wurden.

Erst in Frankreich, im letzten Kampfe um seinen Thron, fand der Kaiser die alte Entschlossenheit und Thatkraft wieder, freilich nicht zu seinem Heile, denn die Siege, die er nun noch erfocht, bestimmten ihn, die Friedensanerbietungen, die man ihm in letzter Stunde noch machte und die ihm den Besitz von Frankreich in seinen alten Grenzen gesichert haben würden, in der Annahme abzulehnen, daß er noch größere Siege erfechten und dann günstigere Bedingungen werde erlangen können. Er sollte sich täuschen. Am 31. März 1814 zogen die Alliirten in Paris ein, und Tags darauf sprach der französische Senat die Entthronung Napoleon's aus. Während nun so mancher seiner Marschälle den Zeitpunkt für gekommen erachtete, mit dem Feinde in Verbindung zu treten und seinem bisherigen Gebieter gegenüber eine höchst zweideutige Rolle spielte, blieb Macdonald demselben treu und vollzog dessen Aufträge in jener offenen und ehrlichen Weise, durch die er sich von jeher ausgezeichnet hatte. Und als am 13. April, zwei Tage nach der Unterzeichnung der Abdankungsurkunde durch Napoleon zu Fontainebleau, der Marschall zum letzten Male von dem Kaiser empfangen wurde, da sprach ihm dieser sein lebhaftes Bedauern darüber aus, daß er dessen Treue erst so spät und im Unglücke ganz würdigen gelernt habe und schenkte ihm zum Andenken den Degen von

*) In der Uebersetzung haben wir uns möglichst genau an den Wortlaut des Originals gehalten, selbst auf die Gefahr hin, stellenweise der Unbeholfenheit in der Ausdrucksweise geziehen zu werden.

Murad-Bey, den er einst selbst in der Schlacht am Berge Tabor getragen hatte. —

Wir lassen hier noch den offiziellen Bericht über die Schlacht von Hanau in deutscher Uebersetzung folgen, den die „Gazette du Grand-Duché de Francfort du 1er November 1813“ veröffentlichte. Daß es in demselben nicht an der bekannten französischen Schönfärberei und Großsprecherei fehlt, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Einen wohlthuenden Eindruck macht dagegen die Schilderung des Marschalls Macdonald, der auch hier seinen geraden, aufrichtigen Charakter bethätigt und der Wahrheit die Ehre gibt.

Der Kaiser hat am 25. Oktober Erfurt verlassen. Unsere (die französische) Armee setzte ihren Marsch nach dem Main ungehindert fort. Als man in Gelnhausen ankam, gewahrte man ein feindliches Corps, 4000 bis 5000 Mann stark, welches nach der Aussage der gemachten Gefangenen die Avantgarde der österreichisch-bayerischen Armee war. Diese Avantgarde wurde gedrängt und zum Rückzuge genöthigt. Eine vom Feinde zerstörte Brücke wurde auf's Schleunigste wieder hergestellt. Man hatte ferner durch die Gefangenen erfahren, daß die österreichisch-bayerische Armee, deren Stärke auf 60—70 000 Mann angegeben wurde, von Braunau nach Hanau sich bewegt hatte, in der Absicht, der französischen Armee den Weg abzuschneiden.

Am 29. des Abends wurden die Tirailleurs der feindlichen Avantgarde bis jenseits des Dorfs Langenselbold zurückgeworfen, und um 7 Uhr kam der Kaiser mit seinem Hauptquartier daselbst an und stieg in dem Schlosse des Fürsten von Isenburg ab.

Am folgenden Tage, den 30., Morgens um 9 Uhr setzte sich der Kaiser zu Pferde. Der Herzog von Tarent (Macdonald) ging mit 3000 Tirailleurs, vom General Charpentier befehligt, vorwärts; ihm folgten die Kavallerie des Generals Sebastiani, die vom General Friant kommandirte Division der Garde und die Kavallerie der alten Garde; der Rest der Armee befand sich noch um einen Tagmarsch rückwärts. Der Feind hatte sechs Bataillone bei dem Dorfe Rückingen aufgestellt, um so alle nach dem Rhein führenden Straßen abzuschneiden. Einige Kartätschenschüsse und eine Kavalleriecharge reichten hin, um diese Bataillone zum schnellsten Rückzuge zu bringen.

Als man die Grenze des Waldes zwei Stunden von Hanau erreicht hatte, begannen die Tirailleurs das Gefecht. Der Feind wurde bis zu dem Punkte zurückgedrängt, wo die alte Straße sich mit der neuen verbindet. Da er der Ueberlegenheit unserer Infanterie nichts zu widersetzen vermochte, so versuchte er die Bedeutendheit seiner Masse zu seinem Vortheil zu benutzen und dehnte sein Feuer mehr auf den rechten Flügel aus. Eine Brigade von 2000 Tirailleurs vom zweiten Corps, unter Anführung des Generals Dubreton, mußte ihn zurückhalten und der General Sebastiani ließ in den lichteren Stellen des Waldes auf die feindlichen Tirailleurs mehrere folgenreiche Chargen machen. So hielten 5000 Mann von unsern Tirailleurs die ganze feindliche Armee zurück bis um 3 Uhr Nachmittags.

Die Artillerie war angekommen. Der Kaiser befahl dem General Curial mit zwei Jägerbataillonen der alten Garde eine Charge auf den Feind zu machen und ihn über den Ausgang des Waldes hinauszuwerfen. General Drouot mußte auf der Stelle mit 50 Kanonen vorrücken. General Nansouty erhielt den Befehl zu einem lebhaften Angriff in der Ebene mit dem Corps des Generals Sebastiani und der Kavallerie der alten Garde. Alle diese Dispositionen wurden pünktlich vollführt. General Curial warf mehrere feindliche Bataillone. Beim bloßen Anblick der alten Garde flohen die Oesterreicher und Bayern. General Drouot ließ fünfzehn Kanonen, die er nach und nach bis auf die Zahl von fünfzig vermehrte, in Batterien auffahren, mit der ganzen Thätigkeit und der kaltblütigen Unerschrockenheit, welche diesen General auszeichnen.

General Nansouty eilte auf den rechten Flügel dieser Batterien und ließ 10 000 Mann feindlicher Kavallerie durch den General Leveque, Major der alten Garde, durch die Kürassierdivision St. Germain und nach und nach durch die Grenadiere und Dragoner der alten Garde-Kavallerie angreifen. Alle diese Angriffe hatten den glücklichsten Erfolg. Die feindliche Kavallerie wurde geworfen und zusammengehauen; mehrere Infanterie-Carrés wurden durchbrochen. Das österreichische Regiment Jordis und die Ulanen des Fürsten von Schwarzenberg sind gänzlich aufgerieben. Der Feind verließ die Frankfurter Straße, auf welcher er sich postirt, und den ganzen Strich, den er mit seinem linken Flügel eingenommen hatte; er trat seinen Rückzug an, der bald in gänzliche Flucht ausartete.

Es war 5 Uhr, die Feinde machten einen Versuch auf ihrem rechten Flügel, um dem linken Luft zu machen, und ihm Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. Der General Friant schickte zwei Bataillone von der alten Garde nach einem Vorwerk auf der alten Straße von Hanau. Der Feind wurde bald daraus vertrieben und sein rechter Flügel genöthigt, den Rückzug anzutreten. Noch vor 6 Uhr Abends ging er in Unordnung über den Kinzigfluß zurück.

Der Sieg war vollständig.

Der Feind, welcher sich überall setzen wollte, wurde genöthigt, die Frankfurter und Hanauer Straße zu verlassen.

Wir haben 6000 Gefangene gemacht und mehrere Kanonen genommen. Der Feind hatte sechs todte oder verwundete Generäle. Sein Verlust mag sich ungefähr auf 10 000 Todte, Blessirte und Gefangene belaufen. Der unsrige beträgt nicht über 400 bis 500 an Todten und Blessirten. Von unserer Seite waren nur 5000 Tirailleurs, 4 Bataillone von der alten Garde, ungefähr 80 Eskadrons Kavallerie und 120 Kanonen im Gefecht.

Den 31. Morgens zog sich der Feind gegen Aschaffenburg zurück. Der Kaiser setzte seine Bewegungen fort, und um 3 Uhr Nachmittags waren Se. Majestät in Frankfurt.

Die in dieser Schlacht und in den von Wachau und Leipzig genommenen Fahnen wurden nach Paris abgeschickt.

Den 31. Abends war das große Hauptquartier in Frankfurt.

Die Seidenzucht in Hanau im vorigen Jahrhundert.

Von Dr. Erich Meyer.

Goethe erzählt in „Dichtung und Wahrheit“: „Eine besondere Liebhaberei meines Vaters machte uns Kindern viel Unbequemlichkeit. Es war nämlich die Seidenzucht, von deren Vortheil, wenn sie weiter verbreitet würde, er einen großen Begriff hatte. Einige Bekanntschaften in Hanau, wo man die Zucht der Würmer sehr sorgfältig betrieb, gaben ihm die nächste Veranlassung. Von dorther wurden ihm zu rechter Zeit die Eier gesendet; und sobald die Maulbeerbäume genugsames Laub zeigten, ließ man sie ausschlüpfen und wartete der kaum sichtbaren Geschöpfe mit großer Sorgfalt. In einem Mansardzimmer waren Tische und Gestelle mit Brettern aufgeschlagen, um ihnen mehr Raum und Unterhalt zu bereiten: denn sie wuchsen schnell und waren nach der letzten Häutung so heißhungrig, daß man kaum Blätter genug herbei schaffen konnte, sie zu nähren, ja, sie mußten Tag und Nacht gefüttert werden, weil eben alles darauf ankommt, daß sie der Nahrung ja nicht zu einer Zeit ermangeln, wo die große und wundersame Veränderung in ihnen vorgehen soll. War die Witterung günstig, so konnte man freilich dieses Geschäft als eine lustige Unterhaltung ansehen; trat aber Kälte ein, daß die Maulbeerbäume litten, so machte es große Noth. Noch unangenehmer aber war es, wenn in der letzten Epoche Regen einfiel; denn diese Geschöpfe können die Feuchtigkeit gar nicht vertragen, und so mußten die benetzten Blätter sorgfältig abgewischt und getrocknet werden, welches denn doch nicht immer so genau geschehen konnte, und aus dieser oder vielleicht auch einer anderen Ursache kamen mancherlei Krankheiten unter die Heerde, wodurch die armen Kreaturen zu Tausenden hingerafft wurden. Die daraus entstehende Fäulniß erregte einen wirklich pestartigen Geruch, und da man die Todten und Kranken wegschaffen und von den Gesunden absondern mußte, um nur einige zu retten, so war es in der That ein äußerst beschwerliches und widerliches Geschäft, das uns Kindern manche böse Stunde verursachte.“

Das ist aus klassischer Feder eine Schilderung der Freuden und Leiden der Seidenzucht. Um aber in aller Kürze zu zeigen, wie sehr sich einstmals des alten Goethe Urtheil über den Werth dieses Geschäftszweiges bestätigt hat, mag angeführt werden, daß im Jahre 1785, also rund ein Menschenalter später, der Seidenbau in den preußischen Staaten einen Ertrag von drei Millionen Thalern brachte und mit dieser Zahl den dritten Rang unter sämmtlichen größeren Fabrikzweigen einnahm. Dazu kam noch, daß diese drei Millionen Thaler sich auf nur 6000 Beschäftigte vertheilten, während auf die in der Leinwandfabrikation gewonnenen neun Millionen 80,000 Arbeiter kamen, was für den Seidenarbeiter ungefähr einen fünffachen Verdienst gegenüber dem Leinenarbeiter bedeutete.

Aus der Stelle aus „Dichtung und Wahrheit“ interessirt uns noch besonders die Angabe, daß Goethe die Eier der Seidenraupen aus Hanau bezogen habe, und soll uns dies Veranlassung zu einigen Bemerkungen über diesen Industriezweig und seinen Betrieb im vorigen Jahrhundert zu Hanau geben.

Bekanntlich ging die Grafschaft Hanau-Münzenberg 1736 in Folge eines Erbvertrages an Hessen-Kassel über, wo damals Wilhelm VIII. noch als Statthalter seines älteren Bruders, Friedrich's I., Landgrafen von Hessen und Königs von Schweden, regierte. Die Regierung der Grafschaft ist aber erst 1785 mit Hessen-Kassel vereinigt worden: in den Jahren, die uns

hier zunächst beschäftigen, war das Ländchen persönliches Eigenthum des Statthalters Wilhelm, dem es sein Bruder schon 1735 im Voraus abgetreten hatte.

Diese Sonderstellung, die auch noch während der ganzen Regierung Friedrich's II. blieb, indem der spätere erste Kurfürst ziemlich unabhängig in Hanau residirte, brachte dem Lande jedenfalls den Segen, daß mit einer besonderen Liebe und Aufmerksamkeit über sein Wohlergehen gewacht wurde.

So sehen wir denn auch, daß Wilhelm VIII., sobald er in den Besitz des Ländchens gekommen war, sich bemühte, die damals allenthalben in Aufnahme kommende Seidenzucht auch hier zu fördern. Noch im Jahre 1736 ließ man die ersten 2300 Maulbeerbäume aus Frankreich kommen und im Hanauischen anpflanzen. Der Kammerjunker Du Plessis, später der Hofmarschall von Forstner hatten die Oberleitung der ganzen Einrichtung. „Die Wartung der Seidenwürmer und die Behandlung des Gespinnstes geschah in der Behausung eines gewissen Aunand und theils in der Remise zu Kesselstadt bei Hanau unter der Aufsicht eines Fabrikanten Namens Tessonier." [1]) Obgleich nun diese beiden Namen darauf hindeuten, daß es französische Hugenotten gewesen sind, die diesen Erwerbszweig vorzugsweise pflegten, und man vermuthen könnte, daß sie ihn auch im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts über den Rhein gebracht hätten, so bleibt die Ehre, die erste Seidenspinnerei gegründet zu haben, doch einem Deutschen. Obwohl Seidenwaaren schon vor 1720 in Hanau beliebt waren und daselbst durch einen gewissen Denis Nolhac vertrieben wurden, handelte es sich bis 1727 immer nur um französische Waare. Erst in diesem Jahre erschien Johann Christian Schreiber [1]), gebürtig von Langensalza in Thüringen, bei Nolhac und erbot sich, ihm die benöthigten Zeuge in Hanau selbst anfertigen zu lassen. Mit großen Schwierigkeiten hatte Schreiber zu kämpfen, bis Schlosser und Tischler nach seinen Angaben alle nothwendigen Maschinen hergestellt hatten. Dann begann die zweite Schwierigkeit, die Arbeiter anzulernen. Die Lehrmeister fanden sich nicht im Lande, man mußte suchen, sie von auswärts zu gewinnen. Doch kam er endlich soweit, eine eigene Fabrik anzulegen, zu der ihm das Privilegium unter dem 15. August 1732 ertheilt wurde [2]).

In welcher Weise man nun in damaliger Zeit verfuhr, um eine Industrie in's Land zu locken oder sie einem bestimmten Orte zu geben, zeigt uns ein Aktenstück aus jener Zeit. In Herbergen, an Landungsstellen der Boote auf Rhein und Main und ähnlichen Orten wurde ein „Avertissement" angeheftet, das sicherlich manchem fahrenden Gesellen und manchem unternehmungslustigen Heimathslosen in die Augen fallen mußte. Ein solches vom 5. Januar 1753 beginnt mit den Worten:

„Dem Publico wird hiermit zu wissen gemacht, daß des regierenden Herrn Fürsten zu Löwenstein-Wertheim hochfürstliche Durchlaucht gnädigst resolvieret haben, in dero am Main zur Handelschaft sehr bequem gelegenen Orte Klein-Heubach, ohnweit Miltenburg, allerlei Fabrikanten gnädigst aufzunehmen, und denselben, die sich in gedachtes (so!) Ort begeben wollen, beträchtliche Freiheiten und Vortheile zu concedieren."

Daran schließt sich dann eine sorgfältige Schilderung der günstigen Lage von Klein-Heubach sowie eine genaue Angabe der zu erwartenden Freiheiten.

Was dem Einen recht war, war dem Anderen billig: die Landesherren suchten einander in Versprechungen von Freiheiten zu überbieten, und bei dem bunten Aussehen der damaligen Landkarte von Deutschland kam es dann zu allerhand Unzuträglichkeiten. Schon das war eine mißliche Folge, daß über die allenthalben angebotenen Immunitäten sich sehr bald in den Köpfen eine ganz falsche Vorstellung festsetzte. Während sie doch nichts weiter waren als eine Form der staatlichen Unterstützung von Industriezweigen, die auch heute noch gewährt wird (Rumänien z. B., das vor vier Jahren etliche Zementfabriken anlegte, gewährte den Unternehmern zollfreien Eingang sämmtlicher Maschinen aus Deutschland), sah man sie bald als eine rein persönliche Belohnung und Auszeichnung an, die gar nichts mit ihrem ursprünglichen Zweck zu thun hatte. Wir haben beispielsweise gerade aus Hanau Akten, daß die steinreiche Wittwe eines Seidenfabrikanten, die fortan von ihren Renten leben will, unverfroren um Weitergewährung der Abgabenfreiheit einkommt, was naturgemäß abschlägig beschieden wurde.

Es kamen aber noch andere Dinge vor, welche den Fortgang der Industrie ernsthafter bedrohten, und über einen solchen für die damalige Zeit sehr bezeichnenden Vorgang soll noch nach dem in Marburg liegenden Aktenmaterial berichtet werden.

Im Jahre 1753 geriethen die Seidenfabrikanten Hanaus in nicht geringe Aufregung, als rasch hinter einander eine Reihe ihrer tüchtigsten Arbeiter ihre Entlassung nachsuchten, um nach Berlin

[1]) Nach Hanauisches Magazin von 1783.
[2]) Urkunde im Marburger Staatsarchiv.

auszuwandern. Man forschte dem Grunde dieser Erscheinung nach und fand, daß von einigen früher nach Berlin verzogenen Arbeitern Briefe angelangt, in den Hanauer Fabriken verlesen worden wären und durch ihren Inhalt die Entlassungsgesuche hervorgerufen hätten. Man kam auch den Umtrieben eines gewissen in Frankfurt wohnhaften Barons von Freytag auf die Spur, der, wie es schien, im Auftrag des Königs von Preußen die Arbeiter nach Berlin zu locken suchte.

Diese Dinge beeilte man sich der Regierung mitzutheilen. Den Verdacht, daß Friedrich der Große seine Hand mit im Spiele haben könnte, wies dieselbe vollständig zurück: einen solchen Gedanken ließen die ausgezeichneten, herzlich freundschaftlichen Beziehungen des Königs zu dem Landgrafen nicht zu. Baron von Freytag, von dem man überhaupt eine sehr wenig vortheilhafte Meinung hatte, werde, meinte man, wohl im eigenen Interesse derartig gegen das zehnte Gebot handeln. Wie dem aber auch wäre, man beschloß, die weiteren Auswanderungen von Arbeitern nach Berlin zu verhindern, zunächst dadurch, daß man sie warnte, den ihnen vermuthlich von dorther gemachten Versprechungen zu trauen. Man verwies dabei auf ein frisch in der Erinnerung der Hanauer lebendes Beispiel, das in mehr als einer Beziehung lehrreich ist: zeigt es doch, daß man Menschenhandel auch damals verurtheilte, und liefert so in seiner Art einen Beweis dafür, daß nach der allgemeinen Vorstellung die Soldatenvermiethungen an fremde Mächte nicht unter diesen Namen fielen. Die warnenden Worte der Regierung lauten:

„Das bekannte Exempel mit dem annoch hier in Haft sitzenden Hamburgischen Emissario, so zu einem unerlaubten Menschenhandel nacher Süd-Carolina gebraucht gewesen, giebt hiervon ein klares Beispiel (nämlich von der Unzuverlässigkeit derartiger lockender Versprechungen) und zeiget das an dortige Regierung communicierte in sämmtliche hessische Landen ergangene gedruckte Ausschreiben, was hierunter für Betriegereien vorgegangen, wie die verführten Unterthanen, welche kein beträchtliches Vermögen mitgebracht, die vorschießenden Transport- und Reisekosten in einer langwürigen Sclaverei abverdienen müssen.“

Den Auswanderern nach Berlin werde es nicht besser gehen. Die meisten seien gezwungen, das angebotene Reisegeld, das ihnen unterwegs in Leipzig ausgezahlt wurde, anzunehmen. Dadurch geriethen sie vollständig in die Hand der Fabrikanten, müßten mit jedem ihnen gebotenen Lohnsatze zufrieden sein und mühselig das Reisegeld abverdienen.

Außerdem, daß man diese Verwarnung in den Fabriken mittheilen ließ, griff man zu dem entschieden kräftigeren und damals auch garnicht ungewöhnlichen Mittel, die beunruhigenden Briefe einfach aufgreifen zu lassen.

Den Akten über diesen Vorfall liegen einige solcher Briefe bei, die übrigens ohne jede Gewaltmaßregel von dem Empfänger, einem alten Hanauer Bürger, der nicht einmal selber lesen noch schreiben konnte, abgeliefert worden sind. Sie sind von Berliner Seidenarbeitern geschrieben, zum Theil überraschend durch Handschrift und Stil, zum Theil so, wie wir sie von einem Arbeiter erwarten. Gerade der unorthographischste der Briefe rührt aber durch seinen Ton und giebt uns einen hübschen Einblick in die Verhältnisse dieser einfachen Leute. Er beginnt:

„Herrtz Vill geliebte Eltern.

Dero ihrr werthes schreiben habe den 14 8br. (Oktober) richtig erhalten, und daraus ersehen, das sie anoch bei gutter gesundheit sein, welches mich hertzlich erfreut, habe auch ersehen, das sie zwei schweine geschlagtet, daran ich vernehme, das Sie gottlob noch gutte Nahrung haben, ihm Haußstand, hertzliebe Eltern, sie haben uns vill segen und vergnügen und alles Wohlsein zum neuen Jahr gewünschet, wovor ich mich kindlich bedange, Es hätte meine schuldigkeit zuvor erfordert, aber ich war dazumal mit meiner Frau im Unglück, das ich unmöglich gekönt habe.“

Daran schließt sich nach einer ziemlich ausführlichen Beschreibung der Krankheit seiner Frau eine Aufforderung, ihm seinen jüngern Bruder Ludwig zu schicken, auch sonst vielleicht Leute aus Hanau auf Berlin hinzuweisen, wo es Arbeit genug, aber zu wenig Gesellen gebe. Letzteres bestätigen auch die anderen Briefe: es lägen so viele Bestellungen vor, daß man gern mehr Webestühle aufstellen möchte, wenn man nur Gesellen bekäme.

Wie weit es den Maßnahmen der Regierung gelungen ist, einer unbesonnenen Auswanderung vorzubeugen, können wir nicht sagen. Schwerer als diese aber schädigten die Jahre des siebenjährigen Krieges die Seidenindustrie. Furchtbar hausten die Franzosen im Lande. Die Maulbeerbäume wurden niedergehauen oder verkamen aus Mangel an Pflege, unerschwinglich waren die dem Lande auferlegten Kontributionen. Abgesehen davon, daß es Jahre lang die französischen Truppen ernähren mußte, wurden 750 000 livres Kontribution von ihm gefordert, und als bei Ankündigung des Todes des Landgrafen Wilhelm VIII. und des Uebergangs der Regierung an seine Schwiegertochter Maria ein Formversehen vorgefallen war, noch weitere 200 000 Thaler „Strafe“ diktirt. Verhängniß-

voll hing über dem zahlungsunfähigen Lande die Strafe einer allgemeinen Plünderung, die bereits angedroht war. Man scheute sich, die Waaren zur Frankfurter Messe abgehen zu lassen: war man doch nicht sicher, daß sie nicht zur Tilgung jener Landesschuld unterwegs konfiszirt würden.

Nach dem Kriege, unter der trefflichen Regierung des späteren ersten Kurfürsten Wilhelm und seiner unvergleichlichen Mutter Maria, wurde der Seidenbau wieder aufgenommen, und während 1743 nur etwa 13 Pfund 10 Loth Seide jährlich gewonnen und das Pfund zu 6, wohl auch 8, 9 und 10 Gulden verkauft worden war, stieg die jährliche Erzeugung 1768 auf 100 Pfund im Werthe von 10 bis 11 Gulden das Pfund. Die Seide wurde besonders gut zur Strumpffabrikation befunden.

Wiederum ist es ein Franzose, der aus der Languedoc gebürtige Seidenspinner Flessier, der die Seidenzucht überwacht. Auch Schweizer finden wir als seine Genossen, und im Gegensatz zu früheren Zeiten wandern jetzt auch Arbeiter aus Berlin zu. Die Eier bezog man meist aus Italien, aus Rom oder Roveredo, das noch heute der Hauptsitz der tiroler Seidenerzeugung ist. Die aus einheimischen Eiern gezogenen Würmer waren zwar widerstandsfähiger und kräftiger, allein sie wurden von Generation zur Generation kleiner und die Seide weniger fein und werthvoll.

Als Muster blieben die Einrichtungen in Preußen bestehen. In einem Artikel des „Hanauischen Magazines“ (1778, 26. Stück), dem wir einige der letzteren Angaben entlehnten, erwähnt ein Kundiger die Schwierigkeit, die es haben, den „kleinen Mann“ zum Anpflanzen von Maulbeerbäumen zu veranlassen, während die Seidenzucht in Preußen (ähnlich wie heute die Bienenzucht allgemein) besonders für Schullehrer und Pfarrer eine einträgliche Nebeneinnahme liefere. Auch schlägt er vor, wie in Preußen die Kirchhöfe zu Maulbeerpflanzungen zu benutzen.

Allen Bemühungen ist es nicht gelungen, die Seidenkultur in Deutschland einzubürgern: das Klima hat sich dem widersetzt. Zum Troste derjenigen, die meinen, daß die kalten und nassen Sommer erst eine Errungenschaft der letzten zwanzig Jahre seien, mag zum Schluß noch angeführt werden, daß um 1778 dieselbe Klage erhoben und gleichfalls der ungünstigen Witterung „der letzten Jahre“ zugeschrieben wurde, daß die Seidenzucht nicht noch besser gedeihe.

Behüt' dich Gott!

Bin viel umhergepilgert
Im deutschen Vaterland
Und hab' manch' traulich Plätzchen,
Manch' schönen Ort gekannt.

Doch nie ist mir gegangen
Solch' Glück zu Herz und Sinn,
Seit ich in deinen Wäldern,
In deinen Thälern bin.

Seit weit mein Blick hinschweifet
Von hoher Bergeswand
Und meine Lieder grüßen
Dich, grünes Hessenland!

In dir will ich gesunden
Von allem Gram und Leid.
O Hessenland, du trautes,
Behüt' dich Gott all'zeit!

Ekkehard.

Ach, bos seng mer müsikalisch! [1]

(Schwälmer Mundart.)

Bann die Mäje sich besichche [2])
Ö die kleene Ken verkrichche [3]),
Gieh see speeln [4]); ö bann om Stohre [5])
Peife schneire ongelore
Sich die Jonge i de Weire [6]),
Senge see dos Lied: „Saft seire.“

Bann mer jong seng, hängt voll Geije
Inser Himmel; doch es schweije
Alle Flere [7]), bann verdrommelt
Es dos Fäll, ö bann verbommelt
Es die Zeiht, ö bann verferrelt [8])
Hans seng Gäld höt ö verzerrelt [9]).

Bann die Schnerch es äusgekneffe,
Wod ehr doch wos vergepeffe. [10])
Bann die Schweijerällern kneife,
Beere da ee Lied ööch peife.
Bann der die de Säje blose [11]),
Steßе see is Honn [12]), is groẞe.

Bann Hanswoscht es gürrer Läune,
Läßt hä die ööch äusposäune [13]).
Ö bo mer Krakeel vernemmt,
Es dr Doh net ree gestemmt. [14])
Bo im Somp die Rähling rohre,
Es dr Doh net igefrore. [15])

Päuker get es ö Howiste [16]);
Päuke düh sich Heere [17]), Christe.
Schiene Ängel met Posäune
Mölt ofs Lin üch Mölers Läune;
Doch die Ängel, die do blose,
Seng seng Jonge [18]) ohne Hose.

Met Müsik zieh fott die Kriejer [19]),
Met Müsik zieh heem die Siejer [20]).
Met Müsik begräwt mer Tore [21]),
Weil Müsik bei allem More [22]).
Ach, Müsik blei Flänn [23]) ö Lache!
Es dos net ee eeje Sache?

Geijst ö geijst dü ooch die Thore,
Alles Geije es verlore!
Geijst die Domme net gescheihrer!
Stets die ahle Lier gets weihrer [24]),
Bis off letztem Loch mer peife
Ö kin enzge Doh mieh greife.

Müßt dü vo der Vieh [25]) verschwenge [26]),
Gieh net brotzig ob; da senge
Ahnre. Klengts ööch kannibalisch,
Seng die Leiht doch müsikalisch.
Es es mänchmol ööch züm Lache,
Schweij! — Jch well es ööch so mache.

Kurt Ruhn.

---

1) Ach, was sind wir musikalisch. 2) besuchen. 3) kleine Kinder, verkriechen. 4) spielen. 5) Bache. 6) Weiden. 7) Wenn wir jung sind, hängt voll Geigen unser Himmel; doch es schweigen alle Flöten. 8) verfiedelt. 9) verzettelt. 10) Wenn die Schwiegertochter ist ausgekniffen, wurde ihr etwas vorgepfiffen. 11) Wenn die Schwiegereltern kneifen, beide dann ein Lied auch pfeifen, wenn dir die den Segen blasen. 12) stoßen sie in's große Horn. 13) ausposaunen. 14) ist der Ton nicht rein gestimmt. 15) Wo im Sumpf die Frösche quaken, ist der Ton nicht eingefroren. 16) Pauker gibt es und Hoboisten. 17) Heiden. 18) sind seine Jungen. 19) Krieger. 20) Sieger. 21) Todte. 22) Mode. 23) Weinen. 24) Geigst und geigst du auch die Thoren, alles Geigen ist verloren! Geigst die Dummen nicht gescheiter! Stets geht es die alte Leier weiter. 25) Bühne. 26) verschwinden.

Aus alter und neuer Zeit.

Adam Krafft. Ein Hauptförderer der Reformation in Hessen war Adam Krafft, auch Adam Crato, Vegetius, Magister Adam Fulda oder Crato Fuldensis genannt. Adam Krafft war 1493 zu Fulda als der Sohn eines der Bürgermeister geboren, deren damals sowie später noch jedesmal vier an Zahl der Stadt vorstanden; er studierte von 1512 ab zu Erfurt, wurde 1514 Baccalaureus und 1519 Magister. Er hielt zu Erfurt öffentliche Vorträge, u. a. über Erasmi encomium moriae, welche großen Beifall fanden. Krafft war ein Freund und Studiengenosse von Melanchthon's Biographen Joachim Camerarius, wie er denn auch mit den anderen in Erfurt studierenden nachmals berühmt gewordenen Hessen Eobanus Hessus, Wigand Lauze, Euricius Cordus 2c. in freundschaftlichen Beziehungen stand. Während seiner Studienzeit war Krafft mit Luther und Melanchthon bekannt geworden. Er wohnte 1519 der Disputation zwischen Luther und Karlstadt einerseits und Eck andererseits bei. Nach seiner Vaterstadt Fulda zurückgekehrt, wurde Krafft zuerst rector iuvenum, sodann vicarius, und darauf wurde ihm das officium praedicaturae in ecclesia parochiali übertragen. Hier predigte er die Lehre Luther's. Auf einer Reise, die Melanchthon von Wittenberg nach seiner pfälzischen Heimath unternahm, besuchte derselbe seinen Freund Adam Krafft in Fulda. Bald jedoch wurde Krafft's Stellung in Fulda unhaltbar, er gab dieselbe auf und ging 1524 nach Hersfeld, wo der Abt Krafft Milo sich der neuen Lehre günstig zeigte. Als der Landgraf Philipp im Jahre 1525 nach Hersfeld kam und daselbst eine Predigt Krafft's hörte, ernannte er diesen alsbald (15. August 1525) zu seinem Hofprediger. 1526 nahm Landgraf Philipp seinen neuen Hofprediger mit zu dem Reichstage nach Speier, um ihn in den Herbergen, da die Evangelischen in den Kirchen nicht zugelassen wurden, predigen zulassen. Am 20. Oktober 1526 nahm Adam Krafft an der Synode zu Homberg Theil, auf welcher der Grund zur Reformation der hessischen Lande gelegt wurde. Krafft wurde hier zum Superintendenten der oberhessischen Diözese ernannt. 1527 wurde er bei Stiftung der Universität Marburg zum Professor der Theologie an derselben bestellt. Er richtete als Visitator in Verbindung mit dem nachmaligen Obervorsteher des Stiftes, Krafft Rau, dem Kommandanten der Festung Ziegenhain, Heinz von Lüder, und dem Amtmann Otto Hund die neue Kirchenverfassung in Hessen ein. 1529 nahm Adam Krafft an dem Religionsgespräche zu Marburg zwischen Luther und Zwingli (1. bis 4. Oktober) Theil, wurde in demselben Jahre als Nachfolger von Johannes Ferrarius zum rector magnificus der Universität Marburg gewählt und erhielt vom Landgrafen Philipp ein freies erbliches Haus unter dem Kugelhause in Marburg zum Geschenke. Am 25. Februar 1537 vertheidigte er auf dem Konvente zu Schmalkalden die für die evangelische Kirche aufgerichteten Artikel und befand sich überhaupt bei allen Verhandlungen und Versammlungen in Sachen der Reformation unter den Vorkämpfen derselben. Er starb zu Marburg am 9. September 1558. In neuerer Zeit ist an dem ehemaligen Wohn- und Sterbehause Adam Krafft's (Barfüßerstraße 3) eine Gedenktafel angebracht worden. Adam Krafft wird von seinen Anhängern als ein

Mann von großer Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit, von Sanftmuth und Milde geschildert. Unser hessischer Chronist Dilich nennt ihn: „christianis virtutibus inprimis modestia, moderantia et charitate in pauperes insignis“, und unser sonst so sarkastischer neulateinische Dichter Euricius Cordus rühmt ihn in dem Epigramme „ad Decianum de Adamo Cratone“ u. a. als:

„humanus, facilis, pius, benignus,
castus, sobrius, eruditus, insons,
non turpis cupidus lucri, hospitalis,
omnesque denique, quas habere dotes
debet, qui populum docet, minister,
pleno praestat is absolutus orbe.“

Und wenn Apollo von Vilbel in seiner Chronik ein minder günstiges Urtheil über ihn fällt, so ist dies bei der Stellung dieses Chronisten als decanus maior des Stiftes Fulda dem Reformator Adam Krafft gegenüber, der zuerst (1523) in Fulda die neue Lehre predigte, leicht erklärlich. Aber auch der Direktor der Fuldaer Gelehrtenschule Dr. Dronke bemerkte bei Anführung der bezüglichen Stelle aus den Fragmenten der Chronik Apollo's von Vilbel in seinem Aufsatze „Beiträge zur Geschichte Fulda's (Fuldaer Gymnasialprogramme von 1846) in einer Anmerkung, daß Adam Krafft eine große Toleranz gegen Anderslehrende ausgezeichnet haben soll.

Aus Heimath und Fremde.

Am Mittwoch, den 14. d. M., unternahm der hessische Geschichtsverein zu Kassel den bereits früher projektirten, aber wegen ungünstiger Witterung verschobenen Ausflug nach dem Hirzstein, an dem sich gegen fünfzig Herren und zehn Damen betheiligten. Dort angekommen, hielt der Buchdruckereibesitzer Ph. Döll einen Vortrag über die nahe gelegene Schauenburg, der mit großem Beifalle aufgenommen wurde. Auf dem Rückwege wurde, wie das „Kasseler Tageblatt“ berichtet, in der Wirthschaft zur „alten Drusel“ eingekehrt, und hier entwickelte sich ein ungezwungenes Zusammensein, bei welchem der Vorsitzende des Vereins, Bibliothekar Dr. H. Brunner, den Redner Ph. Döll hochleben ließ und dieser mit einem Toaste auf den hessischen Geschichtsverein erwiderte. Es folgten dann Trinksprüche auf die anwesenden Damen sowie auf unsere schöne Heimath, das Hessenland, aus dem noch die ergreifende Sage vom Hirz- und Hirschstein nach Ph. Hoffmeister's Aufzeichnungen in poetisch gefaßten Worten vom Vorsitzenden vorgetragen wurde.

Am 12. September feierte zu Marburg der Rektor Dr. Christoph Jakob Hempfing, der langjährige verdienstvolle Leiter des dortigen Realprogymnasiums, sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum. Dem jetzt im 71. Lebensjahre stehenden Jubilare, der nicht nur in den Kreisen seiner ehemaligen Schüler, sondern bei der gesammten Bürgerschaft in hohem Ansehen steht, wurden reiche Ehrungen und sinnige Geschenke zu Theil. Der Provinzialschulrath Kannegießer überreichte ihm namens der Staatsregierung den rothen Adlerorden IV. Klasse mit der Zahl 50. Das Lehrerkollegium, die Stadtbehörde, das Schulkuratorium, das Gymnasium sowie viele Privatpersonen sprachen ihm ihre Glückwünsche aus, auch liefen zahlreiche Gratulationen von auswärts ein. Dem Gefeierten zu Ehren fand Mittags ein Festmahl im Museum und Abends im Saalbau ein Festkommers statt, der bei Gesang, Konzert und Toasten den schönsten Verlauf nahm. Möge es dem Jubilar, dem auch wir unseren herzlichsten Glückwunsch darbringen, noch recht lange vergönnt sein, in gleich segensreicher Weise der von ihm geleiteten Anstalt vorzustehen, wie dies seither der Fall war.

Wie uns aus Baden von befreundeter Seite mitgetheilt wird, legte Professor Mathy in Karlsruhe bei Gelegenheit der Gedächtnißfeier für die im deutsch-französischen Kriege 1870/71 gefallenen Söhne der Stadt Karlsruhe am dortigen Friedhofe auch auf dem Grabe des Generals Lingg von Lingenfeld, der dort vor 50 Jahren am 21. Januar gestorben ist (s. „Hessenland“, Jahrg. 1892, Nr. 3), nach einer die Verdienste dieses deutschen Biedermannes, des Retters der Stadt Hersfeld im Jahre 1807, feiernden Ansprache einen Lorbeerkranz nieder.

Nekrologe. Wie bereits gemeldet, verschied am 24. August zu Kassel im Alter von 67 Jahren in Folge eines Schlaganfalles der Oberst z. D. Friedrich von Baumbach. Der Verblichene, der Rentershäuser Linie entstammend, Sohn des kurhessischen Oberforstmeisters F. K. W. von Baumbach, war am 27. März 1825 geboren. Er widmete sich der militärischen Laufbahn, besuchte zu diesem Zwecke die Kadettenanstalt zu Kassel und wurde im Herbste 1843 zum Sekonde-Lieutenant im 3. kurhessischen Infanterieregiment zu Hanau ernannt. 1847 wurde er zum 2. kurhessischen Infanterieregiment in Fulda versetzt, war daselbst Bataillonsadjutant und später, zum Premierlieutenant befördert, Regimentsadjutant. Nachdem er einige Zeit als Hauptmann den Dienst eines Divisionsadjutanten versehen hatte, wurde er 1865 Flügeladjutant des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Hessen, den er in die Gefangenschaft nach Stettin begleitete. Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen trat er in königl. preußische Dienste, war zunächst Hauptmann und Kompagniechef im 81. Infanterieregiment; am 22. März 1868 wurde er unter Beförderung zum Major in das 2. Garderegiment zu Fuß versetzt und 1873 zum Oberstlieutenant befördert. Am 11. August 1874

wurde er zum zweiten Kommandanten von Koblenz ernannt; später zum Oberst befördert, bekleidete er vom 26. Oktober 1878 bis zum 25. Januar 1881 die Stelle eines Kommandanten von Wesel und trat dann in den Ruhestand. Die letzten Jahre seines Lebens verlebte er in Kassel. Oberst Friedrich von Baumbach galt schon in hessischer Zeit für einen sehr tüchtigen, ausgezeichneten Offizier, der sich der allgemeinen Hochachtung und Beliebtheit erfreute.

Der am 26. August zu Kassel im 82. Lebensjahre verstorbene königliche Schloßinspektor Heinrich Rohde war eine in den weitesten Kreisen unseres engeren Vaterlandes bekannte und beliebte Persönlichkeit. Schon in früher Jugend, gleich nach seiner Konfirmation, war er bei dem Kurfürsten Wilhelm II. von Hessen in den Hofdienst getreten. Er leistete diesem Fürsten die treuesten Dienste und gewann sich dessen Wohlwollen in hohem Grade. Nach dem Hinscheiden des Kurfürsten Wilhelm II. im November 1847 wurde Heinrich Rohde von dem Kurfürsten Friedrich Wilhelm die Verwaltung der Lichtkämmerei übertragen und später wurde er zum kurfürstlichen Haushofmeister ernannt. Nach der Annexion von 1866 trat er in gleicher Eigenschaft in preußische Dienste. Im Jahre 1870, zur Zeit als Kaiser Napoleon III. als Gefangener auf dem Schlosse Wilhelmshöhe internirt war, wurde Rohde mit der Schloßverwaltung dortselbst betraut. Dem Verblichenen war es vergönnt, nicht nur sein 50., sondern vor drei Jahren auch sein 60. Dienstjubiläum zu feiern. Bei der letzteren Gelegenheit wurde ihm der Titel „Schloßinspektor“ verliehen, nachdem er früher schon mit dem rothen Adlerorden und Kronenorden 4. Klasse, sowie mit der goldenen Verdienstmedaille dekorirt worden war. Dem von den Vorgesetzten wie von den Untergebenen hochgeschätzten Beamten werden alle, die ihn kannten, ein ehrenvolles Andenken bewahren.

Am 5. September verschied zu Kassel nach längerem schweren Leiden im 61. Lebensjahre der Amtsgerichtsrath Ludwig Knatz. Geboren am 2. November 1831 zu Kassel als ältester Sohn des nachmaligen Oberappellationsgerichtsrathes Karl Knatz, besuchte er von Ostern 1840 bis Ostern 1849 das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte hiernach zu Marburg, Göttingen und Heidelberg Rechts- und Staatswissenschaft. In Marburg war er ein sehr geschätzter Corpsbursche der Teutonia. Am 5. August 1853 trat er nach sehr gut bestandenem Staatsexamen bei dem Obergericht in Kassel als Referendar in den juristischen Vorbereitungsdienst ein, wurde 1861 zum Unterstaatsprokurator in Schmalkalden befördert und 1864 zum außerordentlichen Assessor am Kasseler Stadtgericht ernannt. Nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen wurde ihm die Amtsrichterstelle in Orb übertragen, und 1869 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Oberkaufungen versetzt. Seit dem 30. November 1875 wirkte er als Oberamtsrichter und seit Oktober 1879 als Amtsgerichtsrath in Kassel. Der Verblichene war nicht nur ein sehr tüchtiger Gerichtsbeamter, er hat sich auch mit großem Eifer naturwissenschaftlichen Studien hingegeben und war ein hochangesehenes Mitglied des Kasseler Vereins für Naturkunde, dessen Vorstande er eine lange Reihe von Jahren angehörte. Das Hinscheiden dieses durch Herzens- und Geistesbildung ausgezeichneten Mannes wird von allen, die ihn kannten, lebhaft beklagt. Ehre seinem Andenken, Friede seiner Asche!

Am Nachmittage des 9. September starb zu Leipzig in Folge eines Schlaganfalles im besten Mannesalter unser kurhessischer Landsmann August Siebert, Kaufmann und königl. sächsischer Friedensrichter. Die treue Anhänglichkeit an die hessische Heimath hat er oft hervorragend bethätigt, und allen Hessen in Leipzig war er als erprobter Freund und Landsmann bekannt. Siebert bekleidete zudem viele Ehrenämter: er war z. B. Vorsitzender der Schützengesellschaft, gehörte als rühriges Mitglied dem Sedan-Ausschuß, dem Vorstand des Samaritervereins, früher auch dem reformirten Konsistorium an. Leicht sei ihm die Erde! **P. W.**

Hessische Bücherschau.

Dr. Friedrich Kurze, Die Hersfelder und die größeren Hildesheimer Jahrbücher bis 984. — Programm-Abhandlung des Gymnasiums zu Stralsund (25 S.). 1892.

Wie wir bereits in der Besprechung eines Schriftchens von Lorenz über die Hersfelder Annalen (Hessenland 1887, Nr 14, S. 199) erwähnten, hat Waitz im Jahre 1838 nachgewiesen, daß die Uebereinstimmung der älteren Theile der Annalen Lambert's von Hersfeld, der Weißenburger, Quedlinburger und Hildesheimer Jahrbücher sich nicht durch die Annahme einer Benutzung des einen Autors durch die andern erklären läßt, sondern daß allen vieren ein verloren gegangenes Annalenwerk zu Grunde liegt. Die Beobachtung, daß die beiden zuerst genannten Annalen unter sich und auch die beiden andern unter sich eine nähere Verwandschaft bekunden, daß die Uebereinstimmung dieser letzteren bis 984, der ersteren bis ca. 990, aller vier unter einander aber nur bis 973 reicht, ließ Waitz einen Stammbaum der fünf Annalenwerke aufstellen, dessen Darlegung und Erläuterung uns hier zu weit führen würde. Lorenz gelangt durch seine Untersuchungen zu einem anderen Ergebniß,

und der Verfasser der vorliegender Arbeit weicht von beiden Vorgängern ab. Seine Ansicht ist kurz die, daß es ein Hildesheimer (H) und ein Hersfelder (Hf) Exemplar der Hersfelder Annalen gegeben hat, jenes ist aber nicht, wie Waitz annimmt, das Original und dieses ein Auszug daraus, sondern umgekehrt, in Hf hatte man das Original, das hier noch von Lambert benutzt wurde, in H aber nur eine Abschrift, die den Text hier und da verändert und für den Fall, daß sie mehr enthielt als das Original, durch Zusätze erweitert haben muß. Die Meinung von Lorenz, daß H eine getreue Kopie des Originals, Hf aber nur ein Auszug daraus sei, setzt die Existenz eines besondern Originals in Hersfeld voraus, für welche sich kein Beweis erbringen läßt.

Dr. A.

Rudolf Andersonn, Der deutsche Orden in Hessen bis 1300. Inaug.-Diss. (68 S.) Königsberg i. P. 1891.

Die Gründung der drei großen Ritterorden, Tempelorden, Johanniterorden und deutscher Orden, hatte zunächst den Zweck, die Kreuzzugspilger zu schützen und die Kranken zu pflegen, und war ferner eine Vereinigung zum Kampfe gegen die Ungläubigen. Als das heilige Land aufgegeben werden mußte, der letzte Stützpunkt darin, Accon, verloren war, da fand der am spätesten entstandene, an Macht und Ansehen die beiden anderen Orden aber weit überflügelnde deutsche Orden in der Eroberung und Kolonisation Preußens einen neuen Beruf. Wenn seine Thätigkeit fast ganz hierin aufging, so darf noch nicht vergessen werden, daß die Wurzeln seiner Kraft in vieler Herren Ländern namentlich aber in Deutschland lagen. Von da flossen ihm die reichen Einkünfte zu, dort wurden ihm die zahlreichen Beamten herangebildet. Städte und Herren nicht minder wie die Fürsten verliehen dem Orden Güter und Patronatsrechte über Kirchen und alle möglichen Liegungen. Ueberall im Reiche entstanden Ordenshäuser, Komthureien, die sich nach und nach zu zwölf Balleien verdichteten. Eine der wichtigsten derselben ist die hessische, wichtig durch den Umstand, daß der Orden als Besitzer der Stiftung der heiligen Elisabeth in Marburg in besonders hohem Ansehen stand, und weiterhin durch die Thatsache, daß eine große Anzahl hervorragender Beamten aus der Reihe der hessischen Ordensbrüder hervorgegangen ist, lieferte doch das Marburger Haus allein in der Zeit von der Entstehung der Ballei Hessen bis zum Anfang des 13. Jahrhundert drei Hochmeister: Konrad von Thüringen, Hartmann von Heldrungen und Burkard von Schwanden, und zwei Deutschmeister: Werner von Battenberg und Johann von Nesselrode.

Die vorliegende Schrift verfolgt des Nähern die Entstehung der hessischen Ballei und versucht die Chronologie ihrer Komthure für die Zeit des 13. Jahrhunderts festzulegen. Der erste Punkt, den der Orden in Hessen gewann, war die Kirche von Reichenbach nebst allem Zubehör, südöstlich von Lichtenau. Die Schenkung geschah durch die Grafen von Ziegenhagen, Falkenstein und Wegebach im August 1207 in Nordhausen vor König Philipp. Ausführlich wird dann die Erwerbung von Marburg geschildert und dann die Reihenfolge der Marburger Komthure festgestellt. Ein Schlußkapitel behandelt diejenigen Besitzungen des deutschen Hauses zu Marburg, die sich später zu Kastnereien des deutschen Ordens herausbildeten, nämlich Seelheim, Kirchhain, Seibelsdorf, Amöneburg, Felsberg, Fritzlar, Obermöllrich.

Dr. A.

Wenn wir durch das herrliche Werrathal wandern, Berg auf, Thal nieder, dann begegnet unserem Blick manch burggekrönter Hügel. Wie idyllisch liegt der Fürstenstein, wie romantisch der Bilstein, wie majestätisch die Boyneburg da! Dunkel aber sind dem Beschauer Geschichte und Geschicke der Geschlechter, die ehemals hier hausten. Herr Oberlehrer Stendell hat es verstanden, in seinen „Beiträgen zur Geschichte der in der Umgegend der Stadt Eschwege ehemals angesessenen niederadligen Geschlechter", einem von ihm auf der diesjährigen Jahresversammlung des hessischen Geschichtsvereins gehaltenen Vortrag, uns in der ihm eigenen klaren, anregenden und zugleich stilistisch vollendeten Schreibweise neben höchst interessanten Abschweifungen auf die hessische Geschichte im Allgemeinen ~~über das viele Wissenswerthe,~~ was uns der Kreis Eschwege wie überhaupt das ganze Werrathal in dieser Beziehung bietet, zu unterrichten. Nur durch das dankenswerthe Entgegenkommen seitens des Autors, dessen Wunsch dahin geht, daß in allen Kreisen der Bewohnerschaft unserer Gegend das Interesse an der höchst interessanten Geschichte unseres Adels wachgerufen und lebendig werden möge, ist es zu einer Drucklegung des Vortrags in Gestalt eines selbstständigen Werkchens gekommen, und nur hierdurch ist es möglich geworden, den Preis auf nur 50 Pfg. für das broschirte Exemplar festzusetzen. (Verlag von A. Roßbach, Eschwege.)

Berichtigung.

In der vorigen Nummer, Seite 223, Spalte 2, Zeile 3 von unten, muß es statt Dr. Eduard Heß heißen: Dr. Edmund Heß.

Briefkasten.

G. v. P. Marburg. Mit Dank angenommen. Wird in einer der nächsten Nummern gebracht.

K. V. Allendorf a. d. L. Wie Sie sehen, gleich verwendet. Verbindlichsten Dank. Der in Aussicht gestellten weiteren Zusendung sehen wir entgegen.

F. H. Wiesloch. Wir bestätigen den Empfang Ihrer Zusendungen, durch die Sie uns recht erfreut haben. Der letzten haben wir die kurze Notiz entnommen, die Sie in der heutigen Nummer vorfinden; bezüglich des Abdruckes der ersten werden wir Ihnen in den nächsten Tagen brieflich Mittheilung zugehen lassen.

A. T. Wien. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 19. Kassel, 1. Oktober 1892.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen, ebenso Anzeigen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2931

Zu spät.

Mensch, der Du in eitler Hast
Suchst nach Glanz und Glück,
Prüfe doch, was schon Du hast,
Mit gerechtem Blick.

Bist Du blind dafür: Geduld!
Ein Dir theures Grab
Zeigt Dir einst, was Gottes Huld
Unverdient Dir gab.

Wenn ein welkes Blatt einmal
Dann vom Friedhof weht,
Sagt es Dir zu stiller Qual:
Thor! Du dankst zu spät.

A. Trabert.



Aus dem Leben Franz Dingelstedt's.

Altes und Neues.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Außer dem „Hessischen Album für Literatur und Kunst" gab Franz Dingelstedt während seines Aufenthaltes in Kassel den „Frauenspiegel" (Nürnberg 1838, bei Leonhard Schrey), sowie die erste Sammlung seiner Gedichte (Kassel und Leipzig 1838, Verlag von Th. Fischer) heraus. Den „Frauenspiegel" eröffnete er mit dem Gedichte:

Drei Schifflein treibt auf blauem Plan
Das Leben auf und ab,
Erst führt's dieselben hoch hinan,
Dann abwärts bis in's Grab,
Und in die Kiele bunt geschmückt,
Wird einmal jeder Mensch gedrückt.

Das erste der drei Schifflein ist
Nur wenig Spannen lang,
Darin auch Du gefahren bist
Bei andrer Leute Sang;
Das schaukelt sich in stiller Fluth,
Man liegt darin gewaltig gut.

Das zweite hat für zweie Raum,
Du wirst mich schon versteh'n!
Verhüllt von der Gardine Saum,
Umkost von lindem Weh'n.
So treibt's dahin auf linder Fluth,
Man liegt darin gewaltig gut.

Das dritt' ist nur für einen Mann,
Ein schmaler, schwarzer Schrein;
Das sieht sich freilich traurig an,
Allein — Du mußt hinein;
Das geht dann unter in der Fluth,
Am End' liegt man auch darin gut.

„Dieses Gedicht findet sich in der Gesammtausgabe seiner Werke wieder, freilich mit den bessernden Zügen einer erfahrenen Hand. Dann folgt eine Dichtung in Hexametern und im Tone von Vossen's Louise: „Frauenlieb und Leben, in fünf Bildern"; dann eine Novelle in zwei Büchern: „Räthsel der Liebe" und dann ein „Rosenkranz für Liebende", neunzehn Sonette, alle von außerordentlicher Formvollendung, einige von hoher Schönheit, obwohl der Dichter leider keines in eine seiner späteren Sammlungen aufgenommen hat. Dingelstedt's ursprüngliches Empfinden ist das lyrische; doch der Spott und die Satire kommen hinterdrein und seine Rosen haben scharfe Dornen." Wir citiren hier nach Julius Rodenberg's „Heimatherinnerungen", da uns der „Frauenspiegel" nicht vorliegt.

Die erste Ausgabe von Dingelstedt's „Gedichte" erschien in einem kleinen, nur neun Bogen starken Bändchen. „Statt des Vorwortes" enthält sie das Gedicht „Träumte einst von hohen Dingen", das wir früher schon angeführt haben; dann folgt „Das Buch der Liebe", „Liebes-Zustände"; hierauf „Dichter-Wehen", „Jahres-Zeiten", „Episteln", und zum Schlusse „Stimmen der Wüste". So manche dieser Gedichte hat Dingelstedt nicht in seine Gesammtausgabe aufgenommen, wohl weil er sie für minderwerthig hielt, und er hat wohlweislich dabei gehandelt.

In Kassel schrieb Franz Dingelstedt 1838 seinen ersten Roman „Die neuen Argonauten", der aber erst im folgenden Jahre in Fulda bei G. F. Euler erschienen ist. So gewaltiges Aufsehen dieser komische Roman auch anfänglich erregt hatte, so sollte er später doch fast der Verschollenheit anheimfallen, und erst Julius Rodenberg gebührt das Verdienst, denselben in seinen „Heimatherinnerungen" und seinem Werke „Franz Dingelstedt; Blätter aus seinem Nachlaß" wieder der Vergessenheit entrissen zu haben. Heute ist dasselbe wieder ein vielgelesenes Buch. Schade nur, daß es sehr selten geworden und durch den Buchhandel nicht mehr zu beziehen ist. Und ist es sehr zu bedauern, daß Dingelstedt diesen Roman nicht in die Gesammtausgabe seiner Werke aufgenommen hat. „Die neuen Argonauten" sollten für den Verfasser, wie wir später sehen werden, noch ein unangenehmes Nachspiel haben. Es dürfte hier wohl am Platze sein, uns eingehender mit dem Inhalte dieses Romans zu beschäftigen.

Franz Dingelstedt war, als er „die neuen Argonauten“ verfaßte, kaum 24 Jahre alt, er hat darin ein ungewöhnliches humoristisches Talent bewiesen. Die Hauptfigur in dem Romane ist Herr Eusebius Trenttelfuß, Kaufherr, wie auch Marktherr und Mitglied der Orts-Polizei-Kommission zu Gersfeld (das hessische Hersfeld ist damit gemeint). Obwohl tief im Binnenland geboren und ansässig, mit nichts in der Nähe, was wie Wasser aussieht, außer dem kleinen Flusse der Dulse (Fulda), lebt und webt Herr Eusebius doch ganz in maritimen Vorstellungen; sein Haus hat das Zeichen eines Seeschiffs und wird auf des Besitzers ausdrücklichen Betrieb „Zum Schnellsegler“ genannt, auch alle Rechnungen und Geschäftsbriefe dieses Kaufherrn sind mit demselben Sinnbilde versehen. „Trat man alsdann in den Laden ein, so waren auch hier viele Zierrathen von Schiffsschnäbeln, Masten, Anker, Tau- und Takelwerk und dergleichen mehr angebracht, ja unter der Decke sogar ein ausgestopfter Stör und über dem Laden eine junge Wallfischribbe, welche beide Reliquien Herr Trenttelfuß auf einem Viehmarkte von einer durchreisenden Gauklergesellschaft für einige Naturalien angekauft hatte. Wenn er oben auf der Leiter stand, so nannte er das „im Mastkorbe“, der Ladenjunge war der „Midshipman“ und wenn Frau Schleichlein, seine Haushälterin (Herr Eusebius war Junggeselle) zum Mittagsessen rief, so hieß es: „Alle Hände auf's Deck“! Das Innere der Trenttelfußischen Gemächer dekorirten fernerhin die kolorirten Kupferstiche der merkwürdigsten Seeschlachten, sowie die Bildnisse ihrer Helden von Themistokles bis auf Codrington und de Rigny, und seine Handbibliothek enthielt nur solche Schriften, die auf das Seewesen Bezug hatten. Und zum Beweise, daß sich die Vorliebe für dasselbe selbst in die entlegensten Winkel seines Hauses eingeschlichen hatte, diente eine künstliche Hängematte, angebracht auf dem obersten Boden zwischen den Trockenseilen der Frau Schleichlein; dort pflegte sich Eusebius in freien Stunden zu schaukeln, eine selbsterzeugte Cigarre im Munde, und gern bezahlte er den ungewohnten Genuß dieses narkotischen Krautes und die wellenförmige Bewegung in der alten Steppdecke mit dem heroischen Uebelsein, das ihn tröstlich an die Seekrankheit erinnerte.“

Bei der seemännischen Passion dieses Herrn kann es nicht Wunder nehmen, daß, als es sich darum handelt, eine Brautfahrt nach Kesselstadt (Kassel) anzutreten, er es absolut verschmäht, mit der Post zu reisen, sondern darauf besteht, mit einem „Bocke“, der Korn geladen hat, den Wasserweg zu wählen. Die Bekanntschaften, welche Herr Trenttelfuß auf dieser neuen „Argo“ macht, und die Abenteuer, welche er und seine Reisegesellschaft unterwegs erleben, bilden den Inhalt des lustigen Buches. Voll Leben und Munterkeit ist es, wie Julius Rodenberg bei Besprechung desselben in seinen „Heimatherinnerungen“ bemerkt, vortrefflich geschrieben und wiewohl von höchst einfacher Erfindung, doch ganz kunstgerecht komponirt; gemüthliche Szenen aus dem Leben der hessischen Kleinstadt wechseln ab mit Bildern aus dem bewegten und bunten Treiben der hessischen Residenz; in wirksamem Gegensatz zu der grotesken Komik des Marktschiffes steht das poetische Liebeleben der Jungfer Marianne und des sächsischen Schulamtskandidaten Sebastian Brand, des „Epigonen“, der überall und immer zu spät kommt; wie denn kecke, ironische Seitenblicke auf die unmittelbare, literarische wie politische Zeitgeschichte sich bereits häufig finden. „Daß nicht auch die Schwächen eines Jugendwerkes, Uebertreibungen und Längen vorhanden wären, soll wohl nicht in Abrede gestellt werden; aber was vor Allem in den „neuen Argonauten“ frappirt, ist die Bildung und Reife des Geschmacks, die Leichtigkeit und Anmuth des Stils, die Schärfe der Beobachtung und der satirische Zug.“ Letzterer tritt namentlich in dem nur skizzenhaft hingeworfenen „Magister Hudel“ hervor, einer Nebenfigur des Romans, welche jedoch für die jugendlichen Leser desselben auf den hessischen Gymnasien die Hauptfigur war. Denn in diesem „Schmarotzer mit dem Pfefferrohr und dem Jambenschritt“ zeichnete Dingelstedt das lebhafte Konterfei eines gewissen Dr. Lobe, Lehrer der französischen Sprache zuerst am Kasseler, dann am Rintelner Gymnasium, der das Mißgeschick hatte, einen auffallenden Körperbau und ein lahmes Bein zu besitzen. Von ihm erzählte man sich mancherlei Anekdoten. Einmal habe er die Schönheit der Männergestalt schildern wollen, dabei sich aber vergriffen und statt des gesunden Beines den Klumpfuß vorgezeigt. Ein andermal habe er von einem Gastmahl bei dem Direktor zwei Flaschen Rothwein in den beiden Frackschößen mitgenommen, beim Abschied jedoch das Unglück gehabt, daß sie zusammenschlugen und — den Rest kann man sich denken. Dingelstedt vermuthete in ihm „das große Ypsilon in der Kasseler Allgemeinen Zeitung“, über dessen böswillige Kritik des „Hessischen Albums“ er sich in der Vorrede zum „Frauenspiegel“ so bitter beklagt; mit diesem Gegner war er in eine heftige literarische Fehde gerathen; hinc illae lacrimae. Hier ist Dingelstedt zu weit gegangen, wie er denn auch die licentia poetica in dem siebten, „Polyhymnia“ überschriebenen Abschnitte des Romans — jedem der neun Abschnitte ist

der Name einer Muse vorgesetzt — weit über das erlaubte Maß ausgedehnt hat. Dort schildert er die Pfingstwoche in Kesselstadt, namentlich das Leben am zweiten Pfingstfesttage in der Aue, auf Wilhelmshöhe u. s. w. mit argen Uebertreibungen. Damit sich der Leser selbst überzeugen kann, lassen wir hier die Schilderung des Besuchs der berühmten Gemälde-Gallerie an diesem Tage folgen, die sich damals noch in dem früheren, von dem Stifter, dem Landgrafen Wilhelm VIII. erbauten, mit dem Bellevueschlosse in unmittelbarer Verbindung stehenden Galleriegebäude befand: „Mit dem Glockenschlag zwölf wird die Bilder-Gallerie eröffnet, aus einer Reihe prachtvoller Säle bestehend. An dem Eingange des ersten harrt ein in Gold starrender Livréebedienter. „Nr. 1", ruft er aus, „die Italiäner!" Ihr tretet ein; wenn Ihr so glücklich gewesen seid, auf Kosten Eurer Rippen und Leichdörner, von der Menschenwelle gerade auf die Schwelle des Hauses geschleudert zu werden, ehe der Thürsteher die hohen Pforten vor dem allzugefährlichen Schwall wieder zuwarf. Ein hoher Saal empfängt Euch; aber die Bilder sucht Ihr vergebens, denn kaum seid Ihr eingetreten, so fliegt schon die zweite Thür auf und ein in Silber starrender Livréediener ruft aus: „Nr. 2. Niederländer". Zu gleicher Zeit wird Nr. 1, „die Italiäner", rücksichtslos geschlossen, obgleich Beispiele vorgekommen, daß einem kunstsinnigen Fräulein der Schleier von der zugequetschten Thüre zerrissen, ja Einer der wißbegierigen Gardisten, die besonders zahlreich sich einzustellen pflegen, zwischen Thür und Angel ganz zermalmt wurde. Ihr tretet in Nr. 2 ein; da öffnet sich Nr. 3. Ein in rother Broderie starrender Livréediener ruft: „Nr. 3. Altdeutsche Schule!" Athemlos springt Ihr aus den Niederlanden nach Altgermanien, ein Mensch in gelber Stickerei fängt Euch wie einen Federball; „Nr. 4. Neu-Franzosen" ruft er und wirft Euch einem fünften zu, bis Ihr am anderen Ende des Gebäudes mit Nr. 10 von einem Menschen in blauer Stickerei glücklich zur Hauptthür hinaus und wieder unter Gottes freien, mit eisernen Staketen durchschnittenen Himmel geschleudert werdet. Ihr seufzet tief auf, und es schlägt, indem der letzte Kunstfreund die steinerne Treppe hinunterfliegt, präzis ein Uhr. „In's graue Kabinet!" schreit die Menge, Ihr folgt, werdet durch Antiken, Vasen, Statuen, durch Herkulanum und Pompeji, Japan und China, Aegypten und Indien glücklich transportirt, um mit dem Glockenschlage zwei an der Schwelle des Speisesaales abgesetzt zu werden."

Daß Franz Dingelstedt wegen seiner „neuen Argonauten" vielfache Anfeindungen erfahren würde, war leicht vorauszusehen. Niemand würde es aber für möglich gehalten haben, daß der Verfasser des komischen Romans, in dem man Alles, ausgelassenen Humor, kecken Witz, satirische Schärfe, nur keine Blasphemie entdecken wird, wegen der letzteren zur Rechenschaft gezogen und disziplinarisch gemaßregelt werden sollte. Und doch verhält es sich so. Wie Julius Rodenberg berichtet, findet sich in dem Nachlasse Dingelstedt's ein Auszug aus dem Protokolle kurfürstlicher Regierung der Provinz Fulda d. d. 20. September 1839, folgenden Inhalts:

Beschluß Kurf. Ministeriums des Innern vom 12. d. M. Den von dem Gymnasiallehrer Franz Dingelstädt (sic!) dahier unter dem Titel „Die neuen Argonauten" herausgegebenen Roman betr.:

„Beschluß. Dem Herrn Gymnasiallehrer Dingelstedt dahier wird zur Vollziehung höheren Auftrages nicht nur eine ernste Zurechtweisung ertheilt, sondern derselbe auch zugleich in eine Ordnungsstrafe von zwanzig Thalern genommen, weil die Profanirung heiliger Schriftworte nicht gerechtfertigt erachtet worden sey, diese unziemende Handlung aber dem Berufe eines Jugendlehrers eben so sehr widerstreite, als auch die für sein Amt nöthige Achtung und das erforderliche Vertrauen beeinträchtigt werden, daher das disziplinarische Einschreiten gegen ihn nicht habe umgangen werden können.

Und dabei blieb es. Vergeblich stellte sich Dingelstedt dem ihn verhörenden Polizei-Direktor gegenüber auf den ästhetischen Standpunkt; vergeblich remonstrirte er in schuldiger Ehrerbietung bei einem hohen Ministerium; umsonst wandte sich der Gemaßregelte in einem Immediatgesuche an den Landesherrn, die Antwort, die er erhielt, bestand darin, daß ihm in Hessen die Führung des Doktortitels, den er sich in Jena geholt hatte, als im Auslande erworben, höheren Ortes untersagt wurde.

Am 30. September 1838 war Franz Dingelstedt aus Kassel geschieden, um sich als „Zobelfänger" nach Fulda in die Verbannung zu begeben und dort ein noch ungebundeneres Leben zu führen, aber auch durch neue glänzende poetische Schöpfungen seinen Ruf als Dichter zu mehren und Ruhm und Ehre einzuernten.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der ältesten Zeitung in Hessen und ihres Begründers.

Von J. Nebelthau.

Die politische Tagespresse im Bereich des ehemaligen Kurfürstenthums hat, mit einer einzigen Ausnahme, niemals eine über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinausgehende Bedeutung besessen. Nach kurzem Aufschwunge in den bewegten Zeiten der dreißiger Jahre, die eine Parteipresse überhaupt erst ermöglichten, 1848, 1859 und 1866, sind die neu entstandenen Zeitungen unter dem Druck der Verhältnisse entweder bald wieder eingegangen oder leben als Lokalblätter weiter. Die einzige Ausnahme, mit deren freilich lückenhafter Geschichte wir uns, soweit es das erhaltene Aktenmaterial zuläßt, im Folgenden beschäftigen wollen, ist die Hanauer Zeitung. Sie kann auf eine mehr als zweihundertjährige Geschichte zurückblicken, von einer kurzen Unterbrechung während des Bestehens des ephemeren Großherzogthums Frankfurt abgesehen. Gegründet als ein großes politisches Blatt im damaligen Sinne, ist sie unter mehrfach wechselndem Namen doch dem Schicksal ihrer Kolleginnen nicht entgangen und führt ihr Dasein als Lokalblatt fort. Neben ihr kann sich, soweit mir bekannt, wohl nur das Frankfurter Journal und vielleicht eine Nürnberger und Hamburger Zeitung eines längeren ununterbrochenen Lebens in Deutschland rühmen.

Zweihundert Jahre aber sind ein ehrwürdiges Alter, wenn man die verhältnißmäßige Jugend des ganzen Literaturzweiges berücksichtigt. Denn der Ursprung der Zeitungen im engeren Sinn, d. h. solcher, die lediglich politische Nachrichten verbreiteten, reicht nur bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts.[1]) Zuerst waren es gelegentliche schriftliche Mittheilungen, die besonders in befreundeten Fürstenkreisen von Hand zu Hand gingen. Nach 1580 zeigt sich eine gewisse Regelmäßigkeit in den Berichten, sie fließen von bestimmten Plätzen aus wie Prag, Nürnberg, Leipzig, — andere verschweigen den Ort ihrer Herkunft —, und werden dann auch nummerirt. In einzelnen Bibliotheken, z. B. zu Weimar und Leipzig, sind ganze Bände solcher schriftlichen Zeitungen erhalten. Für uns ist es von Interesse zu hören, daß auch der gelehrte Landgraf Moritz Werth auf den Empfang dieser Zeitungen legte. Er unterhielt und bezahlte deshalb Agenten in Leipzig und Frankfurt, die ihm die Blätter durch die Post zusenden mußten. Solche Agenten waren meist Postmeister, wie sich denn überhaupt ein engeres Verhältniß der Zeitungen zu der Post als zum Buchhandel entwickelt hat, sodaß die Leiter bis zu unserm Jahrhundert häufig Postbeamte waren. Wir werden noch sehen, daß dies auch bei der Hanauer Zeitung mehrfach vorkommt.

Es ist der politischen Presse nicht leicht geworden, die Stellung zu erringen, die sie heut' im öffentlichen Leben einnimmt, wo sie sich selbst gern als sechste Großmacht bezeichnet. Die Entwickelung ist eine sehr langsame, es vergeht beinahe ein Jahrhundert, ehe man zum Druck der Zeitungen schreitet. Mißtrauen, Uebelwollen und Verfolgungen begegnen ihnen auf Schritt und Tritt und müssen überwunden werden. Wann und wo die erste Zeitung gedruckt worden ist, läßt sich nicht mehr feststellen, die bis jetzt bekannte älteste deutsche erschien zu Straßburg 1609. Es folgen Frankfurt 1615, die dasige nach 1866 mit dem Bundestag selig entschlafene Oberpostamtszeitung 1617 unter Leitung des Postmeisters Joh. von der Birghden, dann Berlin, Magdeburg, Nürnberg, Augsburg, Hildesheim, Hamburg, Leipzig, München.[1]) Zu den ältesten Zeitungen zählen auch die Wiener. Sie alle erschienen wöchentlich ein-, auch zweimal in kleinem — Oktav — Format auf schlechtes Papier gedruckt und bringen Korrespondenzen aus den Haupt- und sonst bedeutenden Städten Europas. Die im 17. Jahrhundert tonangebenden Staaten, wie Spanien, Frankreich, die Niederlande, England, sind selbstverständlich dabei besonders berücksichtigt, doch fehlen auch gelegentliche Nachrichten aus Rußland, Italien, selbst der Türkei, nicht. Von einer bestimmten Parteinahme kann man im Allgemeinen nicht reden, wenn auch während des Dreißigjährigen Krieges eine solche hier und da hervortritt, jenachdem Protestanten oder Katholiken am Erscheinungsort die Oberhand hatten. Vor Allem aber mußten

[1]) Bei dieser Darstellung folge ich größtentheils dem Werk Opel's: „Die Anfänge der deutschen Zeitungspresse 1609—1650."

[1]) Ließe sich die Existenz des nach Schwarzkopf von 1618 bis 1630 zu Fulda erschienenen „Postreuter" nachweisen, so würde dies Blatt zu den ältesten deutschen Zeitungen gehören. Das ist bis jetzt jedoch nach keiner Richtung gelungen. Vergl. S. 228 der Nr. 17 vom 1. September v. J. dieser Zeitschrift.

die meisten der Zeitungen Rücksicht auf den Wiener Hof nehmen, da sie mit kaiserlichem Privilegium erschienen. Zwei Haupthülfsmittel der heutigen Presse fehlten gänzlich: der Leitartikel und die Inserate. Für den ersteren kann man die zu Zeiten massenhaft erscheinenden Flugblätter, in denen der Parteistandpunkt zur Geltung kam, gewissermaßen als einen Ersatz betrachten. Für die Inserate und amtlichen Bekanntmachungen wurden besondere, meist wöchentlich erscheinende Blätter im Laufe des vorigen Jahrhunderts hergestellt. Die Nachrichten suchten sich die Herausgeber der Zeitungen auf alle mögliche Weise zu verschaffen, in den Hauptorten durch Agenten, deren Anonymität man streng zu wahren suchte, durch Mittheilungen der spärlichen Reisenden, durch Aushorchen der Umgebung von Staatsmännern, Generälen, Gesandten und nicht zum wenigsten durch Nachdruck aus anderen Blättern französischen, holländischen oder deutschen Ursprungs, die die Zeitungsschreiber durch die Post bezogen — wie heute auch noch. Letztere selbst standen in keinem besonderen Ansehn. Bei der Art ihrer Quellen ist es nicht zu verwundern, daß gar vieles Unrichtige mit unterlief. Daher erfreuten sich die Zeitungen auch keineswegs des allgemeinen Beifalls der Gebildeten. Schon der große Satyriker Fischart goß die Schale seines beißenden Spottes über die damals noch geschriebenen „Novellen“ und „das leichtgläubige Volk mit seinem Zeitungskitzel“ aus. Nicht weniger abfällig urtheilt Moscherosch in seinen „Gesichten Philanders von Sittewald“. Er spricht von „fuchsschwänzigen Historienmachern und Zeitungsschreibern, die hart neben dem Privet oder Sekret des Luzifer, einem stinkenden Quartier, aus Furcht und Haß, aus Liebe auch, dasjenige schreiben, dessen sich die Kinder in den Schulen zu referiren schämen und scheuen sollten.“ Und noch beinahe hundert Jahre später, 1734, fällt Zedler in seinem großen Sammelwerk ein recht absprechendes Urtheil über den Inhalt der Zeitungen. Er wünscht strenge Censur, denn „man kriegt täglich Blätter in die Hände, welche mit nichtswürdigen Kleinigkeiten oder mit Nachrichten angefüllt sind, woraus sich kein Mensch etwas nehmen kann, z. B. von Krankheiten großer Herrn, die höchstens in einem Schnupfen bestehen, daß die Karosse des Herrn N. N. umfiel, er aber unbeschädigt blieb, Madame N. wolle sich von ihrem Manne scheiden lassen und in ein Kloster gehen, die Prinzessin von Modena sei in der Messe, hernach bei einer Prozession und Abends in der opera gewesen, die Nonnen des Klosters X. wollten eine baufällige Wand repariren lassen und dergleichen mehr. Wenn nun solche Dinge von so weniger Erheblichkeit heute in Frankfurter, Hanauer und Nürnberger Blättern ständen und in etlichen Wochen in sechs anderen Zeitungen nochmals abgeschmiert und den geneigten Lesern vorgelegt würden, so sei das sehr verdrießlich. Das ganze Unheil komme aber daher, daß man alle Tage oder wenigstens viermal die Woche Zeitungen liefern wolle, ohne zu wissen, was man hineinsetzen solle.“ Solche Klagen könnte man theilweise auch heute noch erheben, aber wie würde der Inhalt unserer Tagesblätter zusammenschrumpfen, wollte man alles Unwesentliche daraus entfernen. Ueber parteiische Mittheilungen urtheilt Zedler weniger streng. Er meint, es sei zuweilen gut, Verluste zu verringern oder zu verhehlen. Dergleichen Betrug nenne man „Staatsstreiche“ — arcana imperii — und das sei ein ordentliches Verfahren der politischen Klugheit. Freilich verkennt er auch nicht die Gefahren, die aus falschen Darstellungen für die künftige Geschichtsschreibung erwachsen. Von den Zeitungsschreibern hat Zedler ebenfalls eine geringe Meinung. Aber trotz alledem kommt er zu dem Schluß „daß man die Unterdrückung der Zeitungsblätter als eine Finsterniß ansehen würde.“ Eine weit günstigere Beurtheilung des Werthes der Zeitungen und der Theilnahme des Volkes daran finden wir in Stieler's Büchlein (1695) „Zeitungsluft und Nutz“. Der Verfasser billigt es „daß die Prediger auf dem Lande mit ihren Schulmeistern und Schultheißen die Zeitungen halten und hernach daraus bei der Hochzeit, Kindtaufe oder Kirchweihe ein vernünftiges Urtheil hören lassen. Er empfiehlt die Lektüre der Zeitungen sogar den Frauen. „Es sei jetzt einmal nicht mehr die Zeit der alten Welt, wo das Weibsvolk gleich den Schnecken Jahr aus Jahr ein im Hause bleibet und arbeitet, sondern eine mehrere Freiheit erlanget hat in Gesellschaften zu kommen und politische oder Tugendgespräche zu halten.“ Wenn auch Stieler die Unzuverlässigkeit der Zeitungen und besonders ihre Sprachmengerei tadelt — dieses letztere zu charakterisiren hat er seinem Werkchen ein Verzeichniß der gewöhnlichsten Fremdwörte beigefügt, das nur einen einzigen Jahrgang berücksichtigend 187 Druckseiten füllt, — so zieht er doch die Summe seiner Betrachtungen in folgenden Worten: „Gewiß, die Novellen sind eine Eröffnung des Buchs der ganzen Welt, in welches ein Jeder sehen und mit wenig Kosten darin lesen kann.“

Ja, Stieler war weitblickender, als die meisten seiner Zeitgenossen, das „Buch der ganzen Welt“ ist zu einem riesenhaften, stets wachsenden Folianten angeschwollen und zu einem Lebensbedürfniß geworden, wie das tägliche Brot.

Zedler zählte vor ca. 150 Jahren mit Einschluß einiger französischen und holländischen 27 größere politische Zeitungen namentlich auf, die hauptsächlich gelesen wurden, obgleich es „außerdem noch mehrere gäbe“, heute enthält der Post-Zeitungskatalog, Blätter jeder Art allerdings einbegriffen, über 7200 Nummern, die in deutscher Sprache erscheinen.

Unter dem 7. Dezember 1678 wurde dem von Frankfurt a. M. nach Hanau verzogenen Zeitungsschreiber Justus Boeuf durch die Räthe des Grafen Friedrich Casimir ein auf zehn Jahre sich erstreckendes Privilegium ertheilt, „beide deutsch und französisch wöchentliche und Extra ordinaire Zeitungen zum zweiten male in Druck bringen zu laßen, dabei er aber wohl Achtung geben solle, daß selbige judicia behutsam, correkt und deutlich verfertigt werde“. Boeuf hat von jeder Ausgabe acht Exemplare „den Räthen der gnädigen Herrschaft oder dem, welchem sonsten Befehl dazu aufgetragen wird“, zuzustellen. Dagegen hat er das alleinige Recht, in den nächsten zehn Jahren eine Zeitung in Hanau drucken zu lassen, auch wird er von einigen bürgerlichen Lasten, wie den gewöhnlichen Wachen 2c., gänzlich befreit.

Justus Böuf war 1656 [1]) zu Fechenheim a. M. geboren. Von seiner Jugend wissen wir, daß er Skribent beim Freiherrn Albrecht Maximilian von der Litt, sodann beim Chur-Brandenburgischen Residenten Herzgen, und später bei Dr. Jungmann [2]) gewesen ist. Darnach trat er 1673 in die Dienste des Zeitungsschreibers Serlin, der zu Frankfurt das Journal herausgab. Nach dessen Tode führte Boeuf der Wittwe noch einige Zeit die Geschäfte, trennte sich aber von ihr nach der Herbstmesse 1678 und begründete nun selbstständig den „Hanauischen Mercurius“.

Wenn wir auch über seine Herkunft und Schulbildung keine weitere Kenntniß haben, so läßt sich doch aus den vielen von ihm herrührenden in den Akten befindlichen Schriftstücken ersehen, daß er nicht nur ein mit der Feder in Deutsch und Französisch gewandter Mann war, sondern auch seine Angelegenheiten mit Kraft und Geschick zu führen wußte. Dessen bedurfte es aber auch in hohem Maaße, wollte er nicht den Angriffen erliegen, denen er bald von verschiedenen Seiten ausgesetzt war. Schon im Januar 1679 beschwerte sich Böff — der nebenbei bemerkt seinen Namen stets auf deutsche Weise schreibt, während die Behörden die französische anwenden — bei der Hanauer Regierung, daß seine frühere Prinzipalin, die Wittwe Serlin zu Frankfurt, ihn in seiner Nahrung bedrohe, da sie durchgesetzt habe, daß seinen Frankfurter Kunden die Annahme seiner Zeitung verboten worden sei. Man treibe doch, so führt er aus, in Frankfurt Handel mit allerhand Novellen, mit Heidelberger, Mainzischen, Darmstädtischen, Hamburger, Kölnischen, ja sogar mit fremden Zeitungen, wie den holländischen, nur ihm wolle man das da nicht erlauben. Es läßt sich wohl annehmen, daß Böff durch den Vertrieb seines, dem Journal in Form und Inhalt sehr ähnlichen Mercurius der Serlin'schen Wittib großen Abbruch that, und diese nun Alles aufbot, sich des unbequemen Konkurrenten zu entledigen. Sie konnte sich vor allen Dingen auf ein kaiserliches Privilegium berufen, dem auch der kaiserliche Bücherkommissar Georg Friedr. Sperling die Auslegung gab, daß Böff, dem ein solches fehle, seine Zeitung nicht außerhalb Hanau's verkaufen dürfe. (Forts. f.)

[1]) So nach dem Kirchenbuch, das angiebt, er sei 53 Jahre alt gewesen, als er 1709 starb. Dem widerspricht eine Angabe Böff's, die er in einer Vernehmung 1679 macht. Dieser zufolge ist er, über 23 Jahre alt, 1673 in das Serlin'sche Geschäft eingetreten, sein Geburtsjahr müßte demnach 1649 oder 1650 sein. Dies erscheint auch glaublicher, wenn man seine mehrjährige Laufbahn als Skribent berücksichtigt.

[2]) Höchstwahrscheinlich Dr. Jakob Jungmann, ältester Sohn des Vizekanzlers der Landgräfin Amalie Elisabeth und späteren Konsistorialpräsidenten zu Kassel Justus Jungmann. Jakob Jungmann war hessischer Regierungsrath und erhielt auf Präsentation des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg eine Reichskammer-Gerichts-Beisitzerstelle zu Speier, wo er 1673 gestorben ist. Siehe F. W. Strieder's hessische Gelehrtengeschichte. Bd. V. S. 419.

Die von Donop in hessischen Diensten.

Ein Abriß von **Friedrich Henkel** zu Wiesloch.

Die von Donop, ein angesehenes, altadeliges Geschlecht, haben ihren Ursprung in der Grafschaft Lippe. Als Stammherr derselben gilt Lambert von Donop, der um das Jahr 1240 lebte und von dem die Sage geht, die in dem Gedichte „Do 'nup“ in der Nummer 17 des „Hessenland“ besungen worden ist. Unter Bezugnahme auf dieses Gedicht und die demselben angefügte Anmerkung geben wir hier zunächst über August Moritz Abel Plato von Donop die

Mittheilungen wieder, die sich in C. A. Hofmann's „Hessischem Kriegsstaat", Lemgo 1769, S. 932, vorfinden:

„August Moritz Abel Plato von Donop, Dietrich Ernstens Sohn, Erbherr zu Schöttmar, geboren den 5. Juli 1694, wurde erst Kapitän bei der dänischen Fußgarde. Nach seines Vaters Tode nahm ihn der Herr Landgraf Karl zu Hessen in seine Dienste und machte ihn zum Oberstlieutenant. Zuletzt war er in hessischen Diensten Premierminister, Generallieutenant, Oberster Kammerherr und Präsident im Kriegskollegium, auch Ritter vom schwedischen Seraphinen-Orden. Er ist vom Könige Friedrich zu Schweden, Landgrafen zu Hessen, beständig zu Gesandtschaften gebraucht worden; war Oberhofmeister bei Sr. hochfürstlichen Durchlaucht dem jungen Prinzen Friedrich zu Hessen und führte ihn auf Reisen. Er stand unter anderm in vorzüglichen Gnaden bei Kaiser Karl VII., welcher ihn auch (1743) zum Reichsgrafen ernannte; er hat aber solches nicht bekannt gemacht. Er hat dem hochfürstlichen Hause Hessen viele treue Dienste geleistet, und man kann ihm mit Grund den Charakter eines redlichen und uneigennützigen Ministers beilegen. Unter anderm verdienet davon folgender Umstand seiner edlen Gedenkungsart angemerkt zu werden. Während dem Kriege 1756—1762 standen gegen 24,000 Mann hessischen Kriegsvolkes bei der alliirten Armee wider die Franzosen. Der durchlauchtigste Erbprinz Friedrich II. kam nach dem Tode seines Herrn Vaters Wilhelm's VIII. hochfürstlichen Durchlaucht (1. Februar 1760) während dieser Unruhen zur Regierung; seine sämmtlichen Staaten waren von feindlichen Kriegsheeren besetzt. Der von Donop hatte, so zu sagen, das Herz des neuen Herrn Landgrafen in seiner Hand; eine hohe gegenseitige Macht (da Ludwig XV., zur Zeit noch lebte, umschreibt der Verfasser. H.) wollte sich diese Umstände zu Nutzen machen, um die Neutralität des Herrn Landgrafen und den Abzug seiner Truppen von der alliirten Armee, als ihren Feinden, zu bewirken. Sie schrieb daher eigenhändig an den Minister von Donop, drohte und bat ihn, ihr Vorhaben zu unterstützen, mit dem Versprechen: ihm hunderttausend Dukaten zur Erkenntlichkeit zu geben. Der von Donop aber gab zur Antwort: daß er wohl sein Leben ihr (also Ludwig dem XV.) aufopfern wollte; niemals aber könnte er einen Verräther abgeben.

Er vermählte sich mit N. N. von Montigny aus Berlin und nachher mit N. N. de Turretin zu Genf; mit beiden aber hatte er keine Erben. Das Gut Brockschmidt kaufte er von Denen von Loßberg und Sülbach von Dem von Wendt an sich. Er starb den 3. November 1763 zu Rinteln im 69. Jahre und stehet in dem Erbbegräbnisse zu Schöttmar beigesetzt."

Im Anschluß hieran seien nun von den vielen Mitgliedern der Donop'schen Familie, die dem hessischen Fürstenhause in früheren Jahrhunderten ihre Dienste in erprobter Treue widmeten, diejenigen aufgezählt, welche sich darin mehr oder weniger ausgezeichnet haben und zu höheren Stellen gelangt sind. Als Offiziere in allen Graden haben Jahrhunderte hindurch die Donops dem hessischen Militär angehört, ebenso waren sie, männlichen und weiblichen Geschlechts, im Hofdienst zu finden.

Zunächst sei des Bruders von oben Genanntem gedacht. Simon Moritz Christian war von 1749—1758 Oberst des damaligen Prinz Maximilian'schen Kavallerie-Regiments, dessen Name 1753 in Prinz Wilhelms-Regiment zu Pferde verändert wurde. 1760 stieg von Donop zum Generallieutenant auf und ward Gouverneur von Rinteln, ging aber 1766 seiner geschwächten Gesundheit wegen in Pension auf die von seinem Bruder ererbten Güter.

Moritz, Christoph's Sohn, gestorben 1585, war Oberhofmeister bei Landgraf Wilhelm IV.

Levin, Gabriel's Sohn, war anfangs Hessen-Kassel'scher Kammerjunker, „brachte es aber zuletzt soweit, daß er daselbst Geheimer Rath wurde"; er starb 1641, 94 Jahre alt.

Gabriel, Gabriel's Sohn, hessischer Stallmeister und Kammerjunker, starb 1585.

Anton Gabriel, Levin's Sohn, war 1630 Hofmarschall bei Landgraf Moritz.

Die Wittwe des Philipp Eberhard, Christoph's Sohn, war Oberhofmeisterin bei Lebzeiten des Landgrafen Karl.

Die Wittwe des Johann Moritz, Christoph's Sohn, welcher sich auf Heiligenroda bei Vacha ansässig gemacht hatte, war Oberhofmeisterin des jungen Prinzen Friedrich, nachmaligen Landgrafen Friedrich II., und dessen Schwester Prinzessin Marie.

Hedwig Philippine, Heinrich Hermann's Tochter, war Aebtissin des adeligen Stiftes Obernkirchen.

Levin Friedrich, Sohn des Friedrich Ulrich, Erbherrn zu Stedefreund, anfänglich dänischen Oberstlieutenants, danach preußischen Landraths und ritterschaftlichen Deputirten der Grafschaft Ravensberg, wurde 1760 Oberst der hessischen Garde. Nach seinem Halbbruder

Wilhelm Heinrich August wurde dasselbe Regiment (das spätere kurhessische 2., jetzt 82. Infanterie-Regiment), das nach eingangs erwähntem August Moritz bereits einmal, von 1733 bis 1748, die Bezeichnung „von Donopisches" führte, abermals von 1764 bis 1784 „Regiment von Donop" benannt. Wilhelm Heinrich August von Donop war 1784 Generallieutenant und zugleich Kommandant von Marburg, ward dann Gouverneur von Ziegenhain und durch einen Tausch Chef des bis dahin Knyphausen'schen Regiments, das von da ab bis zum Jahre 1789 die Bezeichnung „Füsilier-Regiment von Donop" führte, dann 2. Bataillon von Kospoth wurde und so ebenfalls zu der Stammtruppe obengenannten kurhessischen 2. Regiments gehört; denn das Regiment von Donop, von 1784 bis 1789 Regiment von Knyphausen genannt, war zu gleicher Zeit 1. Bataillon von Kospoth geworden. Im Ganzen durch vierzig Jahre hindurch nahmen in der hessischen Kriegsgeschichte die Regimenter von Donop die ehrenvollsten Plätze ein. Sie und ihre ausgezeichneten Chefs waren einander würdig, und wo auch immer in ihrer Mitte die Fahnen mit dem hessischen Löwen vor dem Feinde entrollt wurden, ob in Brabant, in Baiern, am Rhein und in Schottland oder jenseits des atlantischen Meeres im fernen Amerika, überall vermehrten sie den unverlöschlichen Ruhm der hessischen Tapferkeit, Manneszucht und Treue.

Der rechte Bruder von Wilhelm Heinrich August ist Karl Aemilius Ulrich gewesen. 1766 Oberst von der Garde, 1776 Kommandeur des Feldjägercorps, war dieser zugleich Kammerherr und Flügeladjutant bei Landgraf Friedrich II. „Er vermählte sich", wie Hofmann in seinem schon erwähnten Werke wörtlich vermeldet, „1763 in Frankfurt mit einer schon bejahrten Geheimen Raths Wittwe: Firnhaber von Eberstein, gebornen Falk, genannt, und dabei auch 100,000 Thaler." Mit dem Geschicke dieses Mannes dürfen wir uns wohl wieder etwas eingehender beschäftigen.

Am 16. November 1776 stürmte General von Knyphausen mit seinen löwenmuthigen Hessen das Fort Washington, dessen Name ihm und seiner glänzenden Waffenthat zu Ehren in „Fort Knyphausen" umgeändert wurde. Der als tapfer, zuverlässig und einsichtsvoll geltende amerikanische Oberst Magaw hatte bezüglich der Einnahme des Forts zu dem vom hessischen Obersten Rall abgeschickten Parlamentär, Kapitän von Hohenstein, die bezeichnende Aeußerung gethan: „Die Herren Hessen machen Unmöglichkeiten möglich."

Am 22. Oktober 1777 galt es, das von einem französischen Offizier in den besten Vertheidigungsstand gesetzte und von vier ausgesuchten Bataillonen unter Oberst Green, einem der tüchtigsten amerikanischen Offiziere, vertheidigte Fort Redbank am linken Ufer des Delaware zu stürmen, und dazu wurde, wie Oberstlieutenant Sunkel in seiner „Geschichte des 2. hessischen Infanterie-Regiments Nr. 82" (Berlin 1876, Seite 84) berichtet, ein nicht minder tüchtiger Offizier Oberst von Donop bestimmt. Mit vieler Zuversicht folgten ihm seine Truppen, und insbesondere waren es die Grenadiere, die dem geliebten Führer nach einer kräftigen Anrede und Aufforderung seinerseits zur Tapferkeit zuriefen: „Heute wollen wir Fort Redbank zu Fort Donop machen!" Oberst von Donop hielt zur Ueberwältigung des Forts eine größere Anzahl von Geschützen für nothwendig. Er sandte daher einen englischen Offizier mit entsprechend begründeter Bitte an General Howe, dieser ließ ihm jedoch sagen, wenn er das Fort nicht angreifen wollte, so sollten englische Truppen das Unternehmen ausführen. „Gehen Sie zu Ihrem General", sagte Donop zu dem Offizier, der ihm diese Antwort brachte, „und sagen Sie ihm, er solle gleich sehen, daß Deutsche tapfer zu sterben wüßten."

Der todesmuthig unternommene Sturm, bei dem zwei feindliche, auf dem Delaware liegende Schiffe von der Flanke der Hessen aus in den Kampf eingriffen und durch ihr Feuer ganze Glieder mit Kettenkugeln niederrissen, mißglückte denn auch leider. Wenn auch die Tapferen nach Wegräumung der Verhaue, Ueberwindung tiefer Wolfsgruben bereits den Graben stellenweise mit Faschinen gefüllt hatten und den Hauptwall zu erklettern suchten, das Feuer der gedeckt stehenden Amerikaner war in so unmittelbarer Nähe zu mörderisch, und zum Unglück erlagen ihm die Mehrzahl der Offiziere, vor Allem der brave Oberst von Donop. Es half nichts, daß das Bataillon von Minnegerode bereits die einzeln vorliegende Redoute genommen hatte —, die schon auf der Brustwehr Stehenden wurden mit Lanzen und Bajonetten zurückgestoßen, sie sahen sich zum Rückzug genöthigt. Bei einbrechender Nacht sammelten sich die Truppen unter dem Schutze des in einem Wald nahebei stehenden Bataillons von Lengerke, hatten jedoch ihren geliebten Führer, der, unter die Faschinen gefallen, nicht gleich zu finden war, in den Händen des Feindes lassen müssen. 22 Grenadieroffiziere allein waren getödtet oder verwundet. Oberst von Donop besiegelte sein Heldenthum mit dem Tode; geboren am 1. Januar

1732 hatte er das 46. Lebensjahr noch nicht vollendet. Auf der Wahlstatt aber vor dem Fort, wo ihn auf sein Verlangen der amerikanische Komandant desselben, Hasselworth, mit allen kriegerischen Ehrenbezeigungen beisetzen ließ, hat man ein Denkmal errichtet mit der Horazischen Inschrift:

Multis flebilis occidit.*)

*) Grundlage zur Militärgeschichte des Landgräflich hessischen Corps, Cassel 1798, S. 383.

Thor in Riesenheim.

Es hatten die Riesen gestohlen
Den Malmer, Hammer des Thor,
Der Gott, um ihn wieder zu holen,
Gar selt'ne Listen erkor.

Mit Freia's bräutlichem Linnen
Umhüllt den gewaltigen Leib,
Nach Riesenheim fährt er von hinnen,
Ein köstlicher Zeitvertreib.

Der Riesenbeherrscher wollte
Für Malmer Freia als Pfand,
Nun kam sie mit Breisacher Golde
Im wallenden Hochzeitsgewand.

Wie staunten die Riesenheimer,
Es trank die liebliche Braut
Des Methes allein drei Eimer
Und hat noch nach mehr geschaut.

Acht Lachse die Jungfrau verzehrte,
Dazu einen Ochsen frisch,
Wohl bessere Bissen begehrte
Noch nie eine Braut bei Tisch.

Es naht ihr der Riese, zu heben
Den Schleier, — wie flog er zurück!
Wie faßt' ihn ein Zittern und Beben
Vor Freia's brennendem Blick.

Es holte den himmlischen Hammer
Und legt' ihn der Braut in den Schooß.
„Nun öffnet die Hochzeitskammer!"
Aufsprang da Thor mit Getos.

Fortwarf er Linnen und Schleier,
Den Hammer in mächtiger Faust
Stand da der göttliche Freier,
Und schrecklich der Donner erbraust.

Hei, wie der Malmer wettert!
Die Morgengabe er bringt, —
Die Riesen liegen zerschmettert,
Und Thor sich gen Walhall schwingt.

Wilhelm Bennecke.

Jong bie ahlt.[1]

(Schwälmer Mundart.)

Bie meng Ällerhäd Braijäm wor[2],
Wor meng Äller[3] ee Bräut,
Wor ee gor gedeihlich Johr,
Gobs Kadäuseln[4]) ö Kräut.
Rosmareng, ha, ee gänze Lost[5]),
Drühk meng Ällerhäd o dr Brost.

Gongs noch Alsfäld offs Keschemohd[6]),
Wor hä secher drbei;
Ö meng Äller, die möcht in Stoot
Domols immer fer drei.
J Nauwkerche bei Bier ö Wing[7])
Saße beere[8]) jo mol bis ning[9]).

Trees ö Zeihähnj ö Frankehähnj,
Wodd vergässe do nie,
Müßt besücht wern met demm Wähnj[10]),
Ö weils immer so schie[11]),
Führn see heem[12]) da escht i dr Nöcht,
Weils dr Ürhäd[13]) scho so gemöcht.

Voter ö Motter hons ööch gedoh[14]).
Bie see Bräijäm ö Bräut,
Wonn see glecklich ö seelefroh,
Immer lostig ö laut.
Weil sees harre, so dahre sees[15])
Met Schlammbamber[16]) sogor i Trees[17]).

Ö nü well mich die Annkotreng[18]),
Well mich dos Gäld i dr Trüh.
Häd, da sall ich wüll drührig seng?
Nee, ich machs so bie dü,
Machs bie die Häde vo insem Stamm.[19])
Räus die Gäil, ö hürrah die Flamm![20])

Kurt Kuhn.

[1]) Jung wie alt. [2]) Wie mein Großvater Bräutigam war. [3]) Großmutter. [4]) Kartoffeln. [5]) Rosmarin, ha, eine ganze Luft = ein Strauß. [6]) Ging es nach Alsfeld auf den Kirschenmarkt. [7]) In Neukirchen bei Bier und Wein [8]) beide. [9]) neun Uhr Abends. [10]) Treysa, Ziegenhain und Frankenhain wurde vergessen da nie, mußte besucht werden mit dem Wagen. [11]) schön. [12]) Fuhren sie heim. [13]) Urgroßvater. [14]) haben es auch gethan. [15]) Weil sie es hatten, so thaten sie es. [16]) Scherzhafte Bezeichnung für Champagner. [17]) Treysa. [18]) Und nun will mich die Anna Katharina. [19]) Ich mache es wie die Häupter von unserem Stamme. [20]) Heraus die Pferde, und hurrah der Schatz, die Braut!

Aus alter und neuer Zeit.

Der Schauspieldirektor Großmann, einer der bekanntesten und genialsten Vertreter seines Faches aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, war der erste, von dem die Idee ausging, Lessing ein Denkmal zu setzen. Der Herzog von Braunschweig hatte in einem Edikt vom 28. August 1789 einen Platz in Wolfenbüttel dazu freigegeben, und Großmann war nun eifrig bemüht, Geld für seinen Zweck aufzutreiben. Er erließ Aufrufe und veranstaltete jahrelang an jedem Ort, an welchem er sich in seiner thespiskarrenschiebenden Thätigkeit niederließ, eine Extravorstellung den Manen des Dichters zu Ehren. Auf seiner Wanderfahrt berührte er im Winter 1790 auch Kassel. Ueber die hier abgehaltene Festvorstellung berichtet Großmann unter'm 20. November dem Geheimen Legationsrath Bertuch in Weimar Folgendes:

„Gestern gab ich Minna von Barnhelm zum Besten des Lessingischen Denkmals. So sehr ich Marktschreyereyen auf die Anschlagzetteln hasse, und sie gleichwohl manchen Theaterunternehmern verzeihe, welche sie an manchen Orten als Köder hinwerfen müssen, um das Publikum zu angeln, so glaubte ich doch bey dieser Veranlassung mir folgende kurze Anzeige erlauben zu dürfen.

‚Einem verehrungswürdigen Publikum wird aus verschiedenen öffentlichen Blättern bekannt seyn, daß unter Vergünstigung des regierenden Herzogs von Braunschweig Durchl. dem verewigten Lessing zu Wolfenbüttel ein Denkmal errichtet werden soll. Ausser den freywilligen Beyträgen haben sich mehrere teutsche Schaubühnen vereinigt, die Einnahmen der Vorstellung eines Lessingischen Schauspiels dazu beyzutragen. Die Heutige ist dazu von mir bestimmt. Bedarf es einer Empfehlung einer solchen Unternehmung bey einem Publikum, das die Verdienste eines um unsere Litteratur sich unsterblich gemachten Mannes zu würdigen weiß?'

Die Einnahme hierauf war: fünfzehn Thaler zwölf Groschen hessische Währung, den Karolin zu Sechs Thaler sechs Groschen gerechnet.

Die Gesellschaft nahmentlich: Diestel der ältere und jüngere, Deering, Dengel, Müller' Weyrauch, Hartmann, Gette, Keilholz, Hagemann, Santorini, Ambrosch, Neuhaus der ältere und jüngere, faßte den edelmüthigen Entschluß einen Theil ihres Wochengehaltes beyzutragen, welches die Summe von Siebenzig Reichsthalern betrug.

Die Frau Gräfin v. S.... schickte einen halben Karolin, der Herr Kammerherr von I.... einen Friedrichsdor.

Der Herr Gallerieinspektor Tischbein verehrte dazu seine Sammlung meisterhaft geätzter Blätter, sieben dergleichen vom verstorbenen Rath Tischbein und sein über die Ätzkunst geschriebenes, mit so vielem Beyfall aufgenommenes Werk. Nach Verkauf desselben werde ich Ihnen den Betrag anzeigen."

In einem späteren Brief an Bertuch, den wir jedoch hier nicht wiedergeben wollen, — wer sähe sich gern getadelt? —, äußert sich Großmann in bitteren Ausdrücken über die Theilnahmlosigkeit der Kasselaner. Man bedenke nur, die armen Teufel von Schauspielern, — wie wenige mögen es in Summa gewesen sein? —, bringen siebenzig Reichsthaler auf, und die gesammte Einwohnerzahl der Residenz ganze fünfzehn Thaler zwölf Groschen .... —

J. W. Br.

Im Nachlaß Schiller's haben sich die Briefe erhalten, die der Schauspieler Haßloch zu Kassel Anfangs dieses Jahrhunderts an den Dichter gerichtet hat. Es dürfte verstattet sein, den Inhalt derselben hier wiederzugeben. Sie werfen nebenbei ein charakteristisches Schlaglicht auf die damaligen Begriffe des literarischen Eigenthums.

Haßloch wünscht zu seinem Benefiz die „Jungfrau von Orleans" zu geben und richtet unter'm 28. Januar 1802 folgendes Schreiben an Schiller:

„Da uns das Glück nicht ward, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen; indem ein widriger Zufall es fügte, daß Sie während unserer Anwesenheit in Weimar eben abwesend; und noch überdies krank sein mußten :|: ein Zufall, der die Erfüllung unseres sehnlichsten Wunsches unmöglich machte :|: so werden Sie verzeihen, wenn ich unbekannterweiß mir die Freiheit nehme, Sie mit einer Anfrage zu belästigen.

Ich habe in meinem Engagement hier eine jährliche Benefice Vorstellung zu geben. Da ich nun außer dem Wunsch einer guten Einnahme, auch noch den habe, das Publikum mit einer guten neuen Vorstellung zu regaliren; so erlaube ich mir die Frage: ob Sie wohl die Güte hätten, mir das Manuscript von dem Mädchen von Orleans; so wie Sie dasselbe für das Theater eingerichtet haben, zu communiciren? — Außerdem, daß Sie mich zu jeder von Ihnen zu machenden Bedingung bereit finden werden; könnten Sie zum Voraus unseres beiderseitigen beßten Dankes versichert seyn. — — Ich füge noch die Bitte bei; uns bald Ihre beliebige Antwort, nebst Ihren Bedingungen wissen zu laßen; weil es doch nothwendig wäre, daß wir unsere Benefice noch im März gäben.

Meine Frau, die sich sehr freuen würde, wieder eine Hauptrolle von Ihrer Arbeit darstellen zu können; bittet Sie, die Versicherung Ihrer Ergebenheit anzunehmen."

Schiller muß hiernach zwölf Dukaten als Honorar für Ueberlassung des Aufführungsrechtes der „Jungfrau" verlangt haben, denn vom 13. Februar 1802 datirt findet sich ein Brief Haßloch's vor, in welchem es heißt: „Mit der nächsten Post werde ich die Ehre haben,

die zwölf Dukaten zu übersenden. Ich danke Ihnen für Ihre gütige Mittheilung, und habe die Ehre zu seyn u. s. w.“ Diese zwölf Dukaten hat Haßloch am 16. Februar an Schiller abgesandt unter Beifügung folgender Zeilen: „Euer Wohlgeboren habe ich die Ehre, beikommende zwölf Dukaten zu übersenden; und bitte Sie mir bei das Manuskript eine Quittung darüber beizulegen.“ In einer Nachschrift bemerkt Haßloch: „Dürfte ich noch bitten, mir bald das Manuscript zukommen zu lassen?“ Hieraus ist ersichtlich, daß Schiller, der praktische Geschäftsmann, nach dem Grundsatz handelte: Erst Geld, dann Waare. Allein der zwölf Dukaten sollte Schiller nicht lange froh werden, denn Haßloch erließ unter'm 23. Februar ein Schreiben dieses Inhalts: „Ich habe mit hiesiger Fürstlicher Hoftheaterdirection die Uebereinkunft getroffen, daß dieselbe das Manuscript der Jungfrau von Orleans übernehmen, mir aber die erste Vorstellung überlassen sollte. Allein bey Durchlesung beikommenden Manuscriptes finde ich, daß dasselbe buchstäblich, mehrere Abkürzungen und einzelne Wörter ausgenommen; bereits als Taschenbuch und im Nach-Druck bey Kehr gedruckt ist. So wie ich überzeugt bin, daß Euer Wohlgebohrnen bloße Abkürzungen |: die ohnedies jeder Regisseur nach den Verhältnissen seiner Bühne machen wird :| nicht als ein eigends für die Bühne bearbeitetes Manuscript ansehen; so werden Sie auch einsehen, daß ich es unmöglich wagen kann; meiner Direction ein Stück als Manuscript vorzulegen, welches sie bereits in zwey verschiedenen Editionen gedruckt besitzt. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ihnen dasselbe mit umgehender Post wieder zuzusenden; und ersuche Sie mich durch die Umstände entschuldigt zu halten.“

Schiller wird hiernach, so nehmen wir an, die zwölf Dukaten an Haßloch wieder zurückgeschickt haben, und die Fürstliche Hoftheaterdirektion zu Kassel war in der Lage, die „Jungfrau“ ohne Honorarentschädigung an den Dichter zur Darstellung zu bringen. **J. W. Br.**

Ein Militär-Exceß im Jahre 1604 zu Liebenau.

Das hessische Militär hat sich von jeher nicht nur durch seine Tapferkeit, sondern auch durch seine musterhafte Manneszucht ausgezeichnet. Um so mehr muß es befremden, daß im Jahr 1604 bei dem Cassel'schen Fähnlein zu Liebenau, des Regimentes an der Diemel, ein Exceß vorkommen konnte, wie der nachstehend aktenmäßig beschriebene, der auch nur ganz vereinzelt dasteht!

Eingenommene Kundschaft in Sachen contra Hans von Ahne, so durch den Regiment Schulzen Christoffel Schrottel, Hauptmann Hans Schierke, Lieutenant Jorg Molner's, Fändrich Velten-Lange, Feldwebel Henrich Bischoff, Forirer Henrich Schacht, Corporal Henrich Jäger, Corporal Michel Hochbergk, Gefreiter Hans Grimme. . . . .

Sindt nach benannte Zeugen vermittelst eines leiblichen Eides, so sie zu Gott und seinem heiligen Wortt geschworen haben, abgehörtt worden am 25 Aprilis 1604.

Nota testium.

1. Clanes Dräubel, Feltweybel; 2. Dietrich von Holzminne, Lieutenannt; 3. Antony Reinhartt, Forier; 4. Urban Eylbrecht Münster, Schreiber; 5. Dittrich Schrotter, Feltweybel; 6. Hans Brange, Führer.

1. Zeuge Clanes Dräubel sagt aus: Mir war — von meinem Hauptmann Schierke — befohlen worden, zum Krüger (Wirth) zu gehen und bei Poen — 5 Gld. Strafe, demselben zu verbieten nach besetzter Wacht Niemand Bier zappen oder langen sollte. —

Das mall saß Hans von der Ahne vor dem Kruge und habe gesoffen und gesagt: er wolle sauffen, wenn er Geld habe und sich an Niemandts darum an. — Darauf der Feltweybel geantwortet: Das möget ihr thun, — könnt ihr's verantworten! — Wahr sei auch, daß Hans von der Ahne den anderen Tag bis zum Anfang des Tumultes gesauffen habe. —

Lieutenannt Dittrich Holzminne sagt aus: Da sie bei Austheilung des Proviants gewesen wären, sei Hans von der Ahne mit Schimpfen und Fluchen dazugekommen und habe gesagt: sie hätten unrechtes Maas, es sollte anders sein, oder er wollte das Fähnlein nehmen und nach Landgraf Moritz gehen und sollte er darüber an einem Baum gehenckt werden. Der Zeuge sagte ihm: Du magst es darnach anfangen, es widderfahr dir! Lieutenant Holzminne fertigte hierauf den Schreiber Münster ab, um dem Hauptmann diese Meuterei zu melden. Der dritte Zeuge sagt: Wie der Hauptmann gekommen sei, wäre Hans von der Ahne bei der Wacht vor'm Kruge gestanden und sei full gewest; habe die Knechte zusammengeruffen und gesagt: ihr Knechte tretet herbei! Darüber habe ihn der Hauptmann mit Worten gestrafet, welche er nicht habe annehmen wollen, sondern habe gesagt: er wolle vor die Knechte reden und habe dem Hauptmann geantwortet: er wolle nach Landgraf Moritz laufen, und ihm das Fähnlein bringen. Das Fähnlein habe Hans von der Ahne, dann aus dem Logement geholt. Der Hauptmann sagte hierauf zu den Knechten: Was soll hieraus werden — und sie mit der Erinnerung gewarnt; sie wüßten wohl, wie es ihnen ehmals ergangen wäre, und ob ihnen etwa etwas mangele. Die Knechte antworteten: sie seien wohl zufrieden und könnten nichts dazu, was ihr Führer anfange. Hans von der Ahne sei hierauf nach des Hauptmanns Pferd gedrungen — vielleicht gemeint denselben bei dem Kopf zu ergreifen — und uf die Wehr gegriffen — und habe vor ihm solch groß Getresche gehabt, daß ihm der Schaum aus dem Maul geflossen und dem Hauptmann geboten zu schweigen, da er vor den Knechten reden wolle.

Der Zeuge fügte noch hinzu, daß er schon in die 20 Jahr ein Soldat gewest, aber niemals gesehen noch gehört habe, daß sich ein Soldat also gegen seine Obrigkeit opponirt und gesetzt habe. Dem Hauptmann habe Hans von der Ahne noch trotzig und polternd zugerufen: Er wolle einen andern Befehlshaber haben und nicht wie ein Bärenhäuter liegen, wenn er auch dafür an der trockenen Latte gehenkt würde. Nachdem der Hauptmann ihm nun noch befohlen, die Fahne wieder in das Logement zu bringen, habe er geantwortet: er wolle dieselbe dem Fürsten bringen, und wenn es ihm den Kopf koste. Nach den weiteren Zeugenaussagen, war hierauf Hans von der Ahne mit bloser Wehr durch die Wacht gedrungen, über einen Zaun gesprungen und davon gelaufen.

Hans Brange sagte dann noch aus: Das Fähnlein habe er ihm später wieder abgenommen und ins Logement getragen.

Alles dieses bekannten folgende Zeugen ebenfalls: Martin Blunden, Corporal, Heinrich Winter, Gefreiter, Bernt Reiße, Hans Wagener, Jorg Hallemanns, Gefreiter, Hans Schacht, Gefreiter, Georg Bringmann, Corporal, Balzer Zahn, Gefreiter.

Unterzeichnete bezeugten ebenfalls, daß das Fähnlein und sie dem Hans von der Ahne, gar keine Veranlassung zu seinem Benehmen gegeben hätten.

Christoff Schrottel Regiments-Schulze, Rave von Amelunxen, später auch Amtmann von Sababurg, Hauptmann, Hanß Schierke, Hauptmann, Hans Gehonngroß, Lieutenannt, Jorg Malmers, Lieutenannt, Johann Wegner, Fändrich, Jorg Amelung, Fändrich, Dittrich Erkenen, Fändrich, Hans Wagenfeldt, Fändrich, Hans Stunde, Feldwebel, Dietrich Schrotter, Feldwebel, Daniel Hutten, Feldwebel, Heinrich Draißeberg, Feldwebel, Heinrich Bischoff, Feldwebel, Claus Dräubel, Feldwebel, Hermann Dillenhorst, Feldwebel, Christoffer Behr, Feltwebel, Leinhart Germerdt, Führer, Nolte Bellersen, Führer, Hans Bode, Führer, Hugo Hemke, Führer, Hans Brange, Führer, Jacob Kuchenbecker, Führer, Conrad Ernik, Führer, Curdt Cramer, Führer, Hans Toppers, Führer, Heinrich Schacht, Forier, Wilhelm Koffe, Forier, Conrad Piper, Führer.

Urtell.

Uff heftige, peinliche Anklage des Profoß und genugsamer, eingenommener Kundschaft und Zeugenaussagen des gantzen Casselschen Fähnlein, ist durch die Anwesenden und Verzeichneten gemeinen Gerichtsscheffen einhelligen vor Recht erkannt: daß Beklagten Hans von Ahne soll ein Priester zugeordnet werden, damit er sich mit dem lieben Gott vereinigen möge und alsdann dem Scharfrichter — dem freien Manne — überantwortet werden, der ihm als dann mit einem Strick an einem Baum: Andern zu einem obschewentlich Exempel henken soll damit die Leuff-Orter mud unter ihm Sterben kann? ....

Sodann solches geschehen — geschieht göttlich und kaiserlich gemeinen Stadtrecht in Genüges. Signatur Liebenau d. 28 April 1604.

G. v. P.

Aus Heimath und Fremde.

Vor einigen Tagen brachte der Reichs- und Staatsanzeiger die Mittheilung, daß der außerordentliche Professor der Rechtswissenschaft zu Königsberg i. Pr. Dr. Friedrich Endemann, zum ordentlichen Professor daselbst ernannt worden ist. Diese Nachricht hat für uns Hessen schon um deswillen ein erhöhtes Interesse, als Professor Friedrich Endemann einer hochangesehenen althessischen Gelehrtenfamilie entstammt, die seit länger als zwei Jahrhunderten ausgezeichnete Vertreter der Wissenschaften in sämmtlichen Fakultäten aufzuweisen hat. Professor Friedrich Endemann ist am 24. Mai 1857 zu Fulda geboren. Sein Vater ist der Geheime Justizrath und Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Bonn Dr. Wilhelm Endemann, der damals Assessor am kurhessischen Obergerichte zu Fulda war, 1862 als Professor der Jurisprudenz an die Universität Jena und 1872 von da an die Universität Bonn berufen wurde, ein hervorragender Zivil- und Staatsrechtslehrer, der sich namentlich auch als juristischer und volkswirthschaftlicher Schriftsteller in der Gelehrtenwelt einen hochgeachteten Namen erworben hat. Professor Friedrich Endemann, sein Sohn, nimmt, obwohl noch jung an Jahren, unter den Vertretern des römischen Rechts schon eine bedeutsame Stelle ein. Nach Beendigung seiner Studien war er zuerst Referendar in Bonn. Als solcher promovirte er 1881 an der rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität mit der Abhandlung „Beiträge zur Geschichte der Lotterie und zum heutigen Lotterie-Rechte" zum Doktor. Später siedelte Dr. Friedrich Endemann nach Berlin über und habilitirte sich daselbst, nachdem er inzwischen die juristische Staatsprüfung abgelegt hatte, als Privatdozent für römisches Recht an der Universität. 1888 wurde er von dort nach Königsberg berufen, um zunächst eine außerordentliche Professur daselbst zu übernehmen. Außer seiner Doktorschrift veröffentlichte Dr. Friedrich Endemann die Schriften: „Die Lehre von der emptio rei speratae und emptio spei" (Wien 1885); „Ueber die zivilrechtliche Wirkung der Verbotsgesetze nach gemeinem Recht" (Leipzig 1887); „Die gesetzliche Regelung der Trunksucht" (Königsberg 1892).

— Bei den zwanzig Universitäten des Deutschen Reiches und der Akademie zu Münster waren nach dem eben ausgegebenen Ascherson'schen „Universitäts-Kalender" im letzten Halbjahre insgesammt 28,097 Studierende ordnungsmäßig

immatrikulirt. Von diesen studierten im Verhältnisse die meisten, nämlich 8838 Medizin; nächstdem waren am zahlreichsten die Juristen vertreten, 7242; bei den philosophischen Fakultäten waren 6825 Hörer eingeschrieben; evangelische Theologie studierten 3847 und katholische Theologie 1345. Die höchste Besuchsziffer von allen Universitäten hatte Berlin, nämlich 4356. Mehr als 3000 Hörer hatten außerdem noch München (3538) und Leipzig (3104). Mehr als tausend Hörer hatten sodann die folgenden acht Hochschulen: Bonn, Breslau, Erlangen, Freiburg, Halle, Heidelberg, Tübingen und Würzburg. Sie sind absteigend hinsichtlich ihrer Frequenz, wie folgt, an einander zu reihen: Halle 1468, Bonn 1397, Tübingen 1334, Freiburg 1305, Würzburg 1285, Heidelberg 1156 und Erlangen 1107. Nahezu tausend Hörer hatten Marburg (904) und Straßburg (915). Die übrigen Hochschulen wiesen die folgenden Zahlen auf: Greifswald 821, Göttingen 771, Königsberg 692, Jena 645, Kiel 612, Gießen 573, die geringste Frequenz, 398, hatte die Universität Rostock. Sie stand noch hinter der Akademie Münster, die nur zwei Fakultäten hat, zurück.

Nekrologe. Der Geheime Regierungsrath, Dr. med. et phil. Richard Greeff, Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie und Direktor des zoologischen Instituts zu Marburg, dessen am 30. August erfolgtes Hinscheidrn wir bereits gemeldet haben, war am 14. März 1828 zu Elberfeld als jüngster Sohn des dortigen Kaufmanns Greeff geboren. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte hiernach Medizin, und beschäftigte sich in Heidelberg unter Leydig ganz besonders mit dem Studium der Zoologie, für die er eine große Vorliebe hatte. Nachdem er in Berlin das mediziniſche Doktor- und Staatsexamen bestanden hatte, war er am städtischen Krankenhaus zu Danzig als Assistenzarzt thätig. Im Jahre 1859 ließ er sich in Elberfeld als praktischer Arzt nieder und entwickelte dort während der großen Choleraepidemie eine sehr anstrengende Thätigkeit. 1863 siedelte er nach Bonn über, wo er sich als Privatdozent für Zoologie habilitirte. Von Bonn aus unternahm er eine Reise zu wissenschaftlichen Zwecken nach den Canarischen und Kap Verdischen Inseln und der westafrikanischen Küste. 1871 wirkte er als Vorsteher eines Hospitals, dann folgte er, an Stelle des nach Wien berufenen Professors Dr. Claus, einem Rufe als ordentlicher Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie nach Marburg. Von hier aus machte er eine Forschungsreise nach den Guinea-Inseln. In dem Amtsjahr 1889/90 bekleidete er das Amt des Rektors der Universität. Wiederholte ehrenvolle Rufe nach Rostock und Tübingen konnten ihn nicht bewegen, Marburg zu verlassen, wo er sich der allgemeinen Hochachtung nicht nur in den akademischen, sondern auch in den Kreisen der gesammten Bürgerschaft erfreute. — Seine Schriften sind: Reise nach den canarischen Inseln. Bonn 1868. Untersuchungen über einige merkwürdige Thiergruppen des Anthropoden- und Wurm-Typus. Berlin 1869. Ueber das Auge der Alciopoden. Marburg 1876. Die Echiuren (Gephyrea armete). Halle 1879. Madeira und die canarischen Inseln in naturwissenschaftlicher, besonders zoologischer Beziehung Marburg 1872.

Am 20. September starb in Frankfurt a. M. nach längerem Leiden der namhafte Publizist Otto Kanngießer, ein geborener Kurhesse. Kanngießer stammte aus Wolfhagen, widmete sich erst dem Postfach, gerieth aber dann in die journalistische Laufbahn. Durch fleißiges Selbststudium wußte er die Lücken seiner Bildung nach Möglichkeit auszufüllen. Bis zum Jahre 1866 war er Redakteur der „Frankfurter Zeitung“, mit der er vor den einziehenden Preußen nach Stuttgart flüchtete. Nach der Amnestie gründete er den demokratischen „Frankfurter Beobachter“, den er im Verein mit seinem Bruder Dr. phil. Gustav Kanngießer (gestorben 1878) leitete. Die packende populäre Schreibweise Otto Kanngießer's verschaffte dem genannten Blatte eine weit über den Rahmen seiner Bedeutung hinausgehende Beliebtheit. Nach dem Tode des Bruders ging der „Frankfurter Beobachter“ indeß zurück, denn Otto Kanngießer war eine zu einseitig und subjektiv angelegte Natur, als daß er die regelrechte Leitung eines politischen Blattes hätte führen können. Im Jahre 1887 verkaufte er den „Beobachter“ und trat im folgenden Jahre in die Redaktion des „Frankfurter General-Anzeigers“ ein. Auch eine politische Schwenkung machte Kanngießer: früher eifriger Demokrat und rücksichtsloser Verfechter radikaler Anschauungen, wurde er schließlich ein ausgesprochener Anhänger der Regierung. Auch das Gebiet der Frankfurter Geschichtsschreibung hat Kanngießer angebaut: er schrieb im Jahre 1876 eine „Geschichte der Eroberung der freien Stadt Frankfurt durch Preußen 1866.“ Kanngießer war am 23. April 1836 geboren. **S.**

Rudolf von Jhering †. Vor wenigen Wochen konnten wir in unserer Zeitschrift „Hessenland“ melden, daß der berühmte Rechtslehrer Geheimer Ober-Justizrath Professor Dr. Rudolf von Jhering von Göttingen zu Wilhelmshöhe sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum gefeiert habe, heute müssen wir leider die traurige Nachricht bringen, daß derselbe am 17. September zu Göttingen das Zeitliche gesegnet hat. In ihm hat die Rechtswissenschaft einen ihrer glänzendsten Vertreter, die Gelehrtenrepublik einen ihrer hervorragendsten Würdenträger verloren. Sechszehn Jahre, von 1852 bis 1868, hat er als Professor der Rechtswissenschaft an der hessischen Universität Gießen gewirkt, und wohl kann man sagen, was

die alma Ludovica zu Liebig's Zeiten für die Chemie, das war sie zu Jhering's Zeiten für die Jurisprudenz Die letzten Jahrzehnte seines Lebens hat Rudolf von Jhering der altberühmten Georgia Augusta gewidmet. Einen warmen Nachruf widmet die „Vossische Z." dem Dahingeschiedenen, dem wir folgende Stellen entnehmen:

„Seit Savigny und Puchta hat das römische Recht in Deutschland keinen Freund und Kenner von ähnlichem Scharfsinn und gleich künstlerischem Geiste gefunden, wie Rudolf von Jhering. Selten hat sich ein Forscher wahlverwandt in den Geist eines fremden Volkes, eines fremden Rechts zu versetzen gewußt, wie dieser große Gelehrte. Er erfaßte die römischen Rechtsinstitute wie ein Prophet in die Vergangenheit, wie ein Dichter und Seher. Und dabei war er weit entfernt, sich durch die Beschäftigung mit entlegenen Zeiten und Völkern der unmittelbaren Gegenwart und seinem Vaterlande zu entfremden. Nicht häufig hat ein großer Jurist, ein wahrer conditor juris, Theorie und Praxis in Einklang zu bringen gewußt, wie der Göttinger Meister, dessen Heimgang die deutsche Nation und die Gebildeten zweier Welten beklagen.

Denn Rudolf Jhering war mehr als ein gediegener Gelehrter; auf dem Gebiete des positiven Wissens stand er sicherlich keinem Juristen der Neuzeit nach; er war ein so vortrefflicher Pandektist, wie jemals Vangerow oder Windscheid; er beherrschte das corpus juris und die gesammten Quellen so gut wie irgend ein trockener Romanist, dessen Ideal sich in der richtigen Interpretation einer längst unanwendbaren Gesetzstelle erschöpft. Aber Jhering war mehr als ein Gelehrter er hatte Herz und Kopf genug, um alle Interessen der Zeit zu *empfinden* und zu *erwägen*; er war einer der Männer, die mit Recht von sich sagen dürfen, daß ihnen nichts Menschliches fremd sei. Als Jurist war er zugleich Philosoph, vielleicht der beste Philosoph des gesellschaftlichen Lebens, der sich bisher schriftstellerisch bethätigt hat. Er war zugleich Künstler; denn er erfaßte die Dinge nicht nur juristisch, sondern ästhetisch und formte, ob er sprach oder schrieb, das Wort vollendet. Er verfügte über ungewöhnliche Sprachkenntnisse, nicht in dem Sinne, daß er viele Idiome zu entziffern, sondern daß er in den Werdegang und den Geist vieler Sprachen, und zumal seiner Muttersprache, einzudringen vermochte; in seinen juristischen Werken finden sich mitunter die verblüffendsten Berufungen auf die Weisheit der Sprachentwickelung. Er war aber alles eher als ein außerhalb der Welt stehender Grübler, dem die Frage fern liegt, welchen Nutzen seine Wissenschaft der Menschheit bringt. Ein Kämpfer war er und ein Rufer im Streit, und Bürger und Völker werden alle Zeit mit Vortheil wie seine großen Werke so seine wenn auch äußerlich kleine, so doch inhaltlich gewaltige Schrift über den Kampf um's Recht beherzigen." —

Ueber den äußern Lebensgang Jhering's ist Folgendes zu berichten:

Am 22. August 1818 zu Aurich geboren, habilitirte sich Rudolf Jhering im Jahre 1843 in Berlin als Dozent des römischen Rechts. Schon zwei Jahre später wurde er als ordentlicher Professor nach Basel, 1846 nach Rostock, 1849 nach Kiel, 1852 nach Gießen, 1868 nach Wien berufen, von wo er 1872, von Kaiser Franz Joseph geadelt, nach der Universität Göttingen übersiedelte. Wiederholte Rufe an größere Universitäten lehnte Jhering ab, da er entschlossen war, sein Leben fern von dem Geräusche der Großstadt in der berühmten hannoverschen Universitätsstadt zu beschließen. Sein erstes Hauptwerk, das sich ebenso durch Originalität der Auffassung und Neuheit der Ideen wie durch blendenden Stil auszeichnete, war der in viele Sprachen übertragene, allenthalben als epochemachend betrachtete „Geist des römischen Rechts auf den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung". Ein würdiges Seitenstück zu diesem Werk ist sein „Zweck im Recht". Außerdem sind zu nennen „Zivilrechtsfälle ohne Entscheidungen", „Die Jurisprudenz des täglichen Lebens", „Ueber den Grund des Besitzschutzes", „Abhandlungen aus dem römischen Recht", „Der Lucca-Pistoja-Aktienstreit", „Das Schuldmoment im römischen Privatrecht", „Vermischte Schriften juristischen Inhalts", „Das Trinkgeld", „Scherz und Ernst in der Jurisprudenz" und der in neunzehn fremde Sprachen übertragene „Kampf um's Recht". Seit 1856 gab Jhering überdies mit Unger und Gerber die „Jahrbücher für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts" heraus.

Am 23ten September verschied zu S t e i n a u nach kurzem Krankenlager im Alter von 61 Jahren der Amtsgerichtsrath K a r l v o n H a g e n. Freunde und Alle die den Verblichenen näher kannten, beklagen lebhaft das frühe Hinscheiden dieses Mannes, der mit reichen Gaben des Geistes die vortrefflichsten Eigenschaften des Herzens verband. Er war ein treuer, in allen Lagen des Lebens zuverlässiger Freund, festen und offenen Charakters, ohne Arg und Falsch, ein liebenswürdiger überall gern gesehener Gesellschafter. Scharfer Verstand, verbunden mit vorzüglichem Gedächtniße, Schlagfertigkeit in Rede und Widerrede zeichneten ihn aus und in hohem Grade besaß er die Gabe des Witzes und der Satire. Auch war ihm ein nicht gering zu schätzendes poetisches Talent eigen, davon giebt eine größere Anzahl Gedichte humoristischer Färbung aus seiner Jugendzeit Zeugniß, die heute noch unter seinen ehemaligen Marburger Kommilitonen und seinen Fuldaer Freunden in Abschrift kursiren und mit großem Beifalle immer und immer wieder gelesen werden. Sie durch den Druck zu veröffentlichen, konnte sich der Verfasser nicht entschließen, so nahe ihm dies auch von seinen Freunden gelegt wurde und so leicht er auch einen Verleger gefunden haben würde. K a r l P h i l i p p v o n H a g e n war am 1.

Mai 1831 in Fulda geboren. Von Jugend auf mit ungewöhnlichem Talente ausgestattet, durchlief er so zu sagen spielend die Klassen des Fuldaer Gymnasiums, zu dessen besten Schülern er zählte. Zu Ostern 1850 absolvirte er dasselbe und studirte hiernach an der Universität Marburg Rechtswissenschaft. Er war ein flotter Student, Mitglied des Korps Hasso-Nassovia. Nach trefflich bestandenem Staatsexamen trat er als Referendar bei dem kurhessischen Obergerichte in Fulda in den Vorbereitungsdienst, wurde nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen Gerichtsassessor, war zeitweilig an dem Amtsgericht in Hilders beschäftigt, wurde im Jahre 1871 zum Amtsrichter in Wetter ernannt und 1876 in gleicher Eigenschaft an das Amtsgericht zu Steinau versetzt. Hier lebte er nur seinem Berufe und seiner Familie. Er war ein sorgsamer Familienvater, seine Ehe war die glücklichste, seine häuslichen Verhältnisse die angenehmsten. Karl von Hagen war ein tüchtiger Jurist, human und rücksichtsvoll gegen Jedermann; da konnte es denn auch nicht fehlen, daß er sich bei seinen Gerichtseingesessenen der allgemeinen Hochschätzung und Beliebtheit erfreute. Der Ruf eines durchaus rechtlich gesinnten, edeldenkenden Menschen, eines pflichteifrigen, berufstreuen Beamten folgt ihm über das Grab hinaus. Friede seiner Asche! F. Z.

Hessische Bücherschau.

Bei der Redaktion des Hessenlandes sind folgende neue Schriften eingegangen:

Zur Begrenzung des Pyrrhonismus. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde der Universität Tübingen. Von D. J. Saul. Marburg, Buchdruckerei von Oskar Ehrhardt. 1892.

Bibliotheca Hassiaca. Repertorium der landeskundlichen Literatur für den Königl. Preußischen Regierungsbezirk Kassel. Von Dr. K. Ackermann, Realschuldirektor in Kassel. Vierter Nachtrag. Kassel 1892. Druck von L. Döll.

Die kurhessische Armeedivision im Jahre 1866. Beleuchtung der gleichnamigen Schrift des Generallieutenants z. D., ehemaligen hessischen Hauptmanns Julius von Schmidt, von Adolf Schimmelpfeng, kurfürstlich hessischem Kabinetsrath a. D. Melsungen, Druck und Verlag von W. Hopf's Buchdruckerei.

Althessischer Volkskalender auf das Jahr des Heils 1893. Herausgegeben, gedruckt und verlegt von W. Hopf in Melsungen, 18. Jahrgang.

Was erwarten die Hessen von ihrem Großherzog Ernst Ludwig? Von einem ehrlichen, aber nicht blinden Hessen. Mit einem Vorbild nach einer Röthelzeichnung von Heinz Heien. München 1892. Münchener Kunst- und Verlagsanstalt von Dr. E. Albert und Comp.

Die päpstlichen Kreuzzugs-Steuern des 13. Jahrhunderts. Ihre rechtliche Grundlage, politische Geschichte und technische Verwaltung. Vor Dr. Adolf Gottlob Heiligenstadt (Eichsfeld), Druck und Verlag von F. W. Cordier. 1892.

Der neue Kurs. Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten. Berlin, Verlag von Friedrich Luckhardt. 1892. Heft 1, 2, 3, 4, 5 und 6.

Berichtigung.

In der vorigen Nummer unserer Zeitschrift, Seite 238, Spalte 2, Zeile 23, ist aus Versehen der Friedhof der Stadt Karlsruhe als die Begräbnißstätte des Generals Lingg von Lingenfeld angegeben, während sich dieselbe doch zu Mannheim befindet. Es ist also daselbst Karlsruhe in Mannheim abzuändern.

Anzeigen.

Die im „Hessenland" besprochenen und empfohlenen Bücher sind in unterzeichneter Buchhandlung stets, auf Wunsch auch zur Ansicht, zu haben. Größtes Lager der **hessischen Literatur,** hessischer **Portraits** und **Städte-Ansichten.**

Bibliotheken, sowie einzelne werthvolle Bücher, alte Kupferstiche, Uniform- und Kostüm-Bilder, Portraits etc. werden jederzeit zu angemessenen Preisen gekauft.

Lager von über 100,000 Bänden. Verzeichnisse darüber gratis und franko.

Cassel, Königstraße 19.

Gustav Klaunig,
Hof-Buchhandlung.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren nebst Prospekten zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland".

☛ Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt nebst Postkarte der **Jaeger'schen Verlags-, Buch- und Landkartenhandlung zu Frankfurt a. M.** bei.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 20. Kassel, 17. Oktober 1892.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich, zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4, Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetragen unter Nr. 2934. **Anzeigen** werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel,** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Gedenken.

Wenn mich früh der warme Strahl
Gold'nen Lichtes wachgeküßt,
Flüst're ich zum ersten Mal:
In der Ferne sei gegrüßt —
Du, Lieber!

Wenn des Tages Last mich drückt,
Wenn die Sonne heißer brennt,
Wieder, wieder wie beglückt
Dann mein Mund bei Namen nennt —
Dich, Lieber!

Wenn ich flehe Abends spät,
Gott um Schutz für diese Nacht
Schließ' ich ein Dich in's Gebet,
Dich, an den ich still gedacht —
Du, Lieber!

Seh' im Traume jede Nacht
Drauf dein liebes Angesicht,
Rufe Dich so leis, so sacht,
Denn ich wag' es lauter nicht —
Dich, Lieber!

Emilie Scheel.



Aus dem Leben Franz Dingelstedt's.

Altes und Neues.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Ehe wir zu der Schilderung des Lebens und Treibens Franz Dingelstedt's in Fulda übergehen, möge es uns gestattet sein, noch einmal auf die „Bilder von Hessen=Kassel" zurückzukommen, die derselbe im Herbste 1836 in Lewald's „Europa" veröffentlichte. Dingelstedt war damals 22 Jahre alt, nur ungern war er aus seiner angenehmen Stellung in Ricklingen, die ihm, wie er in seinem „Literarischen Bilderbuche" schreibt, ausnehmend zugesagt hatte, geschieden, um sich in den Staatsdienst zu begeben und das schöne ungebundene dortige Leben gegen die dumpfe enge Schulstube eines hessischen Gymnasiums zu vertauschen. Daß es ihm anfänglich schwer fiel, sich in die beengenden Verhältnisse eines Gymnasiallebens zu finden, ist leicht erklärlich, und da gab er denn seiner mißlaunigen Stimmung wenige Monate nach dem Antritte seines neuen Amtes in jenen „Bilder aus Hessen=Kassel" Ausdruck, die damals so außerordentliches Aufsehen erregen sollten. Es ist wahr, Dingelstedt macht sich in denselben vielfacher Uebertreibungen schuldig, er malt mit Vorliebe gern in grau, immerhin zeugen sie aber von der scharfen Beobachtungsgabe des Verfassers und geben willkommenen Anlaß zu einer Vergleichung der Kasseler Verhältnisse von damals mit den gegenwärtigen.

„Die Bilder von Hessen=Kassel" zerfallen in vier Abschnitte, die betitelt sind: Allgemeines, Literatur, Kunst, Sociales. Den Anfang der ersten Abtheilung haben wir bereits in der Nummer 17 unserer Zeitschrift, nach der derselben widerfahrenen Umarbeitung in der Gesammtausgabe der Dingelstedt'schen Werke mitgetheilt. In der zweiten Abtheilung beschäftigt sich Franz Dingelstedt mit der Literatur Kassel's in jener Zeit. Da weiß er denn nur weniges Gute zu berichten, und darin mag er wohl nicht so ganz Unrecht haben. „Tüchtige Soldaten hat Hessen gezogen", heißt es daselbst, „auch berühmte Gelehrte, die namentlich dann berühmt wurden, wenn sie dem Vaterlande den Rücken wandten. Aber ein Dichter ist aus Hessen noch nicht gekommen, und das mag wohl an dem indifferenten Charakter des Landes und namentlich der Hauptstadt liegen. In Kassel kann nichts gedeihen, als höchstens eine unmoderne Landschaftspoesie und Waldlyrik, für jedes andere Gedicht ist das Terrain zu beschränkt, die Atmosphäre zu lau und drückend." — —

Dann folgt ein Ausspruch über Ernst Koch, der zwar sehr vielmal zitirt worden ist, den wir aber doch hier in seiner ursprünglichen Fassung wiedergeben wollen:

„Einen Dichter hat Hessen aus Versehen geboren, einen Jüngling, der die frühlingsklaren Blicke auch vor neun Uhr Morgens aufschlagen konnte — der hieß Ernst Koch und war eigentlich ein Jurist. Aber eben weil ihm die Sterne am Himmel lieber waren, als die blanken Knöpfe an seiner Referendärs=Uniform, und die grüne Wiese lieber, als die Decke des Sessions=Tisches, darum konnte er es nicht lange in Kassel aushalten und entfloh, wie ihm die jungen Schwingen gewachsen. Mit munteren Augen hat er die Dinge um sich angesehen, und eine frische Satire über seine Umgebung ausgegossen; aber aus weichem, wundem Herzen strömte er auch sein bestes Herzblut, schöne, stille, tiefe Lieder in die Welt hinein. Sein Buch, in dem er Früheres gesammelt, heißt „Prinz Rosa Stramin", freilich nur ein Torso, ein Fragment ohne Anfang und Ende, allein eine schwellende Saat, aus der in besserem Boden die reichste Ernte erwachsen wäre. Hier verstand man ihn nicht, man legte den kleinbürgerlichsten Maaßstab an die strebende Seele, und erst, als ihn die Engherzigkeit seiner Mitbürger (?) hinausgetrieben hatte in die unsichere Fremde, erst jetzt sagt man in Kassel von ihm: „es war doch etwas dahinter." —

„Friede mit ihm auf seinem dunklen Wege, und eine heitere Stunde auf sein schönes Herz! Er war ein echter Dichter und von der ganzen hessischen Poeten=Generation bei Weitem der Begabteste!"

Wir übergehen die abfälligen Anschauungen Dingelstedt's über die Kasseler Belletristik und

die Kasseler politische Literatur, unterlassen es aber nicht, hier einen Passus wiederzugeben, in dem sich so recht seine damalige trübe Stimmung wiederspiegelt, die ihn sogar zu einem nichts weniger als gerechtfertigten Urtheile verleitet:

„Wer da kommt, der zieht weg, und wer bleiben muß, der seufzt und sehnt sich so lange, bis er in dieser stagnirenden Gleichgültigkeit, dieser bleiernen Indolenz thatlos untergeht. Prometheus war ein Glücklicher und Tantalus ein Gott gegen einen Dichter in Hessen-Kassel, jener hatte doch wenigstens einen reellen bestimmten Schmerz, und dieser ein Schaugericht; allein ein hiesiger Poet hat gar nichts, gilt gar nichts und ist, wenn man einmal einen mythischen Vergleich haben will, höchstens dem Sisyphus vergleichbar. —

„Ich bin wehmüthig geworden, wie ich das geschrieben habe. Denn draußen ist's Herbst und Abend und drinnen ist mir herbstlich und abendlich zu Sinne. Wenn ich nicht in Kassel wäre, ich schrieb ein schönes Gedicht und gäb' es den Winden, daß sie es forttrügen in jene dämmernde Ferne, jene duftige Höhe und Weite, wohin mein Sinn steht. So aber kann ich höchstens einen Abendgang machen zu dem Grabe Johannes von Müller's, der mit seiner Schweizer-Historie und seiner Staatsraths-Carrière hier friedlich unter den anderen Todten liegt, nicht einmal so geschmückt wie sie; seinen Hügel deckt der einfache Stein*). Die Todten sind in Kassel größer und weniger eitel als die Lebendigen."

Ob wohl Franz Dingelstedt wenige Monate später, als er sich in Kassel eingelebt und Wohlgefallen an dem Leben und Treiben der hessischen Hauptstadt gefunden hatte, ebenso geschrieben haben würde? Wir bezweifeln es.

Besser als die schöne Literatur kommen bei Dingelstedt die Geschichtsschreibung und die Rechtswissenschaft weg. Hierüber läßt er sich wie folgt vernehmen:

„Die Erinnerung an Johannes von Müller führt mich auf die natürlichste Weise auf die hiesige Geschichtsschreibung, auf derem Felde allerdings erfreulichere Früchte gedeihen als auf demjenigen der Poesie. Rommel ist fortwährend für vaterländische Historie thätig und steht an der Spitze eines historischen Vereins, der jetzt ein eigenes Blatt herausgiebt. — Auch für Rechtswissenschaft und Statistik geschieht bei uns immer mehr, wie für schöne Literatur. Darin treten schriftstellerisch auf: Pfeiffer, die Gebrüder Murhard, Bickell, Hahndorf u. a. Seit einiger Zeit erscheint sogar ein eigenes, juristisches Journal: „Der Rechtsfreund". Denn alles, was einen praktischen Zweck hat, „wobei etwas herauskommt", findet in Kassel Anklang und Unterstützung — aber Gedichte, Novellen, Kritik, die blühen ja im Auslande genug."

Dingelstedt schließt diesen Abschnitt nach einem kurzen Rückblick auf das religiöse Leben mit den für ihn selbst am meisten charakteristischen Worten:

„Alles muß d'accord sein bei uns. Vollständige Ruhe, Ruhe des Grabes.

„Schlafe wohl, du kalte schöne Stadt. Träume von That und Leben und sei wach im Schlummer, wie du schläfst im Wachen!"

Der dritte Abschnitt der „Bilder aus Hessen-Kassel" ist der „Kunst" gewidmet. Wir übergehen denselben, da Wesentliches über ihn nicht zu berichten ist, und wenden uns der vierten Abtheilung zu, in welcher Dingelstedt es unternimmt „die geselligen Zustände Kassels mit einigen Wandzeichnungen obenhin zu silhouettiren. Da dieser Abschnitt schon größeres Interesse bietet, so geben wir nachstehend die Hauptstellen wieder:

„Anno dreißig — ich muß überall auf diese Periode, wie auf ein goldenes, mythisches Zeitalter zurückkommen — soll es hier in Kassel sehr hoch und bunt hergegangen sein. Damals waren alle Gemüther um einen Ton höher gestimmt, die allgemeine Freude schwebte auf Kothurnus-Schritten in der ganzen Stadt umher, und man sah den alten Kassel'schen Himmel gar nicht mehr vor lauter Baßgeigen, die daran hingen. Gegenwärtig ist der ausgetretene Strom hübsch bedachtsam in seine polizeilichen Ufer zurückgekehrt, und die Bälle, Landpartien, Gesellschaften und Vergnügungen kommen wieder in regelmäßiger Reihenfolge, gehörig vorbereitet und systematisch genossen. Aber die schroffsten und peinlichsten Schranken der Stände sind doch durch jene Bewegungen glücklich und nachhaltend niedergerissen. Die Elemente haben sich allerdings, so weit als solches thunlich, vereinigt; allein eben in dieser Vereinigung sind sie noch nicht recht wohl und warm geworden, es ist nichts Verschmolzenes, sondern nur ein Zusammengewürfeltes, keine Verbindung, sondern ein Aneinanderrücken, das doch für beide Theile hemmend und fremdhaltend wirken muß. Man sitzt in bunten Gruppen neben einander und meidet jeden Schein eines Absonderns und Zurückziehens; dagegen lagert auch eine allgemeine Unbehaglichkeit, eine auffällige Stille über solchen öffentlichen Versammlungsörtern. Ein leichtes, gefälliges Bewegen, wie im heiteren Süden, ein Begegnen und Durcheinanderwogen, eine anständig laute Heiter-

*) Das schöne Grabdenkmal, welches der König Ludwig I. von Bayern dem berühmten Historiker errichten ließ, war damals noch nicht vorhanden. Es stammt erst aus dem Jahre 1852, wenn wir nicht irren.

keit vermißt der Fremde schmerzlich; die Kasselaner nehmen immer ihre Sonntagsgesichter mit hinaus und geberden sich dann auch höchst sonntäglich.

„Viel freundlicher gestalten sich die ganz vereinzelten, in sich abgeschlossenen Familienkreise. Man ist in Kassel häuslicher, als in den meisten Städten dieser Größe, die Erziehung, namentlich des weiblichen Geschlechts, scheint im Durchschnitt nicht auf geselligen Glanz oder high life berechnet zu sein, und daher kommt es auch wohl, daß die eigentlichen Gesellschaften nur eine dürftige Ausbeute an Interessantem darbieten. Man läßt sich in Kassel suchen und zuweilen hält das Finden recht schwer; wo man sich vor den Leuten begegnen und in sozialen Kreisen bewegen muß, erscheint man immer geziert und geschnürt in den mannichfachsten Rücksichten und Bedenklichkeiten. Höhere, geistigere Blüthen einer näheren Verbindung unter Gebildeten erwarte man nicht; literarische Salons, Soirées ohne Tanz und Spiel gehören zu den verbotenen, mindestens zu den unbekannten Früchten.

„Daß dabei eine bedeutende Anzahl geschlossener Vereine besteht, in denen man lesen, plaudern, trinken, spielen, tanzen, mit einem Worte sich ex professo amüsiren will, ist ja wohl für eine norddeutsche Hauptstadt natürlich. Wir haben ein Militärkasino, einen Abendverein, einen Zivilklub, eine Euterpe u. s. w. Zu einzelnen Zeiten des Jahres, wenn besondere Veranlassungen vorliegen, z. B. zur Meßzeit, treiben dann diese dürren Stämme ganz extraordinäre Blüthen. Dann sagen die Kasselaner, wenn sie eine Nacht durchschwärmt: „„Jetzt war's doch einmal wieder wie anno dreißig.““

„Was unserem Volksleben, unserer Geselligkeit, unseren künstlerischen Bestrebungen abgeht, ist und bleibt — Regsamkeit, ein bestimmt ausgeprägter Charakter, ein innerer Schwung und eine äußere Haltung. Das ist das Resumé, womit ich diese Skizzen aus und über Hessen-Kassel beschließen muß. Sie sollen der Fremde ein Bild unserer guten Stadt vorhalten, und ein Bild, das weder Haß noch Vorliebe gezeichnet, in dem keine Entstellung und keine Schmeichelei, kein wissentlicher Mißgriff des Zeichners vorliegt. Ihr hört da draußen in der Welt so selten etwas von uns, es sei denn eine politische Nachricht, oder ein Referat über eine alte Oper oder ein Stückchen Landtags-Verhandlungen — nehmt denn diese Schattenrisse einer jungen Feder mit Wohlwollen auf und stellt sie als Beitrag in das große Panorama deutscher Residenzen.“ —

Wir wollen es Franz Dingelstedt auf's Wort glauben, daß ihm bei Abfassung seiner „Bilder aus Hessen-Kassel“ nichts ferner gelegen hat, als wissentliche Entstellung der Verhältnisse, und wenn wir uns trotzdem der Ansicht nicht verschließen können, daß er auch in der Schilderung der geselligen Zustände Kassels vielfach zu weit gegangen ist, so müssen wir wohl auch dies der Mißstimmung zuschreiben, die ihn, wie bereits oben bemerkt, in den ersten Monaten seines Aufenthaltes in Kassel beherrschte. —

In dem Jahrgang 1837 von Lewald's „Europa“ findet sich eine Fortsetzung der „Bilder aus Hessen-Kassel“, in welcher uns Dingelstedt die Pfingsttage in Kassel schildert. Da schlägt der Verfasser schon einen ganz anderen Ton an. Wir werden darauf bei anderer Gelegenheit zurückkommen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der ältesten Zeitung in Hessen und ihres Begründers.

Von J. Uebelthau.

(Fortsetzung.)

Frau Serlin ließ es jedoch nicht bei sachlichen Gründen bewenden, sie griff Böff auch persönlich auf das heftigste an. In der Klagschrift, die sie der Frankfurter Stadtbehörde einreichte und von dieser der Hanauer Regierung mitgetheilt wurde, behauptet sie, um Böff verächtlich zu machen, daß er ein ganz ungebildeter Mensch gewesen als er in das Serlin'sche Geschäft getreten sei. Sein verstorbener Prinzipal habe ihn „vom Schiffsseil genommen“ und ihn die Zeitungsschreiberei gelehrt. Von ihr, der Wittwe, sei dann Böff wegen Untreue entlassen worden, und nun benutze der Undankbare das bei ihnen Erlernte, um sie im Broderwerb zu schädigen. Sich gegen solche Schmähungen zu vertheidigen, fiel Böff nicht schwer. Er konnte außer einem

sehr günstigen Zeugniß des Dr. Reinhard Jungmann*) auch das vorlegen, welches ihm die Serlinische Wittib bei seinem Abgang aus dem Geschäft selbst ausgestellt hatte. Darin heißt es: „daß Böff sich während sechs Jahre solcher Gestalt verhalten habe, wie es einem ehrliebenden treuen Schreiber gebührt und wohl ansteht.“ Sein Austritt erfolge, weil er „seine fortune anders versuchen wolle.“ Böff geht nun in einer Klage, die er gegen die Wittwe wegen Verleumdung und Schädigung seines Gewerbes richtet, auf die von ihr gemachten Anschuldigungen näher ein, um deren Unrichtigkeit nachzuweisen. Nach seiner Darstellung waren früher die Verhältnisse Serlin's sehr schlecht gewesen. Er selbst habe wegen seiner „habitualischen Trunkenheit“ seinen Geschäften nicht vorstehen können. Bei seinem tödtlichen Abtritt sei seiner hinterlassenen Frauen von ihm anbefohlen worden: „daß sie ihre Affairen zuvörderst Gott und dann ihm, Böff, anvertrauen solle.“ Mit allem Fleiß habe er sich der Geschäfte angenommen und solchen Erfolg gehabt, „daß die Serlinin dadurch von dem ihr so nah gestandenen Bettelstab in einen solchen Stand gesetzt worden ist, daß sie nunmehr mit ihren Kindern zu männigliches Verwundern sowohl in Taffet und seidenen Kleidern mit güldenen Ketten und kostbaren Ringen aufziehen, als auch in ihrem Haus mit den herrlichsten Speisen sich erlustigen könne.“ Ihr hochstrafbarer Haß rühre zum Theil daher: „weil ich ihrem Zumuthen nach sie zu heirathen, abgeschlagen.“ Nicht er habe sich einer Untreue schuldig gemacht, im Gegentheil sein Erspartes zur Erhaltung des Hauswesens hergeliehen und sei schließlich noch kurz vor dem Verlassen der Wohnung um eine Summe Geldes und Effekten bestohlen worden. Die Serlinin wolle „wie jene böse Kuh, die Weide allein zu fressen suchen.“ Und deßhalb sei es erforderlich, daß sie angehalten werde, ihre Verläumdungen „zur nothwendigen Defension und Rettung meiner Ehre, guten Leumunds und Reputation in ihren Hals und losen Busen, daraus sie solche gespeiet zu verschlucken und zu verdauen zur Rettung meiner Unschuld hierdurch zu retorquiren und zurückzuschicken.“

Mit der umfangreichen Klag- und Vertheidigungsschrift begiebt sich nun Böff eines Tages mit seinem Anwalt Notarius publ. Caes. Andreas Schunk nach Frankfurt in das Haus der Serlinin, um ihr dieselbe zu insinuiren. Die Wittwe machte allerhand Ausflüchte und Zugeständnisse „es sei nicht so schlimm gemeint gewesen“, nimmt die Akte aber an sich. Nachdem die beiden Hanauer ihr Mittagsmahl in der Gastwirthschaft „zum Krachbein“ eingenommen und im Begriff sind, die Rückfahrt anzutreten, spielt sich noch eine ergötzliche Scene auf der Straße ab. Es erscheint der Anwalt der Serlinin in Begleitung zweier Zeugen und will die Klagschrift Böff zurückstellen. Dieser verweigert die Annahme, darauf wirft der Anwalt das Papier in den Wagen, deren Insassen es wieder herauswerfen, und so wiederholt sich das Ballspiel mehrmals, bis die Schrift auf der Gasse liegen bleibt und die Hanauer rasch abfahren.

Einen empfindlichen Schlag führten die Frankfurter Gegner Böff's dadurch gegen ihn, daß sie die Post veranlaßten, die Beförderung des Mercurius, sowie der an ihn adressirten Packete zu verzögern, ja zu verweigern. Böff beschwert sich darüber alsbald bei seinem Landesherrn, der sich beim Fürsten Thurn und Taxis, dem kaiserlichen Generalpostmeister, verwendet. Auch mußte jener Klage führen, daß wenn die Frankfurter Post seine Briefschaften befördere, sie ihm ein höheres Porto abnehme, als dem übrigen Publikum, vier statt drei Batzen. Während sich dieser Streit noch durch einen weitläufigen Schriftwechsel hinzieht, greift Böff entschlossen zu dem nächsten Mittel, sich von den Chikanen frei zu machen. Er bittet den Grafen von Hanau um das Privilegium, eine Kalesche selbst nach Frankfurt fahren zu dürfen. Das wird ihm auch schon unter dem 1. August 1679 gewährt, „täglich eine herrschaftliche Hof- und Postkutsche mit zwei oder drei Pferden bespannt nach Frankfurt zu senden.“ Sie darf das gräfliche Wappen führen, und verpflichtet sich Böff gegen ein billiges Entgelt auch Personen, dagegen die gräflichen Briefschaften portofrei mitzunehmen. Von der gewöhnlichen Schatzung wird er ganz befreit.

Unterdeß wird der Kampf zwischen den Frankfurter und Hanauer Behörden um das Recht, den Mercurius in der freien Reichsstadt vertreiben zu dürfen, noch Jahre lang in immer erbitterterer Weise fortgeführt und bis an den Wiener Hof gebracht. Dreimal gelingt es der Serlinischen Wittib kaiserliche Mandate zu erzielen, die dem Frankfurter Magistrat aufgeben, sie in ihrem Privileg zu schützen. Hierauf gestützt, geht dieser immer schärfer vor, und läßt sogar Hanauer Zeitungsboten verhaften. Aber auch die Hanauer Regierung nimmt sich Böff's auf das kräftigste an, sodaß man aus dem Ton der gewechselten Noten annehmen könnte, es

*) Aus einer nachträglich aufgefundenen Notiz habe ich ersehen, daß es sich um Reinhard Jungmann hierbei handelt, einem jüngeren Bruder des Jacob J., der als Churmainzischer und Hessen-Homburgischer Rath in Frankfurt angestellt war. Hiernach ist Anmerkung 2, S. 247, Nr. 19 d. Zeitschr. zu berichtigen.

müsse zu einem vollständigen diplomatischen Bruch der Nachbarn kommen. In Frankfurt selbst gab es Personen, die mit dem Vorgehen der Reichsstadt gar nicht einverstanden waren, da sie dadurch in ihrem Erwerb bedroht und geschädigt wurden. So muß sich der Buchdrucker Blasius Ilßner gegen eine Anklage des Raths vertheidigen, daß er, wie schon sein Vorgänger Kuchenbecker, den Mercurius drucke. Aus seiner Vernehmung erfahren wir, daß er den Druck der französischen Ausgabe besorgte und nur hin und wieder auch ein Blättchen deutschen Textes „extraordinari“ herstelle. Er bittet, ihm das nicht zu verbieten, denn sonst fiele der Verdienst der Aubry'schen Druckerei in Hanau zu. Aus dem gleichen Grunde wehrt sich der Bürger Richter gegen seine Bestrafung wegen eines Verkaufkomptoirs der Böff'schen Zeitung, und die Ehefrau Anna Acker fleht den Rath an, ihr den Vertrieb des Mercurius doch nicht zu verbieten, sonst würden die Hanauer Boten den Vortheil davon haben.

Aus all dem geht wohl mit Gewißheit hervor, daß trotz der gegnerischen Anstrengungen die Unterdrückung der Böff'schen Zeitung in Frankfurt nie ganz gelungen ist. Schwerlich hätte sonst der Streit Jahre lang fortgeführt werden können. Die Serlinische Wittib hat das Ende nicht mehr erlebt, aber ihre Erben führten ihn weiter.

Böff hatte schon längst den einzigen Weg, der ihn sein Ziel erreichen lassen konnte, eingeschlagen, aber erst 1689 gelang es ihm nach mehrfachen vergeblichen Versuchen unter dem 24. April ein kaiserliches Privileg zu erhalten, das ihm den Druck und freien Vertrieb seiner Zeitung gewährleistete. Als trotzdem seine Gegner noch nicht ganz auf ihre Anstrengungen, dem Blatte Hindernisse zu bereiten, verzichteten, drehte Böff den Spieß um. Jetzt erlangte er für sich ein Mandat der kaiserlichen Hofkanzlei vom 29. November 1691, das dem Frankfurter Rath gebot: „ernannten Böffen dagegen auf keine Weise zu beschweren, sondern vielmehr dabei (d. h. beim Privileg) zu schützen und zu handhaben.“ Damit war dem Streit ein Ende gemacht.

Hatten diese Vorgänge dem strebsamen Manne viel Sorge, Mühe und Kosten bereitet, so sollte es ihm auch von anderer Seite her an noch gefährlicheren Angriffen nicht fehlen, die sein junges Werk in der Wurzel bedrohten. Ohne das Wohlwollen und die thatkräftige Unterstützung seiner heimischen Regierung würde es ihm trotz seiner Gewandtheit nicht gelungen sein, das Schifflein durch so mächtige Stürme unversehrt hindurch zu steuern.

Nichts spricht so sehr für die Bedeutung, die der Hanauische Mercurius rasch gewonnen hatte, als die Beschwerden, die gegen seinen Inhalt sowohl vom kaiserlichen Hof wie anderen Landesherrn und auch sonst hochgestellten Personen bei dem Grafen und dessen Regierung einlaufen. Die Akten haben eine größere Anzahl aufbewahrt und diesem glücklichen Umstand verdanken wir es auch allein, daß drei einzelne Blätter des Mercurius*), die als Beweisstücke beigefügt waren, bis auf unsere Tage erhalten geblieben sind. Außerdem ist, um dies gleich vorweg zu bemerken, bis jetzt jedes Forschen nach weiteren Exemplaren vergeblich gewesen. Ja von der französischen Ausgabe, die zugleich mit der deutschen ebenfalls zweimal wöchentlich erschien, hat noch nicht ein Blatt aufgefunden werden können.**)

Um die Beschwerden, die sich gegen das Böff'sche Blatt richteten, voll würdigen zu können, ist es wohl erforderlich, einen Blick auf die damalige Weltlage zu werfen. Ludwig XIV stand auf der Höhe seiner Macht, die Furcht und Groll in den deutschen Landen hervorrief. Es waren keine zwei Jahre nach dem Abschluß der für das deutsche Reich so demüthigenden Frieden von Nymwegen (1678) und St. Germain en Laye verstrichen und die berüchtigten Reunionskammern waren an der Arbeit. Ein Jahr später (1681) that Ludwig XIV den frechen Griff nach Straßburg, dem Niemand wehrte.

Den feindlichen Reigen gegen den Mercurius eröffnete der kaiserliche Reichshofraths-Fiskal von Menshengen im August 1680. Der Inhalt der Klage bewegt sich im Gebiet der hohen Politik. Der Mercur hatte die Nachricht gebracht, „vermöge deren Ihro Königliche Majestät von Frankreich deren dauphin zu einem römischen König vorzuschlagen Willens sei.“ Die Erregung des Habsburger Hofes über das Ausstreuen einer solchen Nachricht ist erklärlich genug. So wird denn dem Hanauischen Agenten in Wien, Persius (Persig) von Lomstorf, ein rescriptum Caesareum in puncto scripti famosi zugestellt, dessen Annahme dieser jedoch verweigert.

Darauf erhält der „Reichshofraths-Thürhüter“ den Befehl, dasselbe nochmals zu insinuiren und nicht wieder zurückzunehmen. So gelangt das rescriptum nach Hanau, in dem der Kaiser

---

*) Es sind dies Nr. 98 v. 16. November 1680, Nr. 85 v. 22. Oktober 1681, Nr. 22 v. 18. März 1682.

**) Einer Tradition zufolge sind bis in das erste Jahrzehnt unseres Jahrhunderts vollständige Exemplare des Mercurius und der Europäischen Zeitung vorhanden gewesen. Von letzterer besitzt die Hanauer Stadtbibliothek von 1687 ab beinahe vollständige Jahrgänge.

darüber Beschwerde führt, daß Böff „solche Nachricht nicht allein de facto in Druck habe ausgehen, sondern auch zu Frankfurt verkaufen und sogar anderswo mehr divulgiren lassen, solches aber an sich unverantwortlich und höchst strafbar sei.“ Dann befiehlt der Kaiser dem Grafen Friedrich Casimir: „daß Du in unserem Namen über dieses factum in der Stille genau und unverlängt inquirirest und da sich solches also verhaltet, obgenannten Böff sobald in Verhaft nimmst, uns darüber berichtest, den Druck remittirest und alsdann unsere weitere Verordnung erwartest.“ Der Graf berichtet zurück, daß er Böff alsbald habe vernehmen lassen, wobei dieser ausgesagt habe, daß das mit überschickte Blatt nicht aus seinem Verlag hervorgegangen sei. Die Nachricht stamme aus Hamburg und habe er sie seinen Novellen erst beigefügt, als sie schon ganz gemein und von verschiedenen Seiten her ihm überschickt worden sei und sich keineswegs etwas Böses dabei gedacht.

Der Kaiser antwortet darauf im Januar 1681, daß Böff nochmals ernstlich anzuhalten wäre, denjenigen zu nennen, von welchem er die Nachricht erhalten habe und daß der Graf nach weiteren zwei Monaten berichten solle. Vier Wochen später ergeht ein nochmaliges kaiserliches Schreiben an den Grafen folgenden allgemeinen Inhalts: „Dannach Uns mißfällig vorkommen, was maßen hin und wieder im Heiligen Römischen Reich theils mit wenig schimpf und despektirliche, theils dem publico gefährliche und präjudicirliche Schriften von einiger Zeit her gedruckt und divulgirt werden. Alle dieweilen aber dadurch allerhand böse Consequenzen und Angelegenheiten entstehen können, welches auch in denen Reichs Constitutionen hochverbotten und dafern Uns obliegen will, dahin zu sehen, daß diejenigen, welche zu mehrerer Verbitterung der Gemüther und zumalen Verkleinerung Unserer höchsten Kaiserlichen Authorität und Respects dergleichen famos Schriften verfertigen, drucken oder sonst an den Tag bringen, vermittelst gebührender Straf davon abgehalten werden sollen. Als ist unser gnädigster und ernster Befehl hiermit, daß in Unserem Namen Du bei Deinen untergebenen Buchdruckern, Buchführern, Briefmahlern und wo es sonst von nöthen sein möchte oder könnte die uneinstellige ernstliche Verfügung thuest, damit dieselben ins künftig von solchen unzuläßigen Beginnen bei Vermeidung Unserer höchsten Kaiserlichen Ungnade abstehen und dergleichen so wenig in Schriften als Druck ausgehen oder publiciren laßen und falls von einem oder dem Anderen dagegen geschehen oder gehandelt würde den Thäter alsobald in Verhaft genommen und das factum an Uns zu Unserer Kaiserlichen Verordnung ungesäumt und gehorsamst berichtet werde.“

In wiederholtem Verhör bleibt Böff zwar bei seinen ersten Angaben, nennt aber auf weiteres Andringen den Schreiber des holländischen Residenten zu Frankfurt als den Urheber der Nachricht, die so viel Staub aufgewirbelt hatte, und ist erbötig, das Original der schriftlichen Mittheilung vorzuzeigen. Mit dem Bericht des Grafen hierüber scheint die Sache erledigt zu sein. Das oben angeführte interessante kaiserliche Censur-Edikt hat Böff keinen Schaden gethan, er ist nie verhaftet worden und die Hanauische Regierung stand ihm in allen Fällen hülfreich zur Seite.

Die nächste Klage geht von der churpfälzischen Regierung aus und zeigt, in welcher Angst man vor französischen Uebergriffen oder Vergeltungsmaßregeln lebte. Sonst wäre sie nicht erklärlich.

In der Nummer 85 des Mercur vom 22. Oktober 1681 hatte die ganz harmlos klingende Notiz gestanden:

Auß der Bergstraß, 18. October (alten Styls). „Von Heidelberg wird berichtet, daß Herr Pfalzgraf Philipp zu Sulzbach kürzlich daselbsten angelangt und sich eine Zeit lang bei selbigem Hofe aufhalten werde. Indessen würde man zuvörderst gute Anstalt machen, Mannheim, Frankenthal und Kaiserslautern auf allen Fall mit gehörigen Lebensmitteln aufs möglichste zu versehen.“

Hierüber erhebt die churpfälzische Regierung eine große Beschwerde, verlangt von der Hanauer, daß der Autor benannt und des Korrespondenten Handschrift extrahirt werde. So oft und scharf auch Böff in Vernehmungen zugesetzt wird, er versteht es stets, sich mit Geschick und Schlauheit aus der Sache zu ziehen. Wenn er auch den Vorwurf der Serlinischen Wittib, daß er ihr Journal nachdrucke, mehrfach entrüstet von sich weist mit der Behauptung, seine Zeitung erscheine einen Tag früher als jene, so verschmäht er es doch andrerseits nicht, sich durch den Nachweis zu entlasten, daß er diese oder jene Nachricht aus dem Journal oder einem anderen Blatte entnommen habe, wenn er sich sonst nicht zu helfen weiß. So auch in diesem Fall. Böff beruft sich darauf, daß das Journal solche Nachricht früher und in noch schärferer Form gebracht habe. Da stehe, daß Pfalzgraf Philipp bereit sei Sr. Durchlaucht bei diesen gefahrlichen Zeiten mit Rath und That beizustehen, sowie ferner, daß man die Städte mit gehörigen Defensionsmitteln versehen wolle. In die Enge getrieben nennt er schließlich als

Autor einen Zeitungsschreiber Raphael Sacey, „so sich vor eines Gesandten Bedienten ausgegeben."

Viel bedenklicher für Böff wurde eine Anklage des churbrandenburgischen Gesandten zu Frankfurt, de Roucy, die dieser unter dem 20. März 1682 an die Hanauer Regierung in sehr bestimmten Ausdrücken richtet.

(Fortsetzung folgt.)

Gefunden.

Skizze aus dem Berggarten des Aueparks.

Von T. S.

Goldiger Herbstsonnenschein liegt über dem bunten Laub. Alles glänzt und sprüht. Durch die gelben Blätter der Kastanien leuchten die Strahlen auf den frischen Wiesengrund hinab, wo im Grün versteckt noch Maßliebchen und Butterblumen in Menge stehn. Die kleinen Blüthen haben den Frühling bei seinem Einzug begrüßt, sie haben den Sommer kommen und scheiden sehen und sind nun auch dem Herbst, der in diesem Jahr soviel der schönen, warmen Tage bringt, treu geblieben. Der laue Wind bewegt die Bäume; dann rauscht und knackt es in den Aesten und die reifen Früchte in ihrer stachlichen Hülle fallen platzend zur Erde.

Dort, am Fuße des steilen, mit Buschwerk bewachsenen Abhangs, wo der Berggarten, der die hochgelegene Bellevuepromenade mit dem Auepark verbindet, in die sogenannte kleine Aue übergeht, unweit des Löwendenkmals, da die kleine Fulda in sanften Windungen ihrer Mündung zu eilt, steht in der Kastanienallee unter einem der Bäume eine Anzahl Kinder. Kleine Flachsköpfe sind's mit rosigen Gesichtern. In einem schäbigen Kinderwägelchen liegt ein ganz Kleines, das seine nackten Beinchen in die Luft streckt und mit hellem Stimmchen vergnüglich vor sich hinkräht. Zur Aufsicht der Kleinen sind ein paar Größere dabei; Buben und Mädchen, alles Nachbarkinder aus der Altstadt, die zusammen an dem schulfreien Nachmittag ausgezogen sind, um Kastanien zu suchen, die sie dann für ein paar Pfennige verkaufen. Da steht ein halbgefülltes Säckchen am Boden, ein zweites, das bereits gefüllt und zugebunden ist, liegt im Wagen zu Füßen des strampelnden Baby's. Ein großer Junge und zwei Mädchen werfen mit Steinen in die Zweige, um durch die Erschütterung die Früchte schneller zum Falle zu bringen.

Da nähern sich Spaziergänger, ein alter Herr mit weißem Haar und Bart kommt am Arm eines jüngeren heran und bleibt unweit der Kindergruppe stehn.

„Welch hübsches Herbstbild," sagt er zu seinem Begleiter, „das wäre ein dankbares Motiv für dich."

„Wirklich, Onkel, du hast recht. Schade nur, daß man diese wunderbaren Lichter, diese Sonnenstrahlen, wie sie auf Laub, Gras und Kinder fallen, nicht festhalten kann. Alles ist wie in Gold getaucht. Und wie weit und frei der Durchblick ist in dieser klaren Luft, da hinten das Brückchen und hier zur rechten die steile Felswand — —

„Und dort oben, wahrhaftig, da blickt das Tempelchen durch's Grün herunter."

„Schön, Onkel, wunderschön! demnächst bring' ich mein Malgeräth mit hierher, o, das wird ein Bildchen werden!"

Die Beiden gehen vorüber. Der alte Herr zieht sein Taschentuch und trocknet sich die Stirn. „Ist dies ein Herbst," sagt er im Weiterschreiten, diese weiche, warme Luft thut Alten und Kranken wohl."

„Ei, den jungen Leuten und den Kindern, wie mir scheint, nicht minder" erwiedert sein Gefährte.

Die Kinder haben sich im eifrigen Suchen nicht stören lassen. Der große Knabe hat eine lange Gerte gefunden, mit der er nach den Früchten schlägt. Nun poltern die braunen, glänzenden Dinger lustig herunter. Die kleinen Füße springen flink und munter hin und her, und die Händchen können sich nicht genug thun im Haschen und Aufheben. Bald sieht man die kleinen Gestalten am Rande des Wassers, bald am Wege, und bald tauchen sie mitten im Gestrüpp auf. Und die hübsche Große mit den Löckchen auf der Stirn und den langen Zöpfen, ist die unermüdlichste. Sie hüpft und bückt sich, sie sucht hier und dort, sie steht am Kinderwagen und spricht kosend mit dem Brüderchen, und ruft dann den andern Kleinen zu, wohin sie laufen, und wo sie suchen sollen.

Da — und da, o, die vielen Kastanien, solch

schöne Beute haben sie lange nicht mit nach Haus gebracht; sie wird den kleinen Geschwistern Körbchen und Ketten davon machen, es bleiben doch noch genug zum Verkauf.— —

Aber da — — was leuchtet da im Grase? Ist's ein Geldstück, o, das käm ihr grade recht! Jetzt hält sie's in der Hand, eine schwarze, lederne Geldtasche, deren blanken Verschlußknopf sie in der Sonne blinken sah. „Gefunden, o, was ich gefunden habe," jubelt sie, aber die andern alle, die ebenfalls eifrig mit Suchen beschäftigt sind, achten nicht auf sie.

Da kommen rasche Schritte den Weg entlang. Das Mädchen hört's und wendet sich nach dem Geräusch um. Es ist der jüngere der beiden Herren, die vorher an ihnen vorbei gegangen sind. Halb unbewußt läßt sie ihren Fund in die Tasche gleiten.

Jetzt spricht der Herr die Kinder an:

„Hört, ihr Kleinen, habt ihr nichts gefunden?"

Die stehen da und schaun ihn dumm verlegen an, nur die eine große, blonde, sucht achtlos weiter.

„Wir haben vorher hier ein Portemonnaie verloren, wenn einer von euch es findet, erhält er eine gute Belohnung."

Wieder sucht sein Auge den Boden, er geht ein paar Schritt auf und ab. „Hier muß es doch gewesen sein, Onkel beschrieb mir genau die Stelle, wo er sein Taschentuch zog. Und ihr habt nichts gesehn?"

Ne, erwiedert der große Junge, mä hon nix gesehn.

— — — — — — — — — — — — —

„Marie! wo is' ds Marie gebliewen? Marie, der Schweizer kimmt!"

Ja, dahinten kommt der Schweizer, der Aufseher des Parkes.

Es ist verboten, auf den Rasen zu laufen, verboten, mit Stöcken und Steinen nach den Kastanien zu schlagen, die Kinder wissen das genau und wenden sich nun eilig zur Flucht.

„Wo is ds Marie?"

Der junge Mann geht auf den Parkwächter zu und klagt ihm seinen Verlust.

„Glauben Sie, daß eins der Kinder das Portemonnaie an sich genommen hat?"

„Ich weiß es nicht, und ich möchte nicht gern die Kleinen unschuldig anklagen, aber es ist am wahrscheinlichsten, daß die Geldtasche hier an diesem Platz zu Boden fiel, und die Kinder waren vorher schon hier."

„Nun, auf jeden Fall nehme ich sie in's Verhör. Nachher erstatte ich Ihnen Bericht. Ich komme später nach der Bellevue. Wollen Sie mich da erwarten?"

Mit seinen langen Beinen ist er hinter den Kindern her, die mit dem Wägelchen, und den vielen unbeholfenen Beinchen, die noch nebenher trotten, nicht so schnell vorwärts kommen. Der andre eilt zurück zu der Ruhebank, wo sein Begleiter sich niedergelassen hat und schlägt dann mit diesem den Heimweg ein.

Und Marie, die hübsche, blonde Marie, die sich mit ihrem Fund in's Gebüsch geschlichen hat?

Da steht sie athemlos mit klopfenden Pulsen und hält, die Hand in der Tasche, das Portemonnaie fest umklammert. Ihren Fund? Ist's noch ein Fund oder ist's Diebstahl? Warum hat sie ihn nicht dem jungen Mann vor die Füße geworfen? Ihre Gefährten sind davon gegangen, sie hat's gesehen, die Schwester fuhr den kleinen Bruder. Was wird die Mutter sagen, wenn sie ohne die große Marie anlangen, und was, wenn sie, so ganz allein, hinterherkommt? Vielleicht, wenn sie jetzt aus dem Buschwerk hinaus eilt und den Weg entlang rennt, holt sie die andern noch ein. — Sie geht ein paar Schritte auf die Lichtung zu. Hier kann sie die ganze Allee überblicken. Da — weit hinten, sieht sie die Kinder, der Schweizer spricht mit ihnen. O, vielleicht hält er die für die Diebe. Wahrhaftig, jetzt sieht er den ganzen Wagen nach, Gott sei Dank, daß er da nichts findet. Aber sie, sie — glutrot steigt es ihr ins Gesicht.

Soll sie vorgehen und sagen sie habe das eben erst gefunden? — Ach niemand würde ihr glauben, und sie schämt sich so.

Jetzt steigen die beiden Herrn den Berg hinauf. Ganz nah an ihr vorbei, aber das dichte Buschwerk deckt sie. Wie mühselig wird dem Alten der Aufstieg, wie langsam geht's vorwärts. Und sie eilt tiefer ins Gebüsch, immer tiefer, und klimmt dabei höher, immer höher. Fast hat sie den Gipfel erreicht, der helle Kies der Promenade schimmert durch das Strauchwerk. Lebhaft ist's da oben, unzählige Spaziergänger wogen auf und ab. Ach, wenn sie auch da oben wäre. Unter den vielen Menschen würde sie sich verlieren, Niemand würde auf sie achten. — Aber wenn sie auch glücklich nach Hause gelangte, wie soll sie dann ihrer Mutter und dem strengen Vater gegenüberstehn? Ach, sie sind immer ehrlich gewesen, die Eltern und die Geschwister immer! Und sie, und sie? Fortschleudern will sie den Fund und durch das Gesträuch hindurchbrechen — aber, wenn man sie nun da oben schon erwartet?

Da stehn sie gewiß, die Herren und der Schweizer, um sie in's Verhör zu nehmen. Jetzt könnte sie nicht mehr leugnen, und sie bliebe dann, auch wenn sie es nicht mehr in Händen halte, doch die Diebin!

Unbewußt krampft sich ihre Hand in der Tasche fester zusammen. Was wohl darin stecken mag? Sie hat noch nicht den Muth gefunden, hineinzublicken.

Allmälig beginnt es zu dämmern und sie fürchtet sich in dem unheimlichen Zwielicht. Vorsichtig schleicht sie sich durch das Gestrüpp und lugt umher. Der bergige Pfad vor ihr ist menschenleer nnd nur wenige Schritte trennen sie von der Promenade, wo, ach, sie hofft es jetzt, niemand auf sie achten wird.

„Herr Gott im Himmel, steh mir bei!“

Sie wagt's, jetzt ist sie oben, aufathmend, ängstlich spähend steht sie still. — Da — auf der ersten Bank, dicht neben ihr, sitzen — die beiden Herren, denen sie vor allen aus dem Wege gehen muß.

Sie schreit auf und rennt vorwärts; rennt, so schnell sie ihre Füße tragen, weiter, immer weiter. Endlich bleibt sie athemlos stehn und schaut sich angstvoll um.

Niemand folgt ihr; Niemand, Niemand erkennt in ihr die Diebin!

Wie eine Last fällt es von ihrer Seele: O, mein Gott, ich will auch keine sein!“

In ihr wird's klar; sie eilt wieder zurück, schneller noch fast, als vorher. „O, wenn ich sie nur noch finde!“

Ist dies die Bank? Nein, jene, jene. Immer weiter, und alles ist leer. Wo sind sie? ich muß sie finden. Jetzt ist sie am Ende der Promenade, wo der Weg sich zu einem großen Platze weitet. Dunkler wird es, immer dunkler. Nur undeutlich schimmern die Umrisse des kleinen Säulentempels, undeutlich erkennt sie hinter der Gemäldegallerie die malerische Brückentreppe, welche die Frankfurter Allee überspannt. Aber dort auf dem Treppenabsatz unter dem Gaslicht die beiden Gestalten — — das sind sie, das sind sie, Gott sei Dank!

Und das Kind eilt weiter. Jetzt steht es hinter jenen, von denen es sich verfolgt gewähnt, jetzt hört es sie sprechen.

„Es scheint doch Paul, als hätt' ich es für immer verloren,“ sagt der Alte, „schlimm, schlimm. O, über meine Unachtsamkeit.“

Da berührt eine schüchterne Hand seinen Aermel. Er wendet sich und vor ihm steht ein halbwüchsiges Kind, heiß vom raschen Lauf mit angstvollen unsichern Augen und hält ihm das Ledertäschchen vor.

„Hier — ich fand's — ich nahm's — schon ehe Sie es suchten, ich hab's noch gar nit angesehn!“

Wie bebt die kindliche Stimme. Aufregung, Scham, Reue, alles klingt daraus hervor.

Dann springt das Kind hinfort, ein jubelndes „Gott sei Dank!“ klingt von seinen Lippen zum Himmel empor.

Es läuft die Treppe hinab, weiter, weiter, weiter.

Die Beiden rufen — das Mädchen achtet's nicht.

Im Nachtdunkel verflattert sein ärmliches Röckchen.

— — — — — — — — — — — — — —

Die junge Seele war gerettet.

Spät abends.

Spät abends saß ich still in meinem Zimmer.
Da zogen die Gedanken leise
Bei Lampenlichtes mattgedämpftem Schimmer
Auf weite, weite, freie Reise.
Es trugen hin sie zauberstarke Schwingen
Zurück zu waldumrauschten Halden,
Zurück die sel'ge Stunde mir zu bringen,
In der ich Deine Hand gehalten!
Ich fühlt' es wieder, wie im Waldesdüstern
Hochauf das Herz mir hat geschlagen,
Wie durch die Zweige raunend ging ein Flüstern
Gleich einem stillen, ernsten Fragen.
Und fragen hätt' ich mögen, wonnetrunken,
Nach Deiner Augen stummen Worten . . . . .
Wär' dann anbetend vor Dir hingesunken,
Du wärst mein Heil'genbild geworden.
Ich hätt' gebeten: gieb mir endlich Frieden
An Gnaden Reiche Du, Madonne,
Und gieb das Glück mir, das dem Herz beschieden
Zur Frühlingszeit der Liebeswonne!
Vergessen hätt' ich können alle Leiden,
Versunken wäre Sorg' und Plage,
Dieweil es blühe in uns Beiden
Voll Wunder auf . . wie Traum und Sage . .
Ja Sage hold und Traum bei Sonnenlichte . . .
Gleich wie sie kamen, auch sie schwanden,
Dein reizend Bild doch grüß' ich im Gedichte,
Ich halt' es fest in Verses Banden!
In Waldesschweigen und in Bergluftwehen
Und unter sonndurchglühten Zweigen
Wird mein begeistert' Auge stets Dich sehen
Im Gruße gnadenreich dich neigen! . . . .
Spät abends saß ich still in meinem Zimmer,
Da kehrten die Gedanken leise
Bei Lampenlichtes mattgedämpftem Schimmer
Von weiter, weiter, freier Reise!

Nun kam ein träumevoller, süßer Schlummer
Und trug zu glücklicherm Gestade
Die Seele fort aus Leid und Sorg' und Kummer ....
Das dank ich Dir, Du Bild der Gnade!

Fulda. H. Förster.

In trauter Begleitung.

Es hüllte ihre dunklen Schleier
Die Nacht schon über Berg und Thal,
Die Erde lag in stiller Feier,
Durch Wölkchen fiel der Sterne Strahl.

Wir schritten heim auf düsterm Wege,
Von dir geführt ich sicher ging,
Da ward ein Träumen in mir rege,
Das mich mit Zaubermacht umfing:

O könnt' ich so an deiner Seite,
Recht innig an dich angeschmiegt
Hinauszieh'n in des Lebens Weite,
Die licht- und freudlos vor mir liegt.

Kein Lichtstrahl aus des Himmels Ferne
So freundlich meinem Pfade lacht
Als deiner lieben Augensterne
Hell funkelnde Demantenpracht.

Eisenach. Karl Neßner.

Aus Heimath und Fremde.

In Fulda fand am 10. Oktober eine Jubiläumsfeier statt, die wohl einzig in ihrer Art dasteht. Dreißig Jahre waren an diesem Tage verflossen, seit der Oberbürgermeister Franz Rang zu dieser einflußreichen Vertrauensstelle berufen wurde und derselben ununterbrochen in der verdienstvollsten Weise vorsteht. Es ist dies ein Ereigniß, das seit dem Bestehen der kurhessischen Gemeindeordnung vom 23. Oktober 1834 noch in keinem Theile unseres engeren Vaterlandes Hessen vorgekommen ist. Schon um deswillen verdient es registrirt zu werden; wir halten es aber auch für unsere Pflicht, bei dieser Gelegenheit der vorzüglichen Eigenschaften zu gedenken, durch die sich der Jubilar seit dem Antritte seines Amtes ausgezeichnet hat. Dem mit den trefflichsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestatteten allgemein hochgeschätzten und beliebten Herrn sind in seltenem Grade Humanität und wohlwollende Gesinnung gegen Jedermann, richtiger Takt, nicht minder Pflichteifer und Berufstreue zu eigen, Eigenschaften, die nicht nur in Fulda selbst, sondern auch auswärts in den weitesten Kreisen die vollste Anerkennung gefunden haben. Wir gestatten uns, dem hochverehrten Jubilare nachträglich noch unsere herzlichste Gratulation darzubringen und den Wunsch hinzuzufügen, daß es demselben noch recht lange vergönnt sein möge, in gleich verdienstvoller Weise wie seither für das Wohl der altehrwürdigen Stadt Fulda zu wirken, dessen Oberhaupt er ist.

Dem Museums-Inspektor Kustos A. Lenz zu Kassel, der seit einer langen Reihe von Jahren dieser Stelle mit Auszeichnung vorsteht und sich namentlich um das Naturalien-Museum wesentliche Verdienste erworben hat, ist der Charakter als „Professor“ verliehen worden.

Wir freuen uns, berichten zu können, daß die schon früher von uns angekündigte Sammlung von Gedichten „Heimathliche Bilder und Gestalten“ von unserem hessischen Landsmann Karl Preser, der bekanntlich zu den besten unter unseren heimischen Dichtern in erster Linie zählt, jetzt in schöner würdiger Ausstattung im Verlage von Oskar Ehrhardt in Marburg erschienen ist. Einzelne dieser Gedichte sind bereits in unserer Zeitschrift „Hessenland“ veröffentlicht worden und hatten sich wegen ihres poetischen Werthes ebenso wie wegen des Stoffes, den sie behandelten, und der treuen, liebevollen Anhänglichkeit des Verfassers an sein engeres Vaterland, die sich in denselben kund giebt, eines ungetheilten Beifalls zu erfreuen. In Herrn Kammer-Direktor Karl Preser verehren wir einen der treuesten Freunde und Gönner unserer Zeitschrift, welche demselben eine große Anzahl vortrefflicher Gedichte und historischer Aufsätze verdankt, wir wollen hier nur aus der Reihe der letzteren an die Abhandlung „Ueber die angeblich nach Amerika verkauften Hessen“ erinnern. Auf die neue Sammlung seiner Gedichte „Heimathliche Bilder und Gestalten“, die sich würdig an seine früheren poetischen Erzeugnisse anreiht, werden wir bei anderer Gelegenheit eingehender zurückkommen.

Gegenwärtig ist ein neues Werkchen unseres hessischen Landsmannes Eduard R. Grebe unter der Presse, welches hoffentlich die liebevolle Beachtung aller hessischer Stammesgenossen finden wird. Es wird in schöner Ausstattung von der von Aigener'schen Buchhandlung in Darmstadt hergestellt und führt den Titel: „Die heilige Elisabeth“. Das Epos wird etwa 11 Bogen stark werden und in Druck und Format des Weber'schen Epos: „Dreizehnlinden“ erscheinen.

Ihre Majestät die Königin von Dänemark, eine Enkeltochter der hohen Ahnfrau und Prinz Wilhelm von Hessen-Darmstadt haben gnädigst die Widmung des Dichters entgegengenommen.

Wir machen schon jetzt auf dies Büchlein aufmerksam und wünschen der patriotischen Dichtung den besten Erfolg. -g.

Nekrolog. Am 1. Oktober verschied zu Kassel in Folge von Herzlähmung der praktische Arzt und Geheime Medizinalrath am Königl. Medizinalkollegium Dr. Friedrich von Wild, nach kürzlich vollendetem 70. Lebensjahre. Der Verblichene, einer

der hervorragendsten Vertreter der medizinischen Wissenschaft in Kassel, erfreute sich wegen seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften und seiner persönlichen Liebenswürdigkeit der größten Hochachtung und Beliebtheit. Sein Hinscheiden hat denn auch allgemeine Theilnahme hervorgerufen. Philipp Ludwig Friedrich von Wild war am 19. August 1822 als Sohn des Apothekers und Medizinalassessors S. N. Wild in Kassel geboren. Er besuchte das Lyceum Fridericianum, das er zu Ostern 1841 absolvirte und studierte hiernach in Marburg, Göttingen und Berlin Medizin. In Marburg war er ein sehr angesehener Korpsbursche der Teutonia und Marcomannia, in Göttingen zweiter Chargirter des Korps Brunsviga. Am 9. Mai 1846 wurde er nach cum laude bestandenem medizinischen Fakultätsexamen auf Grund seiner Inaugural-Dissertation „de motu peristaltico oesophagi“ in Marburg zum Doctor medicinae promovirt. Hiernach unterzog er sich vor dem Obermedizinalkolleg in Kassel der ärztlichen Staatsprüfung und begab sich, nachdem er dieselbe rühmlichst als Mediziner, Chirurg und Geburtshelfer bestanden hatte, zu seiner weiteren Ausbildung nach Wien, Prag, Berlin und Paris. In seine hessische Heimath zurückgekehrt, war er zunächst in Marburg Prosektor an dem anatomischen Institut unter Professor Dr. Ludwig Fick und hierauf Assistenzarzt an der medizinischen Klinik unter Professor Dr. K. F. Heusinger. 1852 siedelte er nach Kassel über, wo er sehr bald einer der gesuchtesten Aerzte wurde. 1857 erfolgte seine Berufung als Assessor in das kurhessische Medizinalkollegium und als Mitglied der Prüfungskommission für das ärztliche Staatsexamen. 1866 wurde er zum Obermedizinalrath im königlichen Medizinalkollegium für die Provinz Hessen-Nassau ernannt und ihm 1876 der Charakter als Geheimer Medizinalrath verliehen. Schon länger sich leidend fühlend, trat Geheimer Medizinalrath Dr. von Wild Anfangs August d. J. eine Erholungsreise an, von welcher er erst vor acht Tagen zurückkehrte. Nun ist er plötzlich aus einer regen Thätigkeit und aus dem Kreis seiner Familie abgerufen worden. 40 Jahre lang hat er in Kassel segensreich als Arzt gewirkt und 35 Jahre dem Medizinalkollegium als Mitglied angehört. Die Kasseler Zeitungen widmen dem verdienstvollen Verewigten warme Nachrufe, in denen namentlich sein umfassendes Wissen, die außerordentliche Schärfe seines Verstandes und seine durchdringende Beobachtungsgabe hervorgehoben werden, Eigenschaften, welche im Verein mit ernstem Fleiß und strengstem Pflichtgefühl den Dahingeschiedenen zu einem hervorragenden Praktiker und Medizinalbeamten stempelten, dessen Tüchtigkeit von den Berufsgenossen neidlos anerkannt wurde. Er war ein treuer und jederzeit hilfsbereiter Berather seiner Kranken, welche ihm unbegrenztes Vertrauen entgegenbrachten und in ihm nicht nur den geschickten Arzt, sondern auch den trefflichen Menschen verehrten. Sein Andenken wird stets ein gesegnetes bleiben.

Zur gefälligen Beachtung.

In dem in Nr. 19 dieser Zeitschrift abgedruckten Aufsatz „Die von Donop in hessischen Diensten“ wird jener Lambert von Donop, welcher um das Jahr 1240 lebte, als der Held der in Nr. 17 des „Hessenland“ in poetischer Form wiedergegebenen Familiensage bezeichnet. Dieser Lambert ist aber nur derjenige Ahnherr, von welchem sich eine fortlaufend dokumentirte Genealogie bis in die neueste Zeit nachweisen läßt. Der eigentliche Stammvater wird wohl in einem viel weiter zurückliegenden Jahrhundert zu suchen sein, denn urkundlich erscheint die Familie schon 1227 mit Johann von Donepe, Ritter, welcher sich bei Bischof Wilbrand zu Paderborn für die Brüder Volkwin und Adolph, Grafen zu Schwalenberg, verbürgte. S. Andreas Lamey, Geschichte der alten Grafen von Ravensberg, Mannheim 1779, Cod. dipl. Nr. 13.

Bei dieser Gelegenheit möge mir gestattet sein, die Bitte auszusprechen, es möchten alle diejenigen, welche in der Lage sind, über die Familie von Donop, Donep, auch Donepe, Quellennachweise zu liefern oder sonstige Mittheilungen zu machen, mir gütigst darüber unfrankirt Nachricht zukommen lassen und so in dankenswerther Weise dazu beitragen, daß die in Aussicht genommene Geschichte dieses Geschlechtes eine möglichst umfassende Arbeit zu werden vermag; Ersatz etwaiger Unkosten sichere ich hiermit zu.

Wiesloch in Baden, 3. Oktober 1892.

Henkel, Direktor,
Hauptmann d. Landw.-Feldart.

Anzeigen.

Die im „Hessenland“ besprochenen und empfohlenen Bücher sind in unterzeichneter Buchhandlung stets, auf Wunsch auch zur Ansicht, zu haben. Größtes Lager der **hessischen Literatur,** hessischer **Portraits** und **Städte-Ansichten.**

Bibliotheken, sowie einzelne werthvolle Bücher, alte Kupferstiche, Uniform- und Kostüm-Bilder, Portraits etc. werden jederzeit zu angemessenen Preisen gekauft.

Lager von über 100,000 Bänden. Verzeichnisse darüber gratis und franko.

Cassel, Königstraße 19.

Gustav Klaunig,
Hof-Buchhandlung.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 21. Kassel, 2. November 1892.

Das „**Hessenland**", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2934.
Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel**, oder deren übrigen Filialen angenommen.

Allerseelen.

Grau steigt empor der Allerseelentag,
Vergilbte Blätter zittern matt am Strauche.
Was blühte — starb. Die Lust des Werdens brach
Im Frost der Nacht — im wilden Sturmeshauche.
Gebrochne Töne klingen dumpf empor.
Jetzt laut aufklagend, nun verhallend leise;
Es spielt am Mauerrand der schwarze Chor
Des wilden Chopin sanfte Trauerweise.
Der Immortellenkranz weht weiß vom Stein —
Roth durch den Nebel flackert die Laterne,
Es strömt und rauscht zum Kirchhofsthor herein,
Sie kommen heut' und sei's aus weiter Ferne.
Sie kommen heut' — denn Jeder weiß ein Grab
Und hätt' er's auch ein ganzes Jahr vergessen,
Dies ist der Tag, den man den Todten gab —
Ein einz'ger Tag! Ach Gott — wie kurz gemessen!
Und doch, wie drängt das Jahr hindurch die Zeit.
Nur immer vorwärts — rufts vom Thurmes Munde
Von Pflicht zu Pflicht. Weckt immerdar den Streit
Mit kleinen Sorgen — mischt in jede Stunde
Zerstreuung ein, deckt tausendfach das Thor,
Durch das sie schwanden, die dereinst das Leben
Mit uns getheilt. Es dringt an unser Ohr
Wie fernes Singen und wir seh'n sie schweben
Im Nebel fern — kaum daß wir noch den Zug
Der Liebe seh'n, der ihren Mund verklärte,
Das stille Lächeln, das die Bürde trug
Des harten Worts, mit dem wir sie versehrten.
Nur Schatten noch! Und doch durch jenes Thor,
Durch das wir sie verschwinden seh'n mit Klagen
Hat ihr verblaßter, längst zerstob'ner Chor
Ein Theil von uns'rem Leben mitgetragen.
's ging uns voran! Was Keiner jetzt noch weiß,
Wie jung wir waren und wie stolz im Herzen,
Im Geist wie sicher und im Blut wie heiß,
Wie tief und wahr in uns'ren Schmerzen,
Sie wissen's nur! Sie haben uns gelauscht,
Als noch das Wort von uns'ren Lippen tönte,
Der Seele Lied. Für sie hat das gerauscht,
Was sie mit aller uns'rer Schuld versöhnte.
Sie kannten uns, als uns die Hoffnung schlug
In weiche Arme, ihre Herzen trauten
Auf uns're Zukunft und ihr Glauben trug
Auf Pfeilern jedes Luftschloß, das wir bauten.
Was thaten wir, das sie von uns erträumt?
Manch' ein Versprechen halten sie in Händen,
Das uns entfiel —. Wie ist so lang verschäumt
Der muth'ge Stolz und o, wie stille wenden
Wir uns'ren Blick, wenn ein Confiteor
Vom Altar tönt. Wie weit sind wir geblieben
Von ihrem Wunsch. Wir klommen nicht empor.
Arm sind wir noch an Thaten und im Lieben —
Und mehr zurück! Kein Flügel trägt uns mehr —
Wir wandern jeden Schritt mit uns'ren Füßen —
Wir haben endlich an das starke Heer
Der Alltagssorgen bitter glauben müssen.

M. Herbert.



Hessische Künstler.

Biographische Skizzen von A. Zwenger.

I.

Johann Werner Henschel.

In den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts wanderte der Stückgießer Karl Henschel aus Gießen in Kassel ein. Er entstammte einer alten Rothgießerfamilie, die schon ein paar Jahrhunderte dieses Geschäft in der dortigen Gegend betrieb. Es soll noch eine Urkunde aus dem 16. Jahrhundert vorhanden sein, wonach sich Hans Henschel dem Grafen Wilhelm von Solms gegenüber verpflichtete, alles auf dem Schlosse Greifenberg befindliche Geschütz nach einem vorgeschriebenen Muster zu Zwölfpfündern umzugießen. — Karl Henschel heirathete in Kassel die Tochter des Stückgießers Storch und wurde nach dem Ableben seines Schwiegervaters an dessen Stelle Stückgießer im damaligen herrschaftlichen, vom Landgrafen erbauten Gießhause am Weserthore. Der Ehe Karl Henschels mit Christine Wilhelmine Friederike, geb. Storch, entsprossen zehn Kinder, zwei Knaben und acht Mädchen. Der älteste Knabe Karl Anton war am 23. April 1780, der jüngere, unser Johann Werner Henschel, am 14. Februar 1782 geboren.

Die Eltern besaßen kein Vermögen; die Jahresbesoldung, welche der Vater erhielt, belief sich nur auf 200 Thaler, daneben erwarb er sich durch Glockengießen und sonstige Privatarbeiten einen kleinen Nebenverdienst. Ungeachtet dieser beschränkten Verhältnisse wußten die Eltern durch Sparsamkeit und richtige Hauswirthschaft die zahlreiche Familie in gutem Stande zu erhalten und ihren Kindern, den Söhnen wie den Töchtern, eine treffliche Erziehung angedeihen zu lassen. Die Söhne besuchten die unteren Klassen des Lyceums; außer den Schulstunden erhielten sie Privatunterricht im Schönschreiben bei dem Schreiblehrer Heylgeist, in der Mathematik bei dem Hauptmann Seelig, Lehrer am Kadettenhause. Der mathematische Unterricht zog den jüngeren Bruder Werner weniger an, als den älteren Karl Anton, der hier den Grund zu seiner technischen Bildung legte, durch welche er später so Vorzügliches leisten sollte. Karl Anton Henschel war zeitweilig Schüler der am 25. Mai 1779 vom Landgrafen Friedrich II. gestifteten Akademie der bildenden Künste und wandt sich dann dem Studium des Baufaches, später dem der Bergwissenschaft zu.

Johann Werner Henschel's vorherrschende Neigung galt der Kunst. Bei seinem Taufpathen, dem ausgezeichneten Maler Johann Werner Kobold (sen.) hatte er den ersten Unterricht im Zeichnen und Malen, dann widmete er sich der Skulptur. Sein Lehrmeister in derselben war der Hofbildhauer Heyd, welcher seinen Schüler ebenso im Modelliren, wie im Steinhauen unterrichtete, sodaß dieser schon frühzeitig verschiedene Arbeiten, wie Grabmäler, die für den älteren Friedhof in Kassel, sowie für Göttingen und andere benachbarte Städte bestimmt waren, anfertigen konnte. Auch arbeitete er unter Heyd's Leitung an den beiden für den südwestlichen Flügel des Schlosses Wilhelmshöhe bestimmten Löwen. Zugleich erlernte Johann Werner Henschel in der Werkstätte seines Vaters dessen Geschäft und wurde durch Urkunde vom 3. April 1799 zum Gesellen der Roth-, Stück- und Glockengießerprofession erklärt.

Nachdem Werner Henschel sich die nöthigen theoretischen und praktischen Vorkenntnisse der Bildhauerkunst erworben hatte, wurde er ebenso wie sein älterer Bruder, als Schüler der Akademie der bildenden Künste aufgenommen, und hier genoß er den Unterricht namhafter Professoren, wie des Oberbaudirektors Jussow, des Bildhauers Nahl und des Hofmalers Böttner. Durch das Modell einer Gruppe „Herkules mit der Königin Omphale" errang er sich bei der jährlichen Preisvertheilung der Akademie die goldene Medaille und erwarb bei einer Schülerkonkurrenz durch Herstellung einer kolossalen Gypsstatue des Herkules mit der Keule, nach eigener Erfindung, jedoch ähnlich der bekannten farnesischen Herkulesbildsäule, das landesherrliche Reisestipendium,

welches nach den Akademiestatuten zu einer Studienreise, gewöhnlich nach Paris und Italien, ertheilt wurde und in der freilich nicht sehr hohen Jahressumme von 200 Thlrn. bestand.

Im Jahre 1805 verließ der 23 Jahre alte Künstler zum erstenmal seine Vaterstadt Kassel und reiste über Frankfurt a. M., Köln, Düsseldorf nach Paris. Hier erschloß ihm das große Musée Napoléon die unermeßlichen Schätze der griechischen und römischen Vorzeit.

In dem Atelier des berühmten Malers David zeichnete er nach Modellen, die er zum großen Theil in Oel malte, ein Studium, wie es für einen Bildhauer nur gewünscht werden konnte. David, stets mit den großartigsten Historienbildern der damaligen kriegerischen Zeit beschäftigt, brauchte hierzu den Menschen in allen Stellungen und Lagen und das lebende Modell, dieses beste und kostbarste Studium wurde deßhalb in seinem Atelier in der ausgedehntesten und mannigfaltigsten Weise geboten, für den jugendlichen Künstler Henschel ein unberechenbarer Vortheil, dessen Nachwirkung sich in allen seinen Kunstwerken auf die günstigste Weise geltend machte. Zu jener Zeit ruhte bei Henschel die Skulptur, er beschäftigte sich fast nur mit den Vorstudien zu derselben und dies in der umfassendsten Weise. Dabei entzog sich der lebenslustige junge Künstler durchaus nicht den Vergnügungen, welche die Weltstadt Paris bot. Er machte dort, wie sein Biograph im „Neuer Nekrolog der Deutschen" (28. Jahrg., Weimar 1850) berichtet, die interessantesten Bekanntschaften von Eingeborenen und Fremden, hauptsächlich war es aber ein Kreis von Deutschen, in dem er sich dort bewegte. Außer mehreren jungen Männern aus seiner Vaterstadt Kassel traf er in Paris mit seinen später so berühmt gewordenen hessischen Landsleuten Savigny und Jakob Grimm zusammen, sowie mit dem durch seine Mitwirkung am Tischbeinschen Bilder-Homer bekannt gewordenen Maler Ludwig Hummel aus Neapel, der damals gemeinschaftlich mit seiner jungen Gattin, Marianne, geb. von Rohden, in der Louvregalerie verschiedene Gemälde Raphaels für den Großherzog von Oldenburg kopirte, demselben Hummel, welcher später zu Kassel Lehrer der Kurfürstin Auguste war und als Direktor der Akademie der bildenden Künste am 28. August 1840 starb.

In Paris schuf Werner Henschel das etwa 3 Fuß hohe Modell einer Madonna mit dem Jesuskinde, zu deren Füßen zwei Engel knieen. Der ganze Stil dieser Gruppe ist altdeutsch, und die Einwirkung der romantischen Schule in der Komposition ist unverkennbar. Nach dem Biographen Henschel's in dem bereits citirten Bande des „Neuer Nekrolog der Deutschen" wäre der Künstler durch die Lektüre der damals viel gelesenen Tieck'schen romantischen Dichtungen, welche ihm von den Malern Fricke, Avenarius u. A. in einem sog. altdeutschen Kränzchen geboten wurden, namentlich aber durch ein Traumbild zu dieser Arbeit angeregt und begeistert worden. Henschel formte und goß dieses Modell in Gyps und diese Gruppe ist die älteste aller seiner noch vorhandenen Skulpturen. Außerdem fertigte Henschel in Paris mehrere kleinere Gegenstände an und begann daselbst seinen auf der Löwenhaut sitzenden Herkules.

Mittlerweile hatte in seinem engeren Vaterlande Hessen-Kassel die Fremdherrschaft Jérôme's, des Königs von Westfalen, begonnen. Sein Stipendium wurde auf das Doppelte erhöht, so daß dasselbe nunmehr 400 Thlr. betrug. Im Jahre 1810 erhielt er den Auftrag, eine Statue des Kaisers Napoleon für den Königsplatz zu Kassel, damals Napoleonsplatz genannt, in Marmor auszuführen. Diesem Auftrag konnte er sich nicht entziehen, obgleich ihm dadurch sein Plan, zu seiner weiteren Ausbildung nach Italien zu gehen, durchkreuzt wurde. Er reiste daher in seine Heimath zurück und fertigte daselbst ein Modell zu jener Bildsäule an, das auch von der Regierung angenommen wurde, zur Ausführung aber nicht gelangte, weil, wie der oben angeführte Biograph Henschel's berichtet, französischer Neid dies nicht zuließ. Kaum sei es nämlich in Paris bekannt geworden, daß ein junger deutscher Künstler den Auftrag erhalten habe, die Statue Napoleons zu meiseln, als dieses die Eitelkeit der französischen Künstler in einem solchen Grade verletzt habe, daß sich eine Intrigue entspann, welche es bei dem von Paris so abhängigen Hofe des Königs von Westfalen durchzusetzen wußte, daß nur ein französischer Künstler der Ehre theilhaftig werden dürfe, die Bildsäule des Kaisers der Franzosen zu verfertigen. Die schwache westfälische Regierung scheute sich nicht, ihren eigenen Auftrag an Henschel zurückzunehmen, das bereits von ihr approbirte Modell desselben bei Seite zu setzen und bei einem französischen Künstler in Paris die Arbeit zu bestellen. Anders berichtet Otto Gerland, ein Verwandter Henschel's, in seiner „Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte von 1831 bis auf die neueste Zeit" (Fortf. von Strieder). Nach dessen Darstellung sei der Auftrag dem Künstler bei seiner Vaterlandsliebe von vornherein unangenehm gewesen, er habe daher die Ausführung so lange verzögert, bis zunächst Canova an seiner Stelle beauftragt worden sei.

Nach einer Notiz in den „Hessische Erinnerungen, aus den Papieren eines verstorbenen kurhessischen Offiziers“ soll aber die Behauptung Gerland's, Canova habe die marmorne Napoleonsstatue für Kassel gearbeitet, nicht zutreffend sein; es sei dies vielmehr, wie oben angegeben, ein französischer Künstler gewesen. Die französische Statue aus karrarischem Mamor, den Kaiser Napoleon in Imperatorenkleidung darstellend, hat bis zum Ende der westfälischen Regierung im Jahre 1813 auf dem Königsplatze gestanden, wo sie dann vom Volke verstümmelt und von der hessischen Regierung ganz abgenommen wurde, um in ein herrschaftliches Materialienhaus verbracht zu werden.

In die westfälische Zeit fällt auch die Anfertigung eines Grabmals für den westfälischen General Du Coudras durch Henschel. Das Monument wurde auf der kleinen Bassininsel zu Schönfeld errichtet: es bestand hauptsächlich aus Relieftafeln, welche in Erz gegossen und in Marmor eingesetzt waren. Bei dem Sturze des Königreichs Westfalen soll dieses Denkmal von den Freunden des Generals zerstört und in Stücken, soweit sie transportabel waren, nach Frankreich mitgenommen worden sein.

Henschel, einmal in seine Heimath, in das Haus seiner Eltern, in den Schooß seiner Familie zurückgekehrt, verblieb nun in seiner Vaterstadt und verlebte hier die schönsten Jahre seines Lebens. Eine hohe Gönnerin wurde ihm die Kurprinzessin, nachmalige Kurfürstin Auguste. Selbst Künstlerin, lernte sie Henschel, auf den sie durch den Maler Bury aufmerksam gemacht worden war, in seinen sinnigen Werken schätzen. Sie ließ durch ihn die Büsten ihrer drei Kinder Karoline, Friedrich Wilhelm und Marie ausführen. Diesen Kunstwerken wird ebenso sehr vollendete Technik, wie sprechende Aehnlichkeit nachgerühmt. Von der Kurprinzessin Auguste von Hessen im Verein mit ihrer Schwester Marie, der Königin von Holland, wurde Henschel eine künstlerische Aufgabe gestellt, bei deren Lösung er die ganze Innigkeit seines gefühlvollen Wesens zur schönsten Darstellung bringen konnte. Es geschah dies in der lebensgroßen Figurengruppe, einer halb knieenden Caritas, welche zwei Kinder an sich drückt. Hier ist dem seligen Muttergefühle und der zärtlichen Kindesliebe ein wunderbar befriedigender Ausdruck verliehen und der edle Stil erinnert unwillkürlich an die Antike. Die Figur der Mutter mit etwas geneigtem Haupte ist in faltige Gewandungen eines anschließenden Kleides und eines Mantels züchtig gehüllt, während die beiden Kinder unbekleidet von den Armen der Mutter mit dem Ausdrucke der reinsten natürlichsten Unschuld herablächeln. Die Vollendung dieses schönen Kunstwerkes fällt in das Jahr 1818.

Am 10. Juli 1818 wurde Henschel zum Mitgliede der Akademie der bildenden Künste in Kassel ernannt. Hierin lag für ihn ebenso sehr eine Anerkennung seines Werthes als Künstler, gleichwie ein Antrieb zu neuen künstlerischen Produktionen. Und diese sollten nicht ausbleiben. In jener Zeit fertigte er die Büsten des Malers Bury und des Göttinger Professors Lichtenberg an. Der im Jahre 1825 erfolgte Tod des berühmten Baumeisters Jussow veranlaßte Henschel, die trauernde Kunst, durch eine auf einer abgebrochenen Säule sitzende männliche Figur dargestellt, zu modelliren, als ein Denkmal für jenen Mann, welcher einst an der Kasseler Akademie sein Lehrer gewesen war, dem Hessen so viele bedeutende Bauten verdankte. Wir übergehen hier die kleineren Kunstwerke Henschel's aus jener Zeit und wollen nur noch anführen, daß die Anwesenheit der fast nur aus Löwen verschiedenen Geschlechts und Alters bestehenden Menagerie van Aken's in Kassel ihn dazu anregte, dieses edle Thier in verschiedenen Situationen zu studieren und darzustellen. Hierdurch entstanden verschiedene Löwengruppen, darunter eine Reliefgruppe kleiner in Kassel zur Welt gekommenen Löwen, sowie ein liegender junger Tiger.

Der kunstliebende Kurfürst Wilhelm II. übertrug Henschel die Ausführung eines Grabmals für seinen am 15. Januar 1822 verstorbenen Sohn, den jungen Grafen Julius Wilhelm Albert von Reichenbach, eine Aufgabe, die einen reichen Gegenstand seiner Phantasie bot und die er in glänzender Weise löste. Ein die Gruft schließender Sarkophag aus weißem Marmor ist mit einem Relief von Henschel's Komposition geschmückt, auf dem ein knieender Engel einen Knaben, welcher die Seele des Verstorbenen vorstellen soll, in seinen Schooß aufnimmt. Dieses Denkmal gehört zu den schönsten Zierden des älteren Kasseler Todtenhofes.

(Fortsetzung folgt.)

Die Auflösung des Benediktinerklosters zu Fulda.

Von F. Zwenger.

Es war im Dezember 1802, als das altehrwürdige Benediktinerkloster ad S. Salvatorem zu Fulda, das einst die Hauptpflanzstätte der Kultur in Deutschland gewesen, aus dem so viele durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer hervorgegangen waren, deren Ruf die Welt erfüllte, nach tausendachtundfünfzigjährigem ruhmvollem Bestehen zu Grabe ging.

Der Lüneviller Frieden war am 9. Februar 1801 zwischen dem siegreichen und herrschsüchtigen Frankreich und dem ohnmächtigen Deutschen Reiche, vertreten durch Oesterreich, abgeschlossen worden, die Säkularisation der geistlichen Fürstenthümer war von da an blos noch eine Frage der Zeit und sollte für das Hochstift Fulda nur zu bald eintreten. Schon am 23. Mai 1802 hatten Frankreich und Preußen zu Paris eine Uebereinkunft getroffen, wonach das fürstliche Haus Oranien-Nassau zur Entschädigung für die verlorene Statthalterschaft von Holland und seine in den Niederlanden gelegenen Domänen u. a. auch das Fürstenthum Fulda erhalten sollte. Der zunächst berechtigte Fürst Wilhelm (V.) von Oranien überließ am 29. August 1802 diese, sowie die anderen Erwerbungen (das Fürstenthum Corvey, die Grafschaft Dortmund, die Herrschaft Weingarten ꝛc.) seinem Sohne, dem Erbprinzen Wilhelm Friedrich von Oranien-Nassau, welcher am 22. Oktober 1802 das Fürstenthum Fulda durch seinen Geheimrath Ferdinand von Schenk zu Schweinsberg in Besitz nehmen ließ, und am 23. Oktober zur Besorgung der öffentlichen Staats- und Landesangelegenheiten eine „Konferenz“ niedersetzte, zu deren Mitgliedern er den Geheimrath F. von Schenk zu Schweinsberg, den Propst vom Petersberge, den durch sein „Journal von und für Deutschland“ bekannten Schriftsteller Freiherrn Sigismund von Bibra, den Oberhofmarschall und Ritterhauptmann des Kantons Rhön-Werra Freiherrn Friedrich von und zu der Tann, den fürstlich fuldaischen Hofkanzler Franz Joseph Leonhard von Brack, sowie den domkapitularischen Syndikus Eugen Thomas ernannte. Schon in der ersten Sitzung dieser Konferenz erfolgte ein Beschluß, vermöge dessen alle Propsteien und Kollegiatstifte für aufgehoben und ihr Besitzungen und Güter für vereinigt mit den fürstlichen Domänen erklärt wurden. Am 6. Dezember 1802 traf der Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien in seiner neuen Residenzstadt Fulda ein und nunmehr sollte die Ausführung jenes Beschlusses nicht mehr lange auf sich warten lassen. Ehe wir uns jedoch mit der Auflösung des Benediktinerklosters beschäftigen, möge es uns gestattet sein, einen kurzen Rückblick auf die staatlichen, speciell finanziellen Verhältnisse des Hochstifts Fulda zu jener Zeit zu werfen.*)

In dem Hochstifte Fulda zählte man 20 fürstliche und 10 domkapitularisch, bezw. propsteiliche Aemter, 8 Städte (Fulda, Brückenau, Geisa, Hammelburg, Herbstein, Hünfeld, Salmünster, Soden), 60 Pfarrdörfer, 228 andere Dorfschaften, 377 Höfe und Mühlen, 43913 männliche, 46107 weibliche Personen, zusammen 90020 Einwohner. Die Bevölkerung der Stadt Fulda betrug incl. 600 Mann Militär, circa 7000 Seelen.

Der Fürstbischof kam durch freie Wahl des Domkapitels zur Regierung. Alle geistliche Personen standen unter der geistlichen Regierung; nur die Pröpste, die Domkapitularen, der Benediktinerkonvent und das Benediktinernonnenkloster zu Fulda standen unmittelbar unter dem Fürstbischofe als dem Abte. Die adeligen Pröpste und Domkapitularen waren wirkliche Benediktiner; sie mußten ihr Noviciat wie jeder Bürgerliche bestehen, auch als Professen gleich den übrigen den Studien obliegen. Sobald sie Priester geworden, traten sie aus dem Konvent heraus, und war dann eine Stelle im Kapitel offen, so wurden sie Kapitulare und erhielten eine Propstei, sobald eine solche erledigt war. Diese vergab der Fürst, nur der Domdechant wurde durch das Kapitel gewählt. Der Propsteien waren es mit Holzkirchen 9, der Domkapitularen überhaupt mit den Pröpsten 15. Die Zahl der Domicellaren, welche wie andere Benediktiner im Konvent lebten, war unbestimmt. Mit der geistlichen Regierung war zugleich das Konsistorium verbunden, welches auch in Ehesachen, Sponsalien u. s. w. erkannte. Die weltliche Regierung war zugleich Appellationsinstanz und Oberpolizeigericht, für Privilegirte auch die erste Instanz. Der Lehenhof war einer der größten und ansehnlichsten in Deutschland.

Die Einkünfte flossen entweder zur Hofkammer, nämlich zu dem Hofkammerzahlamt, oder aber zu der s. g. Obereinnahme. Die Zuflüsse der letzteren bestanden aus den direkten Steuern der Unterthanen oder den s. g. Anlagen. Diese

---

*) Als Quelle sind vorzugsweise Chr. v. Stramberg's „Rheinischer Antiquarius“ sowie die betreffenden Schriften von J. v. Arnoldi benutzt.

waren nicht fest, sondern wurden am Ende des Jahres vom Fürsten und dem Kapitel nach den Landesbedürfnissen bestimmt und nach dem Steuerfuß erhoben. Der Fürst konnte hierüber ohne das Kapitel nicht disponiren und durchaus keine neue Besoldung oder sonstige Ausgabe machen. Davon wurden wirkliche Landesdiener, Zinsen von Landesschulden und diese selbst bezahlt, auch alle Ausgaben für Landesanstalten bestritten. Die „Anlagen," welche gewöhnlich aus 86 bis 90000 fl. bestanden, hatten sich in Folge des Krieges auf 120000 erhöht. Sie würden sich aber nach hergestellter Ruhe und Ordnung wieder ebenso schnell vermindert haben. Die Rechnungen wurden dem Fürsten und dem Kapitel abgelegt. Die Hofkammer verwaltete die Einkünfte, welche aus den Domänen, Lehenschaften, Forstnutzungen, Strafen, Judengefällen ꝛc. eingingen. Hiervon wurden die Ausgaben des Fürsten und seines Hofs bestritten, die fürstlichen Schlösser, Amthäuser und sonstige öffentliche Gebäude unterhalten, auch endlich die ganze Hof- und Dikasterialdienerschaft — jene bei der Obereinnahme ausgenommen — besoldet. Ueber den Ueberschuß konnte der Fürst, ohne das Kapitel zu fragen, zwar disponiren, allein er konnte weder auf diese Kasse noch auf irgend eine andere giltige Schulden kontrahiren. Ueber die Einkünfte des Johannisbergs im Rheingau wurde eine besondere Rechnung geführt und blos dem Fürsten abgelegt. Das Obereinnahmekollegium verwaltete noch die Chausseekasse, in welche die erhobenen Chausseegelder flossen, aus der aber auch sämmtliche Ausgaben für die trefflich unterhaltenen Straßen bestritten wurden. Sämmtliche zum Hofkammerzahlamte fließenden Einnahmen nach Abzug der Ausgabe, welche die Spezialamts- und Forstverwaltung erforderte, wurden bis auf 400000 fl. angegeben.

Für Konvent und Propsteien wurden folgende reine Einnahmesummen angenommen, wobei jedoch zu bemerken ist, daß die Gehalte für die Dienerschaft der Pröpste, auch die Amtsbesoldungen nicht abgezogen sind: 1) Dombechanei nebst der Propstei Andreasberg (Neuenberg) 18,000 fl., 2) Propstei Petersberg 11,000 fl., 3) Propstei Johannisberg 9500 fl., 4) Propstei Blankenau 8500 fl., 5) Propstei Thulba 7500 fl., 6) Propstei Zell 7000 fl., 7) Propstei Sannerz 5000 fl., 8) Propstei Michelsberg nebst den damit verbundenen Stellen 3500 fl., — die Propstei Holzkirchen ist hier nicht angeführt, da sie unter Würzburgischer Hoheit stand —, 9) die Einkünfte des Konvents 20,000 fl,, Summa 90,000 fl. Da die Gefälle in den Propsteien auch in vielen Fruchtgülten bestanden, so wurden zwar die angegebenen Summen in manchen Jahren gar sehr überstiegen, allein obige Angaben kann man als das Mittel annehmen. Außer diesen Propsteien gab es im Lande drei Kollegiatstifte, nehmlich jenes zu Fulda, eins zu Hünfeld und eins zu Rasdorf, ferner ein Benediktinernonnenkloster, vier Franziskanerklöster (zu Fulda, Salmünster, Dermbach und Volkersberg), dann noch ein Kapuzinerkloster zu Fulda. Die Einkünfte der letzteren sind nicht zu rechnen. Die Revenüen der Jesuiten waren zum Schulfonds geschlagen worden. Die Einkünfte bestanden also 1) Obereinnahme im Geringsten 90,000 fl., 2) Hofkammer 400,000 fl., 3) Propsteien 90,000 fl., Summa 580,000 fl. Mit den Einkünften der drei Stifte wird man die gesammte Einnahme auf 600,000, oder nach einer wahrscheinlicheren Berechnung auf 800,000 fl. annehmen können. —

Am 15. Dezember 1802 erschien eine landesherrliche, den Sustentationsplan für das Domkapitel betreffende Verordnung des neuen Regenten, durch welche vermöge der Säkularisation alle domkapitularischen Güter und Propsteien mit ihrem ganzen Umfange, Gebäuden, Gärten, Ländereien, allen zugehörigen Güterstücken, Höfen, Waldungen, Jagdbarkeiten, Fischereien, Lehenschaften, Gefällen aller Art, sie mögen gelegen sein, wo sie wollen, allen Rechten und Gerechtigkeiten, überhaupt mit allen Zugehörigkeiten, als fürstliche Domänen der fürstlichen Rentkammer einverleibt werden. Die Jahrgehalte für die adeligen Pröpste und Domkapitulare werden auf folgende Art regulirt: Der Domdechant und Propst vom Andreasberg (Neuenberg) bekommt 9000 fl. und behält seine Wohnung sowie seine Stelle als Regierungs-Präsident, die Pröpste vom Petersberge und Johannisberge erhalten 5000 fl., der Propst zu Blankenau 4700 fl. und seine Wohnung, die Pröpste zu Thulba und Zell 3500 fl., der Propst zu Sannerz 3000 fl, der Propst vom Michelsberg bekommt 3000 fl., nebst einem Zusatze von 500 fl. und behält seine Wohnung und seine Stellen als Generalvikar, Konsistorial-Präsident, Universitäts-Kanzler und Lehenpropst, der älteste Domkapitular erhält eine jährliche Pension von 1800 fl., die übrigen Domkapitulare von 1500 fl. Stirbt ein Propst, so erhält der älteste Domkapitular zu den 1800 fl. eine jährliche Zulage von 700 fl., so daß dann sein Jahrgehalt im Ganzen 2500 fl. beträgt. Die übrigen Domkapitulare, welche vorher nur 1500 fl. empfingen, erhalten auf den Fall, wo auch sie die Ordnung zum Propsteiantritte getroffen haben würde, eine Zulage von 100 fl., wodurch auch diesen eine Pension von 2500 fl. im Ganzen zu Theil wird. Bei dem Kapitel war noch ein Domicellar vorhanden, für welchen jährlich 1000 fl. festgesetzt wurden, die er auch alsdann behalten soll, wenn

er den geistlichen Stand verläßt, bleibt er aber in demselben, so rückt er bei vorkommenden Todesfällen in die domkapitularischen Jahrgehalte ein. Kein Pensionär, welcher seinen Jahrgehalt ordentlich beziehen will, ist befugt, außer Landes zu domiciliren.

Dieser Verordnung vom 15. Dezember 1802 folgte 8 Tage später (am 22. Dezember) eine neue landesherrliche Verfügung, deren Endzweck die Aufhebung des Benediktinerklosters selbst war. Durch sie wurden ebenwohl vermöge der Säkularisation die Güter, Rechte, Gefälle und alles Eigenthum des Benediktinerklosters und sog. Konvents den fürstlichen Domänen einverleibt und die Sustentation der Klostergeistlichen geregelt: Der Prior erhält ein Jahrgehalt von 700 fl., der Subprior und Senior jeder 550 fl., die neun ältesten Konventualen jeder 500 fl., die zwölf folgenden 450 und die jüngsten 400 fl. Von diesen Pensionen sind alle Expositi, d. h. solche, die nicht im Konvente lebten, sondern andere Stellen bekleideten, z. B. Pfarreien, ausgeschlossen, weil dieselben diese ihre Stellen und Einkünfte behalten. Die Konventsgebäulichkeiten mit den eingeschlossenen Gärten werden dem Klerus gegen Abtretung des in der Stadt liegenden Seminarbaues und zugehörigen Ackerhofes überlassen, damit in jenen wegen des größeren Raumes, auch Anschlusses an die Kathedralkirche das Priesterseminar errichtet werden könne. Denjenigen Konventualen, welche wegen Alters oder wegen besonderer Gebrechlichkeit ihre vorige Wohnung im Konvente beizubehalten wünschen, wird dieses gestattet.

Wie wir oben gesehen haben, betrugen die Einkünfte der Propsteien und des Konvents zusammen 90,000 fl. Danach waren die den einzelnen Benediktinern ausgeworfenen Pensionen nicht kärglich, ja bei den Pröpsten und Domkapitularen sogar reichlich bemessen und bildeten einen scharfen Gegensatz zu den geringen Mitteln, die man den Jesuiten nach deren Aufhebung im Jahre 1773 gewährt hatte. Es muß überhaupt anerkannt werden, daß der neue Regent von Fulda, der Erbprinz Wilhelm Friedrich von Oranien, für die eingezogenen Klöster und Stiftsgüter zumeist eine lobenswerthe Verwendung anordnete.

(Schluß folgt.)

Dahin.

Dahin ist die wonnige Rosenzeit,
Dahin sind die sonnigen Tage;
Der Sturm bestreut mit des Haines Kleid
Die thauigen Wege im Hage.

Die Nebel tropfen im sterbenden Wald,
Und rauschen wie Abschiedsgeflüster,
Und hoch durch die Lüfte, graudunstig und kalt,
Zieh'n Wolken, bleiern und düster.

Sie ziehen als Leichenzug durch die Luft,
Den rosigen Lenz zu bestatten,
Und decken mit eisigen Thränen die Gruft
In dürren — — einst blühenden Matten.

Carl Preser.

Der Postillon.

Auf der stillen dunklen Straße
Eilet hin der Reisewagen
Von dem Mondlicht nicht begleitet,
Nur von seines Führers Klagen.

Denn das Horn des Postillones
Tönet hin in nächt'ge Schatten
Und ich ruh' in weichen Kissen
Träum' im schlummernden Ermatten.

Da auf einmal hör' ich Lieder
Aus der Jugend schönen Zeiten —
Ist es Wahrheit, sind es Träume,
Wollen sie zu ihr mich leiten?

Hingeleiten?! Niemals wieder
Klinget es mir in den Ohren —
Was die Jugend Dir geboten
Bleibt im Alter Dir verloren!

Carl Weber.

„Hoch Biedenkopf!“

(Lied im Volkston.)

Mel.: Grüß' dich Gott, Westfalenland.

Dort wo die Lahn in schlankem Bogen
Durch's Waldgebirge bricht sich Bahn,
Dort spiegelt in den klaren Wogen
Ein Städtlein sich, schmuck angethan.
Das Schloß, das von der Höhe schaut,
Von Kampf und Ehren kündet's laut,
Als noch der Fehde Ruf erklang,
Der Krieg die blut'ge Geisel schwang;
:,: Da pochte mancher Degenknopf
An's trotz'ge Thor von Biedenkopf! :,:

Und wenn nach langen Winters Dräuen
Der Frühling wieder kommt in's Land,
Kränzt er mit Blumen und mit Maien
Das Städtlein an des Lahnstroms Strand.

Dann prangt's in seinem Festtagskleid
Der Welt zur Lust und Augenweid'!
Und rings von Stimmen, ohne Zahl,
Klingt hell sein Lob vom Berg in's Thal;
:,: Im Schloßhain selbst der Wiedehopf
Ruft nur zum Preis von Biedenkopf! :,:

Wo einst, die Knechtschaft abzuwenden,
Der Ahn sich mit den Römern schlug,
Führt heute mit den schwiel'gen Händen
Der Enkel Hammer oder Pflug.
Ein kernig' Völklein, fromm und frei,
Pflegt hier die alten Bräuche treu;
Das bunte, kurze Kattenkleid
Wie zierlich trägt's die Kattenmaid!
:,: Ich grüße Dich mit blondem Zopf,
Germanenkind von Biedenkopf! :,:

Und ob Du schwer auch wardst gebeuget,
Du alte Stadt, von Herzen jung,
Dein guter Stern Dir heuer zeiget
Den Weg zu neuem, höher'm Schwung!
Thalauf, thalab ein emsig Müh'n,
Und in den Geistern regt sich's kühn!
Es dampft der Schlot, die Spindel saust,
Die Säge kreischt, das Dampfrad braust!
:,: Aus Dampf und Stampfen und Geklopf
Schallt's laut, wie Ruhm von Biedenkopf! :,:

Mag drauß' die große Welt nur glänzen,
Ihr Glück ist eitel doch und Trug!
Des Lebens Kunst heißt: sich begrenzen,
Im engsten Raum sich sein genug!
Wer nicht die Heimath liebt und ehrt,
Ist wahrlich keiner Ehre werth!
Im frohen Kreis, beim Becherklang,
Der Heimath gilt der erste Sang!
:,: Drum faßt die Becher fest beim Schopf
Und jubelt laut: „Hoch Biedenkopf!" :,:

Battenberg. **Julius Tuerck.**

Aus Heimath und Fremde.

Kassel. Der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde begann seine Winterthätigkeit mit einer am 31. Oktober im Saale der Realschule (Hedwigstraße) abgehaltenen Monatsversammlung, welche Abends 6 Uhr durch den derzeitigen Vorsitzenden, Herrn Bibliothekar Dr. Bruner, mit einer Reihe von geschäftlichen Mittheilungen eröffnet wurde. Herr Dr. Brunner gab der Hoffnung Ausdruck, der Verein werde sich in Zukunft nicht nur auf der seitherigen Höhe erhalten, sondern zu den vielen alten Freunden noch immer mehr neue hinzugewinnen. Er betonte, der Verein könne auf seine Thätigkeit im verflossenen Sommer mit besonderer Genugthuung zurückblicken, indem er der Denkmalserrichtung auf dem Sandershäuser Berge und der Ausflüge nach dem Bilstein bei Besse und dem Hirzstein gedachte, sowie der glänzend verlaufenen Jahresversammlung in Eschwege. Die Mitgliederzahl hat sich um vier erhöht, trotzdem der Verein eine Anzahl lieber Mitglieder durch den Tod verlor, wie die Herren Geh. Medizinalrath Dr. v. Wild, Amtsgerichtsrath Knatz, Oberst von Baumbach, Amtsgerichtsrath v. Hagen, Amtsgerichtsrath Heuser ꝛc., deren Andenken die Versammlung durch Erheben von den Sitzen ehrte. Nach Erledigung der geschäftlichen Mittheilungen erhielt Herr Major v. Roques das Wort. Derselbe hielt einen außerordentlich fesselnden Vortrag über „Die Bekehrung Hessens zum Christenthum." Zunächst schilderte er das, was die Bringer des Christenglaubens in religiöser Beziehung in Germanien, im Chattenland im Speziellen, vorfanden. Besonders gedachte er der verschiedenen Kultusstätten im fränkischen Hessengau, so des Wotanberges (Odenberg), wo dem ersten der Götter Menschenopfer dargebracht wurden, sowie der Gerichtsstätte bei Maden ꝛc. Daß Tempel zur Götterverehrung im Chattenland gedient hätten, davon ist nichts bekannt, wohl aber waren Haine, Wälder und Quellen den Göttern geweiht. Der Glaube der Germanen an einen Weltuntergang und eine Welterneuerung bot den Bringern der christlichen Lehre Anknüpfungspunkte. Es ist möglich, daß schon der hl. Kilian den Chatten das Christenthum gepredigt, denn wir finden die Nachricht, daß der hl. Bonifatius bei Amöneburg Christen getroffen. Redner schilderte nun eingehend das Auftreten dieses begeisterten Gottesmannes, der die Donareiche bei Geismar fällte und damit den noch Zweifelnden bewies, wie machtlos und elend die Götter waren, denen sie huldigten. Er bekehrte den gesammten fränkischen Hessengau, gründete Klöster und Kapellen und setzte dann seinen Bekehrungszug nach Thüringen fort. Redner hat durch eigene Nachforschungen gefunden, daß der Weg, den Bonifatius damals nach Thüringen nahm, ihn über Niederzwehren geführt haben müsse. Darauf lassen die zehntfreien Aecker schließen, welche als solche noch bis 1832 in den Katastern geführt wurden. Diese Aecker waren geweiht, weil sie der Fuß des Heiligen betreten. Solche Aecker finden wir noch bei Amöneburg bis nach Thüringen. Auf Grund dieser Tradition ist es wahrscheinlich, daß der Apostel der Deutschen seinen Weg von Fritzlar über Balhorn, Altenstädt, Martinhagen, Niederzwehren, die Aue, hier am Packhof her über Kaufungen genommen. Auf dem Bilstein bei Helsa hat er jedenfalls eine heidnische Opferstätte zerstört und eine Kapelle errichtet. Nachdem Bonifatius in Friesland erschlagen (755) worden, ward er im Kloster zu Fulda beigesetzt. Zum Schluß gab Herr v. Roques noch die damalige kirchliche Eintheilung des Chattenlandes in neuen Decanate. Der Dom in Fritzlar war die Gaukirche, außerdem bestanden acht

Centkirchen. Zu erwähnen ist endlich noch, daß Herr v. Roques eine Denkschrift ausgearbeitet hat, in welcher er auf die Wichtigkeit der Aufzeichnung der Namen der alten Forstorte und Fluren hinweist, da die Verkoppelung alle Erinnerungen daran immer mehr verwischt. Der Vorstand des Geschichts-Vereins ist bereit, diesbezügliche Anmeldungen entgegenzunehmen. M. M.

Die soeben zur Vertheilung gelangten „Mittheilungen an die Mitglieder des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“, Jahrgang 1891. I.—IV. Vierteljahrsheft, Kassel, Druck von L. Döll, enthält Berichte über die Jahresversammlung des Vereins am 29., 30. und 31. Juli 1891 zu Frankenberg, über die Monatsversammlungen zu Kassel, Marburg, Hanau und Schmalkalden, den Rechnungsabschluß für das Jahr 1890/91, Angabe des Bestandes der Vereinsmitglieder, Zu- und Abgang, Verzeichniß des Vorstandes, Anführung des Zuwachses der Sammlungen zu Kassel und Hanau, und unter dem Titel Vermischtes folgende historische Artikel: Erinnerungen aus dem siebenjährigen Kriege, nach archivalischen Quellen mitgetheilt von Baron F. von und zu Gilsa: 1) Befehle Herzog Ferdinands von Braunschweig-Lüneburg an den Landgräfl. Hessen-Kasselschen General Eitel von und zu Gilsa vor und während der Schlacht bei Minden; 2) eine Episode aus dem Feldzuge 1760; ferner Besprechungen der Schriften: „Geschichte der Mediatisirung des Fürstenthumes Ysenburg von Dr. Manfred Meyer“ durch von Stamford, und „Chronik der Stadt Vacha von Paul Grau“ durch C. Sch.; sowie das „Verzeichniß neuer Hessischer Literatur“ von Eduard Lohmeyer.

Der 17. Band, neue Folge, der „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde“ (der ganzen Folge 26. Band), wird gleichfalls in der Kürze zur Vertheilung an die Mitglieder des Vereins kommen.

Die feierliche Einweihung der nunmehr auch im Innern neu hergerichteten und mit würdigem malerischem Schmucke ausgestatteten St. Martinskirche zu Kassel fand am Sonntag den 16. Okt. unter ganz außerordentlich zahlreicher Theilnahme des Publikums statt.

Zur Eröffnung der Feier ertönte um 8 Uhr Morgens vom Thurm der Kirche herab Choralmusik, hierauf versammelten sich um 9¼ Uhr die geladenen Festtheilnehmer und Ehrengäste auf dem St. Martinsplatze und hielten um 9½ Uhr unter dem Geläute sämmtlicher Glocken ihren Einzug in das Gotteshaus. Nach dem Gemeindegesang „Komm' heiliger Geist“ hielt Pfarrer Wissemann die Altarliturgie und gab dann einen Bericht über die Geschichte der Erbauung der St. Martinskirche. Wir entnehmen demselben nach dem „Kasseler Tageblatt“ folgende Angaben:

Unter der Regierung des Landgrafen Heinrich's II., des Eisernen (1328—1377), erfolgte die Erweiterung Kassel's durch Anlegung des Stadttheils „die Freiheit“. In jene Zeit fällt auch die Grundsteinlegung der St. Martinskirche, welche nicht nur das Gotteshaus für die Freiheiter Gemeinde, sondern die Haupt- und Kathedralkirche für ganz Hessen werden sollte. Genau wissen wir den Tag der Grundsteinlegung nicht, das aber wissen wir, daß schon im Jahre 1343 ein Theil der Kirche, ein kleines Schiff, erbaut war und darin Gottesdienst abgehalten wurde, sonach muß die Grundsteinlegung vor dem Jahre 1343 erfolgt sein. Die neuerbaute Kirche war dem heiligen Martin, der Mutter Gottes und der heiligen Elisabeth geweiht. Im Jahre 1343 hielt den Gottesdienst in der neuen St. Martinskirche der Weihbischoff Heinrich von Apolda ab und verhieß Ablaß allen Denen, welche den Gottesdienst in der St. Martinskirche besuchen würden. Ferner wissen wir aus jener Zeit, daß der Bau der Kirche durch Kriegsnoth, verheerende Krankheiten 2c. gestört und gehindert wurde. Dadurch kam es, daß erst 1367 die drei Schiffe der Kirche fertig gebaut waren, die Thürme waren sogar nur bis zur Dachhöhe der Kirche gediehen. Längerer Zeit hat es nun bedurft, bis der Weiterbau der Thürme in Angriff genommen werden konnte. Im Jahre 1429 kehrte Landgraf Ludwig I. von einer Wallfahrt nach Jerusalem ins Hessenland zurück und brachte einen Splitter vom heiligen Kreuze mit, eine Reliquie, welche in einem silbernen Schrein zur Ausstellung gelangte und daher viele Pilger von Nah und Fern herbeizog. Die neue Kirche wurde damals auch wohl die Kirche zum heiligen Kreuz genannt. Die Pilgerschaaren spendeten für den Bau und seine Fertigstellung erhebliche Beträge, so daß dadurch der Weiterbau der Kirche in Angriff genommen werden konnte. Um das Jahr 1440 ereignete sich ein schwerer Unglücksfall, indem an der Südseite, zwischen dem zweiten und dritten Pfeiler, das Gewölbe einstürzte, wodurch viele Menschen ein frühes Grab fanden, da der Einsturz sich gerade ereignete, als Gottesdienst stattfand. Es wurden nun weit und breit Gaben für den Thurmbau eingesammelt. Hierbei machten sich namentlich der Leibarzt des Landgrafen, ein getaufter Jude, Namens Leonhard von Schweinfurt, und ein Kanoniker, Namens Matthias Theis, verdient. Sie reisten ins Land hinaus und sammelten die Spenden ein. Es kam so viel Geld ein, daß nicht nur das eingestürzte Gewölbe wieder hergestellt werden konnte, sondern es konnte auch der Chor fertig gestellt und der Thurm bis zur früheren zweiten Gallerie aufgebaut werden. Im Jahre 1517 wurde der jetzt zur Gruft dienende Anbau errichtet und unter dem Landgrafen Philipp dem Groß-

müthigen der Bau des Thurmes sehr gefördert und im Jahre 1565 zum endlichen Abschlusse gebracht. Die große Glocke „Osannah“, von der abgebrochenen Cyriakuskirche herrührend, wurde auf dem Thurm aufgehängt. Die Bekrönung des Thurmes entsprach bekanntlich nicht dem Styl der Kirche, deshalb ist wie bekannt in den letzten Jahren der stylgemäße Neubau der beiden Thürme erfolgt. Auch das Innere der Kirche hat eine stylgemäße würdige Ausstattung erhalten. Ein besonderer Schmuck sind die farbigen Kirchenfenster. In den letzten acht Jahren sind diese Arbeiten hergestellt worden und nunmehr vollendet. Heute wird in dem neu hergerichteten Gotteshause nun wieder zum ersten Male Gottesdienst abgehalten. Der gute, gnädige Gott, der bisher diese Kirche zu St. Martin geschützt, möge ihr auch fernhin seinen Schutz gewähren, damit auch in Zukunft wie bisher ihre Stätte gesegnet sei und von ihr Segen auf die Freiheiter Gemeinde ausströme! Amen!

Nachdem die Gemeinde drei Verse des Chorals „Gott Vater, aller Dinge Grund“ gesungen, betrat Generalsuperintendent Lohr die Kanzel und hielt über Evangelium Lukas, V. 1—10: „Und er zog hinein, und ging durch Jericho“, die Festpredigt. Hiernach sang der Chor den Choral: „Der Herr ist König“, worauf Superintendent Kröner vom Altar aus den Staats- und städtischen Behörden, der Kirchenbehörde, der hessischen Ritterschaft, welche den Bau gefördert haben, sowie auch allen Korporationen und Innungen, die ihr Scherflein zu dem Gotteshause beigesteuert, sowie dem Meister, durch dessen schöpferischen Geist und genaue Kenntniß der kirchlichen Formen des Alterthums das Bauwerk neu hergestellt sei, den Dank aussprach. Ferner dankte Redner Allen, welche an dem Bau gearbeitet und hierdurch zu seiner Vollendung beigetragen. Nach dem weiteren Gesange des Liedes: „Nun danket Alle Gott“ hielt Pfarrer Wolff die Schlußansprache und ertheilte den Anwesenden den kirchlichen Segen. Um 11½ Uhr war die erhebende Feier beendet.

Die Restauration der Bonifatiusgruft in der Domkirche zu Fulda ist nun vollendet, und die Dekoration läßt nun so recht die Schönheit der in Kreuzform erbauten ehrwürdigen Grabkapelle hervortreten. Vom mosaikartig belegten Boden bis hinauf zur Wölbung schimmert das Ganze in würdiger, künstlerischer Ornamentik und mit feingetönter Farben-Harmonie vereinigt sich das Formenspiel feiner Stukkaturarbeit, welches die früher kahlen und in ihrer weißen Tünche immer so kalt wirkenden Wandflächen wirkungsvoll belebt. Von einer schönen Muschelbekrönung überwölbt, leuchten die 16 mächtigen, steinernen Standbilder, die noch aus der alten Stiftskirche stammen, von tiefrothem Grunde aus den Nischen hervor. Die Decke aber zieren fünf Frescogemälde, die, grau in grau gehalten, Szenen aus dem Leben des hl. Bonifatius darstellen; ein Frankfurter Künstler (Schüler Steinle's) hat sie gemalt. Gegenüber dem Alabasteraltare, der sich vom Goldglanze kostbarer Glasmosaik effektvoll abhebt und durch ein schöngearbeitetes Eisengitter von dem übrigen Raum abgeschlossen wird, leuchtet das hohe Bogenfenster an der Westseite in wundersamer Farbenpracht eines dreigliedrigen Gemäldes, im Hauptfelde die Uebertragung der Gebeine des hl. Bonifatius, in den Seitenflügeln den Tod des hl. Sturmi, ersten Abtes von Fulda, sowie den der hl. Lioba, Aebtissin von Tauberbischofsheim, darstellend. Das kostbare Glasgemälde, welches strenge historische Treue mit edelster Auffassung verbindet, ist, wie auch ein neues Bogenfenster im Chor, aus der Mayer'schen Kgl. Hof-Kunstanstalt zu München hervorgegangen. Das eherne, zum Theil vergoldete Gitterwerk, das an der Seite der Granitstufen zur Oberkirche führt, ist ein schönes Erzeugniß unseres heimischen Kunstgewerbes. Auch die beiden Altäre, die den Abschluß der Seitenschiffe bilden, erregen allgemein Bewunderung durch zwei neue Bilder, deren eines die hl. Mutter Anna mit der kleinen Maria, das andere den hl. Valentinus darstellt. Professor Knackfuß zu Kassel hat sie gemalt. Möge die bis jetzt so glücklich durchgeführte Restauration, die auch bereits der Marienkapelle den Schmuck einer neuen Madonnenstatue verliehen hat, sich bald auch über die Gesammtkirche erstrecken können! **J. Gr.**

Die jüngsten Nummern des von Hermann Kiehne in Nordhausen herausgegebenen „Hausbuchs Deutscher Lyrik“ enthalten die wohlgelungenen Bildnisse zweier hessischer Dichter, die den Lesern unserer Zeitschrift „Hessenland“ wohlbekannt sind: Valentin Traudt in Rauschenberg und Ludwig Mohr in Eschwege. Den beigegebenen Biographien derselben entnehmen wir, daß Valentin Traudt, geboren am 23. Juli 1864 zu Fulda, sich dem Lehrerberufe widmete und seit mehreren Jahren als Lehrer in Rauschenberg wirkt. 1881 veröffentlichte er sein erstes Gedicht „Alpenandacht“ und etwa vor Jahresfrist erschien aus seiner Feder „Bonifatius“, Volksbühnenspiel in fünf Aufzügen. Dem letzteren werden als besondere Vorzüge edle Sprache, gewandter szenischer Aufbau und treffende Charakterisirung nachgerühmt. — Ludwig Mohr, geboren am 10. Februar 1833 zu Homberg, widmete sich anfänglich gleichfalls dem Lehrerberufe, diente dann in unserer hessischen Garde-du-Corps und widmete sich hiernach der journalistischen Laufbahn, um später in den Eisenbahndienst überzutreten. Seit Jahren ist er als Eisenbahnsekretär angestellt und als solcher gegenwärtig in Eschwege thätig. Ludwig Mohr hat sich als vortrefflicher hessischer Erzähler bewährt; sein „Roth-Weiß“, seine „Blaue Dame“, „Altes Schrot und Korn“, „Edder-

gold“ 2c., in denen er eine ausgezeichnete Darstellungsgabe bekundet, sichern ihm einen ehrenvollen Platz unter unseren hessischen Schriftstellern.

Universitätsnachrichten Die feierliche Einführung des neuen Rektors der Universität Marburg, des Professors der Mineralogie und Direktors des mineralogischen Instituts, Dr. Max Bauer, durch seinen Vorgänger im Amte, den Professor der Rechtswissenschaft Dr. Rudolf Leonhard, fand am 16. Oktober, Vormittags 11 Uhr, in der Universitätsaula statt. Der abtretende Rektor gab in einem Vortrage eine Uebersicht der wichtigsten Ereignisse der Universität in dem verflossenen Jahre und überlieferte sodann dem neuen Rector magnificus die Insignien der Rektoratswürde: Zepter, Siegel und Kette. Dieser hielt sodann einen fachwissenschaftlichen „die neuen Forschungen über den Diamant“ betreffenden Vortrag. An diese Feier in der Aula schloß sich ein akademischer Gottesdienst in der Universitätskirche an, bei welchem Professor Dr. Achelis die Predigt hielt. Die zu der feierlichen Einführung des neuen Rektors erschienene Festschrift enthält einen „Beitrag zur Kenntniß der Seelenblindheit“ von Professor Dr. Friedrich Müller.

Der Privatdozent der Universität Marburg, Dr. phil. Wolfgang von Oettingen hat einen Ruf als ordentlicher Professor für Kunstgeschichte an die Kunstakademie in Düsseldorf erhalten und angenommen. Derselbe ist seit 1888 in Marburg als Privatdozent thätig. In die Wissenschaft führte er sich als Schüler von Wilhelm Scherer 1882 durch eine literar-historische Studie über Georg Greflinger von Regensburg, einem wenig bekannten Poeten des 17. Jahrhunderts, ein. Später sich ganz kunst-wissenschaftlichen Studien widmend, beschäftigte er sich besonders eingehend mit Filarete und Vasari. Von seinen Veröffentlichungen sind zu nennen: „Antonio Averlino Filaretes Traktat über die Baukunst“ (Quellenschriften zur Kunstgeschichte 1890). „Ueber das Leben und die Werke des Antonio Averlino, genannt Filarete“ (Beiträge zur Kunstgeschichte 1888). „Die sog. Idealstadt des Ritters Vasari“ (Repertorium für Kunstwissenschaft 1891). „Die Ziele und Wege der neueren Kunstwissenschaft“ (1888). Zu erwähnen ist noch, daß Oettingen an der Bearbeitung der kunstwissenschaftlichen Schriften Goethe's für die weimarische Goethe-Ausgabe theilnimmt. Oettingen steht jetzt im 33. Lebensjahre, er ist geboren am 25. März 1859 zu Dorpat.

Der Privatdozent Dr. Wilhelm Roser in Marburg ist zum außerordentlichen Professor der Chemie ernannt worden. Derselbe, ein Sohn des am 15. Dezember 1888 verstorbenen berühmten Professors der Chirurgie, Geheimen Medizinalraths Dr. W. Roser, steht gegenwärtig in seinem 35. Lebensjahre. Er machte seine Studien in seiner Vaterstadt Marburg, ist seit 1882 literarisch thätig und seit dem Herbst 1885 daselbst Privatdozent. Seine Forschungen, deren Ergebnisse er in Liebig's „Annalen“ und in den „Berichten der deutschen chemischen Gesellschaft“ veröffentlichte, haben die organische Chemie zum Gegenstande. Sie betreffen die Terebinsäure, Xeronsäure, die Phtalylderivate, das Thebain, die Sumac- und Maleinsäure, die Indenderivate 2c. 2c. (V. Z.)

Nekrologe. Am 30. September verschied zu Kassel plötzlich der Arzt Dr. Otto Rudolf Kupfer, der, wenn auch kein geborener Hesse, doch lange Jahre hier gelebt und seine neue Heimath über alles geliebt hat. Er war geboren den 30. Aug. 1826 zu Neuruppin. Ursprünglich für den Kaufmannsstand bestimmt, sagte ihm derselbe doch so wenig zu, daß er noch im 24. Lebensjahre das Gymnasium, und zwar in Schleusingen, besuchte, das Maturitätsexamen ablegte und sich dann dem Studium der Medizin widmete. Nachdem er bis 1855 zu Jena und Wien studiert hatte, ging er seiner zarten Gesundheit wegen nach Brasilien und ließ sich in Piracicaba als Arzt nieder, nachdem er zuvor das brasilianische Staatsexamen bestanden, zu welchem er sich gemeldet hatte, trotzdem es für die Ausübung des ärztlichen Berufes nicht nöthig gewesen wäre. Nach mehreren Jahren verlegte er seinen Wohnsitz nach Campinas, hier wie dort mit der größten Ausdauer und in der aufopferndsten Weise seinen Beruf ausübend.

Im Jahre 1869 kehrte er mit seiner Familie der Erziehung seiner Töchter wegen nach Deutschland zurück und nahm zuerst in Berlin seinen Aufenthalt, um hier durch Besuch von Vorlesungen und Kliniken mit den neueren Errungenschaften seines Faches sich bekannt zu machen, insbesondere auch der Augenheilkunde seine Studien zuwendend. 1872 siedelte er dann nach Kassel, der Vaterstadt seiner Gattin über, wo er fürs erste bis 1877 verblieb. Da er sich jedoch nach einer praktischen Thätigkeit sehnte, so nahm er 1877 die Stelle eines Hülfsarztes an der Pagenstecher'schen Augenklinik in Wiesbaden an, die er bis 1880 bekleidete, um alsdann wieder nach Kassel zurückzukehren. Auch hier hat er in Stellvertretung und Assistirung anderer Kollegen reichlich Gelegenheit gehabt, sich der leidenden Menschheit nützlich zu erweisen. Dennoch kehrte er noch einmal nach Brasilien in seinen früheren Wirkungskreis zurück, wo man den Doctor salva vida — den Doctor Lebensretter — mit offenen Armen empfing und freudig willkommen hieß. Nach angestrengter dreijähriger Praxis wandte er sich ruhebedürftig wieder seinen hessischen Bergen zu, in denen er sich augenscheinlich am wohlsten befunden und kam mit seiner Familie 1888 wieder nach Kassel. Hier fand sein für alles Schöne so empfänglicher Sinn im Genusse der herrlichen Natur besondere Befriedigung. Nachdem

er im letztvergangenen Winter eine recht schwere Influenzaerkrankung überstanden und allmählich seine Kräfte wiedergewonnen hatte, verlebte er noch einen sehr glücklichen Sommer, besonders auch, indem er soviel wie möglich in den Bergen und Wäldern der Gegend seinen Aufenthalt nahm, um sich an den Schönheiten der Kasseler Umgebung zu erfreuen. So im vollen, freudigen Genuß des Lebens machte ein Schlaganfall seinem reichen Dasein ein rasches Ende. Schon gerüstet, eine Vorstellung im Theater zu besuchen, klagte er über ein plötzliches Unwohlsein, er legte sich zu Bett, gegen Mitternacht war er verschieden.

Kupfer war ein edler Mensch von großer Selbstlosigkeit und Bescheidenheit, maßvoll in allen Dingen, von einfachem, ruhigem und überaus liebenswürdigem Wesen, voll Sinn für alles Große, Edle und Schöne, eine zwar ernst angelegte Natur, aber doch das Leben gern von der heiteren Seite erfassend und zugänglich für harmlose Fröhlichkeit. Alle die ihm näher getreten sind, werden sein Andenken treu bewahren.

K. A.

Am 11. Oktober starb zu Kassel der Schriftsteller Wilhelm von Ising. Erst auf dem Sterbelager ist, wie der „Hann. Kur.“ schreibt, dem greisen Dichter die Genugthuung geworden, daß sein Trauerspiel „Michael Kohlhaas“, auf dessen Darstellung er dreißig Jahre hatte warten müssen, auf die Bühne gelangte. Die Freude über den schönen Erfolg, den das Trauerspiel in Hannover und in Wiesbaden gehabt, wird ihm seine letzten Leidenstage erleichtert haben. Auch Wilhelm von Ising war kein geborener Hesse, aber fast ein Menschenalter hat er in unserer Stadt Kassel gelebt; hier hat er sich wohl befunden, und so können wir ihn denn auch zu den Unsrigen rechnen. Er war am 10. August 1821 zu Delmenhorst als Sohn des Hauptmanns von Ising geboren. Seine früheste Kindheit verlebte er auf Schloß Duderstadt bei dem Bruder seiner Mutter, dem Kammerrath Lenz von Höfften, dann kam er nach Dortmund, wo er das Gymnasium besuchte und trat 1840 als Offizier in die oldenburgische Armee ein. Aber bereits 1844 nahm er den Abschied, um in griechische Dienste zu treten. Auf der Reise nach Griechenland überfiel ihn in Innsbruck eine schwere Krankheit, so daß er seine Absicht aufgeben und zurückkehren mußte. Die folgenden zwei Jahre brachte er zur Stärkung seiner Gesundheit auf dem Gute seines Onkels zu und nahm dann als Beamter der Versicherungsgesellschaft „Colonia“ seinen Wohnsitz in Leipzig resp. Dresden. Im Jahre 1868 legte er sein Amt nieder und zog sich ins Privatleben zurück; er lebte seitdem, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in Kassel. Im Jahre 1859 wurde sein Drama „Robespierre“ unter großem Beifall mehrere Abende hinter einander an der braunschweigischen Hofbühne aufgeführt. Andere Dramen von ihm sind „Johann d'Arc“ und „Himmel und Erde“. Außerdem erschien ein starker Band lyrischer und epischer Dichtungen, unter denen „Held Gustav“, „Jan von Schaffelar“ und „Narr und Sänger“ besonders hervorzuheben sind.

Berichtigung.

In Nr. 18 unserer Zeitschrift ist in dem Nekrologe des Amtsgerichtsrathes Ludwig Knatz dessen Geburtstag unrichtig angegeben. Statt 2. November man es 2. März 1831 heißen.

Anzeigen.

Die im „Hessenland“ besprochenen und empfohlenen Bücher sind in unterzeichneter Buchhandlung stets, auf Wunsch auch zur Ansicht, zu haben. Größtes Lager der **hessischen Literatur**, hessischer **Portraits** und **Städte-Ansichten.**

Bibliotheken, sowie einzelne werthvolle Bücher, alte Kupferstiche, Uniform- und Kostüm-Bilder, Portraits etc. werden jederzeit zu angemessenen Preisen gekauft.

Lager von über 100,000 Bänden. Verzeichnisse darüber gratis und franko.

Cassel, Königstraße 19.

Gustav Klaunig,
Hof-Buchhandlung.

Bücher

über **Hessische Geschichte**, über **Hannover, Westfalen** u. s. w., sowie **Städtegeschichte**, alte **Ansichten, Militairbilder** sucht zu kaufen

Richard Sattler's Buchhandlung,
Braunschweig.

3639

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 22. Kassel, 16. November 1892.

Das „**Hessenland**", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2934.

Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition **Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel** oder deren übrigen Filialen angenommen.

Der Ruhlose.

„Gegrüßt sei mir, Du schönes Kind,
Mit Deinen blauen Aeugelein,
Wo draußen Regen geht und Wind,
Sind sie der hellste Sonnenschein.

Die Vöglein hat der Herbst verscheucht,
Doch Deine Stimme klingt so hold,
Daß sie mir süßer warlich deucht,
Als Amselsang im Sommergold.

Mit Deinen weißen Händelein
Bereitest Du den Trank in Hast,
Der laben soll beim Feuerschein
Den fremden, wegemüden Gast.

O, daß ich nicht verweilen kann,
Du lieblich Kind, an Deinem Herd,
Daß mir, dem armen Pilgersmann,
Ein solches Glück ist nicht gewährt!

Ich irre ruhlos durch die Welt,
Ein wild Geschick lenkt meinen Lauf —
Und wo's am Besten mir gefällt,
Brech ich am schnellsten wieder auf."

W. Bennecke.



Hessische Künstler.

Biographische Skizzen von A. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Am 6. und 7. April 1828 wurde zu Nürnberg das dreihundertjährige Albrecht Dürer-Fest gefeiert. Werner Henschel reiste in Begleitung seines Freundes, des Malers Ludwig Emil Grimm, dorthin und beide Künstler betheiligten sich an allen Festlichkeiten. Von Ludwig Grimm wurde eine Radirung angefertigt, welche die Gesangfeier an Dürer's Grabe am frühen Morgen des 6. April zum Gegenstande hatte und neben vielen anderen Portraits auch dasjenige Henschel's, en face dargestellt, enthielt. Am 7. April wurde Henschel von dem Verein von Künstlern und Kunstfreunden in Nürnberg als Ehrenmitglied aufgenommen. Die altehrwürdige ehemalige freie Reichsstadt mit ihren Kirchen und Skulpturdenkmälern machte auf ihn den lebhaftesten Eindruck und wiederholt reiste er später nach Nürnberg, um sich der dortigen Kunstschätze zu erfreuen. Dort trug auch auf der Kunstausstellung am 20. September 1833 ein von ihm eingeschicktes Skulpturwerk, einen betenden Engel darstellend, den vom Magistrate ausgesetzten Preis davon.

Am 28. Juli 1829 fand in der Henschel'schen Familie zu Kassel ein großes Familienfest statt. Die hochbetagten Eltern hatten das seltene Glück, gesund an Körper und Geist, die Feier ihrer goldenen Hochzeit mit ihren Kindern, ihren Enkeln und vielen Freunden zu begehen. Werner überraschte seine Eltern bei diesem Feste mit deren lebensgroßen Büsten, einem Kunstwerke von bleibendem Werthe.

Durch Reskript vom 20. April 1832 wurde Werner Henschel zum Professor und Lehrer der Modellir- und Bildhauerkunst an der kurfürstlichen Akademie der bildenden Künste in Kassel mit einem Gehalt von 300 Thalern ernannt. Damit erlangte er zur Freude seiner Eltern die erste amtliche Thätigkeit und einen festen Wohnsitz in seiner Heimath. Seine Mutter sollte er freilich schon wenige Monate später verlieren. Sie starb im September 1832 und ihr folgte drei Jahre darauf, am 2. Juni 1835, der Vater im Tode nach. Der Letztere hatte bereits mehrere Jahre vorher die Leitung aller seiner Geschäfte seinem älteren Sohne, dem Oberbergrathe Karl Anton Henschel, übertragen und die Fabrik hatte schon 1830 die Firma „Henschel und Sohn" angenommen. Werner Henschel war gleichfalls Theilhaber an der Maschinenfabrik seines Vaters und Bruders und nach dem Tode des Vaters trat noch Karl Anton's ältester Sohn Karl in das Geschäft ein. Während Karl Anton Henschel als tüchtiger Mathematiker und genialer Techniker neue Konstruktionen erfand, alte verbesserte und die erforderlichen Berechnungen anstellte, sorgte Werner Henschel für die gefällige Form und die an den einzelnen Gegenständen künstlerischen Verzierungen; vorzugsweise kamen diese bei den eigentlichen Gußwerken in Anwendung und tausend verschiedenartige Dinge tragen das Gepräge von seiner reichen schöpferischen Phantasie an sich.

Als im Jahre 1838 die lutherische Gemeinde zu Kassel das hundertjährige Jubiläum ihres ersten Gottesdienstes in dem daselbst mit Genehmigung des Landgrafen Friedrichs I., Königs von Schweden, 1731 begonnenen Kirchengebäude feierte, verfertigte Werner zu diesem Zwecke zwei symbolische Medaillons, welche in Silber dem Kurprinz-Mitregenten überreicht wurden. Dem von ihm 1834 entworfenen Modelle zu der Medaille, die jährlich an die besten Pferdezüchter vertheilt wurde, folgte 1838 eine weitere Medaille zur Verherrlichung des Landbaues. Auch ein Modell für das in Bonn projektirte Beethoven-Denkmal entwarf er, da er aber den zur Konkurrenz bestimmten Schlußtermin versäumt hatte, so blieb er von der Prämiirung ausgeschlossen.

Wir kommen jetzt zu dem Hauptwerke Werner Henschel's, das seinem Namen neuen Ruhm und neuen Glanz verleihen sollte. Die Stadt Fulda hatte im Jahre 1828 einen Aufruf zur Errichtung eines Denkmals des heiligen Bonifatius, des Apostels der Deutschen, an dem Orte seiner Grabstätte erlassen. Der Gedanke fand in allen

Theilen Deutschlands die lebhafteste Zustimmung. Unterzeichner des Aufrufs waren der Stadtvorstand Rath Kepler, der Medizinalrath Dr. Schneider und der Stadtsekretär Mackenrodt. Irren wir nicht, so waren diese Herren durch die Kurfürstin Auguste, welche mit ihrer ältesten Tochter, der Prinzessin Karoline in jener Zeit im Schloß zu Fulda residirte, auf den Bildhauer Werner Henschel als denjenigen Künstler aufmerksam gemacht worden, welcher wohl am ersten berufen sei, das Monument in wahrhaft künstlerischer Weise auszuführen. Der Rath der kunstsinnigen Fürstin, welche für das Unternehmen das größte Interesse bethätigte, wurde befolgt und bereits im September konnte das Comité bekannt geben, „daß der Künstler Herr Werner Henschel in Kassel nicht allein schon die Zeichnung des Standbildes entworfen habe, sondern daß auch dieser anerkannt geschickte Mann gegenwärtig an dem Modelle arbeite und in seinem jüngsten Schreiben vom 19. August 1829 das ehrenfeste Versprechen gemacht habe, bis zum Herbste 1830 den Guß der beiläufig neun Schuh hohen Figur in Erz zu vollenden." So rasch sollte es nun freilich nicht gehen, viele Jahre dauerte es noch, bis das Denkmal gegossen, aufgestellt und enthüllt werden konnte. Auch der Geldpunkt spielte hierbei, trotz der namhaften Beträge, die Anfangs so reichlich geflossen waren, und trotz der höchst mäßigen Forderung, welche Werner Henschel für das Kunstwerk gestellt hatte, seine gewichtige Rolle.

Zwei Hauptmodelle waren die Vorarbeiten für das Bonifatiusdenkmal, welches in dem neu erbauten, mit einer Kuppel aus Thonröhren nach altrömischer Weise bedeckten Gießhause gegossen wurde. Auch die Henschel'schen Werkstätten haben ihre Geschichte. Der Vater Georg Henschel hatte sein Geschäft als landgräflicher Stückgießer ursprünglich in dem unter Landgraf Karl 1704 bis 1707 errichteten Gießhause am Weserthore betrieben. Im Jahre 1810, während der Fremdherrschaft, mußte er das herrschaftliche Gebäude räumen, weil er sich mit dem westfälischen Artilleriegenerale Allix über die Bedingungen der Uebernahme einer Lieferung neuer Kanonenrohre nicht hatte einigen können. Er selbst erzählte später, daß er es als deutscher Patriot verschmäht habe, in westfälischer Zeit Kanonen zu gießen, mit denen seine deutschen Brüder todtgeschossen werden sollten. Er errichtete nun in dem an das Gießhaus anstoßenden, früher von Uffelnschen Freihause, welches er angekauft hatte, eine selbstständige Maschinenfabrik. Nach Abzug der Franzosen verlegte er seine Werkstätte in das Gießhaus zurück und als nach des Vaters Tode 1836, das alte Gießhaus durch eine Feuersbrunst zerstört worden war, fand seitens der Firma „Henschel u. Sohn" 1837, die vollständige Uebersiedelung in das neue Gießhaus statt, aus welchem als erstes Kunstwerk der Bronzeguß der Bonifatiusstatue hervorging. Daß dieser so vortrefflich gelungen, wurde als ein glückliches, bedeutungsvolles Omen für die Anstalt betrachtet, die sich nun zu immer größerer Blüthe entfalten sollte.

Der Aufstellung des Bonifatiusdenkmals in Fulda boten sich stets neue Schwierigkeiten dar, die wir hier nicht weiter berühren wollen, da dieses uns zu sehr von unserem eigentlichen Thema abführen würde. Auch die Wahl des Platzes, auf welchem das Monument errichtet werden sollte, verursachte viele Weitläufigkeiten, bis schließlich der sog. Dienstagsmarkt, dem Schlosse gegenüber, auf Wunsch des Kurprinzen-Mitregenten dazu ausersehen wurde. Historische Gründe können für die Wahl gerade dieses Platzes übrigens nicht maßgebend gewesen sein.

Es war im Frühjahre des Jahres 1842, als das Bonifatiusdenkmal in Fulda eintraf und verhüllt auf dem für dasselbe bestimmten Platze aufgestellt wurde. Dem Schreiber dieses Artikels und mehreren Mitschülern aus Obersekunda war es durch Zufall vergönnt gewesen, als bei der Aufstellung des Monuments, bei welcher wir zugegen waren, für eine kurze Zeit die Hülle fallen mußte, den herrlichen Erzguß zu sehen und zu bewundern. Dieser Anblick hatte einen unserer Mitschüler, den nachmals rühmlichst bekannten Dichter Friedrich Hornfeck so sehr begeistert, daß er alsbald ein Gedicht verfaßte und unter dem Pseudonym „Wigbert" an die Redaktion der „Hanauer Zeitung" sandte, die auch so freundlich war, dasselbe zu veröffentlichen. Wir anderen ließen es bei lateinischen Versen bewenden. Wir hatten im Wintersemester zuvor am Fuldaer Gymnasium Metrik und lateinische Prosodie lernen müssen und da drechselten wir denn mit Hilfe des „Gradus ad Parnassus" Distichen, sapphische und alcäische Strophen in laudem Sancti Bonifatii, Germanorum apostoli zurecht, in denen es auch an der Verherrlichung des Schöpfers des Kunstwerkes nicht fehlte.

Am 17. August 1842 erfolgte zu Fulda in Gegenwart Werner Henschels die feierliche Enthüllung des Bonifatiusdenkmals. Dieses Meisterwerk des genialen Künstlers bildet heute noch eine der Hauptsehenswürdigkeiten Fuldas und zählt mit in erster Linie zu den vorzüglichsten Kunstwerken von Erzguß in Deutschland. Ohne uns weiter mit den Festlichkeiten zu beschäftigen, welche die Enthüllungsfeier begleiteten, geben wir hier zunächst das Urtheil wieder, das ein bekannter deutscher Schriftsteller und Kunstkritiker, unser hessischer Landsmann Heinrich König in

seinem Werke „Stillleben“, 2. Bd. S. 172 fflg., fällt:

„In der That,“ schreibt derselbe, „hat der vaterländisch=hessische Künstler ein Kunstwerk geschaffen, das mit den letzten Produktionen des berühmten Thorwaldsen wetteifern kann. Stellt man einen Vergleich an zwischen dem Bonifatiusdenkmal und der zwei Jahre zuvor zu Mainz enthüllten Bildsäule Guttenberg's, so fällt derselbe unbedingt zu Gunsten jenes aus, das weit bedeutender und imposanter als diese ist. Vielleicht war der Künstler durch seinen Gegenstand begünstigter. Der Erfinder Guttenberg hat ein in sich versunkenes träumerisches Aussehen. Derselbe trägt seine erstgedruckte Bibel gebunden und geschlossen mit der Linken an's Herz gedrückt, in halbgesenkter Rechten die Typen haltend, mit denen er das Buch zu Stande gebracht. Beinkleid und Wams liegen an den wohlgeformten Gliedern faltenlos an, das Ueberkleid hängt faltig unter dem breiten Kragen am Rücken herab, das runde Mützchen mit der Quaste bedeckt ein kurz gehaltenes lockiges Haar und der Bart des edlen ruhigen Angesichts liegt zweitheilig und wohlgekämmt auf der Brust.

„Auch der Henschel'sche Bonifatius führt die Bibel mit sich, aber aufgeschlagen und an das Herzblatt angelehnt. Das Buch spricht durch das laut hervortretende Wort. Die Rechte hält ein Kreuz, aber emporgehoben, zur Bekehrung der Ungläubigen vorgestreckt. Bonifatius tritt also mehr handelnd auf, während Guttenberg denkend dasteht, diese Stellung, diese wuchtige Geberde hat beim ersten Anblick etwas Lebendiges, Ergreifendes, das jedoch bei fortgesetzter Anschauung weder beunruhigt noch erstarrt, indem die hier fixirte Handlung des Predigers, des Verkündigers des Christenthums, als an sich etwas Andauerndes, unvermerkt über das eherne Bild ein hinreichendes Maß jener Ruhe verbreitet, die einem plastischen Werke unentbehrlich ist. An der Hand, die das Kreuz emporstreckt, ist der Zeigefinger sinnreich gen Himmel gerichtet. Das Kreuz ist aus Tannenstücken zusammengefügt, man sieht noch die Stummel der abgeknickten Aestchen. Der wandernde Prediger hat das Zeichen seiner Lehre im nächsten Walde oder vor den Hütten der Heiden abgenommen, die er bekehren will; wie können sie noch der Verkündigung widerstehen, zu deren Symbol sich ihre eigenen Wälder schon bekehrt haben? Erst hat das Evangelium den Wald erobert und bringt nun von dort die einfache Waffe zur Besiegung der Herzen mit. Bart und Haare des Heiligen verrathen durch ihre Fülle die Stärke des Naturells; etwas Verworrenes in diesen Locken ziemt der Unachtsamkeit des Apostels auf körperliche Pflege. Das Antlitz selbst von edler Form zeigt in den eingesunkenen Wangen des besten Alters einen Geist, der mit der Glut für seine heilige Sentenz den Körper abzehrt. Der halbgeöffnete Mund strömt eben die Verkündigung aus, deren Symbol so hoch emporflammt. Die Stirne hat das Gepräge jener schwärmerischen Energie, die auf das Gegebene hält und das Gegebene durchsetzt. Dieser kraftvolle Arm konnte die Götzeneiche bei Geismar fällen; der anmuthig zurückfallende Aermel enthüllt die zu raschem Zugreifen gestählten Muskeln. Es ist der Aermel eines Gewandes, das in reichen Falten auf die Füße herabfließt. Der Heilige steht ja eben predigend da; sobald er weiter zieht, schürzt er es über den Gürtel herauf, der um die kraftvolle schlanke Gestalt liegt. Und gewiß will er weiter ziehen, denn der Reisemantel ist nicht abgelegt, sondern nur über die linke Achsel zurückgeschlagen, unter welcher das aufgethane Buch ruht. Der Faltenwurf dieses Mantels hat etwas Malerisches, er giebt ein Bild für sich, wie denn dies Monument darin ausgezeichnet ist, daß es, von jeder Seite betrachtet, das Auge beschäftigt und befriedigt.

Manche vermissen an dem Bildniß die Bonifatius=Individualität. Freilich findet das Volk den bekannten Krummstab, die altgewohnte Bischofsmütze und das vom Friesensäbel gespaltene Buch an Henschel's Bonifatius nicht wieder. Man vergißt, daß es darum galt, nicht den infulirten Priester, nicht den Märtyrer, sondern den Apostel der Deutschen darzustellen, der mit dem Kreuze den Boden und den Geist einer großen Nation zugleich angebaut hat.“ —

Aber auch dieser Bonifatius=Individualität würde genügt worden sein, wenn die Geldsumme, welche zur Errichtung des Bonifatiusdenkmals in Deutschland gesammelt worden war, und zu der König Wilhelm von Holland, als Prinz von Oranien, der ehemalige Beherrscher des Fürstenthums Fulda, und der König Ludwig I. von Bayern am meisten beigetragen hatten, eine zureichende gewesen wäre. 6000 Thaler erhielt Henschel zur Herstellung des Denkmals. Es war vorbestimmt, daß dem laut gewordenen Wunsche, Bonifatius mit den Attributen des Bischofs geschmückt zu sehen, in den Darstellungen aus der Geschichte des Heiligen, welche in Basrelief den Fuß des Denkmals zieren sollten, Rechnung getragen würde. Da aber ein erwarteter Geldzuschuß ausblieb, so mußte die Ausführung dieser Basreliefbilder an dem Denkmale unterbleiben, damit Henschel nicht noch mehr, als er schon gethan, aus seiner eigenen Tasche darauf lege; am Fuße der kleinen Nachbildungen in Gyps sind diese Basreliefbilder dagegen angebracht.

Im Herbst 1842 kam König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen auf der Rückreise von der Huldigungsfeier in Westfalen und Rheinland und vom Kölner Dombaufeste nach Berlin durch Fulda. Hier hielt er kurze Zeit Rast, um das Bonifatiusdenkmal in Augenschein zu nehmen. Den Künstler hatte er besonders einladen lassen. König Friedrich Wilhelm IV. wurde vom Kurprinzen=Mitregenten in Fulda begrüßt und beide Fürsten hielten mit ihrem glänzenden Gefolge im Gasthofe zum Kurfürsten ihre Tafel. Nach Beendigung des Mittagsmahles wurde ein älterer hochgewachsener stattlicher Herr in schwarzem Civilanzuge in den Saal eingeführt, dem der König rasch entgegen ging. Es war unser Werner Henschel. Der König begab sich in Begleitung desselben zu dem Bonifatiusdenkmale, ließ sich von dem Künstler die nöthigen Erklärungen geben und der kunstsinnige Fürst war unermüdlich im Lobe und in der Anerkennung der künstlerischen Vorzüge des Standbildes. Im Laufe der Unterhaltung soll u. a. auch der Kostenpunkt zur Sprache gekommen sein, und da soll denn Friedrich Wilhelm nach einigem Rückhalte seitens des Künstlers erfahren haben, daß die vereinbarten 6000 Thaler, welche er (Henschel) für die Statue empfangen, die eigenen Kosten und Mühen nicht aufwögen, da die Höhe der Figur ursprünglich auf neun Fuß festgesetzt gewesen wäre, später aber, um einem Wunsche von maßgebender Seite zu entsprechen, auf zwölf Fuß hätte gebracht werden müssen. Zur Zahlung des dadurch entstandenen Mehrkostenbetrages von 2000 Thlrn. wolle und könne sich jedoch die Stadt Fulda nicht einlassen. Auf das Huldvollste nahm der König dann Abschied von dem Künstler. Nach Verlauf von ungefähr drei Wochen arbeitete eines schönen Tages Werner Henschel in seinem Atelier zu Kassel, als der Briefträger Ebert eintrat und ihm einen fünffach versiegelten Brief übergab, auf dem sich der Vermerk „Königlich Preußische Schatullen=Verwaltung“ befand; Henschel erbricht den Brief und findet in demselben 2000 Thaler in vier Fünfhundert=Thalerscheinen, im Briefe selbst aber stand geschrieben „à Conto St. Bonifatii“ So erzählte man sich damals, ob aber diese Version sich vollständig richtig verhielt, vermögen wir nicht zu sagen. Jedenfalls würde Friedrich Wilhelm IV. durch solche wahrhaft königliche Gabe das nachgeholt haben. was einst sein Vater König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, zu thun unterlassen hatte. Als nemlich s. Z. auch an diesen das Ansinnen gestellt wurde, für das in Fulda zu errichtende Bonifatius=Denkmal eine Beisteuer zu bewilligen, soll er erklärt haben, für den „römischen Bischof“ Bonifatius gebe er nichts.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu unserem eigentlichen Thema zurück und beschäftigen wir uns in der nächsten Nummer unserer Zeitschrift zunächst mit dem Charakter, der Lebensweise und der gesellschaftlichen Stellung des genialen Künstlers.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der ältesten Zeitung in Hessen und ihres Begründers.

Von J. Nebelthau.

(Fortsetzung.)

Der „Mercurius“ hatte in der Nummer 22 vom 18. März 1682 folgende Korrespondenz gebracht:

„Nieder=Rhein, den 25. (n. St.) Der königlich französische Ambassadeur zu Berlin soll abermals große Wechsel aus Frankreich erhalten haben, um einige selbigen Hofes damit zu beschenken und zu Freunden zu machen. Sonsten ist selbiger Hof nit so gut französisch als wie viele hin und wieder spargirt haben und hat Graf von Rebenacq sich gegen einen vornehmen Herrn verlauten laßen er würde zwar höflich tractirt, allein was das Hauptwerk anginge, so könnte er seinem König keiner beständigen Freundschaft von Chur=Brandenburgischer Seite versichern.“

Hierin lag zweifellos der Hinweis auf Bestechungsversuche, die der französische Gesandte am Berliner Hofe vornahm und de Rouch verlangte sofort, ohne eine Weisung des großen Kurfürsten abzuwarten, vom Hanauer Grafen die exemplarische Bestrafung des Zeitungsschreibers. Böff wird alsbald verhört und zeigte eine geschriebene Zeitung von Raphael Sazer in Frankfurt vor, aus welcher er die beanstandete Nachricht entnommen und weist darauf hin, daß diese noch mehr enthalte als er in seinem Blatt gesagt

habe. Es wird Böff erwidert, die Herrschaft wolle lieber, daß er solchen Falls das Zeitungsschreiben eine Zeit lang unterließe, als daß man dergleichen Ungelegenheiten befahren sollte. Böff bittet inständigst, man möge ihn nicht so hart bestrafen, sonst sei er ein reducirter Mann. Die Regierung theilt dann de Roucy den Thatbestand mit und fügt hinzu, Böff sei so gestraft worden, daß dergleichen nicht wieder vorkommen würde. Worin die Sühne bestanden hat, geht aus den Akten nicht hervor, jedenfalls erschien der Mercurius weiter. Interessant ist es, aus dieser Verhandlung zu ersehen, daß es damals noch geschriebene Zeitungen gab, die den gedruckten als Quelle dienten. Etwas ähnliches existirt auch heute noch in den mannichfaltigen autographirten Korrespondenzblättern, die besonders der Lokalpresse den Stoff liefern.

Wenn nun auch Böff das Zeitungsschreiben nicht zu unterlassen brauchte, so scheint es doch, daß die vielfachen Unannehmlichkeiten, die ihm und nicht weniger der Hanauer Regierung aus den Beschwerden erwuchsen, den Grund abgegeben haben, den Titel der Zeitung zu verändern. Wann dies geschehen ist, läßt sich nicht genau bestimmen, das erste uns erhaltene Blatt der „Europaeischen Zeitung" datirt vom 8. Juli, trägt aber keine Nummerbezeichnung, ebenso wenig die folgenden. Erst von 1683 ab tritt die Nummerirung wieder ein. Die Exemplare vom 2. und 9. September 1682 enthalten Eingangs folgende Erklärung, zu der sich Böff wohl durch die unliebsamen Erfahrungen genöthigt gesehen haben wird.

„Hochgeneigter günstiger lieber Leser! Dieweilen bei jetzigen Conjunkturen theils passionirte theils aber erdichtete und sonsten nachdenkliche Zeitungen von anderen Orten einlaufen und ohnmöglich ist also balden zu wissen, ob solche jederzeit wahr oder nicht seien und nichts desto weniger der Hochgeneigte Günstige liebe Leser begierig ist, allezeit was Neues zu wissen. Als wird derselbe ganz unterdienstlich gebeten, daferne dergleichen Zeitungen wie oben gemeldet wider Verhoffen dieser meiner Europaeischen Zeitung sollten einverleibet und eingedruckt werden, ein solches nicht also balden mir zu imputiren und aufzubürden, dann ich des billich maeßigen und schuldigsten Erbietens bin, jedesmal auf besseren und wahrhaftigeren Bericht, dergleichen Zeitungen gebührend zu widersprechen und abzuschreiben; unterdessen aber soviel immer möglichst mich dahin befleißigen will, daß Niemanden etwan zu nahe treten möge."

Mit Ausnahme des Titels gleicht die Europäische Zeitung ihrer Vorgängerin durchaus, Format — Quart — Papier und Druck sind dieselben. Ob auch noch eine französische Ausgabe erschien, läßt sich nicht feststellen; wie lange diese überhaupt gedruckt worden ist, bleibt uns unbekannt, da, wie schon erwähnt, nicht ein Exemplar bis jetzt hat aufgefunden werden können.

Trotz Böff's gutem Willen, anstößige Nachrichten zu vermeiden, gelingt es ihm nicht, weiteren Beschwerden zu entgehen. Die Hanauer Regierung steht ihm immer hülfreich zur Seite, verfährt stets wohlwollend gegen das Unternehmen und vertritt sein Interesse großen und kleinen Herren gegenüber nach Kräften. Wird ihr zu hart zu Leibe gegangen, so verschanzt sie sich wohl hinter das kaiserliche Privileg, unter dessen Schutz die Zeitung erscheine. Mehrfach wird aber auch Böff zum Widerruf gezwungen.

Da kommt zunächst der kaiserliche Vize-Kriegs-Präsident Graf Capliers und ist entrüstet über die Notiz in der Nummer vom 8. Juli 1682, daß er von Ihrer kaiserlichen Majestät Erlaubniß erhalten, sich auf seine Güter in Böhmen zu retiriren. Der Graf schreibt aus Wien an Böff's Landesherrn, daß durch solche Unterstellung seine Reputation geschädigt werde, als ob das eine Retirade auf seine Güter sei, während er doch nur auf inständiges Bitten von des Kaisers Majestät die Erlaubniß erhalten hätte, den Eger'schen Sauerbrunnen zu gebrauchen. Böff wird gezwungen, den Korrespondenten, von dem er die Nachricht bekommen hat, zu nennen, als welchen er Samuel Frohnhofer, Sollicitator in Wien bezeichnet und muß sich zu einer Richtigstellung verstehen. Das Blatt, in dem dies geschehen, sendet der Hanauer Graf dann mit dem Namen des Autors an Capliers, ihm die weiteren Schritte gegen letzteren überlassend.

In welcher Angst man damals bis tief nach Deutschland hinein vor französischen räuberischen Uebergriffen lebte, zeigt die nun folgende Beschwerde des Frankfurter Raths gegen zwei Korrespondenzen in der Europäischen Zeitung vom 2. und 9. September 1682. Sie lauteten:

Aus Lothringen vom 4. September (n. St.): „Allhier wird stark geredet, daß im Fall nicht bald etwas gutes auf der Frankfurter Conferenz*) ausgemachet, die Königliche Kammer zu Metz wohl ehestens die Reunions Sache wieder vor die Hand nehmen und alles viel stärker als vor diesem Beschehen treiben dürffte. Ingleichen spargirt man, ob seie auf solchen Fall ein Anschlag auf zwo Vestungen, eine diß- und die

*) Anmerkung. Es war in Frankfurt eine Conferenz zusammengetreten, um zwischen dem deutschen Reich und Frankreich zu einem gütlichen Uebereinkommen in der Reunions-Angelegenheit zu gelangen.

andere jenseit Rheins, und eine Sadt am Mainstrom gelegen, obhanden, und daß alles solches wie auch noch mehrerer Mutationes nächst künftigen Monat Oktobris ausbrechen dürfften, weilen aber sowohl obiges als dieses lauter spargimenta ohne Grund seien, als wird noch viel besseres gehoffet."

Aus Lothringen den 12. September (n. St.): „Weilen so viele Völker gegen das Elsaß und den Rheinstrom marschiren, auch aller Orten im Elsaß bereits Befele ergangen, die Landstraßen wohl zu bereiten und die Wege brauchbar zu machen, als vermuthet man daß ein gar wichtiges Vorhaben vorhanden sein müße, wie dann noch immer spargiren will, ob seie es entweder auf Genf, Basel, Philippsburg oder gar auf eine vornehme Reichs-Stadt am Mainstrom gelegen angesehen; weilen man aber schon mehremalen dergleichen spargimenta gehabt, so muß die Zeit das gewissete lehren."

„Wenn nun aber dasselbe (d. h. solche Nachrichten) nechstdem es sehr gefährlich nachdenklich und praejudicios von jedermännlich auf die allhießige Stadt ausgedeutet wird", schreibt der Frankfurter Rath an die Hanauer Regierung, „so sei der Zeitungsschreiber zur Benennung seines autoris ernstlich anzuhalten und nachdrucksam anzuweisen, daß er dergleichen praejudicios und gefährlichen inserten sich ins künftige allerdings enthalten möge."

Böff sagt in seiner Rechtfertigungsschrift, daß er die Nachrichten aus einer holländisch gedruckten Couranten entnommen und in das hochdeutsche übersetzt habe. In dem Frankfurter Journal sei ja auch dergleichen gedruckt worden und an Frankfurt habe er dabei nicht gedacht, es gäbe doch noch mehr Städte und Reichsstädte an und ohnfern des Mainstroms, die wie bekannt, schon im letztvergangenen Krieg mit französischen Völkern besetzt gewesen seien. Er habe wohlmeinend gedacht, daß solches gleichsam wie eine Warnung gewesen sei und deßhalb nicht viel zu bedeuten hätte. Da die Hanauer Regierung diese Rechtfertigung für ausreichend hielt, mußte sich auch der Frankfurter Rath damit begnügen.

Nach einer mehrjährigen Ruhepause erhebt sich von Neuem ein Sturm gegen Böff, der ihm leicht hätte gefährlich werden können, da die Interessen seiner heimischen Regierung sehr unmittelbar berührt waren. Leider fehlen die dazu gehörigen Nummern der Europäischen Zeitung in den Akten, was um so mehr zu bedauern ist, weil es den Anschein hat, als ob sich das Hanauer Blatt diesen Angriff wegen seiner deutsch-patriotischen Haltung zugezogen habe. Zu den Besitzungen des Grafen von Hanau gehörte die Grafschaft Lichtenberg*) im Elsaß. Durch die französischen Einverleibungen war das Hanauer Ländchen zum nächsten Nachbarn des Reiches Ludwig XIV. geworden, eine gefährliche Nachbarschaft. Deßhalb kann es nicht Wunder nehmen, wenn ein bei der Regierung zu Buchsweiler eingegangener und nach Hanau weitergereichter Brief aus Straßburg bei ersterer Bestürzung und in Hanau lebhafte Erregung hervorrief. Das Straßburger Schreiben liegt nur in deutscher Uebersetzung bei und ist ohne Unterschrift. Es führte in der Hauptsache Nachstehendes aus:

Die Europäische Zeitung habe sich eine Zeit her unterstanden, unter Artikeln von Straßburg oder aus dem Elsaß vielerlei falsche und den Staat präjudicirliche Sachen auch wider das Gouvernement dieser Provinz und die Conduiten einiger Personen vom obersten Rang zu inseriren. Darüber solle man nach Hanau schreiben und Bericht geben, daß man ein großes Mißfallen wider die Herrn oder den Magistrat hätte, welche zulaßen oder Wohlgefallen daran haben, daß man solche Sachen in ihrer Stadt drucke. Die Herrn könnten dem Herrn Intendanten keinen größeren Gefallen erzeigen, als wenn sie nach Hanau schreiben wollten, daß der Autor oder Buchdrucker besagter Zeitung ermahnt werde, damit er denjenigen nenne, welcher ihm dergleichen Sachen und Berichte fournire, und nachlasse sie ins künftige zu drucken. „Denn es hat der übelwollenden Leute ohnedem genug und welche darauf beharren, daß dieses aus Haß der proceduren so in dieser Grafschaft unter des Königs Botmäßigkeit vorgehen, gedruckt werde." Der Schreiber habe schon vorgebauet, „daß dergleichen advisen mit nichten von den Bedienten der Grafschaft Hanau herkämen, allein man würde dort besser hierin durch remonstrationes zu remidiren wissen, daß der Buchdrucker der Hanauischen Zeitung nicht mehr öffentlich dergleichen falsche advisen, welche zu nichts als zur Verbitterung des gemeinen Volks dienen, an Tag gebe."

W. J. von Hann sendet das Schreiben, das bei Weitem mehr wie eine Warnung von wohlwollender Seite, denn als Beschwerde klingt, — die Streiflichter, welche auf die Stimmung der Bevölkerung fallen, sind übrigens auch bemerkenswerth, nicht weniger, daß man der Europäischen Zeitung eine Einwirkung auf das gemeine Volk

---

*) Die Grafschaft Lichtenberg fiel nach dem Aussterben des Hanauer Grafenhauses 1736 an Hessen-Darmstadt und wurde 1803 durch Reichsdeputationshauptschluß Frankreich einverleibt. In diesem „Hanauer Ländchen", wie das Gebiet bis in unsere Zeit genannt wurde, soll sich das Deutschthum unter französischer Herrschaft am unverfälschtesten erhalten haben.

zuschreibt —, nach Hanau mit dem Hinzufügen, man möge es um so weniger außer Acht lassen, weil sonst der Grafschaft leicht großes Unheil zuwachsen könne. Er bittet, daß für künftige Abstellung nachdrücklich gesorgt werde und ihm ohne Verzug aus Hanau ein Entschuldigungsschreiben zugehe, um es gehörigen Orts abgeben zu können. Von seinen Bediensteten traue er keinem solche Korrespondenzen zu und er würde dem deßhalb geschöpften Verdacht entgegentreten.

Die Hanauer Regierung drückt in der Antwort ihr größtes Mißfallen über die Haltung der Europäischen Zeitung aus. Der Zeitungsschreiber sei noch gestern ernstlich verwarnt, allen hohen christlichen Potentaten mit gleicher vorzüglicher Achtung zu begegnen oder gewärtig zu sein, daß man ihm das Handwerk außer gebührender Abstrafung gänzlich lege. Komme wieder dergleichen vor, so würde man die Zeitung nicht länger in der Stadt dulden. Die Buchsweiler Regierung möge diese Versicherung gehörigen Orts abgeben. Ob und wie Böff in diesem Fall zur Rechenschaft gezogen worden ist, lassen die Akten nicht erkennen. Es ergeht aber noch unter dem gleichen Datum wie obiges ein ferneres Schreiben an den Rath Heider zu Babenhausen zur Mittheilung nach Buchsweiler, daß Böff hoch und theuer versichert habe, keine einzige seiner Korrespondenzen stamme aus Straßburg oder dem Elsaß überhaupt, er habe sie vielmehr aus der Leipziger Zeitung entnommen und diese auch zum Beweis seiner Aussage vorgelegt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Auflösung des Benediktinerklosters zu Fulda.

Von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

Am 29. Dezember 1802 erließ der letzte Fürstbischof und Abt von Fulda, Adalbert III. von Harstall, eine die Auflösung des Benediktinerklosters zu Fulda betreffende, an den Domdechanten Benedikt von Ostheim gerichtete Verfügung, in welcher es u. a. heißt: „Wir (der Fürstbischof) *haben endlich den Zeitpunkt erlebt*, wo der Reichsdeputationsschluß in Erfüllung gebracht und unser adeliges Konvent entlassen werden soll. Wir setzen auf Ew. Wohlehrwürden das Zutrauen, daß Sie unserem Prior, Subprior und den sämmtlichen Konventualen des gedachten Konvents unseren tiefen Schmerz über dieses Ereigniß eröffnen werden, Sie werden ihnen zu erkennen geben, daß wir nichts gegen die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes vermögen und daß wir, so gerne wir auch wünschen, daß die in Pension gesetzten Konventualen gemeinschaftlich nach den Regeln unseres hl. Vaters Benedikt beisammen leben könnten, nur dem Drange der Umstände nachgeben und in solcher Hinsicht nicht vorüber können, in ihre Entlassung einzuwilligen." Außerdem enthielt dieses fürstbischöfliche Schreiben Rathschläge, nach welchen die Benediktiner nach Aufhebung des Konvents ihr Leben regeln sollten.

Da heute noch — nach neunzig Jahren — Erinnerungen an den einen oder den anderen Benediktiner aufzutauchen pflegen, so dürfte es nicht ohne Interesse sein, die Namen derjenigen Geistlichen zu erfahren, welche bei der Aufhebung des Klosters dem Orden des hl. Benedikt angehörten. Im Ganzen waren es einschließlich des Abtes und der adeligen Pröpste und Kapitularen 69. Es liegt uns über dieselben ein vollständiges Verzeigniß vor, das wir nachstehend zum Abdruck bringen. Abt: Adalbert III. von Harstall, Bischof von Fulda, des hl. Römischen Reiches Fürst und der Römischen Kaiserin Erzkanzler, durch Germanien und Gallien Primas rc., in der Reihe der fuldaischen Aebte der 84., der Bischöfe aber der 4.; Domdechant, Pröpste und Kapitulare: Benedikt von Ostheim, Domdechant und Propst auf dem Andreasberg bei Fulda; Joseph von Hettersdorf, Propst zu Blankenau, Senior des Domkapitels; Heinrich von Warnsdorf, Propst am Michelsberg in Fulda, Generalvikar; Ludwig von Schönau, Propst auf dem Johannesberg; Sigismund von Bibra, Propst auf dem Petersberg; Konstantin von Guttenberg, Propst zu Sennerz; Alexander von Zobel, Propst zu Zell; Heinrich von Reisach, Propst zu Holzkirchen, Aegil von Reichlin-Meldegg Propst zu Thulba; Philipp von Hettersdorf, Kapitular, Superior des Konvents und Präsident der Landes-Obereinnahme; Adalbert von Bodmann, Kapitular und Forstpräsident; Leonard von Hettersdorf, Kapitular und Hospitalspräsident; Ferdinand von Welden, Kapitular; Rupert von Bodeck, Kapitular und Stadtpräsident; Bonifazius von Kempff zu Angreth, Kapitular; Domicellar: Frater Karl von Heddesdorf; Konventualen, die Patres: Zacharias Zahn, Prior, Leopold Oesius,

Subprior, Georg Hasenstab, Senior des Konvents und Pater Jubilarius; Prokopius Vogler, Karlmann Heucken, Joachim Rauck, Ildephons Reuß, Florian Fischlein, Aemilian Bletscher, Urban Thomas, Kilian Foemel, Bardo Herbert, Edmund Thomas, Odo Staab, Petrus Boehm, Paulus Gegenbauer, Raphael Löffler, Roman Staub, Kolumban Becker, Nikolaus Pförtner, Quinibert Mihm, Wunibald Dietrich, Thaddäus Ritter, Magnus Bott, Joseph Gegenbauer, Eugen Eckert, Antonius Waider, Maurus Rupfer, Aegid Heller, Benedikt Baumann, Chrysostomus Winkopp, Karl Arnd, Sturmius Hodes, Friedrich Baumann, Ermenold Schnell, Placidus Dickert, Isidor Schleichert, Gallus Hornung, Gregor Bischof, Damian Arnd, Wilhelm Zimmermann, Adolf Spang, Lambert Oswald, Kornelius Wilhelm, Rudolf Sennefelder, Rhaban Schmitt, Konrad Moritz, Valentin Schäfer, Burkard Schell, Coelestin Morschhaeuser und Augustin Engel. Laienbruder war Frater Stephan Reiß.

Es ist wahr, was Heinrich Koenig in seiner Schrift „Auch eine Jugend" sagt: „Die bedeutendsten Köpfe, die Fulda gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte, lebten in dem Konvente hinter dem Dome. Dorthin zogen sich die frischen Talente bürgerlicher Abkunft, wo sie mit den Abkömmlingen altadeliger Familien gemeinsam des Tisches und Unterrichts genossen, bis sich beide in die Prälaturen und in die Professorate theilten. Während die Prälaten den taumelnden Genüssen der Welt nicht aus dem Wege gingen, scheuten sich die Gelehrten des Ordens nicht vor den schwindelnden Gedanken der Zeit. Kant und die neue Bewegung der spekulativen Wissenschaft war sehr früh in den Konvent eingedrungen." Ein Hauptvertreter dieser Richtung war einer der jüngsten Benediktiner: Pater Burkard Schell (geboren zu Fulda am 6. Dezember 1778, gestorben am 4. November 1834 als Direktor des Lyceums und Gymnasiums)." Neben ihm verdienen noch aus der Reihe der obenangeführten Benediktiner als hervorragende Gelehrte genannt zu werden: Aegid Heller, Professor der Physik, Isidor Schleichert, Dompfarrer, Placidus Dickert, Professor der Mathematik, Dr. theol. Maurus Rupfer, Professor der Dogmatik, Benedikt Baumann, Professor der Logik, Dr. theol. Antonius Waider, Professor der orientalischen Sprache, Dr. theol. Quinibert Mihm, Professor der Moral, Kolumban Becker, Professor der Philosophie, Dr. theol. Petrus Boehm, Bibliothekar und Professor der Kirchengeschichte, Dr. theol. Bardo Herbert, Professor des kanonischen Rechts. Von den adeligen Benediktinern zeichneten sich durch geistige Begabung und Gelehrsamkeit aus: die Pröpste Sigismund von Bibra und Heinrich von Warnsdorf.

Nach der Aufhebung des Benediktinerklosters widmete sich ein großer Theil der Konventualen der Seelsorge, andere, namentlich die älteren, verbrachten zu Fulda und auswärts ihr otium cum dignitate, die Patres Maurus Rupfer, Aegid Heller, Placidus Dickert und Burkard Schell setzten ihre Thätigkeit als Professoren an den höheren Lehranstalten zu Fulda fort. Der Propst vom Petersberg, Sigismund von Bibra, der Herausgeber des „Journal von und für Deutschland" von 1785 bis 1792, der, nebenbei bemerkt, in nahen Beziehungen zu den Koryphäen der deutschen Literatur stand, trat als Geheimer Konferenzrath in fürstlich oranischen Staatsdienst, starb aber schon am 5. März 1803 im Alter von 53 Jahren, nachdem er wenige Wochen zuvor von Rom die Dispensation vom Mönchsstande erhalten hatte. Auch der Domicellar, Frater Karl von Heddesdorf, der jüngste der Fuldaer Benediktiner — er war am 10 Juni 1783 geboren und hatte am 8 November 1801 Profess gethan — erhielt von Rom die Dispensation und trat zum Militärstande über. Er wurde als Primatischer Offizier in Spanien verwendet und starb dort im Jahre 1810.

Die meisten Exbenediktiner erreichten ein hohes Alter. Die beiden letzten waren Pater Rhaban Schmitt, Domkaplan zu Fulda und Kapitular Philipp von Hettersdorf. Der zuerst Genannte starb, 80 Jahre alt, am 13 Mai 1855 zu Fulda. Philipp von Hettersdorf erreichte ein Alter von 86 Jahren; derselbe starb am 1. März 1856 zu Bamberg, wohin er im Jahre 1825 verzogen war. Seiner alten Heimath hatte er eine treue Anhänglichkeit bewahrt. Bis in sein hohes Alter kam er fast jeden Sommer nach Fulda und hielt sich einige Wochen daselbst auf.

Die auf die Säkularisation folgenden Jahre waren, mit Ausnahme der kurzen Zeit der oranischen Regierung nicht dazu angethan, die Tage der patriachalisch-milden und für das Wohl der Unterthanen in ihrer Weise besorgten geistlichen Herrschaft vergessen zu machen und oft mag es da wohl geheißen haben:

„Unter dem Krummstab war gut wohnen".

Des Waldes Herbstlied.

Es singt der Wald sein altes Lied
Vom Werden und Vergehen,
Wann durch die falben Blätter zieht
Des Herbstwind's wildes Wehen.

Doch fallen auch die Blätter ab
Im Herbst rings von den Bäumen:
Der Lenz pflegt nach des Winters Grab
Nicht lange mehr zu säumen.

Dann grünt und blüht es wunderbar.
Ein fröhlich Auferstehen
Wirst du vielleicht im nächsten Jahr
Im Frühling wieder sehen.

Doch sei's, daß holde Frühlingspracht
Dein Herz nicht mehr erlabe,
Du weißt, daß Gottes Wundermacht
Schafft Leben aus dem Grabe.

Es blüht nach banger Todesnacht
Für die erlösten Herzen
Ein Frühling voller Licht und Pracht,
Ohn' alles Leid und Schmerzen.

Drum hör' des Waldes Lied ich gern
Vom Werden und Vergehen,
Weil meines Glaubens Kern und Stern
Weist auf das Auferstehen.

Elard Biskamp.

Aus Heimath und Fremde.

(Ein Hessen-Denkmal.) Die Turnerschaft von Eschwege hat den gewiß echthessischen Gedanken gefaßt, die letzte Ruhestätte der fünf, im Februar 1807 auf der Werra-Insel, dem sogenannten Werdchen bei Eschwege, von den Franzosen kriegsgerichtlich Erschossenen, die sich hervoragend an der Schilderhebung der althessischen Soldaten gegen das französische Gouvernement betheiligt hatten, der Vergessenheit durch ein Denkmal zu entziehen. Ein Löwe auf einem Sockel von hessischem Sandstein, in welchem eine Tafel die Namen der Braven nennt, soll die Stätte bezeichnen, wo sie ihre letzte Ruhe gefunden haben. —

Schon seit dem Jahre 1888 trägt sich die wackere Turnerschaar mit diesem Gedanken und brachte zur Verwirklichung desselben nahezu 200 Mark auf, jetzt hofft sie durch Veranstaltung von Abendunterhaltungen während des Winters den Fonds derart zu erhöhen, daß die Kosten bestritten werden können. Die erste dieser Abendunterhaltungen fand bereits am 28. v. M. statt. Dieselbe wurde eingeleitet durch den nachstehenden, von Ludwig Mohr verfaßten und von Fräulein J. Hochhuth gesprochenen Prolog:

„Hat denn die Zeit mit ihrem raschen Flügel
So ganz schon die Begeisterung verweht?
O Schmach! daß über dem versunknen Hügel
Noch keine Marmorpyramide steht,
An der im stolzen Kranz von Eichenblättern
Dem Wandrer und der Nachwelt Kunde wird.
Die Namen grüb ich ein mit gold'nen Lettern,
Die diese braven Todten einst geführt!"
So sang von altem Hessen-Schrot und Korne
Ein Dichter*) einst in seinem heil'gen Zorne.

Und was er sang, sang er nicht in die Winde;
Zu Kassel, auf dem Forst, liegt jetzt ihr Stein. —
Daß er der Nachwelt brave Helden künde,
Grub man darauf viel edle Namen ein.
Was thaten sie, die dorten ruhn, die Todten?
Was soll der Stein, der solche Namen nennt?
Das sind die Namen echter Patrioten,
Die Opfer vom Franzosen-Regiment,
Die mit dem Tod besiegelten das Streben:
Für's Vaterland ihr Alles hinzugeben.

Doch eine Stätte weiß ich hier zu Lande,
Für die das Dichter-Mahnwort jetzt noch gilt,
Und die dem heutigen Geschlecht — o Schande!
Fast spurlos ist geschwunden vom Gefild.
Kein Blumenschmuck verräth das Ehrenbette,
Auf weitem Friedhof kündet es kein Baum,
Kein Hügel zeichnet es in dem Bosquette,
Und selbst die Alten kennen es noch kaum,
D'rin sie die bravsten der Soldaten haben
Im Friedhofswinkel an den Zaun begraben.

Warum? Es galt dem alten Kriegsherrn Treue,
Und Fahnentreu war das Palladium,
Für das sie Gut und Blut in heil'ger Weihe
Einsetzten und den alten Kriegerruhm.
Was sie gewollt, das scheiterte. — Verrathen
Sah sie in Fesseln bald das Morgenroth,
Und für die Fünf, die bravsten der Soldaten
Da herrschte streng der Franken Cäsar: Tod.
So starben auf dem Werdchen, auf dem Sande
Die Fünf, getreu dem Fürst und Vaterlande.

Hochherzig — gönnte der Franzosen-Dünkel,
Den Ruhplatz zwar an gottgeweihter Stell'
Den Braven, doch nur an dem Zaun im Winkel
Bis zu dem großen Allerwelts-Appell.
Kein Blumenschmuck verräth das Ehrenbette,
Es zeichnet aus es heut' auch nicht ein Baum,
Kein Hügel kündet es in dem Bosquette,
Und Alles klingt herüber wie ein Traum. — — —
Nun wollen wir — die Enkel — alte Schuld einlösen:
Die Nachwelt soll der Braven Namen lesen.

Auf ihrer Gruft soll sich ein Mal erheben,
Wir graben ihre Namen ein in Stein,
Und was wir so mit hohem Muth erstreben,
Es wird zur Ehre uns'rer Stadt gedeih'n.
Deßhalb sind wir versammelt! Steine tragen,
Gilt es mit rascher Hand zum Monument.

*) Karl Lynker, der Verfasser der klassisch geschriebenen „Geschichte der Insurrektionen wieder das westfälische Gouvernement."

Das wollen wir! . . Drum auf mit frischem Wagen
Und helfet uns, soviel ihr helfen könnt!
Aus Kleinem kann gar leicht hin Großes werden,
Und Eintracht ist die stärkste Macht auf Erden!

Ludwig Mohr.

Das Ergebniß des sehr genußreichen Abends waren 170 Mark, ein schöner Anfang Mögen die Erträge der weiter geplanten Abende nicht dahinter zurück stehen. Immerhin aber wird das Comité einen schweren Stand haben, wenn das Denkmal, dem Zweck entsprechend, würdig dastehen soll.

Sollten sich unter den verehrten Lesern des „Hessenland“ in Nah und Fern nicht welche finden, die zur Ausführung des echt hessischen Gedankens ein Scherflein übrig hätten? Die Schriftleitung des „Hessenland“ würde gewiß gern die Uebermittlung an das Comité übernehmen.

L. M.

(Wir schließen uns vorstehender Bitte unseres verehrten Herrn Mitarbeiters mit Vergnügen an und erklären uns gern bereit, Gaben zu dem angegebenen Zwecke in Empfang zu nehmen und dem Comité zu übermitteln. Red. d. Hessenland.)

Zur Geschichte des Deutschen Zeitungswesens. Von hochgeschätzter befreundeter Seite sind wir auf ein kürzlich im Verlage von W Braumüller in Wien und Leipzig erschienenes Werk von E. V. Zenker „Geschichte der Wiener Journalistik von den Anfängen bis zum Jahre 1848“ aufmerksam gemacht worden, das einen sehr interessanten Beitrag zur Deutschen Kulturgeschichte liefert, und selbst von dem französischen Kritiker, G. Valbert, in der Revue des deux mondes, t. 110, p. 693—704, einer ebenso eingehenden wie günstigen Kritik unterzogen wird. Nach Zenker's Angaben sind es sieben Städte, die sich um die Ehre streiten, die erste Zeitung herausgegeben zu haben: Antwerpen, Straßburg, Frankfurt a. M., Fulda, Hildesheim, Erfurt und Stettin. Er hat auf Grund gewissenhafter Quellenstudien den Beweis erbracht, daß die Priorität auf diesem Gebiete der Stadt Wien gebührt, welche ihr erstes regelmäßiges Journal bereits seit dem Jahre 1615 besessen habe; aus demselben Jahre rühre auch das „wöchentliche Neuigkeitsblatt kraft Rathsprivilegs“ des Buchhändlers Egenolph Emmel in Frankfurt a. M. her. Fulda und Hildesheim folgten erst 1619, Erfurt 1620, Leipzig 1660, England bekam seine erste Zeitung 1622 — wenn nicht später —, Holland 1626, Frankreich 1631. Der französische Kritiker G. Valbert bestätigt die Richtigkeit dieser Reihenfolge auf Grund seiner Studien und fügt stolz hinzu: „Mais Monsieur Zenker s'empresse d'ajouter, en historiographe consciencieux, que les premiers journaux publiés à Vienne étaient loin de valoir la fameuse gazette hebdomataire, que Théophraste Renaudot a publiée à Paris dès le 30 mai 1631.“ — Was die in Fulda angeblich von 1619—1630 herausgegebene Zeitung den „Fuldaische Postreuter“ anbelangt, deren auch Joachim von Schwarzkopf in seiner 1795 erschienenen Schrift „über Zeitungen“, Seite 14 gedenkt, so hat sich zwar bis jetzt ein Exemplar derselben noch nicht vorgefunden, doch werden, wie wir berichten können, die Nachforschungen nach einem solchen, namentlich in Fulda selbst, in neuester Zeit eifrig fortgesetzt, und dürfte wohl auch die Aussicht vorhanden sein, daß sie zu einem günstigen Resultate führen.

Wie die „Oberhessische Zeitung“ meldet ist am 3. November zu Paris der Institutsvorsteher Dr. Ernst Wilhelm Kornemann gestorben Der Verblichene war 1829 zu Volkmarsen geboren. wo sein später als Aktuar nach Fronhausen versetzter Vater damals Advokat war. Ernst Wilhelm Kornemann besuchte die Gymnasien zu Kassel und Fulda und studierte vom Herbst 1849 ab an der Landes-Universität Marburg Philologie, insbesondere widmete er sich germanistischen Studien. Nachdem er sein Fakultätsexamen bestanden hatte und zum Doctor philosophiae promovirt worden war, ging er nach Paris und gründete dort ein Pensionat, das sich eines sehr bedeutenden Rufes erfreute. Mit irdischen Gütern reich gesegnet, stiftete er für das Kasseler Gymnasium ein Stipendium zur Unterstützung befähigter Schüler. Ein ähnliches Institut wie das Pariser hatte er auch in Rudolstadt errichtet. Seine hessischen Landsleute fanden bei ihm in Paris nicht nur die freundlichste Aufnahme, er unterstützte sie auch in liberalster Weise mit Rath und That. Sein Andenken wird bei allen, die ihn kannten, in Ehren bleiben.

Universitätsnachrichten. Der Privatdozent Dr. jur. Alexander Leist zu Marburg hat einen Ruf als außerordentlicher Professor der juristischen Fakultät in Göttingen erhalten und angenommen. — Der an Stelle des nach Leipzig berufenen Professors Konsistorialraths Dr. Georg Heinrici zum ordentlichen Professor der Theologie in Marburg ernannte bisherige außerordentliche Professor Dr. Ernst Kuehl von Breslau tritt sein neues Amt erst zu Ostern nächsten Jahres an.

Zu Marburg haben sich als Privatdozenten habilitirt: in der theologischen Fakultät: der Lic. theol. Adolf Deichmann, bisher erster Repetent an der dortigen Stipendiatenanstalt; in der juristischen: der seitherige Amtsrichter Dr. Crome aus Frankfurt a. M.; in der medizinischen: der seitherige

Assistenzarzt an der chirurgischen Klinik Dr. Arthur Barth; in der philosophischen: Dr. phil. Alfred Partheil, erster Assistent am pharmazeutisch-chemischen Institute.

Der außerordentliche Professor der Chemie in Gießen Dr. Ernst Beckmann ist als ordentlicher Professor an die Universität Erlangen, der Professor der klassischen Philologie Dr. Johann Schmidt in Gießen an die Universität Königsberg und an dessen Stelle der außerordentliche Professor Dr. Richard Reitzenstein zu Rostock als ordentlicher Professor für klassische Philologie nach Gießen berufen worden. — An Prof. Dr. Beckmann's Stelle ist der außerordentliche Professor Dr. Eugen Lellmann zu Tübingen nach Gießen berufen worden.

Neue Schriften,
zur Besprechung bei der Redaktion eingegangen:

Auf einsamem Pfad. Gedichte von Valentin Traudt. Druck und Verlag von Friedr. Scheel. 1892.

Historisch-statistische Grundkarten. Denkschrift von Friedrich von Thudichum, ord. Professor der Deutschen Rechtsgeschichte an der Universität Tübingen. Tübingen, Verlag der Laupp'schen Buchhandlung. 1892.

Das Schlachtenfeld im Teutoburger Walde. Von Th. von Stamford, Oberstlieutenant z. D. zu Detmold Mit einer Karte. Kassel, im Selbstverlage des Verfassers; in Vertrieb bei Th. G. Fisher & Comp. 1892.

Hessen-Lieder mit Melodien-Anhang. Melsungen, Druck und Verlag von W. Hopf. 1892.

Unsere Volkstrachten. Ein Wort zu ihrer Erhaltung von Pfarrer Hausjakob. Freiburg i. Br., Herder'sche Verlagshandlung. 1892.

Briefkasten.

C. N. Kassel. Sie erhalten brieflich die gewünschte Auskunft.

M. G. Kassel. Wir werden gelegentlich von Ihrer gefälligen Mittheilung, betr. die Bezeichnung „blinde Hessen" Gebrauch machen.

W. B. Kassel, L. M. Eschwege. Besten Dank und freundlichste Grüße.

Dr. O. G. Zusendung erhalten. Verbindlichsten Dank.

F. H. Wiesloch. Mit der Veröffentlichung der uns gütigst zugesandten Artikel werden wir demnächst beginnen.

O. E. Marburg, W. K. Stuttgart. Die Besprechungen folgen in der nächsten Nummer.

H. R. London. Wir bitten die Verzögerung zu entschuldigen.

C. M. in F. Betrag für 1892 erhalten.
F. B. in B. Betrag für 3. Vierteljahr 1892 erhalten.

D. A.

Anzeigen.

Die im „Hessenland" besprochenen und empfohlenen Bücher sind in unterzeichneter Buchhandlung stets, auf Wunsch auch zur Ansicht, zu haben. Größtes Lager der **hessischen Literatur**, hessischer **Portraits** und **Städt-Ansichten.**

Bibliotheken, sowie einzelne werthvolle Bücher, alte Kupferstiche, Uniform- und Kostüm-Bilder, Portraits etc. werden jederzeit zu angemessenen Preisen gekauft.

Lager von über 100,000 Bänden. Verzeichnisse darüber gratis und franko.

Cassel, Königstraße 19.

Gustav Klaunig,
Hof-Buchhandlung.

Bücher

über **Hessische Geschichte**, über **Hannover**, **Westfalen** u. s. w., sowie **Städtegeschichte**, alte **Ansichten**, **Militairbilder** sucht zu kaufen

Richard Sattler's Buchhandlung,
3639 Braunschweig.

Eine handschriftliche Niederzeichnung, enthaltend:

„Ihre Königl. Maj. in Schweden, Fürstlicher Hessischer Kriegsetat de anno 1730, sowie Aufstellung sämmtlicher Cavallerie-, Dragoner- und Infanterie-Regimenter"

ist verkäuflich.

Adressen nebst Preisangebot an **Haasenstein & Vogler A. G. Leipzig** unter **E. 1000.**

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland".

☛ **Beschwerden über nicht pünktliche Bestellung ersuchen an die Buchdruckerei Friedr. Scheel zu richten.**

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 23. Kassel, 1. Dezember 1892.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1892 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2934

Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel oder deren übrigen Filialen angenommen.

Die Hessen vor Frankfurt.

(2. Dezember 1792.)

Es lagen Christenthum und Moral
Zerschmettert an Frankreichs Erde,
Daß unter der neuen Freiheit Strahl
Die Menschheit zu Göttern werde;
Die Königsstadt an der Seine Strand,
Sie schwelgt nur auf Freiheitsschwingen,
Und wahnsinnstrotzig erhebt sie die Hand
Selbst Gott in den Staub zu zwingen.

Hinweg mit dem Wahn von Unsterblichkeit,
Weltordnung und Gottesglauben!
Das Alles ist Lüge, im Daseinsstreit
Des Volkes Fleiß zu berauben. —
So hallt es und schallt es, so stöhnt es und höhnt
Hinein in die trunkenen Rotten;
Und tausendfältig im Echo ertönt
Verrohtes und hämisches Spotten.

Denn mit dem Verdorren des göttlichen Keims
Und seiner Sprossen und Blüthen,
Rast über die Stätte des Menschenheims
Nur niederes, thierisches Wüthen;
Und Freiheit, die keine Schranken sich setzt,
Führt nur zum Knechten und Morden,
Bis ihre eigenen Führer zuletzt
Das Opfer des Blutbeils geworden.

Und so zerfleischen sich bis zum Tod,
Wie wilde Bestien, die Massen;
Die Wellen der Seine sind roth, blutroth,
Denn Blut füllt in Strömen die Gassen.
Das ist sie, die Freiheit, die Frankreich sich schuf,
Tollsinnig den Völkern zu glänzen;
— Bluttriefend ihr Schritt, mordheulend ihr Ruf,
So will sie die Stirn sich umkränzen.

Und dieser Freiheit Heere jetzt nah'n,
Wildjauchzend, sich schon dem Rheine,
Es flattern auf flammen-umlohter Bahn
Die Fahnen im Sonnenscheine.
„Zu den Waffen, ihr Deutsche! Vernichtet im Sturm,
Wie wir, Tyrannen und Pfaffen,
Zertretet den Adel gleich einem Wurm,
Laßt Gleichheit das Richtbeil schaffen!"

So klingt es herüber ins alte Mainz,
Vom Munde der schrecklichen Gäste,
Doch wehe, — es fliehn von den Ufern des Rheins
Die feigen Hüter der Veste;
Denn deutsches Denken, — es war dahin,
Und deutsches Fühlen — verkümmert,
Der Stolz des Reiches, der deutsche Sinn,
Er war zertrümmert, — zertrümmert.

Ein einziger kurzer Tag nur vergeht
In herz-erstarrendem Schauern,
Und plötzlich der sengende Feind schon steht
In Frankfurts erstürmten Mauern.
Die Freiheit indessen, die hoch er preist,
Macht Alle bangen und beben,
Denn wilder, entfesselter Furien Geist
Durchströmte das Freiheitsleben.

Da endlich schlug an sein deutsches Schwert,
Kühnmutig, der Landgraf von Hessen:
„So weit schon der Feind, und noch nicht begehrt
Das Reich sich am Reichsfeind zu messen?
Auf, auf, meine Hessen! Das Schwert zur Hand!
Gen Frankfurt mit blanken Klingen!
Und du, mein König im Preußenland,
Hilfst du, den Feind zu bezwingen? —“

Ging auch im Verfalle, so schrecklich und wild,
Die Wehrkraft Deutschlands zur Rüste:
Noch trugen die Hessen den Ehrenschild
Heißblütiger Kampfgelüste:
Und stolz nun führte in rastlosem Zug
Zum Mainstrom der Landgraf die Schaaren,
Wo Preußens König dann selber trug
Mit ihnen des Kampfes Gefahren.

Noch seufzten die Bürger der freien Stadt,
Gebeugt von dem Uebermuthe,
Der Wochen bereits gewüthet hat
Im Schwelgen an fremdem Gute:
Da eines Morgens, — der junge Tag
Ließ purpurgluthig sich nieder, —
Da weckt in den Straßen sie Trommelschlag
Zum Sturmmarsch der feindlichen Glieder.

Sucht diese Freiheit auf blutigem Zug
Von neuem sich Opfer zu fällen?
Und schlagen ihr noch nicht hoch genug
Die brandenden Aufruhrswellen?
Urheiliger Gott, wo hinaus mit dem Blut,
Mit all dem Elend und Schrecken,
Mit all dem Wüthen an Hab und Gut.
Daß Schauer die Erde bedecken!

Da horch! Es hallt von dem Friedberger Thor
Ein Donnern wie Wetterheulen,
Und wogend steigen zum Himmel empor
Graudüstere Dampfesäulen;
Es reißt der Geschütze verheerende Macht
Die schirmenden Wälle zusammen,
Und durch des Dampfes wolkige Nacht
Ziehn Blitze wie Feuerflammen.

Dann über die Trümmer stürzen voll Wuth,
Mit Hurrah, die hessischen Reihen,
Als gält es, den letzten Tropfen Blut
Der Freiheit Deutschlands zu weihen;
Nur Mann gegen Mann, entspinnt sich der Kampf,
Die Wälle, schon sind sie verlassen.
Da brechen hervor aus dem Pulverdampf
Die hessischen Reitermassen.

Wer kennt die trotzigen Schaaren nicht mehr,
Die Blenheim und Krefeld geschlagen,
Und jetzt den gleichen Feind vor sich her
Im Sturm durch die Gassen jagen!
Sie schwingen die Klingen mit heldischer Lust
Für Deutschlands Freiheit und Ehre!
Und Jubel rauscht aus des Volkes Brust
Entgegen dem rettenden Heere. — —

Zu Frankfurt, der Kaiserstadt an dem Main,
Am Ort des vergossenen Blutes,
Liegt Preußens Königs-Denkmal aus Stein,
Als Zeugniß hessischen Muthes;
Hier tönen Grabesstimmen zur Nacht,
Wie Mahnruf vom Kapitole:
Bleib, deutsches Volk, auf der Wacht, auf der Wacht,
Und Gott — sei deine Parole!

Carl Preser.



Ein hessischer Ehrentag.

Von F. Zwenger.

Vor dem Friedberger Thore zu Frankfurt a/M. erhebt sich ein kriegerisches Denkmal, das der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen den tapferen Hessen, die hier vor hundert Jahren, am 2. Dezember, eine Heldenthat ersten Ranges vollbrachten, hat errichten lassen. Getreu ihrem alten Fahnenspruche

Durch neuer Thaten Ehren
Den alten Ruhm zu wehren

waren es die hessischen Krieger, welche nach dem wenig ruhmvollen Feldzuge in der Champagne, den sie an der Seite und in Gemeinschaft mit den preußischen Truppen unter dem Oberbefehle des alten Herzogs von Braunschweig, des Helden aus dem siebenjährigen Kriege, unternommen, die kriegerische Ehre retteten. „Wie die hessische Truppe, unter allen kleinstaatlichen deutschen Armeen jener Zeit fast die einzige war, die kriegerischen Geist, Uebung und militärische Traditionen besaß, so hatte sie es auch in dem unglücklichen Feldzuge des Jahres 1792 gegen Frankreich allen anderen Truppen an Kriegstüchtigkeit und unverdrossener Ausdauer zuvorgethan.“ So schreibt der Historiker Ludwig

Häußer in seiner „Deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes", und selbst die preußischen Offiziere waren einstimmig im Lobe der Hessen. Der preußische General G. W. von Valentini sagt in seiner Schrift „Erinnerungen eines alten preußischen Offiziers aus den Feldzügen von 1792, 1793 und 1794 in Frankreich und am Rheine" von ihnen: „Die Hessen hatten den meisten Soldatensinn. Den Preußen mangelte nicht die Kriegslust, aber den Muth der fröhlichen Ausdauer, die Gabe zu entbehren und die wahre Lust am Kriege scheinen die Hessen voraus zu haben. Ueberhaupt war der Hesse in Uniform ein Soldat von Handwerk. Nahe am Feinde wußten die hessischen Stabsoffiziere mehr um sich als die unserigen, die Hessen waren ein mitten im Verfall der deutschen Truppen stehen gebliebenes Musterbild", und der französische General Jomini, der später in russischen Diensten stand, stellt ihnen das Zeugniß aus, daß „diese gut geführten und aus Landeskindern zusammengesetzten Truppen über die Preußen jener Zeit entschieden Ueberlegenheit hatten; diszipliniert, tapfer, mäßig und geduldig bedeckten sie sich mit Ruhm, wo sie Gelegenheit fanden, sich unter gleichen Umständen zu schlagen." Die Hessen waren geborene Soldaten, nicht mechanisch folgten sie dem Kommandorufe, das militärische Wesen war ihnen in Fleisch und Blut übergegangen, es erbte sich fort vom Vater auf den Sohn und ruhmgekrönt trugen sie ihre Waffen aus allen den glorreichen Schlachtfeldern heim, auf denen sie gekämpft und meist auch gesiegt hatten. Ein beredtes Zeugniß ihrer heldenmüthigen Tapferkeit liefert die Erstürmung Frankfurts am 2. Dezember 1792, dessen hundertjähriger Gedenktag gegenwärtig in Frankfurt a. M. und Kassel besonders gefeiert wird. Daß König Friedrich Wilhelm II. von Preußen ihnen in hochherziger Weise zur Erinnerung an jene ruhmreiche Waffenthat zu Frankfurt a/M. ein großartiges Denkmal (1793) hat errichten lassen, ehrt nicht allein die hessischen Truppen, es ehrt ihn auch selbst.

Das Denkmal selbst erhebt sich auf einer Grundlage von hessischen Basaltfelsen. Auf ihnen ruht ein etwa 10 Fuß im Geviert haltender Würfel, an dessen vier Seitenflächen in einer Einfassung von schwarzem geschliffenen Marmor 5 ½ Fuß hohe und ebenso breite Erztafeln angebracht sind, die in erhabenen Buchstaben folgende Inschriften tragen:

1.

MDCCLXXXXII.
am 2. Dec.

2.

Friedrich Wilhelm II. Koenig von Preussen
Den Edlen Hessen
Die
Im Kampfe für's Vaterland
Hier Siegend Fielen.

3.

Laborum Sociis
e Cattorum Legionibus
Trajecto ad Moenum.

IIII Non. Dec. recepto
Decora Morte Occumbentibus
Poni Jussit
Virtutis Constantiae Testis Mirator
Frid. Wilh. II Borussorum Rex
cIoIoccLXXXXIII.

4. Die vierte Seite enthält die Namen der Gefallenen:

Hier starben den Tod der Helden:
Oberst Prinz Karl von Hessen-Philippsthal, Major C. D. von Donop, Capitains C. von Wolff, D. von Desclaires, C. W. von Münchhausen; Lieutenant F. C. G. Rademacher von Radehausen, Fähnrich G. Hundeshagen.
Unteroffiziere: Grosskurth, Wisner, Orth, Wachs, Vaupel, Freund, Kersting.
Gemeine: Franke, Nennstiel, Döllet, Müller, Lapp, Hölter, Horn Karges, Steissel, Vogt, Hecht, Knotte, Köhler, Wagner, Knipp, Giebert, Meil, Herzog, Thöne, Wunsch, Zwick, Berbe, Hildebrand, Schill, Burger, Colmar, Gerlach, Traube, Priester, Osterheld, Hassenpflug, Franke, Ikler, Gerst, Kranke, Benderoth, Nöll, Deichmüller, Schlingenstein, Assmann, Göricke.

Auf der Oberfläche des Würfels liegt der Sturmbock (Aries) der Alten, der von einer Löwenhaut mit herabhängendem kolossalen Löwenkopf malerisch bedeckt ist. Schild und Helm, sowie eine Herkuleskeule lehnen sich in sinniger Gruppirung an denselben an. Diese Embleme, sowie die Inschrifttafeln sind aus dem Erze eroberter französischer Geschütze gegossen. Der Entwurf des Denkmals ist von dem hessischen Oberbauinspektor Jussow, das Modell der Bildhauerarbeiten vom hessischen Bildhauer Professor Ruhl angefertigt und auch die Metallarbeiten sind zum Theil von hessischen Handwerksmeistern ausgeführt.

Doch nun zur Sache selbst. Wir unterlassen es, eine Schilderung der politischen Verhältnisse in Frankreich und Deutschland zu geben, beschränken uns vielmehr nur darauf, zu erwähnen, daß sich der französische General Custine am 20. Oktober 1792 der deutschen Festung Mainz bemächtigt hatte. Feigheit und Verrath mögen

ihm dabei behilflich gewesen sein. Von Mainz aus ließ er Streifzüge unternehmen mit der Aufgabe, die Main- und Lahngegend zu insurpiren. Revolutionäre Aufrufe wurden überall verbreitet, doch die Bestrebungen der französischen Jakobiner scheiterten an dem gesunden und loyalen Sinne der deutschen Bürger, namentlich in unserem Hessenlande. Bei einem der ersten Streifzüge, am 22. Oktober, war leider die alte Kaiserstadt Frankfurt den Franzosen ohne Schwertstreich in die Hände gefallen. Die Stadt mußte zwei Millionen Livres Brandschatzung zahlen, und sieben ihrer angesehensten Bürger wurden als Geiseln nach Frankreich geschleppt. Auch noch an weiteren Drangsalen aller Art fehlte es nicht. Inzwischen hatten die preußische Hauptarmee und das hessische Hilfskorps den Rückzug aus der Champagne vollendet und bei Koblenz und an der Lahn Stellung genommen. Nun drang König Friedrich Wilhelm II. von Preußen auf Wiederaufnahme der Offensive, die mit der Befreiung Frankfurts beginnen sollte. Unter seiner persönlichen Führung setzten sich preußische, hessen-kassel'sche und hessen-darmstädtische Truppen dahin in Bewegung. Die hessischen Truppen waren bereits am 25. November von Marburg aufgebrochen, hatten sich am 26. November bei Gießen mit der von Herborn herangezogenen Abtheilung des preußischen Generals von Kalkreuth vereinigt und waren am 28. November auf der Höhe der Friedberger Warte angelangt, wo sie Stellung nahmen.

Dem hessischen Korps wurde die ehrenvolle Bestimmung, den Sturm auf Frankfurt zu unternehmen. Nach der gegebenen Disposition sollte der Angriff am 2. Dezember, einem Sonntage, früh Morgens durch vier verschiedene Kolonnen stattfinden. Die 1. Kolonne, aus einem Bataillon des in Hanau garnisonnirenden Infanterie-Regiments von Kospoth und dem hessen-darmstädtischen Chevauxleger-Regiment bestehend, sollte in der Nacht vom 2. Dezember bei Rumpenheim den Main überschreiten und von Oberrad gegen Sachsenhausen marschiren. Eine 2. Kolonne, aus dem 2. Bataillon des Regiments von Kospoth bestehend, sollte auf verdeckten Schiffen den Main hinabfahren, unterhalb der Mainbrücke, dem sog. Metzger-Thore, landen und dann im Innern der Stadt Frankfurt gegen das Allerheiligen-Thor vordringen. Die 3. Kolonne, bestehend aus dem leichten Infanterie-Bataillon Lenz, dem Grenadier-Bataillon von Eschwege, dem 2. Bataillon Garde, dem Leib-Regiment, dem hessischen Husaren-Regiment und einer Abtheilung pommerscher Dragoner unter dem Befehle des Generalmajors von Hanstein, erhielt ihren Sammelplatz zu Bornheim und war zum Angriff auf das Allerheiligen-Thor bestimmt. Die 4. Kolonne, bestehend aus dem Jägerkorps, dem Grenadier-Bataillon Prinz von Hessen-Philippsthal, dem Regimente Garde-Grenadiere, dem 1. Bataillon Garde, der Eskadron Garde du Corps, dem Regimente Carabiniers und einer Batterie preußischer schwerer Artillerie, unter dem Kommando des Generalmajors von Wurmb, erhielt ihren Sammelplatz an der Friedberger Warte und sollte das Friedberger Thor erstürmen. Sämmtliche Kolonnen sollten am Morgen des 2. Dezember mit dem Glockenschlage 7 Uhr zum Angriff antreten. Wenn die Thore geschlossen gefunden würden, sollte die Artillerie vorgezogen werden, um dieselben einzuschießen, die Zimmerleute, die deßhalb mitzuführenden Bohlen über die Streckbalken der Zugbrücken legen, dann sofort die Infanterie eindringen und die hierzu bestimmten Abtheilungen der verschiedenen Kolonnen auf der Zeil und auf dem Roßmarkt zusammentreffen.

Die hessischen Truppen rückten am Morgen des 2. Dezember schon vor 4 Uhr aus ihren Kantonnirungen zu Bergen und Seckbach u. s. w. aus und fanden sich daher schon vor 5 Uhr in der ihnen vorgeschriebenen Ordnung bei Bornheim und an der Friedberger Warte aufgestellt. Leider sollte der Angriff einen den hessischen Truppen unwillkommenen Aufschub erfahren, bis endlich halb 9 Uhr, als eben das feierliche zum sonntäglichen Gottesdienste rufende Geläute der Kathedrale begonnen, der Befehl zum Vorrücken erfolgte. Nach den, auf dem Einverständniß mit den Frankfurter Bürgern beruhenden Nachrichten, sollten die Thore mit Anbruch des Tages offen sein; die Kolonnen versuchten deßhalb sich den Thoren verdeckt zu nähern, um schnell durch dieselben einzudringen. Mit gewohnter Entschlossenheit und Ordnung gingen die Hessen zum Sturm gegen die Thore vor. Die vierte Kolonne, deren Spitze Kapitän Ochs mit seiner Jägerkompagnie bildete, rückte im Geschwindschritt gegen das Friedberger Thor. Man sah aus einiger Entfernung, daß die große Zugbrücke wirklich herabgelassen war. Mit Jubelgeschrei stürzten die Jäger im raschesten Laufe darauf zu; ihnen folgten in geschlossener Kolonne das Grenadierbataillon Prinz von Hessen-Philipsthal. Die Jäger waren nur noch wenige Schritte von der Zugbrücke, als diese von der feindlichen Thorwache in die Höhe gezogen und die Jäger sowohl wie die Grenadiere mit einem mörderischen Feuer von den Wällen empfangen wurden. Die Jäger wichen diesem zwar dadurch aus, daß sie sich in die zunächst zu beiden Seiten der Heerstraße gelegenen Gärten vertheilten und hier aus Gartenhäusern und durch Mauern und Gärten

gedeckt, ein lebhaftes Kleingewehrfeuer mit den Franzosen entwickelten, desto mörderischer war aber die Wirkung des feindlichen Feuers auf das aus den Grenadierkompagnien der Regimenter Garde und Gardegrenadiere gebildete Grenadierbataillon Prinz von Hessen-Philippsthal, zumal dasselbe durch das anfängliche Jubelgeschrei dee Jäger hingerissen und ihnen in blinder Hast folgend, bis dicht an den äußeren Grabenrand vorgedrungen war.

Mochte nun sein tapferer fürstlicher Führer es für unrühmlich halten, sofort zurückzuweichen, oder mochte er hoffen, eine Gelegenheit zu erspähen, dennoch den Eingang zu erzwingen, genug, statt sich in eine sichere Stellung zurückzuziehen und die Oeffnung den dazu bestimmten Geschützen zu überlassen, blieb er am Grabenrande halten und verleitete dadurch auch die dicht nachfolgende Hauptkolonne, sich ebenfalls in den Bereich des verderblich wirkenden Kugelregens zu begeben, indem auch zu dieser hin das Gerücht, das Thor sei offen, sich fortgepflanzt hatte und man sich den Halt des Grenadier-Bataillons, durch die Schwierigkeit in den engen Thorweg einzudringen, erklären zu müssen glaubte. Da nun die Heerstraße hier durch aneinander hängende Gebäude, hohe Gartenmauern ꝛc. zu beiden Seiten begrenzt und eingeengt war, so entstand durch das dichte Aufrücken der hinteren Abtheilungen ein heftiges Gedränge, wodurch die Truppen, über 2000 Mann, sich fast wehrlos der Wirkung der feindlichen Geschosse ausgesetzt sahen. Bedurfte es doch für die Feinde nicht viel mehr, als ihre Gewehre auf die Brustwehr des Walles zu legen oder in die Schießscharten des Thurmes zu stecken und ohne zu zielen abzudrücken und dennoch des Treffens sicher zu sein. Furchtbar räumten die französischen Kugeln auf. Aber sie hielten aus, die tapferen Hessen. Und erst als das Grenadier-Bataillon schon den sechsten Theil seiner Mannschaft verloren hatte, der Major von Donop und die Kapitains von Wolff und von Münchhausen den Tod gefunden, der Oberst Prinz Karl von Hanau-Philippsthal sowie der Kapitain von Desclaires und der Lieutenant von Rademacher tödtlich verwundet worden waren, und noch mehrere andere Offiziere schwere Verletzungen davongetragen hatten, wurde es den braven, keinen Augenblick wankenden Grenadieren erlaubt, die Gartenumzäunungen zu übersteigen und gleich den Jägern, eine gegen das mörderische Feuer mehr gedeckte Stellung einzunehmen.

Inzwischen war die preußische schwere Artillerie, sowie zwei Mörser, etwa 1500 Schritte von den Wällen links der Friedberger Straße aufgefahren worden. Aber auch ihr gelang es nicht, freie Bahn zu schaffen. Zur Seite und in schiefer Richtung aufgestellt, trafen ihre Kugeln nur die weit vorspringenden Umfassungsmauern, nicht aber das Thor selbst. Dabei war die Batterie dem Feuer von dem Wällen in einer Weise ausgesetzt, daß ihre Bedienungsmannschaft mehrmals erneuert werden mußte. Ebenso erging es zwei hessischen Bataillons-Geschützen unter dem Lieutenant von Riepe, die auf der Heerstraße gerade dem Thorwege gegenüber aufgestellt, ein zwar heftiges, leider aber wirkungsloses Feuer gegen die Zugbrücke richteten, dabei jedoch durch das wieder lebhafter gewordene feindliche Gewehrfeuer den größeren Theil ihrer Mannschaft verloren.

Einige schließlich in die Stadt geschleuderte Bomben und Granaten hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Die den Franzosen ohnedies abholde Bevölkerung Frankfurts verlangte von dem französischen Kommandanten van Helden kategorisch das Erbieten zur Kapitulation. Das Geräusch von Volkstumulten wurde auch außerhalb der Mauern vernommen und ermunterte die hessischen Truppen zu noch festerem Ausharren. Aus ihrer drangvollen Lage sollten sie endlich befreit werden, man kam ihnen von Innen der Stadt zu Hülfe. Ein muthiger Haufen von Handwerksgesellen hatte sich auf die Thorwache geworfen, bewältigte dieselbe, kletterte an den Seiten in die Höhe, sprengte mit Schmiedehämmern die Ketten der Zugbrücke, daß diese krachend zum Wassergraben niederstürzte und ihn passirbar machte. Mit Aexten und Brecheisen wurde das Thor gebrochen.

Nun drangen, ohne einen Schuß zu thun, unter Trommelschlag und mit Victoriarufen, untermischt mit dem Schreien: Tod dem Custinus, der Custinus muß sterben, die bereits 1½ Stunden im Feuer gestandenen Bataillone der 4. Kolonne die Friedberger Gasse entlang bis zur Zeil vor, alles was Widerstand leistete, mit dem Bajonette niederwerfend. Mit lautem Jubel wurden sie bei ihrem Vorrücken von den Bürgern Frankfurts begrüßt. Aus vielen Fenstern flatterten ihnen zum Willkommen weiße Tücher entgegen und Frankfurter Damen ließen es sich in ihrer Freude über den Sieg der Hessen nicht nehmen, den ersten Besten, Offizier oder Soldat, zu umarmen, während sie nicht minder auf das lobenswertheste bemüht waren, flüchtige oder verwundete Franzosen der Wuth der Sieger zu entreißen.

Fast gleichzeitig mit dem Friedberger Thore war auch das Allerheiligen-Thor durch einen

Haufen Handwerksgesellen geöffnet worden, worauf sofort von der 3. Kolonne das 1. Bataillon des Leibregiments und die Husaren bis auf die Zeil vordrangen und sich hier mit ihren Waffengefährten von der 4. Kolonne vereinigten. Die 1. und 2. Kolonne waren nicht zum Gefechte gekommen.

(Schluß folgt.)

Zur Geschichte der ältesten Zeitung in Hessen und ihres Begründers.

Von J. Uebelthau.

(Fortsetzung.)

Es dürfte zu weit führen, wollte ich alle noch eingelaufenen Beschwerden gegen Böff's Zeitung in gleicher Breite schildern wie die bisherigen. Der Verlauf ist auch stets derselbe: Böff wird angehalten, seine Quelle anzugeben und zu widerrufen. Die Verbreitung, die das Blatt gefunden, und der Werth, der auf seine Nachrichten gelegt wurde, erhellt aus dem Umstand, daß sich unter den Anklägern auch die Kronen Schweden und Dänemark befinden. Nur der Beschwerde der ersteren sei noch ausführlicher gedacht, da sie in mancher Beziehung interessant ist. Es ist die Zeit des nordischen Kriegs zwischen Karl XII. und Peter dem Großen. Der hanauische Regierungsrath Crantz zu Frankfurt schreibt unter dem 11. Jan. 1702, daß sich der schwedische Resident daselbst, Herr von Adlerflycht, auf das bitterste über die gegen seinen Herrn gerichtete parteiische Berichterstattung der Europäischen Zeitung beklage. Er habe ihm — Crantzen — zu vernehmen gegeben, „Was gestalten man Königlich schwedischer Seits bishero wahrnehmen müßen, daß der Zeitungsschreiber zu Hanau eine sonderbare Bosheit in dem verspüren laßen, die weilen er Alles was nur gegen die Krone Schweden widrig geschrieben werden mögen, sogleich, und dazu mit allerhand empfindlichen expressionen, hingegen aber was favorable sein können gar langsamb drucken und noch über dieses in Briefen, welche in allen anderen Zeitungen ganz gleich lautend gefunden werden und daher wie vermuthlich einerlei Correspondenz gewesen, das favorabelste zurückgelassen. Nun mehro trieb ihn seine Animosität so weit, daß er am nächst verlittenen Freitag einen falsch und erdichteten, Seine Königliche Majestät viel zu nahe gehenden Brief in seine Zeitung einfließen laßen, wodurch nicht nur allhier sondern vornehmlich im Fürstenthum Zweibrücken*) alles sehr bestürzt und allarmirt worden." Adlerflycht bitte, daß der leichtfertigen Bosheit des Zeitungsschreibers gesteuert werde. Crantz habe dem Residenten erwiedert, daß sein gräflicher Herr eine „sonderbare gehorsamste Devotion vor Ihrer Königlichen Majestät von Schweden hegten und über dero siegreiche Waffen eine große Freude hätten." Auch habe er den Residenten darauf aufmerksam gemacht daß der Zeitungsschreiber schon ohne anderweitiges Erinnern zu einiger Reue über das ohnbedachtsamer Weise gedruckte Schreiben gebracht sei wie aus dem Blättlein vom verwichenen Samstag zu ersehen. Böff weist den Vorwurf absichtlicher Parteinahme gegen Schweden in seiner Rechtfertigungsschrift bestimmt zurück, diese Ansicht sei nur durch böswillige Feinde und Neider seiner Zeitung fälschlicher Weise hervorgerufen und legt die Originalkorrespondenzen, die er benutzt hat, vor. Sie sind aus dem schwedischen Hauptquartier und Lager zu Würgen vom 24., 27. und 31. Dezember 1701 datirt und berichten, daß Karl XII. von einem nach Litthauen unternommenen Zuge noch nicht zurück sei, Niemand etwas über seinen Verbleib erfahren könne und man das Schlimmste befürchte. Sodann werden verschiedene für die schwedischen Vortruppen nachtheilige Gefechte und Ueberfälle durch den Parteigänger Oginsky erwähnt, bei welcher Aktion es durch den Verrath eines Pfaffen „wunderliche Sarras gesetzet und viel Köpfe, Nasen und Ohren gekostet habe." Der Hanauische Minister eilt selbst nach Frankfurt um Adlerflycht die nöthigen Aufklärungen zu geben und Böffs Rechtfertigung mitzutheilen und berichtet dann seinem Grafen am 18. Januar 1702, daß der schwedische Resident durchaus

*) Karl XII. entstammte dem Hause Pfalz-Zweibrücken.

zufrieden gestellt sei. Dieser wäre um so vergnügter, da gute Nachrichten über die Rückkehr des Königs von seiner siegreichen Expedition eingelaufen seien und übermittele dem Grafen noch eine sonderbare Entschuldigungsschrift des längst als Bösewicht deklarirten Patkul zur Information.

Trotz all dieser Angriffe führt Böff Dank der Gunst, die ihm die Hanauer Regierung bewahrt, sein Unternehmen erfolgreich bis zum Tode fort. Sein Privilegium war 1685 beim Regierungswechsel vom neuen Grafen Philipp Reinhard bestätigt worden, jedoch mit dem ausdrücklichen Bedeuten, „daß er behutsam handeln und allenfalls vor dasjenige, was er schreibe, mit seiner eignen Person einstehen wolle.“ Nach Ablauf des Privilegiums 1688 wurde ihm dasselbe auf sechs Jahre verlängert, welche Frist auch im Weiteren festgehalten wird. Die Bedingungen erfahren mit der Zeit wesentliche Erschwerung. So muß sich Böff 1701 verpflichten, der Herrschaft außer den schon üblichen acht Freiexemplaren seines Blattes noch zwei französische Zeitungen, ferner das Frankfurter Journal sowie die Postamts- und die sogenannte ordinaire deutsche Zeitung unentgeltlich zu liefern. Er hat ferner alle ihm sonst zukommenden gedruckten und geschriebenen Zeitungen der Regierung zu communiciren, welche sie dann remittirte, und schließlich jährlich 50 Thlr. oder 75 Gulden an die Rentkammer zu zahlen. Die Befreiung von bürgerlichen Lasten bleibt bestehen „um seine Correspondenz desto besser abwarten zu können.“ Dagegen wird Böff wiederholt Behutsamkeit in den judicias eingeschärft und ihm angedroht, daß wenn er durch unverantwortliches Schreiben dem Grafen und seiner Regierung einige Ungelegenheit verursachen sollte, ihm die Zeitungsschreiberei entzogen würde. Einer regelmäßigen Censur war das Blatt jedoch nicht unterworfen. Zum letzten Mal erhält der Schöpfer der Zeitung Justus Böff eine Verlängerung des gräflichen Privilegiums 1707 auf die Frist von 10 Jahren. Doch hat er das Ende derselben nicht mehr erlebt, er starb am 14. August 1709 in der Neustadt zu Hanau. Sein Werk aber, das er mit soviel Muth und Thatkraft gegründet, mit soviel Umsicht und Gewandtheit fortgeführt, hat ihn überlebt bis auf den heutigen Tag. Werfen wir bei dem nun eintretenden Besitzwechsel einen Blick auf den äußeren und inneren Zustand der Zeitung. Sie erschien wöchentlich zweimal einen halben Bogen stark in Quart, von Zeit zu Zeit wurde ein extraordinari Blatt beigefügt. Papier und Druck waren, wie schon erwähnt, schlecht, von wem letzterer hergestellt wurde, läßt sich nur vermuthen, nicht feststellen, da eine Angabe darüber fehlt. Aus der oben angeführten Vernehmung des Frankfurter Buchdruckers Ilßner erfahren wir, daß die deutsche Ausgabe bei Aubry in Hanau gedruckt wurde. Ueber die Verhältnisse dieser Druckerei hat trotz der von anderer Seite*) angestellten gründlichsten Forschungen nichts Bestimmtes in Erfahrung gebracht werden können. Sicher ist dagegen, daß die Europäische Zeitung von etwa Anfang 1708 ab bei Joh. Matthias Stann in Hanau bis zu dessen 1726 erfolgtem Tode gedruckt worden ist. Unter dem 14. Februar 1708 wird diesem von der Hanauer Regierung bei hundert Gulden Strafe verboten, von der zweimal wöchentlich erscheinenden Zeitung die er für Justus Böff drucke, weder selbst noch durch seine Gesellen ein Exemplar zu eigenem Nutzen verkaufen zu lassen.

Der französischen Ausgabe wird schon in der Bestätigungs-Urkunde des Böff'schen Privilegs beim Regierungs-Antritt des Grafen Philipp Reinhard im Jahr 1685 keine Erwähnung mehr gethan — auch später nicht mehr —, so daß anzunehmen ist, sie sei schon damals eingegangen gewesen. Welcher Art der Inhalt der Zeitung war, geht im Allgemeinen aus den verschiedenen citirten Korrespondenzen hervor. Er erstreckte sich der weiten Verbreitung des Blattes entsprechend auf die politischen Vorgänge aller europäischen Staaten und es sind lokale Ereignisse — abgesehen von gelegentlichen Notizen über die gräfliche Landesherrschaft — von der Besprechung ausgeschlossen. Daß Böff seine Nachrichten vielfach durch eigene Korrespondenten erhielt, geht aus dem Verlauf der gegen ihn gerichteten Anklagen hervor. Doch scheint auch mit der zunehmenden Bedeutung des Blattes der Bezug und die Benutzung anderer Zeitungen sich gesteigert zu haben. So finden sich in den Akten außer den deutschen und französischen, welche an die Herrschaft unentgeltlich abgeliefert werden mußten, noch Nummern der „Staffetta neben dem schnellen Postillon“ zu Nürnberg erscheinend, des „Hamburger Relations-Kouriers“ sowie des „Altonaer Merkurius und desselben Relation aus dem Parnasso,“ die zum Beweis, daß beanstandete Nachrichten aus ihnen entnommen, von Böff der Behörde eingereicht sind. Nehmen wir die Nummer vom 2. September 1682 zur Hand, um eine Uebersicht zu gewinnen, wie lange Zeit die Nachrichten von auswärts brauchten, um in der Europäischen Zeitung im Druck zu erscheinen. Diese selbst datirte noch nach dem alten Kalender, der neue wurde in Hessen erst sehr spät — vom 1. Januar 1748

*) Von Herrn Archivrath Dr. Könnecke für sein unter der Presse befindliches Hessisches Buchdruckerbuch.

ab — gesetzlich eingeführt. Wir finden in der genannten Nummer Korrespondenzen aus London vom 18. August, von der Nieder-Elbe, also wohl Hamburg 23. August alten Styls, dagegen aus Wien vom 3., Lothringen vom 4., Regensburg, Straßburg und Brüssel vom 7., Hamburg vom 5., Lüttich, Aachen, aus dem Haag vom 9. September, sämmtlich neuen Styls. Die Differenz zwischen dem alten und neuen Kalender betrug damals 10 Tage. Doch ist es fraglich, ob sowohl die Orte wie die Data stets der Wahrheit entsprechen, da ein Zeitungsschreiber manchmal Grund haben mochte, die Herkunft seiner Nachrichten zu verschleiern. Nur ganz vereinzelt findet sich eine Annonce vor, meist zur Zeit der Frankfurter Messe und betrifft dann Bücheranzeigen. Der Abonnementspreis ist aus dem Blatt selbst nicht ersichtlich. Aus einer allerdings viel späteren — 1740 — gemachten Angabe des Zeitungsbesitzers erhellt, daß er den Werth eines Frei-Exemplars mit 3 Gulden jährlich berechnete. Ebenso hoch stellt sich für ihn der Preis der Frankfurter und Nürnberger Zeitungen. Das Porto, welches die Post erhält, kann hierin nicht mitbegriffen sein, wohl aber in dem Kostenansatz für die französischen Leyden'sche und Brüsseler Zeitung mit 15, resp. 10 Gulden 30 Kreuzer.

Justus Böff hatte zwei Söhne und drei Töchter, die ihm in den Jahren von 1680 bis 1690 geboren worden waren. Der jüngste Sohn, Johann Carl, setzte nun zunächst mit der Mutter und nach deren, schon am 14. Juni 1712 erfolgtem Tode das Geschäft allein fort. Die dem Vater so oft erzeigte Gunst der Hanauischen Regierung blieb auch dem Sohne erhalten. Diese steht dem Zeitungsschreiber gegen alle Beschwerdeführer treu zur Seite und ist unerschöpflich in Entschuldigungsgründen. Großen Herren gegenüber wird auch das kaiserliche Privileg vorgeschützt, unter dessen Autorität Böff allein drucke „ohne daß die hiesige Landesherrschaft oder deren nachgesetzte Regierung den geringsten Theil an seinem Zeitungsschreiben oder dessen correctur nimmt". Das geschieht z. B. gelegentlich einer Klage des czarischen Gesandten zu Wien, Baron von Urbich, 1712, der mit „Ahndung" droht, wenn sich die antirussische Haltung der Europäischen Zeitung nicht ändere, ebenso dem königlich polnischen Residenten zu Frankfurt, Steinheil, gegenüber 1714. Weniger Umstände werden mit anderen Anklägern gemacht, wie einer Gräfin Wieser, 1711, Fürstlich Eisenach'schen Behörden — wegen des Berichts über einen Studentenkrawall — 1713, Fürsten von Löwenstein 1714, u. s. w. Da wird wohl die Jugend Böff's hervorgehoben, auch sein Bildungsgrad. „Daß ein Zeitungsschreiber, heißt es unter Anderem, zu welchem Handwerk eben nicht wohl studierte und sonst habile Leute insgemein gebraucht werden, gar leicht durch einen anderen Zeitungsschreiber, das ist einen ebenso unverständigen verleitet, und zur Vorbringung ohnwahrhafter und öfters auch ohngereimbter Dinge gebracht werden könne."

Ob damals schon Johann Martin Kühn, der unter Johann Carl Böff's Nachfolger mehr in den Vordergrund tritt, im Geschäft thätig gewesen ist, lassen die Akten nicht erkennen. Doch ist es wahrscheinlich, daß Johann Carl irgend eine Stütze gehabt hat, da er erst 19 Jahr alt war als der Vater starb. Ihm selbst ist es nur zehn Jahre vergönnt gewesen der Europäischen Zeitung vorzustehen, er starb als Neunundzwanzigjähriger am 15. Mai 1719. Seine Ehefrau war Maria Elisabeth, geb. Wessel.

(Fortsetzung folgt.)

Aus alter und neuer Zeit.

Zehn neu aufgefundene Gedichte Emanuel Geibels. Die von uns schon mehrfach erwähnte Zeitschrift „Universum" (Dresden Alfr. Hauschild's Verlag) veröffentlicht in ihrem neuesten Heft (Nr. 7) zehn neu aufgefundene Gedichte Geibels. Der Dichter steht uns Hessen besonders nahe. Er selbst singt von sich einmal:

„Und kam ich auch am Nordseestrand
Das Licht der Welt zu suchen,
Mein Stammhaus steht im Frankenland,
Im Dorf zu Wachenbuchen."

In Wachenbuchen bei Hanau war es, wo die Eltern Geibels als Pfarrersleute lebten, bis sie nach Lübeck übersiedelten; dort erblickte Emanuel das Licht der Welt. Wir haben also alles Recht, ihn zu den Unsern zu zählen. Nun aber zu den Gedichten. Es sind Erstlingsgedichte, die Hugo Gäderts, der bekannte Lübecker Literaturhistoriker im „Universum" veröffentlicht, aber sie bekunden schon den Besitz hoher dichterischer Begabung, der im gereiften Manne zur Vollendung heranreifen sollte. Wir wählen zwei stimmungsvolle Gedichtchen heraus:

Abendbild.

Siehst du dort die alte Kirche?
Hörst die Glocke hell und rein?
In den bunten Fenstern spiegelt
Sich der rothe Abendschein.

Wandrer ziehen durch die Pforten,
Horchen gerne dem Geläut,
Bis der letzte Strahl versunken
In das Meer der Dunkelheit.

Seltsam flüstern dann die Linden.
Leise Winde säuseln drin;
Ueber halbversunk'ne Gräber
Wehen Lautenklänge hin.

Erinnerung.

Und das ist dieselbe Stätte,
Wo so fröhlich ich gesungen,
Wo von Lust und Liebeswonne
Meine Zither oft erklungen?

Damals blühten noch die Bäume,
Silbern funkelten die Sterne;
Heute wallen Herbstesnebel,
Dumpfes Läuten schallt von ferne.

Gädertz literarisch = biographische Bemerkungen bringen manches Interessante über Geibels dichterische Entwicklung. Bei dieser Gelegenheit verfehlen wir nicht, unsern Lesern die gediegene Zeitschrift „Universum" aufs Wärmste zu empfehlen. S.

Aus Heimath und Fremde.

Am Montag den 28. November fand in der Aula der Realschule die Monatsversammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde statt. Dieselbe war außergewöhnlich zahlreich besucht. Der Vorsitzende, Bibliothekar Dr. H. Brunner, eröffnete sie mit geschäftlichen Mittheilungen, denen zufolge hat sich der Mitgliederbestand nicht verändert, da dem Abgang von sechs Mitgliedern der Zugang von sechs neuen gegenübersteht. Der Vorsitzende legte sodann das kürzlich erschienene Werk vom Oberstlieutenant a. D. von Stamford in Detmold über das Schlachtfeld im Teutoburger Walde vor, besprach dasselbe in sehr anerkennender Weise und empfahl es den Mitgliedern, da es dem Verfasser wohl gelungen sei, die Stätte der Varusschlacht endgiltig festzustellen, nämlich am Fuße der Grotenburg, auf der bekanntlich das Hermannsdenkmal steht. Weiter besprach der Vorsitzende das Werk von Dr. Bickell über Hessische Bucheinbände und erwähnte sodann, daß im nächsten Monat keine Versammlung stattfinden werde, dagegen im Januar eine außerordentliche Versammlung, in welcher Dr. G. Mollat aus Anlaß des hundertjährigen Geburtstages Sylvester Jordans einen Vortrag über Jordan als Politiker halten werde. Schließlich forderte Redner unter Hinweis auf die Denkschrift des Majors a. D. von Roques über aus der altgermanischen Vorzeit stammende Benennungen von Forstorten ꝛc. nochmals zu reger Betheiligung an den Forschungen auf. Hiernach hielt Dr. Schwarzkopf den angekündigten Vortrag über die Erstürmung Frankfurts durch die Hessen am 2. Dezember 1792. Der äußerst fesselnde gediegene Vortrag fand den lebhaftesten Beifall der Zuhörer. Im Anschluß daran theilte der Vorsitzende mit, daß der Verein die 100jährige Wiederkehr dieses hessischen Ehrentages am nächsten Freitag durch eine gesellige Feier mit Abendessen im Hotel zum Ritter begehen werde. (Kass. Tagebl.)

Gewiß ist obige Mittheilung des Herrn Dr. Brunner im hessischen Geschichtsvereine, daß der hundertjährige Gedenktag der Erstürmung Frankfurts durch die Hessen seitens des Vereins am 2. Dezember in Kassel festlich begangen werden solle, allseitig in unserem Hessenlande freudigst begrüßt worden, hat doch auch 1842 eine gleiche Feier zum fünfzigjährigen Erinnerungstage in Kassel stattgefunden. Professor Friedrich Müller schreibt darüber in seinem interessanten trefflichen Werke „Kassel seit siebzig Jahren":

„Der 2. Dezember war der Tag, wo vor fünfzig Jahren die Hessen die Mainstadt Frankfurt im Sturm genommen. Derselbe wurde von allen Garnisonen des Landes festlich begangen; in Kassel durch ein großes Militärbankett, welches sich dadurch auszeichnete, daß an ihm noch eine Anzahl von Ehrengästen theilnahmen, die als jüngere Offiziere sich bei der rühmlichen Waffenthat hervorgethan hatten. Es waren ihrer neun; freilich die Mehrzahl bereits Pensionäre mit Generals-, Obersten- und Majorstiteln. Zur Erhöhung der Feier war aus Frankfurt von unbekannter Hand ein prächtiger Pokal, geschmückt mit einer Darstellung des „Hessendenkmals", und eine *ansehnliche Quantität köstlichen Rheinweins eingegangen.*" — Damals erschien auch bei Th. Fischer in Kassel von unserem rühmlichst bekannten hessischen Militärschriftsteller M. v. Ditfurth eine besondere, vielgelesene Festschrift „Die Erstürmung von Frankfurt durch die Hessen am 2. Dezember 1792", deren Ertrag zum Besten noch lebender hilfsbedürftiger hessischer Veteranen, die vor Frankfurt gestritten haben, bestimmt war.

Der seit einigen Jahren in Frankfurt a. M. bestehende Kurhessen-Verein, der es sich zur Aufgabe gestellt hat, hessischen Sinn und hessisches Wesen zu pflegen, wird am 2. Dezember, dem Tage, an welchem vor 100 Jahren Hessens tapfere Krieger Frankfurt von der Okkupation der französischen Revolutionstruppen befreiten, in echt patriotischer Weise eine Gedenkfeier veranstalten. Zur Abhaltung derselben ist der Platz vor dem Hessendenkmale bestimmt, und wird, dem Programme zufolge, am Freitag den 2. Dezember, Vormittags 11 Uhr, dort die Aufstellung des Kurhessen-Vereins, der Krieger- und Gesangvereine, sowie des Musikkorps des hessischen Infanterieregiments Nr. 81 erfolgen. Der Festakt selbst wird aus der Festrede und

patriotischen Gesängen bestehen. Am Sonntag den 4. Dezember, Mittags 12 Uhr, wird ein großer Festzug von ca. 70 Vereinen sich vom Mainkanale durch die Hauptstraßen Frankfurts nach dem Hessendenkmale bewegen, hier einer feierlichen Ansprache anwohnen und dann seinen Rückmarsch nach der Landwirthschaftlichen Halle nehmen, woselbst gemeinschaftliche Unterhaltung sämmtlicher Festtheilnehmer stattfindet. Den Schluß des patriotischen Festes wird dann Abends 8 Uhr Theater-Vorstellung mit Ball im großen Saale des Saalbaues bilden. Die Feier verspricht eine großartige zu werden.

Nekrolog. Am 14. November starb zu Rodenberg nach längeren Leiden im 70. Lebensjahre der Amtsgerichtsrath Ferdinand Berner, ein in den weitesten Kreisen hochgeschätzter und beliebter Beamter, dessen Hinscheiden von allen, die ihn kannten, lebhaft beklagt wird. Ferdinand Berner war 1823 zu Fehrenbach (Kreis Melsungen) als Sohn des Revierförsters Wilhelm Berner geboren. Er besuchte von Herbst 1836 bis Herbst 1843 das Gymnasium zu Marburg und widmete sich dann auf der Landesuniversität Marburg dem Studium der Rechtswissenschaft. Hier war er ein angesehenes Mitglied des Korps Hassia. Nach absolvirtem Fakultäts- und Staatsexamen bestand er seinen juristischen Vorbereitungsdienst bei dem Justizamte zu Hofgeismar. Im Jahre 1856 wurde er zum Assessor an dem Justizamte zu Witzenhausen ernannt und von da ein paar Jahr später in gleicher Eigenschaft an das Justizamt zu Rinteln versetzt. Von 1861 bis 1863 war er Assessor bei dem damaligen Kriminalgerichte zu Fulda. Im April des letztgenannten Jahres wurde er zum Justizbeamten in Rodenberg ernannt. Seit dieser Zeit war er ununterbrochen als Vorstand des dortigen Gerichtes thätig und wie sehr er es verstanden hat, sich die Liebe und die Hochachtung seiner Amtseingesessenen zu erwerben, davon haben die reichen Ehrungen, die ihm im Jahre 1888 bei seinem 25jährigen Jubiläum als Amtsrichter von Rodenberg allseitig dargebracht wurden, einen vollgültigen Beweis geliefert. In Würdigung seiner verdienstvollen Wirksamkeit wurde ihm nicht nur Seitens der Stadt Rodenberg das Ehrenbürgerrecht verliehen, die Bürgerschaft ließ es sich auch nicht nehmen, ein besonderes Fest ihm zu Ehren zu veranstalten, um auch ihrerseits dem allgemein beliebten Manne persönlich die Anerkennung aussprechen und den Dank abstatten zu können. Der Verblichene zeichnete sich ebenso durch seine juristischen Kenntnisse, seinen Pflichteifer und seine Berufstreue, wie durch seine vortrefflichen Charaktereigenschaften aus. Er war ein deutscher Biedermann in des Wortes voller Bedeutung. Ehre seinem Andenken.

Hessische Bücherschau.

Das in Nr. 20 der Zeitschrift „Hessenland“ vom 17. Oktober d. J. angekündigte neue Werkchen unseres hessischen Landsmannes Eduard R. Grebe zu Elberfeld ist nun in schöner Ausstattung bei G. v. Aigner in Darmstadt unter dem Titel St. Elisabeth erschienen, und wir verfehlen nicht unsere Leser auf dieses, einen hochinteressanten vaterländischen Stoff behandelnde Gedicht aufmerksam zu machen. Erscheint doch das Büchlein gerade zur rechten Zeit, um als schöne Gabe den Weihnachtstisch zu zieren.

Der uns aus seinem früheren Epos: „Der Fall der Donnereiche“ bekannte und vielen Landsleuten lieb und werth gewordene Verfasser hat es auch bei der Behandlung seines jetzigen Stoffes verstanden, die tiefsten Saiten des deutschen Gemüthslebens anzuschlagen. Ließ er uns in jenem Epos den gewaltigen Kampf in den starken Herzen unserer Väter miterleben, den gerade die besten und treusten Helden zu bestehen hatten, als ihr noch in voller Kraft stehender Glaube an die alten, vaterländischen Götter in Widerstreit trat mit der glaubensfreudigen Predigt des Evangeliums aus dem Munde des heil. Bonifatius, so hat er nun die völlige Aneignung des christlichen Glaubens an dem Leben der heil. Elisabeth zur Anschauung gebracht. In dem tiefen, treuen und starken Herzen dieser Stammesmutter unseres hessischen Fürstenhauses hat der innige, sich ganz dem himmlischen König und Herrn hingebende Glaube schon früh feste Wurzel geschlagen und die irdische Liebe zu ihrem mit allen männlichen Tugenden gezierten Gemahl geheiligt. Die Verherrlichung dieser treuen, keuschen ehelichen Liebe gehört zu den besten Partieen unseres Büchleins. Durch den bitteren Schmerz über den frühen Tod ihres heldenmüthigen Gemahls, den er auf einer Kreuzfahrt, fern von seinem geliebten Weibe, seinen Kindern, aber umgeben von seinen treuen Helden erleidet, wendet sich das Herz der Fürstin von allen irdischen Gedanken und weltlicher Lust ab und kennt nun kein anderes Lebensziel mehr, als in der Liebe ihres Himmelskönigs zu ruhen. Sie will ihm aber dadurch ihre Liebe erweisen, daß sie sich der Armen und Elenden ihres Volkes erbarmt, die in der Welt Verlassenen und Unglücklichen der erbarmenden Liebe des Heilandes zuführt, und auch ihre Herzen für den gewinnt, der auch die tiefsten und bittersten Schmerzen stillen will und stillen kann.

Das ist der wesentliche Inhalt unseres Büchleins und unseren auf das materielle gerichteten und die höchsten Güter des deutschen Gemüths- und Glaubenslebens gering achtenden Zeitgenossen eine großartige aber auch liebliche Mahnung der Vorzüge zu gedenken und wieder nach ihnen zu verlangen, die unser Volk groß und herrlich vor allen Völkern gemacht haben.

g.

Der soeben erschienene 47. Band des „Neuen Deutschen Jugendfreundes“ von Franz Hoffmann (Stuttgart, Verlag von Schmidt u. Spring, 1892, Preis geb. 6 Mark) bringt auf Seite 117—124 einen trefflich geschriebenen Aufsatz über die hessische Musenstadt Marburg. Beigefügt ist ein schön gelungener Stahlstich, der die uns Hessen theuere Stadt nebst ihrem auf besonderem Bilde dargestellten Universitätsgebäude wiedergiebt. An den Aufsatz schließt sich auf Seite 125—127 eine Lebensbeschreibung der heiligen Elisabeth, und auch die auf den nächsten fünf Seiten stehende Erzählung „Der Heller“ von M. Weber spielt auf kurfürstlich (?) hanauischem Boden. Leider berichtet auch sie wieder von „Blutgeld für hessische Soldaten.“ **P. W.**

Führer durch das Lahnthal. Von Professor Dr. Otto Buchner. Gießen, Verlag von Emil Roth, 1891 (VIII. 120 S.)

Der in der Touristenwelt schon seit langen Jahren wohlbekannte Herr Verfasser reicht uns in vorliegender Schrift wieder eine höchst dankenswerte Gabe dar. Diese Schrift ist eine Neubearbeitung und Erweiterung des 1880 in gleichem Verlage erschienenen „Führer durch Gießen und seine Umgebung“, der schon seit längerer Zeit völlig vergriffen war. In dem neuen Führer ist die Lahn dargestellt mit ihren Seitenthälern von der Quelle bis zum Rhein; besondere Berücksichtigung haben natürlich gefunden die Städte Marburg, Gießen, Bad Nauheim, Wetzlar, Weilburg, Limburg, Bad Nassau, Diez, Bad Ems. Von Gießen führt uns der Herr Verfasser lahnaufwärts in die idyllischen Waldgegenden des Hinterlandes und sodann lahnabwärts bis an den Rhein; nach rechts und links machen wir Abstecher in Taunus und Westerwald. Der Vogelsberg, wofür 1887 ein besonderer Führer erschien (in demselben Verlage), ist nebst der Wetterau aus dem Rahmen der neuen Schrift weggefallen. In anregender und anmutiger Darstellung macht uns der Herr Verfasser, ein sinniger und scharfer Beobachter, aufmerksam auf die landschaftlichen Schönheiten, die geologischen Verhältnisse, die naturwissenschaftlichen Merkwürdigkeiten, insbesondere auch auf das geschichtlich Bemerkenswerte der Gegend; überall ist Belehrung mit Anregung und Genuß verbunden.

Zum geschichtlichen Teile seien hier einige kleine Bemerkungen und Ergänzungen gestattet. S. 58 lesen wir: „1229 kam die Landgräfin Elisabeth von Thüringen nach dem Tode ihres Gemahls Ludwig IV. (1228) und nach ihrer Vertreibung von der Wartburg durch ihren Schwager Heinrich Raspe nach Marburg und gründete daselbst ein Hospital.“ Nach den Forschungen von Mielke und Börner[1]) kann von einer Vertreibung der heiligen Elisabeth von der Wartburg nicht mehr die Rede sein; es kann sich nur um eine freiwillige Entfernung der Landgräfin handeln, die durch einen schwärmerischen Hang zur Einsamkeit und Entsagung veranlaßt wurde. Die einzige kurze Aussage ihrer Dienerinnen, woraus sich jene Mythe von der Vertreibung bildete („ejecta fuit de castro et de omnibus possessionibus dotalicii sui“), ist durchaus verdächtig und zweideutig. Auch die Annahme von Wegele und E. Ranke, daß Elisabeth erst 1229 das Hospital erbauen ließ, welcher Annahme Herr Prof. Buchner hier folgt, ist irrtümlich, wie das Ablaßschreiben Gregor's IX. für das vollendete Hospital vom 19. April 1229[2]) beweist. Bereits im Sommer 1228 kam Elisabeth nach Marburg, nahm in Wehrda Wohnung und ließ noch in demselben Sommer das Hospital errichten, das sie noch im Herbste 1228 bezog. Ihr Gemahl Ludwig ist nicht 1228, sondern bereits am 11. September 1227 verstorben. S. 62 lesen wir: „Nach dem Tode der heil. Elisabeth (1231) wurde Marburg berühmter Wallfahrtsplatz; nun wurde die Stadt von Hermann II. befestigt.“ Herr Prof. Buchner folgt hier einer irrtümlichen Annahme von W. Bücking und W. Kolbe. Eine Urkunde[3]) von 1194 zeigt, daß man damals schon nach Marburgischen Denaren rechnete, daß damals also schon eine landgräfliche Münze zu Marburg in Thätigkeit war. Da also auch für diese Zeit schon das Vorhandensein eines befestigten Platzes allda als zweifellos gelten muß, muß man die Gründung der Stadt in das 12. Jahrhundert und zwar wohl auf Ludwig III. von Thüringen oder seinen Bruder, den Grafen Heinrich Raspe III. zurückführen. Ebenda (S. 62) lesen wir: „Doch erlitten diese (die Franzosen) bald darauf (1760) bei Marburg eine schwere Niederlage durch den Herzog Ferdinand von Braunschweig.“ Eine größere Aktion, resp. ein Sieg Ferdinands hat bei Marburg nicht stattgefunden. Gemeint ist offenbar das heiße Treffen bei Warburg an der Diemel, wo Ferdinand am 31. Juli 1760 die Franzosen mit einem Verluste von 6000 Mann (darunter 1500 Tote) schlug.[4]) Zu S. 42 sei noch bemerkt, daß die Etymologie „Dünsberg“ (Diensberg) von

---

[1]) H. Mielke, Zur Biographie der heiligen Elisabeth, Rostock 1888; G. Börner, Zur Kritik der Quellen für die Geschichte der heiligen Elisabeth, Neues Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde 13 (1888), 433–515. Vergl. auch H. Mielke, Heilige Elisabeth, Sammlung gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge, herausgeg. von Virchow und Wattenbach, N. F. 6. Serie, Heft 125, und K. Wenck in Sybels Zeitschr. N. F. 33. Bd., S. 209 ff. —

[2]) Wyß, Hess. Urkundenb. Bd. I, Nr. 18.

[3]) Gefunden von G. Frhrn. Schenk zu Schweinsberg im fürstl. Sain-Wittgenstein'schen Archive zu Schloß Berleburg (publizirt Arch. f. hess. Gesch. XV, 701 ff.)

[4]) Renouard, II., 543 ff.

Tyr, Tys, Zio, Ziu, sehr fraglich ist. Der alte Name dieses Berges ist nach einer Urkunde von 1324 Densburg (Gudenus III, 214; Quartalbl. d. hist. Ver. f. d. Großh. Hessen, 1882, Nr. 1—2, ib. 1884, Nr. 1—4.

Jedoch sollen diese kleinen Ausstellungen den Vorzügen der Schrift gegenüber nichts besagen. Als einen besonderen Vorzug möchten wir noch bezeichnen die geschmackvolle und gediegene Ausstattung, sowie die trefflichen beigefügten Karten. Außer acht Karten, darunter eine größere Uebersichtskarte, sind noch zwei Stadtpläne (von Gießen und von Marburg) zur genaueren Orientirung beigegeben. Das Buch sei hiermit bestens empfohlen. Insbesondere dürfte es sich trefflich für den Weihnachtstisch eignen.

Laubach, November 1892.

Dr. **August Roeschen.**

Im Verlage von E. Roth in Gießen erscheint demnächst das Werk von Künzel, das Großherzogthum Hessen, in neuer Bearbeitung durch Herrn Prof. Dr. Friedrich Soldan zu Worms. Neu aufgenommen werden darin die Arbeiten der hervorragendsten Gelehrten und Forscher, so von M. Rieger, G. Frhr. Schenk zu Schweinsberg, Adamy u. s. w. Wir werden nach dem Erscheinen des Werkes näher auf dasselbe eingehen.

Dr. **A. N.**

Zur gefälligen Beachtung.

Wegen Mangels an Raum mußten mehrere zur Veröffentlichung in der heutigen Nummer bestimmten Artikel, namentlich auch Bücherbesprechungen, für die nächste Nummer zurückgestellt werden. Wir bitten die Verzögerung gütigst zu entschuldigen.

Die Redaktion.

Anzeigen.

Verlag von Friedr. Scheel, Buchdruckerei, Kassel, Schloßplatz 4.

Das schwarze Rehwild.

Von Karl Brandt.

Mit einer Abbildung.

(1889.)

Vorzügliches Herrengeschenk!

Unentbehrlich für Jedermann:

Documentenmappe

Beschreibende Druckschrift umsonst und frei.

Fr. Sömmering, Papierwaarenfabrik, Marburg a. L.

Die im „Hessenland“ besprochenen und empfohlenen Bücher sind in unterzeichneter Buchhandlung stets, auf Wunsch auch zur Ansicht, zu haben. Größtes Lager der **hessischen Literatur,** hessischer **Portraits** und **Städte-Ansichten.**

Bibliotheken, sowie einzelne werthvolle Bücher, alte Kupferstiche, Uniform- und Kostüm-Bilder, Portraits etc. werden jederzeit zu angemessenen Preisen gekauft.

Lager von über 100,000 Bänden. Verzeichnisse darüber gratis und franko.

Cassel, Königstraße 19.

Gustav Klaunig,
Hof-Buchhandlung.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag des „Hessenland“.

Beschwerden über nicht pünktliche Bestellung ersuchen an die Buchdruckerei Friedr. Scheel zu richten.

Die illustrirte Extra-Beilage der Casseler Vexir-Artikel-Fabrik C. H. Gießen wird einer geneigten Beachtung empfohlen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.



№ 24.

Kassel,
19. Dezember 1892.

Das „Hessenland", Zeitschrift für hessische Geschichte und Literatur, erscheint zweimal monatlich zu Anfang und in der Mitte jeden Monats, in dem Umfange von 1½—2 Bogen Quartformat. Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 1 Mark 50 Pfg. Einzelne Nummern kosten je 30 Pfg. Auswärts kann unsere Zeitschrift durch direkte Bestellung bei der Post, oder durch den Buchhandel, auf Wunsch auch unter Streifband bezogen werden; hier in Kassel nimmt die Buchdruckerei von Friedr. Scheel, Schloßplatz 4 (Fernsprecher Nr. 372), Bestellungen an. In der Post-Zeitungsliste für das Jahr 1893 findet sich das „Hessenland" eingetr. unter Nr. 2969.
Anzeigen werden mit 20 Pfg. für die gespaltene Petitzeile berechnet und nur durch die Annoncen-Expedition Haasenstein & Vogler A.-G. in Cassel oder deren übrigen Filialen angenommen.

Mein Vaterland.

Als Gott die Erde einst gemacht,
Hat er ein Land sich noch erdacht,
Die schönsten Hügel wählte er
Sich aus dem Bergeskranz umher.

Er flocht von frischem Grün darein
Das Prächtigste an Wald und Hain.
An Au und Anger, Wies' und Thal,
Und Gründen ohne Maß und Zahl.

Die Erde that die Bronnen auf,
Da flossen risch und rasch im Lauf,
Die Fulda, Werra, Lahn und Main,
Und Silberbäche rauschten drein.

Dies Land der Hügel und der Höh'n
Gab Gott dem Hessenvolk zum Leh'n,
Daß es in Ehren schlicht und treu
Und starken Arms ihm Hüter sei.

Da wuchsen Städte rasch empor,
Mit hohen Zinnen, Thurm und Thor
Und schmucke Dörfer, blink und blank,
Und Mühlen, Bach und Fluß entlang.

Denn hoch hielt stets und ehrenwerth
Der Hesse Haus und Hof und Herd
Und wahrte stolz der Treue Ruhm
Als sein ererbtes Eigenthum.

Sind seiner Berge Schächte gleich
An Gold- und Silbererz nicht reich,
Wächst ihm am Berghang auch kein Wein,
Ist doch sein Stolz das Heim allein.

Das Heim, das zwar im Schweiß nur Brot,
Doch aller Zeit ihm reichlich bot,
Bleibt ihm das höchste Erdenglück,
Und geht er auch, er — kehrt zurück.

Drum, lieber Gott, Dir Preis und Dank,
Daß ich ein Hesse frei und frank,
Daß Du das liebe Hessenland
So schön gemacht, mein Vaterland!

Ludwig Mohr.



Ein hessischer Ehrentag.

Von F. Zwenger.

(Schluß.)

Glänzend hatte sich die Tapferkeit der hessischen Krieger bei dem Sturme auf das Friedberger Thor erwiesen. Mit heldenmüthiger Standhaftigkeit hatten sie Tod und Wunden getrotzt. Ein vorleuchtendes Beispiel hatten die Offiziere den Mannschaften gegeben. Der Prinz von Hessen-Philippsthal, dem eine Kugel den rechten Hüftknochen zerschmettert hatte, war nur mit Gewalt zu bewegen gewesen, sich aus dem Kampfesgetümmel tragen zu lassen und der Major von Donop wich nicht von der Front seines Bataillons, obgleich er bereits aus zwei schweren Wunden blutete und kaum noch vermögend war, sich ohne Unterstützung aufrecht halten zu können. Erst als er eine dritte tödtliche Wunde empfangen, wandte er sich ruhig und kalt, als gelte es eine gewöhnliche Dienstangelegenheit zu erledigen, an den neben ihm stehenden Bataillons-Adjutanten, Lieutenant von Langenschwanz, mit den Worten: „Melden Sie dem Herrn Obersten, daß ich mich — weil tödtlich verwundet — zurückbringen lassen muß und rufen Sie den ältesten Hauptmann zur Uebernahme des Kommandos".

Musterhaft war auch nach dem Eindringen in die Stadt die Disziplin und die Haltung der hessischen Krieger. Der König Friedrich Wilhelm II. von Preußen war in Begleitung des Herzogs von Braunschweig den Sturmkolonnen auf dem Fuße gefolgt. Staunend besichtigte er zu wiederholten Malen die auf der Zeil und auf dem Roßmarkt aufmarschirten hessischen Bataillone und da soll er denn geäußert haben: „er vermeine zu träumen und nicht einem blutigen Sturme, sondern einem Potsdamer Manöver beigewohnt zu haben".

Die Anerkennung der geleisteten Dienste und der Dank für das wackere Verhalten der hessischen Truppen sollten denn auch nicht ausbleiben. Der König von Preußen, der Landgraf von Hessen und die Stadt Frankfurt wetteiferten darin. Auch die hessischen Landsleute blieben nicht zurück. Selbst aus den entlegensten Ortschaften kamen Liebesgaben für die hessischen Krieger an, welche, wie ein Zeitgenosse sagt, mit ihrem Siege die einzige kräftige Waffenthat im ganzen Feldzuge vollbracht hatten.

Reich waren die Spenden an Würden und Ehren, mit denen den Führern der hessischen Truppen für die von denselben bewiesene Tapferkeit von dem Landgrafen wie von dem Könige von Preußen gelohnt wurde. Zahlreiche Beförderungen fanden statt, es wurde Generalmajor von Wurmb zum Generallieutenant, Oberst von Benning zum Generalmajor ernannt und den hessischen Orden pour la Vertu militaire erhielten der Oberst von Stahl von der Garde du Corps, der General von Dallwigk von den Carabiniers, der Major von Offenbach vom Regiment Garde, der Oberst von Fuhs und Kapitän von Hachenberg vom Garde-Grenadier-Regiment, die Lieutenants von Riepe und Engelhard von der Artillerie. Vom Könige von Preußen wurde der große rothe Adler-Orden dem Obersten Prinz von Hessen-Philippsthal und dem Generallieutenant von Biesenrodt, der Orden pour le mérite dem Obersten von Benning vom Regiment Garde, dem Obersten Schreiber von den Husaren, dem Obersten Lenz von der leichten Infanterie, dem Major von Motz von den Jägern, dem Major und Flügeladjutanten von Heister und den Kapitänen von Marquardt und Wiederhold vom Generalstabe verliehen. Die Mannschaften erhielten vom Könige von Preußen und vom Landgrafen von Hessen namhafte Gratifikationen, außerdem gewährten beide Monarchen sowie die Stadt Frankfurt die reichlichsten Spenden zur Unterstützung der Verwundeten und der Wittwen und Waisen der Gebliebenen.

Auch der Feind erkannte die Tapferkeit der hessischen Truppen an. Der französische Kommandant von Frankfurt, General van Helden, schrieb in seiner Relation sur la prise de Francfort:

„Je dois à la vérité de dire que les troupes hessoises donnèrent dans cette circonstance des preuves de courage et de fermeté qui sont au dessus de tous les éloges. Elles soutinrent d'une manière distinguée la réputation

de leurs armes, et developpèrent aux yeux de l'Europe cette vîgueur et ce caractère qui signalent dans l'histoire romaine la réristance que les Cattes, leurs ancêtres, opposèrent aux vainqueurs de l'univers.“

Und als der Kaiser Napoleon nach der Schlacht von Hanau am 31. Oktober 1813 auf dem Rückzuge der französischen Armee nach Frankfurt gelangte und daselbst in der vor dem Friedberger Thore unweit des Hessen-Denkmals gelegenen Wohnung des Bankiers Bethmann sein Quartier genommen hatte, brachte auch er der hessischen Tapferkeit seine Huldigung dar. Beim Anblicke des „Hessen-Denkmals“ brach er in die Worte aus:

„Sieh' da! Ein Denkmal soldatischer Tapferkeit! Ruhm den Gefallenen. Ruhm auch den Besiegten. Ein schönes, ein tröstendes Bild für den auch im Unglück muthig Kämpfenden. Die Garde soll hier ihr Bivouak aufschlagen. Der Franzose liebt den Ruhm, sie mögen sich gegenseitig schützen“. —

Wir glauben, unseren Artikel nicht besser beschließen zu können, als durch die Wiedergabe des Gedichtes, welches unser alter hochverehrter hessischer Patriot G. Th. Dithmar in Marburg zum „hundertjährigen Gedächtnißtage einer hessischen Großthat“ verfaßt hat. Es lautet:

Die Hessen vor und in Frankfurt am 2. Dezbr. 1792.

Ein wildes Ungeheuer brach aus dem Zwinger los,
Da wie im Rausche tobte blutlechzend der Franzos.
Lust war's ihm zu zerstören, in der Barbaren Wuth,
Und fielen edle Häupter, das kühlte seinen Muth.

Um eine Göttin tanzte die Horde wild erregt,
Die sie die Freiheit nannte, von Liedes Klang bewegt.
Sie gab das Recht, zu morden die Unschuld bis zum Kind,
Da galt kein Gott, kein König, das Volk war taub und blind.

Sogar aus ihrem Babel zu Nachbarvölkern aus
Zog der gemeine Haufe, um da zu üben Graus.
Frech kamen Sanscülotten nach Mainz am deutschen Rhein,
Von da im Uebermuthe nach Frankfurt selbst hinein.

Denn vorwärts sollte schreiten die Revolution,
Und in dem deutschen Lande kein Fürst auf seinem Thron,
Kein Adel sicher bleiben, stürzen Altar und Recht,
Frei und anarchisch walten das lebende Geschlecht.

Du Stadt der Kaiserkrönung, vom wüsten Taumelsinn,
Vom wilden Tanze wurdest du nicht gerissen hin.
Es trollten sich die Jungen aus Frankfurt doch bald fort
Es ist der Fürst von Hessen, sprachst du, ein sichrer Hort,
Das Ungethüm zu bannen, zu halten ein im Lauf,
Rafft Preußen sich und Hessen, rafft Fürst und Volk sich auf.
Wilhelm, Landgraf von Hessen, du Mann von altem Schrot,
Du sandest uns zum Kampfe dein stattlich Aufgebot.

Im Jubelrufe zogen alsbald vor Frankfurts Thor
Mit Ruhm bedeckte Helden, das schnelle Hessenkorps:
Sei auch das Thor geschlossen, die Mauer fest und hoch,
Uns hemmt kein Kugelregen, wir nehmen Frankfurt doch.

So sprachen diese Hessen, erprobt in heißem Strauß,
Die kühn und ruhmvoll zogen nach Ost und West hinaus.
Fluch Custine und der Horde, die drin in Frankfurt liegt,
Wir leben oder sterben, der Feind wird bald besiegt.

Und Schurri! klingts wie Sturmwind aus jedem Hessenmund,
Es geht an diese Jungen und ständen sie im Bund
Selbst mit dem bösen Teufel! Was Hessenmuth vermag,
Soll Freund und Feind erleben an unserm Siegestag.

Sie haben nicht geschlafen, die Thore sind gesperrt,
Die Sanscülotten drinnen, sie haben sich gewehrt,
Doch drängten sich die Hessen im Feuer bis ans Thor,
Der Prinz vom Philippsthale war allen andern vor.

Des Nebels graue Schleier verhüllten Stadt und Thurm,
Ein hehres Glockenläuten ertönte laut im Sturm.
Doch plötzlich schien die Sonne und heller ward der Blick,
In Gottes gnädigen Händen lag dieses Tags Geschick.

Du fielst, o Prinz, getroffen aus einem Feuerschlund,
Und mancher brave Hesse ward in dem Sturme wund.
Doch leuchtete die Sonne den Stürmenden zum Sieg,
Denn in der Stadt entbrannte auch ehrenvoller Krieg.

Im Bunde mit den Hessen stand Frankfurts Jugend auf,
Mit Aexten und mit Hämmern anstürmten sie im Lauf.
So ward das Thor erbrochen durch Beiles kräftigen Schlag,
Zum Uebergang die Brücke fest auf dem Graben lag.

Wie Hasen vor den Hunden ergriffen das Panier,
Die wie in sicherm Neste gebettet lagen hier.
Der Landgraf, der soll leben! erschallt es durch die Stadt,
Dem Prahler, dem Custinus ein dreifach Pereat!

Doch viele Wackre fielen vor Frankfurts festem Thor,
Die ach! das Mutterherze in tiefem Gram verlor.
Der König sah's von Preußen, der ritt her mit Respekt,
Vorbei den Hessensöhnen, das Haupt schier unbedeckt.

Denkt, sprach er zu den Seinen, und nehmt ein Beispiel dran,
Was Hessen hier zu Frankfurt Ruhmwürd'ges hat gethan.
Und daß in späten Zeiten die Hessenthat man kennt,
Steh hier vor diesem Thore das Hessenmonument!

So kämpften unsre Väter, der Löwe war ihr Bild,
So thaten auch die Söhne mit fleckenlosem Schild.
Werbt um die gleiche Ehre, geliebte Enkel ihr,
Wahrt Tapferkeit und Treue, das hessische Panier!

Hessische Künstler.

Biographische Skizzen von F. Zwenger.

(Fortsetzung.)

So ernst und aufstrebend Werner Henschel als Künstler war, so lebenslustig war er von Jugend an als Mensch. Bot sich ihm eine Gelegenheit dar, recht froh, vergnügt und ausgelassen zu sein, er ging ihr nicht aus dem Wege. Mit Lebhaftigkeit und Hingebung trat er unter die jüngsten und muntersten Leute und wetteiferte mit ihnen an fröhlicher Laune und Unternehmungslust. Aber sein Ziel hatte er stets vor Augen und bei allen Tollheiten, die er in seiner Jugend ausführte, bewahrte er sich seinen kindlich religiösen und poetischen Sinn, der einem Genius gleich, ihn über alle Abgründe und Verderblichkeiten des Lebens hinwegtrug, und der ihm bis an das Ende seiner Tage treu blieb. Durch seine persönliche Liebenswürdigkeit bezauberte er Jedermann und erwarb sich zum Freunde einen Jeden, mit dem er in Berührung kam. Dabei war er so sanft und friedlich gesinnt, daß er wohl nie in seinem Leben Jemand wissentlich einen bitteren Augenblick bereitet hat. Diese Eigenschaft wurde auch allgemein anerkannt und von ihm kann man wohl sagen, daß er keinen Feind besaß, bei einem Künstler gewiß ein seltenes Lob.

Werner Henschel blieb unvermählt. Im Herbste 1837 bezog er das für ihn und seinen Bruder Karl Anton, sowie für dessen Sohn Karl erbaute, durch seine äußere und innere Form und Einrichtung, sowie durch seine architektonischen Ornamente aus gebranntem Thon höchst originelle Wohnhaus in unmittelbarer Nähe der großartigen Fabrikgebäude zwischen dem Weser- und dem holländischen Thore. Das Wohnhaus bestand aus einem Erdgeschoß und drei Stockwerken, von welchen sich Werner Henschel das oberste wählte und nach seinen künstlerischen Zwecken einrichtete. Eine junge Nichte hielt ihm Haus und belebte Werner Henschels große Räume mit der einem sinnigen Manne so wohlthuenden weiblichen Geschäftigkeit. Eine Schwester Henschels war an den Justizbeamten Kördell in Naumburg verheirathet und nach dem Tode ihres Mannes nach Kassel gezogen. Ihre Tochter Franziska war dem Onkel Werner Henschel schon seit früher Kindheit durch ihren zarten künstlerischen Sinn besonders werth geworden. Sie wurde seine Hausgenossin und ging ihm neben der Besorgung der wirthschaftlichen Geschäfte bei ihrem entschiedenen Talent für die Skulptur wie ein Lehrling zur Hand. Sie war nicht nur seine Gesellschafterin, sie wurde auch seine Schülerin. Sie machte es ihm auch möglich, seinem regen Sinn für Gastfreundschaft und gesellige Vergnügungen mehr als bisher zu huldigen, und wer von Henschels Freunden sollte jemals in seinen wirklich glänzenden Abendgesellschaften gewesen sein, ohne sich mit Vergnügen, mit Dankbarkeit und sogar mit Bewunderung daran zu erinnern? Diese Frage stellt der Biograph Werner Henschel's („Neuer Nekrolog der Deutschen") der jedenfalls dem Künstler sehr nahe gestanden hat, und dessen reizende Schilderung der Häuslichkeit Henschel's und der von ihm veranstalteten Festlichkeiten wir hier wiedergeben.

„Zeigt sich", heißt es daselbst, „in Henschel's Zimmern überhaupt ein feiner Geschmack, indem fast ein jeder Stuhl, ein jeder Tisch, ein jeder Bilder- und Spiegelrahmen nach seinen eignen Zeichnungen in einem gewissen durchgehenden Stile gearbeitet war, und zwar die Möbel meist aus schwarzgrünem Holze, so war es doch insbesondere sein Ausstellungsatelier, welches den Blick eines jeden Fremden wahrhaft überraschen mußte. Dieses lag in der Vorderseite des Hauses und bestand aus drei architektonisch unterschiedenen Abtheilungen, von denen die mittlere einen, mehrere Fuß erhöhten Plafond hatte und durch ein sehr großes Fenster in halber Zirkelform ein für alle drei Abtheilungen ausreichendes Licht erhielt, ein Fenster, welches zugleich den schönsten Blick über eine weite lachende Fläche der gefälligen Umgebungen von Kassel gewährte und hierdurch einen zwiefachen Effekt hervorbrachte. In diesem Saale arbeitete Henschel nur höchst ausnahmsweise, weil er je nach Verschiedenheit der Arbeiten größere und kleinere Räume benutzte, er hatte aber hier Abgüsse von der Mehrzahl seiner Werke ringsum aufgestellt oder an den Wänden angemessen angebracht. Gewöhnlich standen die Büsten, Figuren und kleineren Gruppen auf geschmackvoll geformten Säulen, welche häufig, ihrem zierlichen Gegenstand entsprechend, nur einen sehr geringen Durchmesser hatten und oben in einer blumenkelchähnlichen Arabeske endigten, so daß sich das kleine Kunstwerk auf einem Pflanzenstengel zu wiegen schien; dies Alles bedeutungsvoll geordnet und zusammengestellt und durch eine sogenannte Uni-Tapete von bräunlicher Farbe malerisch gehoben, war ganz dazu geeignet, um den der Plastik so eigenthümlichen magischen

Zauber hervorzubringen, welcher noch erhöht wurde, wenn, wie dieses häufig der Fall war, Henschel's Abendgesellschaften zu einer künstlichen Kerzenbeleuchtung Gelegenheit gaben. Zu solchen Zwecken hatte der erfinderische Künstler eine eigene Vorkehrung getroffen; er hatte nämlich auf einem hohen Stabe ein schräges Brett befestigt, welches auf seiner Fläche 10 bis 12 kurze Wachslichter durch Nagelspitzen festhielt und nach drei Seiten hin von einer Pappwand umgeben war, so daß man nun mit diesem kräftigen Licht, welches alles Uebrige dunkel ließ, die einzelnen Gypswerke bald von oben, bald mehr von der Seite beleuchten konnte, je nachdem man es hielt, hierdurch aber die vortrefflichsten Licht- und Schatteneffekte hervorbrachte und die Figuren gleichsam beseelte. Einen der glänzendsten Abende hatte Henschel auf Weihnachten, am 26. December 1839, für seine damaligen Freunde und Bekannte veranstaltet, indem er dieses Atelier mit 12 hohen Tannen-, sogenannten Christbäumen, malerisch auszierte und das Ganze durch den Glanz von mehreren hundert Wachskerzen wirklich feenhaft beleuchtete; aber eine noch größere Ueberraschung war für die eingeladene Gesellschaft von 56 Personen bereitet, indem bei näherer Betrachtung fast alle aufgestellten Gypse die verschiedenen Namen der Gäste an sich trugen und sich dadurch als Geschenke für dieselben ankündigten. Es war dies eine großartige Weihnachtsgabe, welche den Werth von einigen hundert Thalern ausmachte."

Ein junger Poet unter den Eingeladenen hat es versucht, den Eindruck, welchen dieses Fest auf ihn und die Anwesenden gemacht hatte, durch folgende Strophen wiederzugeben:

„Eine Welt war aufgeschlossen,
Zauberisch erhellt,
Hoher Phantasie entsprossen,
Eine Geisterwelt!

Nennst Du mir den Reiz, die Fülle,
Welche sie enthält?
Nie, so lang' vom Aug' die Hülle
Blendend niederfällt.

Spät erst, wenn die Welt verschwunden,
Fühl' ich, was ich sah,
Und versteh', was ich empfunden
In der Ferne da!"

„Da Henschel als echter Künstler in der weitesten und engsten Bedeutung alle Arten von Kunstgenüssen liebte, so wurde sein schönes Atelier auch zu Zeiten zu anderen Produktionen verwendet, indem z. B. Spohr'sche Schüler, ein Jean Bott, ein Hugo Stähle u. A. einige vollendete Streichquartette aufführten, oder Frau Musik-Direktor Hauptmann, damals noch Susette Hummel, ihre vortreffliche Altstimme in den akustischen Räumen erklingen ließ; ein andermal las zum seltenen Vergnügen eines engeren Kreises der Dichter Emanuel Geibel mehrere Akte seines Königs Roderich vor, und wenn wir jetzt noch einiger Geburtstagsfeste und Maskenbälle gedenken, so kann man mit Recht sagen, daß sich Ernst und Scherz in mannigfaltiger, aber immer in veredelter Weise in Henschels Gemächern traulich die Hände reichten. Henschel war für alle solche Eindrücke mit einer ungewöhnlichen Empfänglichkeit ausgestattet; bald spielte er mit jugendlicher Beweglichkeit den aufmunternden belebenden Wirth, bald saß er mit geschlossenen Augen da und horchte den Tönen der Musik und des Gesanges oder den Versen der griechischen Tragödien, welche ihm in guten Uebersetzungen vorgelesen wurden, indem er sich von seiner Phantasie zu dem Gehörten die Bilder vorzaubern ließ.

„Man kann leicht denken, daß dieses Atelier der höheren Plastik öfters auch von eigentlichen Fremden besucht und von Henschel bereitwillig gezeigt wurde, und daß Personen des höchsten Ranges daran Vergnügen finden mußten. Der Kurprinz von Hessen mit seiner Gemahlin, der Herzog und die Herzogin von Sachsen-Meiningen, namentlich aber die Kurfürstin Auguste und ihre älteste Tochter, die Prinzessin Karoline, beehrten mehrmals den geachteten Künstler mit ihrer Gegenwart; insbesondere hegte die Kurfürstin ein so großes Wohlwollen für Henschel, daß sie ihn häufig zu sich einlud und sogar der Ehre würdigte, sie auf kleineren Reisen, nach dem Meißner, nach Arolsen und Corbach u. s. w. zu begleiten. Henschel's Bedeutung und Liebenswürdigkeit verschafften und erhielten ihm Freunde von Auszeichnung, und wir erwähnen bei dieser Gelegenheit neben den schon angeführten noch besonders die Brüder Grimm, den nachherigen General und Minister von Radowitz, den als hessischer Minister verstorbenen Herrn von Steuber, den zu Münster lebenden Oberfinanzrath Carvachi und den hessischen Minister Hassenpflug, von denen mehrere schon Familienfreund des elterlichen Hauses Henschel waren; auch Bettina von Arnim und die in der Kasseler Musikwelt so rühmlich bekannte Frau Karoline von der Malsburg, geb. Dupuy, müssen hier genannt werden. So lebte Henschel mehrere Jahre in einem ganz glücklichen Treiben fort, ließ sich am 20. Januar 1839 als Mitglied des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde aufnehmen, um auch die Forschungen in der

Vaterlandsgeschichte befördern zu helfen und arbeitete nach wie vor verschiedene kleine Modelle aus. In der Regel versammelte sich Sonnabends ein kleiner Kreis von Freunden um Henschel's geselligen Theetisch. An einem dieser Abende, welche gewöhnlich mit Lektüre, mit Unterhaltung über Kunstgegenstände, mit Vorlegen von Kupferstichen älteren und neueren Meisters angenehm und lehrreich verbracht wurden, zeigte Henschel ein kleines Thonmodell, das er eben vollendet hatte. Es war die nachher so bekannt und beliebt gewordene Brunnengruppe und stellte ein junges Mädchen in aufgeschürzter Gewandung dar, welches an einem Schulterjoch zwei große Wassergefäße vom Brunnen heimtrug, während sich ein junger Mann in überraschender und doch bescheidener Annäherung und Umarmung zugleich unter jenes Joch gesteckt hat, um hiermit ein demnächstiges, gemeinschaftlich getragenes Ehejoch anzudeuten. Da sich Henschel diese Gruppe als Aufsatz für einen öffentlichen Brunnen gedacht hatte, so sollten die beiden vorgeneigten Krüge als Ausgüsse des wirklichen Wassers dienen, damit hierdurch mit dem Schönen auch ein gemeinnütziger Zweck verbunden werde. Alle Anwesenden waren von dem Reiz und der sinnigen Bedeutung dieser kleinen Gruppe überrascht und in kurzer Zeit hatte Henschel das Modell abgeformt und durch feine Gypsabgüsse vervielfältigt. Einer derselben kam als Geschenk in die Hand der Prinzessin Karoline von Hessen und durch diese bei Gelegenheit eines Besuches am Hofe zu Berlin in den Besitz des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher an dieser kleinen Skulptur ein solches Wohlgefallen fand, daß er den Künstler alsbald beauftragte, die Gruppe in einer Höhe von etwa 4 Fuß in Marmor auszuführen. Ein solcher Auftrag, welcher von Henschel natürlich mit Freuden angenommen wurde, konnte jedoch nicht gut anders als in Italien, an der Quelle des karrarischen Marmors ausgeführt werden, wo sich der Künstler selbst zunächst mit der ihm noch fremden Behandlung des Marmors vertraut machen mußte. So sollte denn dieses kleine Werk für die letzte Lebensperiode des Künstlers eine neue, ganz verschiedene Richtung hervorrufen und dem 61jährigen Greise gewähren, was dem Jüngling und dem Manne versagt geblieben war, Italien, das Land der Künste zu besuchen".

Im August 1843 reiste Werner Henschel in Begleitung seiner Nichte Franziska Kröschell nach Italien. Er sollte nicht mehr in seine Vaterstadt zurückkehren. Sein Aufenthalt in Italien wechselte zwischen Carrara und Rom, vorübergehend verweilte er auch in Neapel. Nachdem er die Brunnengruppe in carrarischem Marmor für den König von Preußen vollendet und nach Berlin gesandt hatte, war eigentlich seine Aufgabe in Italien gelöst. Aber es hielt ihn fest in dem sonnigen Lande der Kunst, boten sich ihm hier doch die großartigsten Eindrücke, fand er doch täglich von Neuem Großes und Schönes, dessen Studium er sich mit größtem Eifer und Wonnegefühl hingab. — Im Jahre 1847 verzichtete Henschel auf seine Stelle als Professor der bildenden Künste in Kassel und wurde kurz darauf vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm zum Hofbildhauer ernannt.

Im Jahre 1849 sandte Henschel aus Italien ein Modell, welches die Apotheose seiner hohen Gönnerin, der am 19. Februar 1841 verstorbenen Kurfürstin Auguste von Hessen zum Gegenstand hatte und von dem drei Gypsabgüsse den Kindern der Fürstin überreicht werden sollten. Der Künstler läßt auf diesem Kunstwerke die erhabene Sterbliche aus dem Schoße der Erde zur Seite eines halbversunkenen Grabsteines auferstehen, während ein schwerer Mantel, als das Bild der irdischen Hülle, von ihren zarten Gliedern zum Staube hinabfällt und ein Genius die Aufschauende entschleiert, um ihrem Auge den Anblick der ewigen Seligkeit zu gewähren, welcher sie mit heiliger Andacht entgegenschwebt; die Arme der Fürstin sind auf ihrer Brust zusammengelegt, und an einem zweiten Grabsteine, an dem sich der Genius emporgerichtet hat, stehen die sinnigen Worte: „Wie Dein Herz fühlte, schauet Dein Auge". Es war dies das letzte vollendete Werk des Künstlers.

Schon früh während seines Aufenthaltes in Italien hatte sich bei Henschel Asthma eingestellt, das allmälig in ein Lungenleiden überging, von dem er am 15. August 1850 in Rom durch einen sanften Tod erlöst wurde. Er wurde als Protestant auf dem neuen Friedhofe für Nichtkatholiken beerdigt. Seinen vielen Freunden und Verwandten in seinem Vaterlande war es nicht vergönnt gewesen, ihn wiederzusehen und die heimathliche Erde mußte darauf verzichten, seine irdische Hülle in ihrem Schoße aufzunehmen. Italien, das Land der Kunst, hatte feste Bande um ihn geschlagen und dort fand er seine letzte Ruhestätte.

In Henschel's Kunstwerken finden sich antike Grazie und moderne christliche Innigkeit in wirksamster Weise vereinigt. Vom Studium der Antike ausgehend, wurden Natur und Schönheit unmittelbar seine Lehrerinnen. Er hielt sich streng in den Grenzen des ästhetisch Schicklichen und verstand es, allen seinen Schöpfungen eine wunderbare Lieblichkeit einzuprägen. —

Die Bekehrung Hessens zum Christenthume.

Vortrag, gehalten in der Versammlung des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde zu Kassel am 31. Oktober 1892 von Hermann v. Roques, Major a. D.

Es ist gar keinem Zweifel unterworfen, daß alle heidnischen Religionen einen gemeinsamen Ausgangspunkt gehabt haben, nämlich den Glauben an Einen Gott, den allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde. Wir erkennen dies, sobald wir diese Religionen mit einander vergleichen, an der unverkennbaren Aehnlichkeit ihrer Grundgestalt, in welcher sich die Hauptzüge eines gemeinsamen Urbildes wiederfinden, Glaubenswahrheiten, die wir kurz in die drei Worte zusammenfassen können: Gott, Schuld und Versöhnung. So unleugbar diese drei Grundlinien sich in allen heidnischen Religionen, selbst in den verkommensten, zeigen, so gewiß ist es aber anderseits auch, daß der Abfall von der von Gott geoffenbarten Wahrheit, als welchen sich das Heidenthum in seiner Wesenheit darstellt, eine den Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Völker entsprechend große Mannigfaltigkeit in der weiteren Ausbildung der einzelnen Götterlehren erzeugen mußte. Denn an die Stelle der Einheit des höchsten Wesens trat eben eine Vielheit von Göttern durch die ganze Stufenleiter menschlichen Irrthums hindurch, vom rohesten Fetischismus über Thier- und Elementendienst hinauf bis in die höheren Sphären des Gestirndienstes und der Menschenvergötterung.

Ueberall sehen wir mehr oder weniger die ursprünglichen Wahrheiten verzerrt und unkenntlich geworden, indem der Eine Gott, wenn auch nicht ganz aufgegeben, so doch hinter die oft wunderbarsten Göttergebilde menschlicher Phantasie zurückgedrängt wurde. Und was sind, selbst in den Mythologien der bedeutendsten Kulturvölker, das für Götter, die gleich den Menschen geboren werden und wieder sterben und mit allen möglichen Leidenschaften befleckt sind?

Doch nicht allein den Gottesbegriff sehen wir verdunkelt, sondern auch das dem Menschen in's Herz geschriebene göttliche Sittengesetz über Bord geworfen und an dessen Stelle eine selbsterdachte Moral gesetzt, die vielfach geradezu aus der Sünde eine Tugend machte, wie unter andern die Menschenopfer und die Blutrache beweisen. Wie die Heiden wähnten, Gott einen Dienst damit zu thun, wenn sie ihm zu Ehren Menschen schlachteten, seien es gefangene Feinde oder die eigenen Kinder, oder in Fällen höchster Noth selbst ihre Fürsten, so nahmen sie auch zu andern verwerflichen, mindestens abergläubischen Mitteln ihre Zuflucht, in der Meinung, Gott dadurch zu versöhnen.

Wir sehen daher, daß, wie Gott, im Gegensatze zum Volke der Juden, die Heiden ihrer eigenen natürlichen Entwickelung überlassen hatte, diese sich immer mehr von der ursprünglichen Wahrheit entfernten, doch aber vermöge der übrig gebliebenen Reste derselben noch manches Gute hatten und thaten und dadurch die spätere Bekehrung ermöglichten.

Mit dem Heidenthume ging aber auch die Einheit des Glaubens verloren, wie sie doch der einheitlichen Wahrheit der göttlichen Offenbarung entsprechend hätte bleiben müssen. Und mit ihr zerriß das wichtigste und stärkste Band, das die Menschheit bisher zusammengehalten hatte; die Ausbildung der streng gegen einander abgeschlossenen Volksreligionen bewirkte eine Entfremdung, ja einen Haß und eine Verachtung der Völker unter sich, die erst sehr allmählich durch das Christenthum wieder überwunden werden konnten.

So war es in Asien und Afrika, so in Griechenland und Rom, so auch bei den alten Deutschen und unter ihnen wieder bei den Chatten, den Vorfahren unseres hessischen Volkes. Auch sie huldigten einer Naturreligion, wenn diese auch, der Ehrbarkeit des deutschen Charakters entsprechend, sich in reinerer Weise entwickelte, als die von frivolen Leidenschaften und Schlüpfrigkeiten erfüllte Götterlehre der Griechen und vieler asiatischen Völker. Indessen auch die deutsche Mythologie hat des Bedenklichen immer noch genug, wenn auch mehr in anderer Richtung. Wenn man allein nur die Menschenopfer, die Blutrache und die Sklaverei betrachtet, die auch dem deutschen Heidenthume eigen waren und Deutschland zu einem Schauplatze vieler Greuel machten, so wird man unschwer erkennen, welch' hohes Gut unseren Vorfahren durch die Predigt und die Annahme des Christenthums zu Theil wurde. Aber immerhin darf man doch wohl mit Recht sagen, daß das germanische Heidenthum auf der höchsten Stufe aller heidnischen Religionen stand. So ist es auch der germanischen Mythologie eigenthümlich, daß sie den Glauben an den Weltuntergang aus der Uroffenbarung gerettet, wenn sie auch denselben dann in eigener, mit Irrthümern gemischter Weise weiter verarbeitet hat. Aber nicht nur den Weltuntergang, sondern auch die Erneuerung des Weltalls mit

einem neuen Himmel und einer neuen Erde, wie dies die christliche Kirche lehrt, hielten die heidnischen Germanen im Glauben fest, wodurch gerade den christlichen Missionaren ein sehr wirksamer Anknüpfungspunkt geboten wurde.

Wenn die christliche Exegese mit vollem Rechte schon in dem ersten Kapitel der heil. Schrift, in dem: „Lasset uns den Menschen machen nach unserem Ebenbilde und Gleichniß," eine Beziehung auf die heil. Dreifaltigkeit gefunden hat, so ist es auch gewiß die Erinnerung an dieses Geheimniß der Uroffenbarung, welche der Bildung der germanischen, obersten Götterdreiheit nicht fremd war. Als solche stellen sich nämlich, allerdings unter Festhaltung des über und hinter diesen stehenden, Allvater genannten Einen Gottes, die Götter Wuotan, Donar und Ziu dar, welche eigentlich nur verschiedene Seiten derselben Gottheit sind, wie ihre Merkmale und Eigenschaften auch mehrfach in einander fließen. Wir verstehen ihr Wesen erst, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß auch die germanische Götterwelt der Vergöttlichung der Natur und ihrer Kräfte ihre Entstehung verdankt.

Wuotan, nordisch Odin, der höchste der Asen, wird gedacht als Gott des Lebens und des Lichtes, aber auch des Sturmes. Wuotan ist einäugig —sein Auge ist die Sonne; er thront in Walhalla, d. h. im Himmel; auf seinen Schultern sitzen seine Boten, die beiden Raben Hugin, d. i. der Gedanke, und Munin, d. i. die Erinnerung; zu seinen Füßen aber liegen die beiden Wölfe Geri und Freki, — Raben und Wölfe, die Thiere des Schlachtfeldes. Um sich hat Wuotan nur im Kriege gefallene Helden, und diese kämpfen vor seinen Augen Tag für Tag, denn Kampf ist die Seele germanischen Lebens; darum dachten sich unsere Vorfahren auch den Himmel als ewigen Kampfplatz. Der Grieche dachte sich umgekehrt seine Götter in behaglicher Ruhe und in ewigen Genüssen schwelgend im Olympe thronen, unbekümmert um die Geschicke der Welt. In Griechenland Genuß, in Deutschland Kampf — so verschieden waren beider Völker Ideale! In den heiligen zwölf Nächten zwischen unserem Weihnachten und dem heil. Dreikönigstage, der Zeit des nordischen Julfestes, reitet Wuotan mit goldenem Helme oder breitem Hute, in weitem Mantel, auf weißem Roße, gefolgt von dem wilden Heere, durch die Lüfte, oder auch, er wandert über die Erde zu lohnen und zu strafen. Ihm ist der Mittwoch geheiligt, der alte Wuotanstag, der noch heute in England „Wednesday" heißt.

Donar, auch Thunar, oder nordisch Thor genannt, ist der Gott des Wetters, des Blitzes und des Donners, der über Wolken und Regen Gebietende, daher auch der Gott des Ackerbaues und der Viehzucht. Roth ist sein Antlitz, roth sein Bart, heilig ihm die Flamme, der Fuchs, und der Hahn, weil sie roth sind. Durch die Lüfte fahrend auf einem von gewaltigen schwarzen Böcken gezogenen Wagen wirft er den stets wieder in seine Hand zurückkehrenden Hammer gegen Drachen und Riesen, diese Vertreter und Abgesandte der Göttern und Menschen feindlichen, unterirdischen Mächte. Donar ist auch der Gott der Fruchtbarkeit und der Ehe. Geheiligt ist ihm der Donnerstag, der von ihm den Namen trägt. Die Marburger halten darum von Alters her und bis heute noch ihre Viehmärkte nur an Donnerstagen ab, wie der verstorbene Pfarrer Kolbe mitgetheilt hat.

Der dritte Ase Ziu, altnordisch Tyr, altsächsisch Heru oder auch Saxnot genannt, war in ältester Zeit der oberste Gott der Germanen, unter dem Namen Tiwaz verehrt; seitdem aber der Wuotan-Kultus vom Niederrheine her Eingang gefunden*), sank der einarmige Ziu zum Gotte des Krieges und des Ruhmes herab. Ihm war das Schwert geheiligt, wie Wuotan der Speer und Donar der Hammer. Zu Ziu's Ehren führten deutsche Jünglinge Schwerttänze auf, die noch weit in's Mittelalter hinein sich erhielten, in Hessen sogar noch viel länger. Sein Tag war der Zius- oder Zistag, heute noch in Südwest-Deutschland und der Schweiz Zistig genannt, unser jetziger Dienstag.

Von den übrigen Göttern und Göttinnen der Germanen will ich hier nur die Göttin Freya, Gemahlin Wuotans und Göttin der Ehe nennen, welcher der Freitag geheiligt war und welche als Frau Hulda oder Holle uns Hessen sehr wohl bekannt ist.

Was nun die Stätten der chattischen Götterverehrung betrifft, so befand sich der Opferplatz des ganzen Gaues offenbar auf dem Wuotansberge, dem jetzigen Gudensberg. Hier, wo später die Grafenburg stand, mögen Thiere und auch Menschen, wohl besonders und regelmäßig Kriegsgefangene und Sklaven, unter dem Messer der heidnischen Priester verblutet sein, denn gerade dem Wuotan brachten die Deutschen nach Tacitus Zeugniß**) zu bestimmten Zeiten Menschenopfer, während dem Donar und dem Ziu nur Thieropfer gefallen seien***). Unweit des Berges aber bei dem uralten chattischen Hauptort Mattium oder

*) S. Mogh, Mythologie, in: Paul Grundriß der germanischen Philologie Band I, S. 1054.

**) Germania, C. 9.

***) So lange Ziu der oberste Gott der Germanen war, wurden ihm die Menschenopfer dargebracht, denn diese gebühren nur dem obersten Gotte eines Volkes. (S. Mogh a. a. O. S. 1066.)

Mathanon, dem heutigen Dorfe Maden, lag die Mader Heide, die alte Dingstätte, der Gerichtsplatz des Gaues, auf welchem zugleich die freien Männer zu den Berathungen, über das, was dem ganzen Gaue frommte, zusammenkamen. Auf diesem Fleckchen Erde lag also der Brennpunkt des gesammten chattischen und hessischen Volkslebens von ältester Zeit an und das ganze Mittelalter hindurch, und noch im 17. Jahrhundert fanden dort wenigstens Versammlungen, die sog. Landtage, statt.

Neben der Hauptopferstätte des Gaues gab es aber noch viele andere im Lande; es mag wohl eine jede Markgenossenschaft eine solche bei ihrer Gerichts- und Versammlungsstätte gehabt haben, denn Opfer, Gericht und Versammlung waren eng mit einander verbunden und ohne Opfer fand weder das eine noch die andere statt, allein, nach Tacitus zu urtheilen, werden eben an solchen Opferstätten nur Thiere dargebracht worden sein, keine Menschen. Und wie unsere Altvordern ihre Gerichte und Versammlungen im Freien hielten, so war es auch mit den Opfern. Von deutschen Tempeln hören wir sehr wenig,*) von chattischen gar nichts, und ist es für das Zeitalter älteren deutschen Heidenthums und bei dem ganzen im Freien sich vollziehenden Volksleben auch sehr unwahrscheinlich, daß sie solche hatten. Um so mehr hören wir von heiligen Hainen und Wäldern, von heiligen Bäumen und Quellen. Der Wald ist ihr Tempel; „da wohnt die Gottheit“, wie Baumstark sagt „und birgt ihr Bild in den rauschenden Blättern der Zweige; da ist der Raum, wo der Jäger das gefällte Wild, der Hirte die Rosse, Rinder und Widder seiner Heerde darzubringen hat.“ „Der feierliche allgemeine Gottesdienst des Volkes hat seinen Sitz im Haine.“ Heilige Haine mag jede Markgenossenschaft gehabt haben, heilige Bäume hatte wohl jedes Dorf, ja jeder Hof, der einzeln lag, war es nun eine alte, hochgewachsene, knorrige, weitverzweigte, dem Wuotan und Donar geheiligte Eiche, dieser männliche, urkräftige und urdeutsche Baum, oder war es die weiblich anmuthende, weiche und runde Formen zeigende, der Göttin Freya geheiligte Linde, deren noch heute jedes Dorf eine besitzt, unter welcher die Dorfversammlungen gehalten werden.

Es würde für meine Aufgabe zu weit abführen, wollte ich dies hochinteressante Thema noch weiter ausspinnen; namentlich würden die tausendfachen Volksgebräuche und ihre Bedeutung Stoff in Menge bieten, doch ich muß mich bescheiden und kann nur hie und da etwas herausnehmen, was mir gerade bemerkenswerth scheint.

Opfer und Opferschmäuse waren von vielen Gebräuchen umgeben, wie solche auch das ganze Jahr hindurch alle Vorkommnisse des öffentlichen und privaten Lebens begleiteten. Selbst bis in unsere Zeit haben sich viele derselben erhalten, wie z. B. die in manchen Gegenden noch üblichen Oster- und Johannisfeuer, und zu bestimmten Zeiten des Jahres gewisse Backwerksformen, wie u. a. die hier in Kassel üblichen Männer, Frauen und Hasen zur Adventszeit, die alle mythologische Bedeutung haben als Göttergestalten des Wuotan und der Freya oder Frau Holle, oder als Opferthiere, oder einer Gottheit heilige Thiere, wie es der der Göttin Ostara geweihte Hase war, der ja auch wieder zu Ostern seine absonderliche Rolle als Eierleger spielt.

Verweilen wir noch einen Augenblick beim Opfer selbst. Das Opferthier, deren vornehmstes das Pferd war, wurde zuerst herumgeführt, alsdann auf dem Opfersteine getödtet, das Blut im Opferkessel aufgefangen und auf die Anwesenden gesprengt, die besten Stücke, besonders der Kopf, den Göttern zu Ehren ausgesondert und letzterer auf eine Stange gesteckt oder an einem Baume befestigt, das Fleisch aber in Kesseln gekocht (nie gebraten) und dann gemeinsam, und zwar in Verbindung mit Kräutern, verzehrt. Beim Beginne des Opferschmauses, der mit jedem Opfer verbunden war, trank man der Götter Minne, d. h. man goß zu Ehren des Gottes oder der Götter den ersten Becher unter gewissen Ceremonien auf die Erde aus. Neben den öffentlichen Opfern des ganzen Gaues oder der Markgenossenschaften brachte der Landmann und seine Familie auf eigenem Grund und Boden private Opfer, die in Blumen oder Früchten, Milch oder Honig bestanden oder auch in Vieh, — Opfer des Viehes und Opfer der Früchte, wie wir sie schon an der Wiege der Menschheit, bei Kain und Abel, finden. Die öffentlichen Opfer aber wurden auf den Altären von den Priestern dargebracht; Opfer, Altar und Priester gehören unlöslich zusammen.

Wenn auch die Deutschen, wie man annimmt, keine eigentliche Priesterkaste gleich den Druiden der keltischen Völker gehabt haben, so standen ihre Priester doch jedenfalls im höchsten Ansehen. Sie vollbrachten nicht allein die Opfer und alle religiösen Handlungen, sondern hatten den Willen der Götter auf verschiedene Art zu erforschen und leiteten die Gerichtssitzungen und Volksversammlungen, wie auch sie allein berechtigt waren, die Strafen, selbst die Todesstrafen, zu vollziehen, denn das Leben des Freien gehörte nur Gott, und nur Gottes Stellvertreter konnte es nehmen; das Leben des Sklaven dagegen gehörte dem

*) Tacitus nennt nur das Gotteshaus der Marsen, nämlich den Tempel der Tanfana, und das Haus der Göttin Nerthus. Erst vom 6. Jahrhundert an mehren sich die Beispiele. (Mogh a. a. O. S. 1130)

Herrn desselben, der es schonen oder nehmen konnte nach Willkür. Die Priester zogen mit in den Krieg; sie trugen die Feldzeichen im Kampfe voran, die sie aus den heiligen Hainen geholt hatten, wo sie in den kurzen Zeiten des Friedens bewahrt wurden. Auch war es Sache der Priester, die Disziplin im Heere zu handhaben. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Priester vorzugsweise den edelsten Geschlechtern des Landes angehörten, also mit den Häuptlingen und Anführern des Volkes nahe verwandt waren. Von chattischen Priestern kennen wir nur den Oberpriester Libis, der im Triumphzuge des Germanicus zu Rom als Kriegsgefangener mit aufgeführt wurde. Zweifellos wohnten die Priester in der Nähe ihrer Opferstätten; so wird wohl dieser Libis mit anderen an oder auf dem Wuotansberge gewohnt haben. Ihren Lebensunterhalt erhielten sie durch besondere Abgaben und durch einen Antheil an der Kriegs- und Jagd- Beute. Priesterinnen hatten die Germanen nicht, wohl aber hoch und heilig gehaltene, weissagende Frauen, von denen die Veleda der Brukterer die bekannteste ist.*)

Wir sehen aus diesem Allem, daß unser altes deutsches, und somit ebenwohl das chattische Volk, wenn auch dem Dienste heidnischer Götter von den Zeiten der Väter her ergeben, so doch durchaus religiös gesinnt war, der Art, daß alles, was es that, redete und dachte, in Beziehung zu den Göttern und in letzter Instanz zu Gott gesetzt wurde. Ja, unser ganzes Volksleben, von dem wir Städter freilich wenig zu sehen bekommen, lebt und webt heute noch in Vorstellungen und Gebräuchen, die ihren Ursprung aus dem Heidenthume herleiten. Auch eine Anzahl von Ortsnamen, besonders in der Gegend von Gudensberg, lassen sich wohl theils auf Götternamen, theils auf andere mit dem religiösen Leben des Volkes zusammenhängende Begriffe zurückführen. Ohne mich auf das für einen Laien in der Sprachwissenschaft sehr heikle Gebiet der Namendeutung begeben zu wollen, nenne ich einfach einige Orte dieser Gegend, welche mein sehr verehrter Freund, der verstorbene Professor Wilhelm Arnold, in seinen „Ansiedelungen und Wanderungen" als solche bezeichnet hat, welche religiösen Verhältnissen ihre Namen verdanken. Es sind dies Gudensberg, Fritzlar, Dorla, Metze, Wichdorf, Altenstädt, Geismar, Dissen und Balhorn.

*) Mogh (a. a. O. S. 1133) hält diese Frauen für Priesterinnen.

Näher kann ich hier auf diese interessanten Untersuchungen nicht eingehen, doch kann ich mir nicht versagen, noch zwei Beispiele mythologischer Flur- und Forstortsnamen aus der Nähe anzuführen. Im Dorfe Nieder- Zwehren steht die Kirche auf dem sog. Opperrain, d. h. Opferrain, einer nach allen Seiten abfallenden Stelle, die zweifellos ehedem als Opferstätte gedient hat und zugleich das hohe Alter des Dorfes Nieder-Zwehren bezeugt. Nicht weit davon an dem Fließe im Grunde unter dem Schlößchen Schönfeld, wahrscheinlich in einem ehemaligen heiligen Haine, sprudelt unter dem Donnerraine an der Donnerwiese der Donnerborn, eine dem Gotte Donar geheiligte Quelle, die heute noch klares Wasser giebt. Sie liegt dicht am Fußwege von Nieder-Zwehren nach Wehlheiden und, da dem Gotte Donar Wege und Brücken heilig waren, so ist es gar nicht unmöglich, daß hier auch der alte Weg von Nieder-Zwehren nach dem Centhauptorte und der Gerichtsstätte Kirchditmold vorüber ging. Ganz nahe dieser Quelle führt wenigstens heute eine Brücke über das in späteren Zeiten Verenspitalsbach genannte Fließ, denn ganz in der Nähe des jetzigen Schlößchens Schönfeld lag im Mittelalter das sog. Verenspital mit einer, wenn ich nicht irre, der heil. Jungfrau Maria geweihten Kapelle.

So finden wir wieder über dem Dorfe Helsa an der Losse einen hochragenden, schroffen, von Säulenbasalt getragenen, altarförmigen Kopf, Bilstein genannt, dicht unter welchem, noch ganz auf der Höhe, eine sog. „Blutrathswiese" und daneben ein Waldrevier: „An den Todtengräbern" genannt eine ehemalige Gerichtsstätte, der Bilstein selbst aber vielleicht die dazu gehörige Opferstätte bezeichnen dürften. Möglich, daß auch der am Bilstein gelegene „Pfaffenplatz" die einstige Wohnstätte heidnischer Priester bedeutet. Und so ließen sich die Beispiele gewiß noch sehr vermehren, wenn nur erst einmal die Namen der Fluren und Forstreviere genügend durchforscht wären, das zu bewirken m. E. eine sehr entsprechende und dankbare Aufgabe für unseren Geschichts- Verein sein würde, wobei auch die Kräfte einer Anzahl von Mitgliedern, die keine Gelehrte sind, erfolgreiche Verwendung finden könnten. Es ist dies noch ein sehr schwach bebautes Feld, aber die Erndte verspricht eine sehr ergiebige zu werden.

(Fortsetzung folgt.)

Dämmerung auf der Prärie.

Die Sonne schwand.
Noch liegt ein Flimmern ob den endlos breiten,
Vom Horizont begrenzten Steppenweiten.
Doch aus dem Sand,
Aus den versengten Gräsern der Prärie,
Aus den armsel'gen Büschen dort und hie,
Beginnt ein Knistern, Raschen, Regen,
Ein dürres Zischeln allerwegen,
Als fühlten sie schon über sich hingehen
Die Sommernacht mit ihrem feuchten Wehen.

Doch, ach, wie lang'
Verzieht die Dämm'rung; — und mit scheuen Tritten
Kommt nur die Dunkelheit herangeschritten,
Als wär' sie bang',
Sie selbst, in diesem Meer, dem starren dürren,
Mit ihrem Schattenheer sich zu verirren;
Indeß am fernen Himmelsrand,
Als wär's ein duftig Wolkenband,
Nach einem Thal, das, ach, kein Auge sieht,
Ein Schwarm von dunklen Wandertauben zieht.

Und dann ringsum,
Wie weit das Auge auch wohl suchend strebe, —
Nichts mehr, das vom Lebend'gen Zeugniß gäbe;
So todesstumm
Sieht auch den Himmel man die Wölbung schlagen,
Daß schier man am Gedächtniß möcht' verzagen,
Und glaubt, es hätt' es nie gegeben,
Ein schattig Thal, wo Menschen leben,
Und meint, die Eb'nen, die sich dorten breiten,
Es seien hart geword'ne Ewigkeiten. —

Ricardo Jordan.

Aus alter und neuer Zeit.

Der Sturm der Hessen auf Frankfurt. Wer vor vierzig Jahren die Gastwirthschaft des Bürgermeisters Ruez zu Amöneburg besuchte, traf in der Wirthsstube meist einen alten Oheim des Bürgermeisters gleichen Namens. Der alte noch rüstige Mann saß meist im Lehnstuhle am Ofen. Die Gelegenheit brachte es mit sich, daß er eines Tages auf seine Jugendzeit und den Sturm der tapfern Hessen auf das Friedberger Thor von Frankfurt, 2. Dezember 1792, zu sprechen kam. Er erzählte sehr anschaulich wie er mit anderen Handwerksgesellen, meist Schlossern und Schmieden mit Äxten und Hämmern bewaffnet zum Thor durchgedrungen, dasselbe geöffnet und die Ketten der Zugbrücke gesprengt, worauf die Hessischen Truppen im raschen Anlauf eingedrungen. Der Alte meinte, von da ab hätte er nicht mehr viel gesehen, denn eine französische Kugel hätte ihn niedergestreckt. Das Wahrzeichen trug er noch bei sich, im rechten Unterschenkel konnte man deutlich die Musketenkugel fühlen. Er erzählte das Alles, als ob es sich von selbst verstände und doch war es eine Heldenthat, und sein Andenken sei gesegnet!

Gr.

Wie dankbar die Gesinnung hessischer Offiziere gegen die Stadt Frankfurt für die herzliche Aufnahme der hessischen Truppen nach der Einnahme der Stadt am 2. Dezember 1792 und der dadurch herbeigeführten Befreiung von dem verhaßten französischen Joche, für die sorgsame Pflege der Verwundeten, die vielen Wohlthaten, welche die Bürger den hessischen Kriegern erwiesen, war, geht aus einem Schreiben des Generalmajors von Benning hervor, welches das „Frankfurter Journal" in seiner Nummer 199 vom Sonntag den 14. Dezember 1793 veröffentlicht. F. L. von Benning war bekanntlich Kommandeur des Regiments Garde, dessen 1. Bataillon nächst dem Grenadier-Bataillon Prinz von Hessen-Philippsthal am meisten dem mörderischen Feuer der Franzosen bei dem Sturme auf das Friedberger Thor ausgesetzt war. Das Schreiben lautet:

Cassel, 9. Dezember. Wo ist eine Stadt in Deutschland, die so viel Treue, so viel Standhaftigkeit zeigte dem unsinnigen Freyheitstaumel rasender Franzosen zu widerstehen als die edlen, biederen Bürger von Frankfurt? Wer ist nicht stolz um Ihrer Tugend willen ein Deutscher zu sein? Wie ein Fels im Meer stunden Sie unerschütterlich. Und wir nebst anderen dazu bestimmten Hessen hatten Gelegenheit durch Eroberung Ihrer Stadt der zerstörenden Macht wilder Horden Gränzen zu setzen. Schön war vorher Ihre patriotische Treue und Standhaftigkeit, schöner ist nachher Ihr Großmuth und Menschenliebe, wenn Sie verwundete Soldaten und Wittwen und Waisen der im Kampf gefallenen Streiter immerfort mit neuer Hülfe unterstützten. Die Feyer des Jahrestages, der Ihre Stadt befreyte und den Sie zu einem Tage der Wohlthätigkeit machen — giebt uns davon einen neuen Beweis. Ein Monument für die Nachwelt errichtet König Friedrich Wilhelm von Preussen vor der Stadt unseren im Sturme gebliebenen Hessen. Ein dauerhafteres Denkmal im dankbaren Herzen aller Hessen errichtet Ihr Euch edle biedere Bürger.

F. L. von Benning,
Generalmajor, im Namen aller Offiziere vom hochfürstl. hessischen Regiment Garde.

H. P.

Aus Heimath und Fremde.

Zur Feier des hundertjährigen Gedenktages der Erstürmung Frankfurts durch die Hessen haben in Kassel, Marburg und Frankfurt besondere Feierlichkeiten stattgefunden. In Kassel hatte der Verein für hessische Geschichte und Landeskunde am 2. Dezember im Gasthofe zum Ritter ein Festmahl veranstaltet, das sich einer zahlreichen Theilnahme von Mitgliedern und Gästen erfreute. Ueber den Verlauf dieser Feier berichtet die „Kasseler Allgem. Zeitung“:

Der erste Vorsitzende des Vereins, Bibliothekar Dr. Brunner, eröffnete die Reihe der Tischreden mit einer zündenden Ansprache, in welcher er die Bedeutung des 2. Dezembers für die hessische Kriegsgeschichte darlegte. Nicht nur vor hundert, sondern auch vor nunmehr zwanzig Jahren leisteten die hessischen Truppen gerade an diesem Tage Hervorragendes. Wie dereinst vor Frankfurt den Kurhessen, so gebührte neuerdings in dem Gefechte bei Pouprh den Truppen der 22. Division, die bei den Franzosen nur die hessische hieß und als solche besonders gefürchtet wurde, der Hauptantheil an dem Erfolge des siegreichen Ausganges. Der Redner schloß mit einem Hoch auf Se. Majestät Kaiser Wilhelm II., in welches die Versammlung begeistert einstimmte. Dr. Scherer feierte den anwesenden Dr. Schwarzkopf, welcher sich durch seinen Vortrag im Geschichtsverein abermals als bewährtester Kenner unserer hessischen Kriegsgeschichte gezeigt habe, worauf der Gefeierte in launiger Rede antwortete. Pfarrer Wissemann brachte dem Geschichtsverein ein Hoch, Dr. Brunner den erschienenen Offizieren, in deren Namen Oberst z. D. Becker dankte. Kanzleirath a. D. Gonnermann gedachte in gebundener Rede der Bedeutung des Tages. Es herrschte bei dem Festmahl die gehobenste Stimmung vom Anfange bis zum Schlusse nnd erst in später Stunde trennte man sich. —

An der Erstürmung Frankfurts am 2. Dezember 1792 hatten die hessischen Husaren rühmlichen Antheil. Zur Erinnerung an diese Kriegsthat des Stamm-Regiments fand für das in Kassel garnisonnirende 2. hessische Husaren-Regiment Nr. 14, Landgraf Friedrich II. von Hessen-Homburg, eine militärische Feier statt. Das Regiment rückte im Paradeanzug mit Mänteln nach dem großen Forste, wo Regiments-Appell stattfand und der Kommandeur, Oberstlieutenant von Werthern, eine der Bedeutung des Tages gewidmete Ansprache hielt, die mit einem Hoch auf den obersten Kriegsherrn, Se. Majestät den Kaiser, schloß.

Auch darf nicht unterlassen werden, zu erwähnen, daß bei dem Festmahle, welches der z. Z. tagende hessische Kommunal-Landtag dem Oberpräsidenten Magdeburg im Hôtel Schirmer am 2. Dezember zu Ehren gab, der kommandirende General des XI. Armee-Korps von Wittich an die historische Bedeutung des Tages, an welchem vor hundert Jahren die Hessen Frankfurt im Sturme den Franzosen entrissen, erinnerte und die glänzenden Waffenthaten ter hessischen Truppen in alter und neuer Zeit hervorhob. —

In Marburg hatte am 2. Dezember der Hessische Geschichtsverein gleichfalls zu Ehren des Gedenktages eine besondere Feier veranstaltet, bei welcher Oberst a. D. J. Nebelthau die Festrede hielt. In eingehender, fesselnder Weise schilderte er die ruhmreiche Waffenthat der Hessen und schloß, nachdem er der Ehren gedacht hatte, die Napoleon nach der Schlacht bei Hanau, als er in Frankfurt beim Bankier Bethmann abgestiegen war, dem am Friedberger Thor errichteten Hessendenkmale erweisen ließ, mit den Worten: „So ehrte der Todfeind unseres Volkes den Ruhm unserer Voreltern. Uns aber ist es Pflicht, ihrer Großthaten eingedenk zu sein und dieser Pflicht war die eben verflossene Stunde gewidmet. Möge es nicht die letzte sein.“ —

In Frankfurt a/M. war, wie bereits mitgetheilt, die hundertjährige Gedenkfeier für die am 2. Dezember 1792 bei der Erstürmung Frankfurts gefallenen hessischen Offiziere und Soldaten am Hessendenkmale vor dem Friedberger Thore von dem „Verein der Kurhessen“ veranstaltet. Sie blieb in den Grenzen einer speziellen Vereinsfeierlichkeit; militärische, staatliche und städtische Behörden waren dabei nicht vertreten. An dem Haupttage, dem 2. Dezember, Vormittags 11 Uhr rückten die Festtheilnehmer, bestehend aus den Mitgliedern des Vereins der Kurhessen und verschiedenen Gesangvereinen aus Frankfurt und der Umgegend, sowie den Deputationen der Studentenverbindung Hassia in Marburg und andere Vereine, unter Vorantritt der Kapelle des 1. Hessischen Infanterie-Regiments Nr. 81, vom Scheffeleck, dem Sammelplatze, heran und nahmen im Halbkreis vor der westlichen Seite des Denkmals Aufstellung. Die Sänger eröffneten die Feier mit dem Chor: „Dir möcht' ich meine Lieder weihen“, worauf der Vorsitzende des Kurhessen-Vereins, Georg Sprenger, die Festrede hielt, die mit einem Hoch auf den deutschen Kaiser schloß. Hierauf betrat Bauinspektor Rügemer die Rednertribüne, um namens des Frankfurter Magistrats ein Schreiben zu verlesen, welches der Oberbürgermeister der Stadt Kassel nebst einem für das Denkmal bestimmten Lorbeerkranz gesandt hatte. Es wird darin der Befriedigung Ausdruck gegeben, daß die Stadt Frankfurt die befreiende That der hessischen Soldaten in so freundlichem, nachhaltigem Andenken trage. Mit der Absingung des Chorals: „Nun danket alle Gott“, war der Festakt beendigt, dem ein nach Tausenden zählendes Publikum beiwohnte. Außer der Stadt Kassel hat

der Landgraf von Hessen einen prächtigen Lorbeerkranz niederlegen lassen, der Verein ehemaliger Unteroffiziere einen Kranz mit den deutschen Farben, die Verbindung „Hassia“ in Marburg und der Klub „Junghessen“ in Melsungen je einen Lorbeerkranz mit den hessischen Farben. Auf dem Peterskirchhof war der Grabstein des Prinzen von Hessen-Philippsthal, der bei der Einnahme der Stadt verwundet wurde und am 6. Januar des darauf folgenden Jahres starb, reich bekränzt. Der Prinz ist jedoch nicht dort, sondern in der Familiengruft im Schloß Philippsthal bestattet. Die in den Festplatz einmündenden Straßen, vor allem die Vilbeler Straße, waren würdig geschmückt. Prächtigen Festschmuck trug natürlich das Denkmal selbst, die umliegenden Gebäude waren hinsichtlich der Guirlanden- und Fahnendekorationen nicht zurückgeblieben, der beste Schmuck aber waren die an Tafeln angebrachten Verse unseres verehrten hessischen Landsmannes Joseph Schwank (J. Schiedeck), der die vor hundert Jahren gefallenen Hessen in dem schönen Gedichte

Euch grüß' ich in Ehrfurcht, Ihr tapferen Hessen,
Die siegend Ihr fielet gen gallische Macht! 2c. 2c.

besingt.*) Die Stadt Frankfurt hatte sich an der Feier nur insoweit betheiligt, daß sie die Schmückung des Denkmals auf ihre Kosten übernommen hatte; im Uebrigen hatte sie, indem sie die Ausführung der Festlichkeit vollständig den Vereinen überließ, von einer offiziellen Betheiligung und Vertretung abgesehen.

Am Abend des 2. Dezember fand dann im großen Saale des Zoologischen Gartens ein Bierkommers statt, der leider durch einen Mißton in Folge der unmotivirten unangemessenen Rede eines Theilnehmers getrübt werden sollte. Ein Theil der Vereine, welche ihr Mitwirkung zu den Festakten zugesagt hatten, trat nun zurück und improvisirte für sich eigene Festlichkeiten. So acht Kriegervereine des hessen-nassauischen Verbandes. Doch war die Betheiligung an dem von dem Kurhessen-Verein für Sonntag den 4. Dezember programmmäßig festgesetzten Festzug immer noch groß genug, um einen sehr vortheilhaften Eindruck zu gewähren. Der Zug setzte sich, wie ein Frankfurter Blatt berichtet, von der Kapelle des 81. Infanterie-Regiments eröffnet, um 1 Uhr Mittags durch die Fahrgasse, Allerheiligengasse, Langestraße, Neue Zeil, Zeil 2c 2c. nach dem Hessendenkmal in Bewegung. In allen Straßen, die er passirte und die zum Theil recht schön und reich mit Fahnen und Guirlanden geschmückt waren, bildete zu beiden Seiten eine dichte Zuschauermenge Spalier. Gegen 2 Uhr langte der Zug, in welchem 22 Fahnen und Banner, sowie sechs Musikkorps zu zählen waren, am Ziele an. Nachdem die Vereine vor dem Denkmal Aufstellung genommen und die Klänge des Pariser Einzugsmarsches verklungen waren, nahm der zweite Vorsitzende des Kurhessen-Vereins, Volkmar, das Wort zur Begrüßung der auswärtigen Gäste und einer weiteren Ansprache über die Bedeutung der Festfeier und schloß mit einem Hoch auf den Kaiser. Georg Sprenger, der erste Vorsitzende, legte hierauf Namens des Vereins einen mächtigen Lorbeerkranz mit Schleife am Fuße des Denkmals nieder. Das „Deutsche Lied“, gesungen von den vereinigten Sängern, und ein Musikstück beendeten gegen $^1/_2$ 3 Uhr die Feier am Denkmal, welcher Tausende von Zuschauern beiwohnten. In geschlossenem Zuge erfolgte sodann der Abmarsch durch die Seilerstraße nach der Landwirthschaftlichen Halle, wo gemeinschaftliche Unterhaltung und Musikvorträge durch die Kapelle des festgebenden Vereins stattfanden. Die abendliche Feier im Saalbau vereinte die Freunde des Kurhessenvereins nochmals zu einer anregenden Zusammenkunft. Hierbei hatte der Verein die Genugthuung, daß der Stadtkommandant, Generalmajor von Stülpnagel, der Veranstaltung beiwohnte. Der Abend verlief unter musikalischen Vorträgen und Reden in schönster Weise und schloß mit einem Balle. —

Am 10. Dezember feierte Gymnasial-Oberlehrer a. D. Pfarrer Georg Theodor Dithmar in Marburg seinen 82. Geburtstag. Wir bringen dem hochgeschätzten Herrn und Freunde unserer Zeitschrift, dem auch die heutige Nummer ein größeres Gedicht verdankt, nachträglich noch unseren herzlichsten Glückwunsch dar. Möge es ihm noch recht lange vergönnt sein, bei gleicher geistiger Frische und körperlicher Rüstigkeit zu schaffen und zu wirken, wie bisher.

Universitätsnachrichten. (Personalbestand der Universität Marburg im Winter-Semester 1892/93.) Im Sommersemester 1892 betrug die Zahl der immatrikulirten Studierenden 897, hiervon gingen insgesammt ab 324, es verblieben demnach 573. Dazu sind im Wintersemester 1892/93 gekommen 264, so daß die jetzige Gesammtzahl 837 beträgt. Außer diesen immatrikulirten Studierenden haben noch 42 Personen vom Rektor die Erlaubniß zum Hören der Vorlesungen erhalten, danach erhöht sich die Gesammtzahl der Berechtigten mithin auf 879. Von den immatrikulirten Studierenden entfallen 123 auf die evangelisch-theologische, 187 auf die juristische, 247 auf die medizinische und 280 auf die philosophische Fakultät. Der Staatsangehörigkeit nach vertheilen sich die Studierenden auf folgende Länder: Preußen 682 (Hessen-Nassau 271), übrige Reichsländer 115. Oesterreich-Ungarn 5, Großbritannien 5, Niederlande 4, Rußland 5, Schweiz 4, Türkei 1, Afrika 4, Amerika 5, Asien 2. Als Dozenten sind an der

*) S. „Hessenland“, Jahrgang 1887, Nr. 23.

Universität gegenwärtig thätig: in der theologischen Fakultät 5 ordentliche Professoren und 4 Privatdozenten, in der rechtswissenschaftlichen Fakultät 6 ordentliche, 1 außerordentlicher Professor und 5 Privatdozenten, in der medizinischen Fakultät 11 ordentliche, 1 Honorar-, 4 außerordentliche Professoren, 6 Privatdozenten und 1 Lehrer der Zahnheilkunde, und in der philosophischen Fakultät 22 ordentliche, 11 außerordentliche Professoren und 11 Privatdozenten.

(Obh. Ztg.)

Todesfälle. Am 25. November starb nach längerem Leiden im 71. Lebensjahre zu Kassel der Sanitätsrath Dr. Adolf Harnier, einer der angesehensten Aerzte Kassels. Geboren am 4. April 1822 zu Kassel als Sohn des Geheimen Medizinalrathes Dr. Harnier, besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, das er zu Ostern 1840 absolvirte. Er widmete sich hiernach an den Universitäten Marburg und Göttingen dem Studium der Medizin. In Marburg war er ein angesehener Korpsbursche der Hasso-Nassovia, in Göttingen der Nassovia. Er wurde zu Marburg am 19. August 1844 auf Grund einer Dissertation: Observationes quatuor morborum systematis nervei rarissimorum zum Doctor medicinae promovirt und ließ sich, nachdem er sich noch zu weiteren Studien in Würzburg, Prag und Wien aufgehalten hatte, nach vortrefflich bestandenem Staatsexamen 1849 in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Hier errang er sich bald den Ruf eines sehr tüchtigen und gewissenhaften Arztes, sodaß er in wenigen Jahren eine ausgedehnte Praxis gewann und zu den gesuchtesten Aerzten Kassels zählte. Mit besonderer Vorliebe und Hingabe widmete er sich neben seinen Berufsgeschäften den öffentlichen und gemeinnützigen Angelegenheiten.

Am 25. November verschied zu Kassel im 72. Lebensjahre nach langem, schwerem Leiden Major a. D. Albrecht von Bardeleben. Der Verblichene entstammte einem alten, der Schaumburgischen Ritterschaft angehörigen, weitverzweigten, hoch angesehenen Geschlechte, das unserem engeren Vaterlande Hessen eine große Reihe ausgezeichneter Offiziere und Staatsbeamten geliefert hat. Im Jahre 1866, vor der Annexion, dienten in der kurhessischen Armee nicht weniger als neun Herren von Bardeleben, die sich auf alle Offiziersgrade, vom Generale bis zum Sekondelieutenant vertheilten. Albrecht von Bardeleben wurde nach dem Besuche der Kadettenschule in Kassel 1841 Sekondelieutenant im kurhessischen Leib-Garde-Regiment, avancirte in demselben bis zum Hauptmann und trat nach der Einverleibung Kurhessens in Preußen in gleicher Eigenschaft in das Füsilier-Regiment Nr. 80 ein. Am 24. Juni 1867 wurde er zum Major befördert und 1868 zum Bataillons-Kommandeur ernannt. 1870 trat er in den Ruhestand. Im Kriege gegen Frankreich 1870/71 war er Etappen-Kommandant von Landau. Seit jener Zeit lebte er in Kassel. Er war ein tüchtiger, sehr angesehener und beliebter Offizier, dessen Hinscheiden von allen, die ihm näher standen, lebhaft betrauert wird.

Am 9. Dezember verschied zu Blankenau der Pfarrer Leonard Kalb, geboren zu Fulda am 21. Mai 1823. Nach Besuch des Gymnasiums seiner Vaterstadt studierte er von Ostern 1844 ab an der katholisch-theologischen Lehranstalt zu Fulda Theologie. Am 26. Mai 1849 empfing er die Priesterweihe, war dann Kaplan in Anzefahr, Roßdorf und Neustadt, Frühmesser zu Naumburg und Pfarrer zu Zella im Großherzogthum Sachsen-Weimar. Seit dem 31. März 1873 wirkte er als Pfarrer zu Blankenau am Vogelsberge. Er war ein frommer Priester, ein eifriger Seelsorger, dessen Andenken gesegnet bleiben wird. Requiescat in pace!

Hessische Bücherschau.

Es hat uns von jeher großes Vergnügen gewährt, zu vernehmen, daß unser hochbegabter hessischer Dichter Karl Preser ein neues Werk geschaffen habe. Wissen wir doch, daß ihm in seltenem Grade poetische Schöpfungs- und Gestaltungskraft zu eigen ist und daß seine Leistungen stets gediegene sind. Das ist denn auch bei seiner kürzlich im Verlage von Oskar Ehrhardt in Marburg erschienenen Sammlung von Gedichten:

Heimathliche Bilder und Gestalten

in vollstem Maße der Fall. Man kann dieses Buch, in dem sich der echt hessische Sinn des verehrten Herrn Verfassers so herrlich widerspiegelt, immer und immer wieder lesen und stets wird man neue Schönheiten in demselben entdecken. Nicht allein der jedem Hessen zusagende Stoff, den hier der Verfasser behandelt, ist es, welcher uns so mächtig anzieht, auch die prächtige Sprache, die Form, die Karl Preser so meisterhaft beherrscht, kann nicht rühmend genug anerkannt werden. Es liegt Musik in seinen Versen, kein unreiner Reim findet sich in denselben, ein Vorzug, der ganz besonders hervorgehoben zu werden verdient.

Seine neue Sammlung von Gedichten hat Karl Preser unserer vortrefflichen sinnigen hessischen Dichterin und Schriftstellerin Elisabeth Mentzel gewidmet. Wir können es uns nicht versagen, hier das schöne Gedicht, welches er an dieselbe richtet, wiederzugeben. Kann es doch gewissermaßen als des Verfassers Programm zu seinen „Heimathlichen Bildern und Gestalten“ gelten.

An Elisabeth Mentzel.

Du zogst mit Deinen schönen Bildern,
Der Heimath dichterischen Zier,
Gleich wie mit stolzen Wappenschildern
Vorüber an der Seele mir.
Ich sah, wie Deine Feder tauchte
In unsres Volkes treue Brust,
Und fühlte, wie Dein Geist durchhauchte
Jedwedes Bild mit Daseinslust.

Was Wunder, wenn ich die Gestalten,
Bald frühlingsmild, bald sturmeswild,
In meiner Seele festgehalten
Mit ihrer Schöpf'rin eignem Bild!
Ist doch zu trennen nicht von jenen
Dein Genius, voll Bildnerkunst,
Geweiht, im heil'gen Schaffenssehnen
Von Deiner Muse holden Gunst.

Wenn mir nun selbst in seinem Glanze
Der Heimath Zauber galt als Ruf,
Und ich in neuem Liederkranze
Hier Bilder und Gestalten schuf:
Sag' an, wem könnt' ich lieber legen
Die Liederspende in die Hand,
Als Dir, die dieses Zaubers Segen
In seiner Tiefe selbst erkannt?

Nicht stürmen diese neuen Lieder
Hin mit der Sturmfluth unf'rer Zeit;
Nicht klingen sie vom Schmerze wieder,
Der mit der Noth zum Himmel schreit; —
Denkmäler sind es aus den Marken
Der Heimath, ruhm- und ehrenvoll,
Und Seelen können d'ran erstarken,
Zu trotzen wilder Stürme Groll.

Auch das ist werth des Sängers Leier,
Denn aus dem Gestern wächst das Heut'!
Der übt den Geist zur rechten Feier,
Der auch den Vätern Rosen streut!
Dann nur hinein in's Weltgetose,
Es reift der Geist, das Herz wird stark,
Und nur der Feige, Thatenlose,
Stählt nicht am Alten Herz und Mark. —

Es würde zu weit führen, wollten wir alle in dem Werke enthaltenen prächtigen Gedichte von wirklich poetischem Werthe einzeln anführen, wir überlassen es vielmehr getrost den Lesern unserer Zeitschrift durch die Lektüre dieses Werkes, das in keiner hessischen Familie fehlen sollte, sich selbst ein Urtheil über dasselbe zu bilden und sind überzeugt, daß sie mit uns übereinstimmen werden.

„Ausgewanderte.“ Roman von H. Keller-Jordan. Stuttgart, Verlag von W. Kohlhammer, 1893.

Wieder führt uns die Verfasserin jenseits des Ozeans, dorthin, wo das brausende Wasser des Rio Grande die Grenzen von Mexico und Texas bespült, um die großen Eindrücke, welche sie in jenem fernen Lande in sich aufgenommen, in künstlerischer Verklärung wieder zu spiegeln. Und wie sie mit sinnigem Poetenauge den stimmungsvollen Zauber jener großartigen Natur erfaßte, so hat sie auch die Menschenkinder, die dort drüben wohnen, scharf und genau beobachtet. Aller der Vorzüge, die wir den bis jetzt erschienenen poetischen Leistungen der Verfasserin nachrühmen konnten, erfreut sich auch ihr neuer Roman: klarer Aufbau, feine und warme Wiedergabe des Lebens, scharfe Charakterzeichnung, prächtige Naturschilderung, und dies Alles in einer Sprache, deren dichterischer Schwung sich oft zu hinreißender Gewalt erhebt. Der Adel der Empfindung, der keusche, vornehme Hauch, die das Buch durchziehen, stempeln dasselbe zu einem Herzensroman zartester Art. Und so sei denn auch dieser neue Roman unserer gefeierten hessischen Schriftstellerin auf das Beste empfohlen.

Die Leser unserer Zeitschrift wird es interessiren, zu erfahren, daß demnächst von dem Sohne der Frau H. Keller-Jordan und Enkel Sylvester Jordan's, unserem hessischen Landsmanne Ricardo Jordan in Mexico, dem geist- und gemüthreichen Dichter, dem unser „Hessenland“ viele werthvolle poetische Beiträge, und auch in seiner heutigen Nummer das Gedicht „Dämmerung auf der Prärie“ verdankt, im Verlage von Hendel in Halle ein Cyclus von Uebertragungen der Gedichte des spanischen Dichters Gustavo Becquer erscheinen wird. Ricardo Jordan beherrscht in seltenem Grade seine Muttersprache, und so steht uns denn auch eine formvollendete Uebersetzung der Gedichte des hervorragendsten unter den neueren spanischen Lyrikern in Aussicht. Ricardo Jordan, welcher in der Republik Mexico eine hohe Stellung im Finanzfache einnimmt, hat seinem Heimathlande Hessen eine treue Anhänglichkeit bewahrt, welcher er in verschiedenen seiner Gedichte in tiefgefühlter Weise Ausdruck giebt. Wir erinnern nur an das prächtige Gedicht „Mein Hessenland“, das er in Nummer 10 des Jahrgangs 1887 unserer Zeitschrift veröffentlicht hat.

Burg Gleiberg. Ein Führer für Fremde und Einheimische. Gießen, Verlag von Emil Roth. Herausgegeben vom Gleiberg-Verein. (VIII., 80 S.)

Bereits im Jahre 1837 hatte sich ein Verein zur Erhaltung der Burgruine Gleiberg bei Gießen gebildet. Wenngleich derselbe Mancherlei leistete, so schien er doch Mitte der siebziger Jahre einem unrühmlichen Tode durch Altersschwäche entgegenzugehen, und der gänzliche Verfall des alten Bergschlosses in nächster Aussicht zu stehen. Nachdem der Verein jedoch 1881 vornehmlich durch die Bemühungen des Geheimerats Prof. H. von Ritgen, des Prof. Gareis und des Landrats von Tieschowitz zu neuem Leben erwachte, wurde der Wiederausbau der Burg und die Herrichtung geschmackvoller Räume zu geselligen Zwecken mit dem lebhaftesten Eifer vorgenommen. Gegenwärtig stehen ein stattlicher Saal mit altdeutscher Einrichtung und drei kleinere trauliche Räume Gästen zur Verfügung.

Vorstehende Schrift sucht nun das Interesse für

die romantisch und historisch in gleicher Weise anziehende Burg zu erwecken. Sie giebt eine genaue Beschreibung der Burg, eine Geschichte des Gleiberger Geselligkeitsvereines, seiner Bestrebungen und Erfolge. Besonders wertvoll aber ist die Darstellung der Geschichte der Burg selbst, die uns in knapper und lichtvoller Weise vom Anfange des 10. Jahrhunderts, wo die Burg angelegt wurde, bis in die Neuzeit führt. Am 9. Juni 1646, im verhängnisvollen Hessenkriege, ging der obere Teil der Burg, leider gerade der älteste und wertvollste, nach tapferster Verteidigung durch die Hessen-Darmstädter in Flammen auf. Nur die Teile aus der Zeit des 16. Jahrhunderts blieben erhalten; sie sind es, die gegenwärtig ausgebaut werden. Besonders anziehend ist das Schriftchen durch die vielen trefflichen Illustrationen, die in den Text eingestreut sind und denselben näher veranschaulichen. Der Ertrag des geschmackvoll ausgestatteten Büchleins wird zum Besten der Baukasse der Burg verwandt. Um des schönen Zweckes willen wünschen wir der Schrift, die zu dem überaus billigen Preise von 50 Pfg. ausgegeben wird, die weiteste Verbreitung. Allen Freunden der Geschichte aber und der Natur empfehlen wir den Besuch von Burg Gleiberg.

Laubach, November 1892.

Dr. **August Roeschen.**

Von den bei Gelegenheit der Guttenberg-Ausstellung im August 1890 zu Marburg vom hessischen Geschichtsverein zu Marburg veranlaßten größeren wissenschaftlichen Publikationen sind jetzt zwei im Buchhandel erschienen. Es sind: das in einem Pracht-Foliobande in deutscher, französischer und englischer Ausgabe in Leipzig bei K. W. Hiersemann herausgekommene Werk des Konservators Dr. Ludwig Bickell

Bucheinbände des 15. bis 18. Jahrhunderts aus hessischen Bibliotheken. Mit 53 Lichtdrucken auf 42 Tafeln.

und das im Verlage der N. G. Elwert'schen Universitätsbuchhandlung in Marburg erschienene Werk von Dr. A. von Dommer

Die ältesten Drucke aus Marburg in Hessen. 1527—1566.

Die Besprechung beider Werke behalten wir uns für eine spätere Nummer unserer Zeitschrift vor.

Der neue Band der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde — der 17. der neuen Folge und 27. der ganzen Folge — ist kürzlich ebenfalls zur Vertheilung an die Mitglieder des Vereins gelangt, wie dies schon vor mehreren Wochen bei den vom Vereine jährlich herausgegebenen „Mittheilungen" (Jahrg. 1891) der Fall war. Wir geben nachstehend den Inhalt des neuen Bandes der Zeitschrift wieder mit dem Bemerken, daß wir später darauf zurückkommen werden. 1) Der Chronist Wigand Gerstenberger. Nebst Untersuchungen über ältere hessische Geschichtsquellen. Von Julius Pistor. 2) Die Ritterburgen der vormaligen Abtei Fulda. Von Dr. Justus Schneider in Fulda. 3) Johann von Pappenheim und seine Fehden gegen den Bischof Johann IV. von Hildesheim. Von Gustav von Pappenheim. 4) Burgfriede der Ganerben des Schlosses Schildeck (22. Februar 1425). Mitgetheilt von L. von Löwenstein. 5) Die Kasseler Bibliothek im ersten Jahrhundert ihres Bestehens (16. u. 17. Jahrhundert). Von Dr. Karl Scherer. 6) Zur Geschichte der Schmalkalder Kirchenbibliothek. Eine Berichtigung von Dr. Karl Scherer. 7) Zur hessischen Familiengeschichte. Von August Heldmann. 8) Beitrag zur Geschichte des Postamts Bebra. Von Joseph Ruhl. 9) Der Marburger Aufstand des Jahres 1809. Von Dr. Willi Varges. 10) Beiträge zur Geschichte des Landgrafen Hermann II. von Hessen. Von Friedrich Küch. 11) Die Porzellansammlung des Schlosses Wilhelmsthal bei Kassel. Von Dr. Chr. Scherer. —

Wir verfehlen nicht, auf den soeben für das Jahr 1893 erschienenen Notizkalender und Zeitungskatalog der ältesten deutschen Annoncen-expedition von Haasenstein & Vogler aufmerksam zu machen. Dieser neue Jahrgang zeichnet sich gleich seinen Vorgängern durch praktische Anordnung und Uebersichtlichkeit auf das Vortheilhafteste aus, ja er übertrifft sie noch durch die Reichhaltigkeit des Stoffes und die höchst elegante äußere Ausstattung. Für den Geschäftsverkehr bietet er ein ganz vortreffliches Hülfsmittel und kann daher auf das Beste empfohlen werden.

Bei der Redaktion des Hessenlandes sind folgende neue Schriften eingegangen:

Die deutsche Rechtspartei. Korrespondenzblatt für Gesammt-Deutschland. 1. u. 2. Probenummer (August u. September). Nr. 1 (Oktober) und Nr. 2 (November) 1892. Redaktion, Druck und Verlag von W. Hopf in Melsungen.

Der neue Kurs. Zeitschrift für öffentliche Angelegenheiten. Heft 7, 8, 9 und 10. Berlin. Verlag von Friedrich Luckhardt. 1892.

Eingesandt.

Am 2. Dezember 1892 waren es 100 Jahre, daß die Hessen die alte Reichsstadt Frankfurt im Sturme den Franzosen entrissen. Der Tag ist in Frankfurt festlich begangen worden, und auch in Kassel hat man die Helden gefeiert. Im hessischen Geschichtsverein hat Herr Dr. Schwarzkopf die Erstürmung Frankfurts anschaulich dargestellt und die

Leistung der tapferen Hessen gebührend gewürdigt, dabei auch besonders der Verdienste des preußischen Offiziers Rüchel gedacht. Nun finde ich in der kürzlich erschienenen „Geschichte des preußischen Staates“ von Dr. E. Berner über diese hervorragende Waffenthat unserer hessischen Soldaten den einfachen Satz: „Die Preußen nahmen (am 2. Dez. 1792) Frankfurt.“ Herr Dr. Berner ist preußischer Hausarchivar. Aus Unwissenheit kann er also wohl diesen lapsus nicht gethan haben. Es bleibt also nur übrig, anzunehmen, daß er den Ruhm dieser That seinen Landsleuten hat zuwenden wollen, und diese Verhüllung des Sachverhaltes macht einen sehr befremdlichen Eindruck. Von einem preußischen Hausarchivar kann man doch wohl etwas objektivere Geschichtsschreibung verlangen, umsomehr, als in diesem bestimmten Falle von namhaften preußischen Militärschriftstellern die Hessen als die Eroberer der Stadt bezeichnet werden, ja, der preußische König Friedrich Wilhelm II. selbst seiner Begeisterung für die tapferen hessischen Krieger in einem Denkmal Ausdruck gab, das er den gefallenen Helden errichten ließ.

C. K.

Briefkasten.

F. W. Berlin. Zusendung erhalten; konnte leider für diese Nummer wegen Mangels an Raum noch nicht benutzt werden. Dies wird jedoch in der nächsten Nummer geschehen. Einstweilen der „Zwanglosen Vereinigung geborener Hessen-Kasseler in Berlin“ ein Vivat, floreat, crescat!

L. M. Eschwege. Besten Dank und freundlichsten Gruß.

H. F. Witzenhausen. Sie werden in den nächsten Tagen Antwort erhalten. Wir bitten die Verzögerung gütigst zu entschuldigen.

E. S. Haina. Mit Dank angenommen.

K. M. Frankfurt a. M. Für die Zusendung der betreffenden Blätter, die wir mit großem Interesse gelesen haben, verbindlichsten Dank.

W. Sp. Cottbus. Sie erhalten in aller Kürze die gewünschte Auskunft.

F. H. Wiesloch. Die frühere Zuseudung, sowie die vor einigen Tagen bei uns eingegangene, für welche wir Ihnen unseren Dank abstatten, kommen, sobald dies nur einigermaßen der Raum gestattet, zum Abdruck.

Anzeigen.

Vorzügliches Herrengeschenk!

Unentbehrlich für Jedermann:

Documentenmappe

Beschreibende Druckschrift umsonst und frei.

Fr. Sömmering, Papierwaarenfabrik, Marburg a. L.

Die im „Hessenland“ besprochenen und empfohlenen Bücher sind in unterzeichneter Buchhandlung stets, auf Wunsch auch zur Ansicht, zu haben. Größtes Lager der **hessischen Literatur,** hessischer **Portraits** und **Städte-Ansichten.**

Bibliotheken, sowie einzelne werthvolle Bücher, alte Kupferstiche, Uniform- und Kostüm-Bilder, Portraits etc. werden jederzeit zu angemessenen Preisen gekauft.

Lager von über 100,000 Bänden. Verzeichnisse darüber gratis und franko.

Cassel, Königstraße 19.

Gustav Klaunig,
Hof-Buchhandlung.

Einbanddecken

für den Jahrgang 1892
der Zeitschrift „Hessenland“

liefert die Buchbinderei von **Wilh. Ritter,** Kassel, Königsthor 5, in gleicher Ausstattung wie die früheren Jahrgänge in **olivengrüner** und **rehbrauner Leinwand** mit **Gold-** und **Schwarzprägung** zu dem Preise von **1 Mark das Stück** (nach Auswärts franko gegen Einsendung von 1 Mark 20 Pf. in Briefmarken). Vollständiger Einband in Decke mit rothem Schnitt à 1 Mark (nach Auswärts mit Portoaufschlag). Bestellungen mit Angabe, ob **grün** oder **braun** (auch für frühere Jahrgänge), wolle man **baldmöglichst** direkt an den Genannten oder an die Expedition und Verlag, Buchdruckerei von Friedr. Scheel, hier, gelangen lassen.

Hierdurch erlauben wir uns, an unsere verehrlichen Abonnenten die ergebene Bitte zu richten, uns gütigst durch Uebermittelung von Adressen, an welche **Probenummern** unserer Zeitschrift zu senden wären, unterstützen zu wollen. Wir sind gern bereit, hieraus erwachsende Auslagen zu erstatten, sowie auch zum Zweck der Verbreitung als Probenummern eine Anzahl von Exemplaren zur Verfügung zu stellen.

Redaktion und Verlag
des „Hessenland“.

Abonnements-Einladung.

Das **„Hessenland“** beginnt mit dem 1. Januar 1893 seinen siebenten Jahrgang. In den sechs Jahren seines Bestehens hat es Wurzel geschlagen im hessischen Volke, es ist ein gern gesehener Gast in unserem engeren Vaterlande geworden; Dank der lebendigen Theilnahme und dem vollen Verständniß, die es allgemein gefunden, ist es ihm gelungen, seinem Zwecke möglichst gerecht zu werden.

Die Aufgabe unseres Blattes ist die Pflege der **hessischen Geschichte und Literatur** in allen ihren Verzweigungen. Im deutschen Wesen liegt eben die Pflege stammlicher Eigenart tief begründet, und die Mannigfaltigkeit unseres Geisteslebens ist nicht zuletzt unserm ausgesprochenen Stammesgefühl zu verdanken. Darum will das **„Hessenland“**, ohne den Blick in weitere Gesichtsfelder sich trüben zu lassen, gerade den wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bestrebungen, insoweit sie unserm engeren Vaterland entspringen, zur Heimstätte dienen, und wohl kann unsere Zeitschrift heute schon als der Mittelpunkt des literarischen Schaffens auf hessischem Boden betrachtet werden. Die heimathlichen Dichter und Schriftsteller von Ruf sind fast ausnahmslos unsere Mitarbeiter, und junge Kräfte für uns zu gewinnen, ist unser stetes Bestreben.

Auf dem Grund unseres bewährten Programms werden wir auch ferner stehen. Wir werden der Erforschung unserer **heimathlichen Sondergeschichte** nach wie vor einen bevorzugten Raum in unsern Spalten zuweisen; wir werden die mit ihr verwandten Gebiete der **Literar-, Kultur- und Kunstgeschichte** in entsprechender Weise berücksichtigen. Aber auch das Schaffen zeitgenössischer hessischer Dichter und Schriftsteller soll stets von uns, — soweit in unsern Kräften steht —, gefördert werden. Wir werden wie in den bisherigen Jahrgängen **Erzählungen** und **Gedichte** in sorgfältiger Auswahl, bringen, und unsere besondere Sorge wird der **Volks- und Mundartdichtung** gelten.

Unsere Mitarbeiter und Leser bitten wir, uns auch in Zukunft zu unterstützen, und insbesondere auch für die Verbreitung des **„Hessenlandes“** wirken zu wollen. Möge Jeder von ihnen in seinem Kreise, insbesondere bei den ihm nahestehenden Landsleuten im Auslande, dahin wirken, daß unser Blatt immer mehr Boden gewinne. Das **„Hessenland“** sollte in keiner hessischen Familie fehlen, die geistige Interessen besitzt; können wir doch ohne Ruhmredigkeit sagen, daß sein Inhalt nichts Anderes ist als die Widerspiegelung vaterländischen Geisteslebens.

Möge uns das kommende Jahr die alten Freunde erhalten und viele neue zuführen.

Die Redaktion.

F. Zwenger.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: F. Zwenger in Fulda, Druck und Verlag von Friedr. Scheel in Kassel.

GETTY CENTER LIBRARY
3 3125 00688 8578

